

Annette Mbombi

SCHWARZE DEUTSCHE UND IHRE SOZIALEN IDENTITÄTEN



**Eine empirische Studie zur Lebensrealität von Afrodeutschen
und deren Bedeutung für die Entwicklung
einer schwarzen und einer deutschen Identität**



Cuvillier Verlag Göttingen
Internationaler wissenschaftlicher Fachverlag

Annette Mbombi

SCHWARZE DEUTSCHE UND IHRE SOZIALEN IDENTITÄTEN

**Eine empirische Studie zur Lebensrealität von Afrodeutschen
und deren Bedeutung für die Entwicklung
einer schwarzen und einer deutschen Identität**

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

1. Aufl. - Göttingen : Cuvillier, 2011
Zugl.: Lüneburg, Univ., Diss., 2010

978-3-86955-602-4

Diese Arbeit wurde als Dissertation an der Fakultät Bildung der Leuphana Universität Lüneburg angenommen.

Eingereicht: 10. Mai 2010

Gutachter:

Herr Prof. Dr. Lutz Schumacher, Leuphana Universität Lüneburg

Herr Prof. Dr. Bernhard Sieland, Leuphana Universität Lüneburg

Frau Prof. Dr. Rosemarie Mielke, Universität Hamburg

Tag der Disputation: 10. Dezember 2010

Titelbilder Romano Ruhnau Fotografie, Hamburg
www.RomanoRuhnau.de

© CUVILLIER VERLAG, Göttingen 2011
Nonnenstieg 8, 37075 Göttingen
Telefon: 0551-54724-0
Telefax: 0551-54724-21
www.cuvillier.de

Alle Rechte vorbehalten. Ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlages ist es nicht gestattet, das Buch oder Teile daraus auf fotomechanischem Weg (Fotokopie, Mikrokopie) zu vervielfältigen.

1. Auflage, 2011

Gedruckt auf säurefreiem Papier

978-3-86955-602-4

Für Shara und Jonel

Danke!

Zu allererst bedanke ich mich ganz außerordentlich bei meinem Doktorvater Professor Dr. Lutz Schumacher für sein anhaltendes Interesse an der Lebensrealität der Gruppe der Schwarzen Deutschen und seinen andauernden motivierenden Zuspruch, sich dieser mit einer wissenschaftlichen Arbeit zu widmen und die Begleitung einer solchen Promotion zu übernehmen. Er hat mir damit die Möglichkeit eröffnet, ganz eigenen Interessen zu folgen und diese in wissenschaftliche Fragestellungen zu übertragen. Die vielen Diskussionen, seine offenen Fragen zum Thema, die vielfältigen hinterfragenden und damit zielführenden Anmerkungen und geduldig vermittelten Hilfestellungen, haben es mir ermöglicht, dieses neue Forschungsfeld in ersten Teilen zu erschließen.

Ein besonderer Dank geht an Herrn Professor Dr. Bernhard Sieland, der mir ebenfalls bereits im Vorfeld der Erstellung der Dissertation unterstützend zur Seite gestanden hat und freundlicherweise bereit war, als Zweitgutachter zu fungieren.

Ein großer Dank richtet sich auch an Frau Professorin Dr. Rosemarie Mielke, die sich trotz ihrer extrem arbeitsintensiven Tätigkeit im Präsidium der Universität Hamburg die Zeit genommen hat, diese Arbeit als Drittgutachterin zu bewerten.

Ein spezieller Dank geht an das Evangelische Studienwerk Villigst e.V., das für die Erstellung der Arbeit ein Promotions-Stipendium gewährte. Ein besonderes Dankeschön dafür, dass mir diese Förderung in „fortgeschrittenem“ Alter nach jahrelanger angestellter Tätigkeit als Psychologin, als Mutter eines Kleinkindes und in Erwartung weiteren Nachwuchses zuteil wurde. Nur so war der zeitlich begrenzte Weg zurück in die Wissenschaft überhaupt möglich. Damit hat ein akademischer Lebensweg abseits der typischen Universitätskarrieren Unterstützung gefunden. Ohne den ideellen und finanziellen Beitrag des Förderungswerkes hätte diese Arbeit nicht erstellt werden können.

Diese Arbeit wäre auch nicht zustande gekommen, hätten sich nicht über 200 Schwarze Deutsche die Zeit genommen, geduldig einen 19(!)seitigen Fragebogen auszufüllen. Dabei haben sie viele sehr persönliche und manchmal sicher auch berührende Fragen zu ihrer Kindheit, Jugend und aktuellen Lebenssituation beantwortet – Ihnen und Euch vielen herzlichen Dank dafür!

Das größte Dankeschön gebührt sicher meiner Familie. Besonderer Dank geht an meine wunderbaren Kinder, die mir während der zuweilen äußerst quälenden Phase der Promotionserstellung bei zeitweise paralleler angestellter Berufstätigkeit immer wieder sehr deutlich und liebevoll gezeigt haben, wo der wahre Lebensmittelpunkt liegt. Ebenso danke ich meinem Mann, der diese Arbeit sicher so manches Mal verflucht hat, aber dennoch immer und immer wieder motivierend auf mich eingewirkt hat, sie zum Abschluss zu bringen. Meinen Eltern Helga und Jérémie Mayama Mbombi danke ich für ihre unschätzbare immerwährende uneingeschränkte und bedingungslose Unterstützung in allen Phasen meines Lebens. Auch bei der Erstellung dieser Schrift haben sie mir wieder einmal tatkräftig zur Seite gestanden. Meinem Vater danke ich für die kreative Unterstützung bei der Rekrutierung von Studienteilnehmern, meiner Mutter gebührt großer Dank für ihre Übersetzungshilfen und das mehrmalige geduldige Korrekturlesen des gesamten Manuskriptes. Meiner Cousine Valérie Nieuwland und Nino Sandow danke ich für ihre Fotos für das Titelblatt.

Danke sage ich außerdem allen anderen Personen, die mich aus den Frustrationen der Promotion geholt und abgelenkt haben und sich an passender Stelle taktvoll die Frage nach einem baldigen Ende dieses Arbeitsprozesses verkneifen konnten.

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	1
Kapitel 1 Die Lebensrealität von Afrodeutschen	21
1.1 (Selbst-) Bezeichnungen der Gruppe	22
1.1.1 Definitionsmacht und Identitätsstiftung durch (positive) Selbstbezeichnung	24
1.1.2 Begriffsverwendungen in der vorliegenden Arbeit - Afrodeutsche und Schwarze Deutsche	26
1.2 Bestimmungsmerkmale der Gruppe der Afrodeutschen	28
1.2.1 Psychologisch begründete Bestimmungsmerkmale	28
1.2.2 Politisch begründete Bestimmungsmerkmale	30
1.2.3 Psychologisch bestimmte Gruppendifinition der Studie	32
1.3 Verschiedene Generationen von Afrodeutschen	37
1.4 Gruppengröße	39
1.5 Psychologisch relevante Aspekte der Lebensrealität Afrodeutscher	40
1.5.1 Forschungsstand zu psychologisch relevanten Aspekten der Lebensrealität Afrodeutscher	41
1.5.2 Sonderrolle und Ausgrenzungserfahrung	43
1.5.2.1 Sonderrolle und Ausgrenzungserfahrung in öffentlichen Bezügen	43
1.5.2.2 Sonderrolle und Ausgrenzungserfahrung in privaten Bezügen	44
1.5.2.3 Theoretische Einordnung der Phänomene `Sonderrolle´ und `Ausgrenzungserfahrung´	46
1.5.3 Fehlkategorisierung als Fremde und Ausländer	50
1.5.3.1 Erlebte Fehlkategorisierung als Fremde und Ausländer	50
1.5.3.2 Theoretische Einordnung des Phänomens `Fehlkategorisierung´ als Fremde und Ausländer	52
1.5.4 Vereinzelung und Isolationserfahrung	56
1.5.4.1 Erlebte Vereinzelung und Isolationempfinden	56

1.5.4.2	Theoretische Einordnung der Phänomene `Vereinzelung´ und `Isolationserfahrung´	57
1.5.5	Dominierende weiße Sozialisationsinstanzen und Distanz zur Heimatkultur des schwarzen Elternteils	59
1.5.5.1	Dominanz weißer Sozialisationspersonen, -instanzen und -inhalte	59
1.5.5.2	Distanz zur Heimatkultur des schwarzen Elternteils	60
1.5.5.3	Theoretische Einordnung der Phänomene `weiß dominierte Sozialisation´ und `Distanz zur Heimatkultur des schwarzen Elternteils´	62
1.5.5.3.1	Qualität der Beziehungen zu schwarzen und weißen Menschen - Push- und Pull-Faktoren	62
1.5.5.3.2	Relevanz einer schwarzen Sozialisation	63
1.5.5.3.3	Psychologische Bedeutung einer weiß dominierten Sozialisation	66
1.5.6	Rassismus	71
1.5.6.1	Erlebter Rassismus	71
1.5.6.2	Theoretische Einordnung des Phänomens `Rassismus´	74
1.5.6.3	Rassismus als Stressor	78
1.5.6.4	Soziale Unterstützung in rassistischen Situationen	80
Kapitel 2	Gruppenbezogene (soziale) Identität von Afrodeutschen	85
2.1	Die Theorie der sozialen Identität - Ausgangspunkte ihrer Entwicklung	87
2.2	Die Theorie der sozialen Identität – ein Überblick	89
2.2.1	Soziale Kategorisierung als Voraussetzung einer sozialen Identität	90
2.2.2	Einschub Kategorisierungsfehler und –verzerrungen	92
2.2.3.	Soziale Identität - Kernkonstrukt der Theorie der sozialen Identität	94
2.2.4.	Sozialer Vergleich und Streben nach positiver Distinktheit	95
2.2.5.	Strategien zum Erlangen positiver Distinktheit	97

2.3	Intergruppenverhalten	99
2.3.1	Bedingungsfaktoren für Intergruppenverhalten	99
2.3.2	Merkmale von Intergruppenverhalten	101
2.4	Kritik an der Theorie der sozialen Identität	102
2.5	Afrodeutsche Minorität und soziale Identität	102
2.5.1	Definition einer Minorität	105
2.5.2	(Afrodeutsche) Minorität und positive Distinktheit	106
2.5.2.1	Internalisierung einer negativen Identität	108
2.5.2.2	Soziale und individuelle Mobilität und Assimilation	109
2.5.2.3	Räumliche und kulturelle Segregation	111
2.5.2.4	Sozialer Wettbewerb	112
2.5.2.5	Soziale Kreativität	112
Kapitel 3	National-kulturelle, ethnische und schwarze (soziale) Identität von Afrodeutschen	117
3.1	Afrodeutsche und national-kulturelle (soziale) Identität	117
3.1.1	Die heimatliche national-kulturelle Gruppe	118
3.1.2	National-kulturelle Identität – eine soziale Identität	119
3.1.3	Effekte einer national-kulturellen Identität	121
3.1.4	Die deutsche national-kulturelle Gruppe und soziale Identität	123
3.2	Afrodeutsche und ethnische (soziale) Identität	126
3.2.1	Die ethnische Gruppe	126
3.2.2	Ethnische Identität - eine soziale Identität	127
3.2.3	Afrodeutsche - eine „racial“ Minorität	128
3.3	Afrodeutsche und schwarze (soziale) Identität	132
3.3.1	Schwarze Identität - Ordnung der Konstruktverständnisse	134
3.3.2	Schwarze Identität - Historie des Konstruktverständnisses, bekannte Modelle	137
3.3.3	Schwarze Identität - Modelle in der vorliegenden Studie	142
3.3.3.1	Model of Ethnic Identity von Phinney	142
3.3.3.2	Multidimensional Model of African American Racial Identity von Sanders Thompson	144

3.3.3.3	Multidimensional Model of Racial Identity von Sellers, Shelton, Rowley und Chavous	145
3.3.4	Afrodeutsche und schwarze Identität	148
3.3.5	Bedingungsvariablen einer schwarzen Identität	152
3.3.5.1	Geschlecht	152
3.3.5.2	Sozial-gesellschaftliche Faktoren	153
3.3.5.3	Familiäre Bedingungen	154
3.3.5.4	Sozialisation im Erwachsenenalter und Identitätsarbeit	157
3.3.5.5.	Rassismus	158
3.3.6	Effekte einer schwarzen Identität	159
Kapitel 4	Präzisierung der Fragestellungen und Ableitung der Hypothesen	163
4.1	Präzisierung der Fragestellungen	163
4.2	Hypothesen	166
4.2.1	Hypothesen zu Entwicklung, Ausprägung und Effekten einer national-kulturellen deutschen Identität	166
4.2.2	Hypothesen zu Entwicklung, Ausprägung und Effekten einer schwarzen Identität	168
4.2.3	Hypothesen zur Beziehung von national-kultureller deutscher Identität zu schwarzer Identität	184
4.2.4	Hypothesen zu weiteren relevanten Aspekten der Lebensrealität von Afrodeutschen, Einflussfaktoren von Selbstwert, Lebenszufriedenheit und Race-Related Stress	186
4.3	Integratives Wirkmodell	189
Kapitel 5	Beschreibung der Untersuchung	195
5.1	Untersuchungsdesign und -ablauf	195
5.2	Die Stichprobe	195
5.2.1	Rekrutierung der Stichprobe - Informationen und Hürden	196
5.2.1.1	Rekrutierung bei Verbänden, Organisationen und über Online-Angebote für Schwarze Deutsche	197

5.2.1.2	Rekrutierung über private Kontakte zu Schwarzen Deutschen	198
5.2.1.3	Rekrutierung über Aushänge und Handzettel	198
5.2.2	Beschreibung der Stichprobe	199
5.2.3	Abweichungen der Stichprobe von der deutschen Gesamtbevölkerung	209
5.2.4	Repräsentativität der Stichprobe	211
5.3	Operationalisierung der Variablen	213
5.3.1	Deutsche national-kulturelle (soziale) Identität	214
5.3.1.1	Subskala „Deutsche Identität“ von Orth, Broszkiewicz und Schütte	214
5.3.1.2	Subskala „Identification“ von Mael und Ashforth	217
5.3.2	Schwarze (soziale) Identität	220
5.3.2.1	Multidimensional Racial Identification Scale – Revised (MRIS-R) von Sanders Thompson	222
5.3.2.1.1	Subskala Psychological Racial Identity	222
5.3.2.1.2	Politisch-emanzipatorische schwarze Identität – Skalenneubildung	226
5.3.2.1.3	Subskala Physical Racial Identity (eliminiert)	228
5.3.2.2	Multidimensional Inventory of Black Identity (MIBI) von Sellers, Rowley, Chavous, Shelton und Smith	230
5.3.2.2.1	Subskala Centrality	231
5.3.2.2.2	Subskala Private Regard (eliminiert)	234
5.3.2.2.3	Subskala Public Regard	236
5.3.2.3	Emotional-zentrale Identität - Skalenneubildung	238
5.3.2.4	Adaptierte Subskala „Deutsche Identität“ von Orth, Broszkiewicz und Schütte (eliminiert)	241
5.3.2.5	Subskala „Identification“ von Mael und Ashforth (eliminiert)	243
5.3.3	Schwarze Identitätsarbeit	246
5.3.3.1	Subskala „Ethnic Identity Achievement“ des Multigroup Ethnic Identity Measure von Phinney	246
5.3.3.2	Schwarze Identitätsarbeit - Skalenneubildung	249
5.3.4	Akzeptanz durch die Familie und Push- und Pull-Faktoren	251

5.3.5	Kontakt zu Schwarzen Menschen und Isolationsgefühl in Kindheit/Jugend und heute	253
5.3.6	Schwarze Sozialisationsinhalte	256
5.3.6.1	Schwarze Sozialisation - Skala nach Sanders Thompson	256
5.3.6.2	Vertrautheit mit der Kultur des schwarzen Elternteils	261
5.3.6.3	Förderung der Beschäftigung mit schwarzen Themen	262
5.3.7	Rassismuswahrnehmung und rassismusbedingter Stress – der Index of Race-Related Stress, Brief-Version (IRRS-B) von Utsey	263
5.3.8	Lebenszufriedenheit, Selbstwert und Selbstwirksamkeitserwartung – Effektvariablen	269
5.3.8.1	The Satisfaction with Life Scale von Diener, Emmons, Larse und Griffin	269
5.3.8.2	Rosenberg-Skala zum Selbstwertgefühl	271
5.3.8.3	Skala zur Erfassung der allgemeinen Selbstwirksamkeitserwartung von Schwarzer und Jerusalem	274
Kapitel 6	Ergebnisdarstellung	281
6.1	Deskriptive Statistiken	281
6.1.1	Familiärer Hintergrund	281
6.1.1.1	Elternkonstellation – Gruppenzugehörigkeit	281
6.1.1.2	Sorgeberechtigte/Bezugspersonen – bei wem aufgewachsen	284
6.1.1.3	Anwesenheit eines schwarzen Elternteils	286
6.1.1.4	Gruppenzugehörigkeit und Anwesenheit von Geschwistern	287
6.1.1.5	Namen	289
6.1.1.6	Bildungshintergrund der Eltern	291
6.1.2	Umfeld in Kindheit und Jugend	293
6.1.2.1	Größe des Heimatortes	293
6.1.2.2	Schwarze Referenzgruppe	294
6.1.3	Kategorisierung, Akzeptanz und Verbundenheit in Kindheit und Jugend	298
6.1.4	Schwarze Sozialisation in Kindheit und Jugend	304
6.1.5	Aktuelle Lebensrealität	306

6.1.5.1	Selbstbezeichnung	307
6.1.5.2	Schwarze Referenzgruppe und Isolationsempfinden	310
6.1.5.3	Gruppenzugehörigkeit des Lebenspartners	313
6.1.5.4	Vertrautheit mit der Heimatkultur des schwarzen Elternteils	316
6.1.5.5	Engagement in Interessensvertretungen	317
6.1.6.6	Erlebter Rassismus	317
6.2	Hypothesen prüfende Analysen	321
6.2.1	Skaleninterkorrelationen	323
6.2.2	Prüfungen der Einzelhypothesen	326
6.2.2.1	Hypothesen zu Entwicklung, Ausprägung und Effekten einer national-kulturellen deutschen Identität - Ergebnisse	326
6.2.2.2	Hypothesen zu Entwicklung, Ausprägung und Effekten einer schwarzen Identität - Ergebnisse	329
6.2.2.3	Hypothesen zur Beziehung von national-kultureller deutscher Identität zu schwarzer Identität – Ergebnisse	353
6.2.2.4	Hypothesen zu weiteren relevanten Aspekten der Lebensrealität von Afrodeutschen – Ergebnisse, Einflussfaktoren von Selbstwert, Lebenszufriedenheit und Race-Related-Sress – Ergebnisse	356
6.2.2.5	Zusammenfassung und kurze Einordnung der Ergebnisse der Analysen der Einzelhypothesen	360
6.2.3	Analyse komplexer Wirkzusammenhänge	374
6.2.3.1	Konfirmatorische Faktorenanalysen und Strukturgleichungen (SEM)	374
6.2.3.1.1	Gütekriterien	374
6.2.3.1.2	Prüfung der Voraussetzungen und Parceling	377
6.2.3.2	Strukturmodelle der Studie	379
Kapitel 7	Diskussion	397
7.1	Diskussion zentraler Ergebnisse der Studie	397
7.1.1	Messinstrumente	398
7.1.2	Deskriptive Statistiken – Beschreibung der Gruppe	400

7.1.3	Hypothesen und Modell prüfende Analysen	411
7.1.3.1	Entwicklung, Ausprägung und Effekte einer national-kulturellen deutschen Identität	411
7.1.3.2	Entwicklung, Ausprägung und Effekte einer schwarzen Identität	416
7.1.3.3	Wechselwirkung zwischen der Ausprägung einer national-kulturellen deutschen Identität und der Ausprägung einer schwarzen Identität	429
7.1.3.4	Ergebnisse zu weiteren relevanten Aspekten der Lebensrealität von Afrodeutschen	430
7.2	Limitationen der Studie	431
7.2.1	Die Stichprobe	432
7.2.2	Das Design	434
7.2.3	Messinstrumente	435
7.3	Praktische Implikationen	435
7.3.1	(Weiße) gesellschaftliche und familiäre Veränderungen	436
7.3.2	Stärkung der Afrodeutschen - Empowerment	440
7.3.3	Politische Arbeit	443
7.4	Fazit	445
	Literaturverzeichnis	451
	Abbildungs- und Tabellenverzeichnis	485
	Anhang A - Der Fragebogen	495
	Anhang B - Test auf Normalverteilung	509

Einleitung

In Deutschland leben viele (gebürtige) Deutsche, die äußerlich nicht der von der weißen Mehrheitsgesellschaft geteilten Vorstellung der oder des „typischen Deutschen“ entsprechen. Im Gegensatz zur Mehrzahl ihrer Landsleute sind sie nicht weiß¹ sondern schwarz. Wiedenroth-Coulibaly (2005, b) spricht von „Personen mit dunkler Hautfarbe, die durch ihre äußere Erscheinung von der als Norm gesetzten hellen, so genannten weißen Haut abweichen“. Die in der vorliegenden Studie betrachtete Teilgruppe *Schwarzer Menschen* in Deutschland, die Gruppe der *Afrodeutschen*, wird über die Hautfarbe, die deutsche Muttersprache und die dominierende (weiße) deutsche *Sozialisation* in familiären und weiteren privaten wie gesellschaftlichen Bezügen definiert². Damit orientiert sich die Arbeit als Teil der empirisch-quantitativen sozialpsychologischen Forschung an psychologisch geprägten Definitionen von Afrodeutschen, selbstverständlich um die politischen Definitionen und Bedeutung des Begriffs *schwarz* wissend, der weiter unten erläutert wird.

Die Bezeichnung *Afrodeutsche* tritt in der Literatur erstmals 1986 auf (Oguntoye, Opitz & Schultz 1986). Sie wird in Anlehnung an die amerikanischen Begriffsbestimmungen *Afro- und African-American* aus der Gruppe selbst heraus entwickelt. Amoateng (1990) betont, dass auch der Begriff *Schwarze Deutsche*³ von der Gruppe selbst geprägt wurde. In der vorliegenden Arbeit werden die Begriffe *Afrodeutsche* und *Schwarze Deutsche* synonym verwendet - sehr wohl wissend, dass eine definitorische Unterscheidung möglich ist. Hierauf wird in einem späteren Kapitel eingegangen.

Die meisten Afrodeutschen sind in Deutschland als Deutsche geboren, sie wachsen hierzulande auf, sprechen deutsch als (einzige) Muttersprache, sind – ebenso wie ihre weißen Landsleute – zumeist ganz selbstverständlich Träger⁴ der hiesigen heimatlichen, kulturellen, nationalen deutschen Werte, Einstellungen, Normen und Rituale. So definiert die schwarze deutsche Psychologin Bärbel Kampmann (1994,

¹ Bei der Hautfarbe handelt es sich um soziale Konstruktionen; hierauf wird in einem folgenden Kapitel detailliert eingegangen.

² Auf die Problematik der unterschiedlichen Definitionen der Gruppenzusammensetzung wird in einem späteren Kapitel ausführlich eingegangen.

³ *Schwarze Deutsche, Schwarze Menschen und Schwarze Community* werden als selbst gewählte Eigennamen der Gruppe stets groß geschrieben; da es sich in der vorliegenden Arbeit um eine wissenschaftliche psychologische Abhandlung handelt, muss - anders als in politischen Bezügen (vgl. z.B. Sow, 2008, S. 19) - auf das durchgängige Großschreiben des Adjektivs *schwarz* in anderen Wortkombinationen verzichtet werden.

⁴ Um eine gute Lesbarkeit des Textes zu gewährleisten, wird teilweise nur die männliche Form gewählt. Alle Aussagen beziehen sich – sofern nicht anders erwähnt – auf weibliche und männliche Personen.

S. 126) die Gruppe der Schwarzen Deutschen als „Menschen, die eine dunkle Hautfarbe haben und deren Nationalität deutsch ist. In der Regel handelt es sich dabei um Nachkommen binationaler Beziehungen, bei denen ein Elternteil weiß und deutscher Herkunft - meist die Mutter -, der andere schwarz und afrikanischer bzw. afro-amerikanischer Herkunft ist“. Afrodeutsche werden, der gewählten Definition entsprechend, meist von einer Mutter geboren, die eine andere Hautfarbe hat als sie selbst. Ein Großteil der Afrodeutschen wächst in weiß dominierten Familien auf, in denen sie - kommt es durch die Trennung der Eltern dazu, dass sie beim weißen Elternteil verbleiben - oftmals das einzige schwarze Familienmitglied sind (vgl. Sephocle, 1996; Blackshire-Belay, 2001).

Die Geschichte Schwarzer Deutscher reicht bis ins 12. Jahrhundert zurück. Als größere Gruppe wurden Afrodeutsche von der *weißen Mehrheitsgesellschaft* erstmals in den 1950er Jahren wahrgenommen, von der weißen deutschen Öffentlichkeit als so genannte „Besatzungskinder“ titulierte (vgl. Ayim, 1987; Sephocle, 1996; Blackshire-Belay, 2001). Die Bevölkerungsgruppe der Schwarzen Deutschen vergrößerte sich in den 1960er und 1970er Jahren unter anderem wegen der steigenden Zahl afrikanischer Studierender in West- und Ost-Deutschland und der Immigration von schwarzen Auszubildenden und Kontraktfacharbeitern in die DDR (vgl. Benndorf, 2008). Aus der Verbindung dieser Migranten mit weißen (deutschen) Partnern gingen afrodeutsche Kinder hervor (Ayim, 1995). Es kann außerdem auch davon ausgegangen werden, dass mit der Politisierung der Gruppe seit den 1980er Jahren und der ersten Ausbildung einer sichtbaren afrodeutschen *Community*⁵ Schwarze Deutsche seltener in völliger Vereinzelung als Schwarze leben, sondern in stärkerem Maße gesellschaftliche und politische Kontakte zwischen Schwarzen (Deutschen) bestehen. In Folge dürften, wie in anderen Minderheitengruppen auch, Partnerschaften zwischen Mitgliedern der *Minorität*⁶ bestehen und so - neben der eben erwähnten Gruppe der Schwarzen Deutschen mit einem schwarzen und einem weißen Elternteil - auch die Größe jener Teilgruppe der Afrodeutschen ansteigen, die zwei schwarze (deutsche) Elternteile haben. Dies macht deutlich, dass es sich um eine durchaus heterogene Gruppe handelt. Die Zahl der Schwarzen Deutschen ist kontinuierlich angestiegen, und es ist davon

⁵ Ein Großteil der herangezogenen Literatur ist in englischer Sprache verfasst. Daher tauchen im Text immer wieder englische Begrifflichkeiten auf, da eine Übersetzung ins Deutsche oft nicht passend erscheint.

⁶ In der vorliegenden Arbeit wird der Term Minorität/Minderheit psychologisch-soziologisch verstanden und muss daher auch verwendet werden. Dabei ist selbstverständlich der politisch orientierte Ansatz bekannt, die Begrifflichkeiten im Zusammenhang mit Schwarzen Gruppen eher zu vermeiden, da diese global betrachtet nicht die Minderheit, sondern die Mehrheit der Menschen dieser Erde repräsentieren.

auszugehen, dass die Zahl wie in anderen europäischen Staaten vor dem Hintergrund einer zunehmenden Globalisierung und Zuwanderung weiter steigt (vgl. Berrington, 1995).

Zur Zahl der aktuell in Deutschland lebenden Afrodeutschen existieren sehr unterschiedliche Schätzungen. Gesicherte Zahlen liegen nicht vor, bisher gibt es daher keine verlässliche Schätzung der Grundgesamtheit der Schwarzen Deutschen. Die Angaben schwanken zwischen 30.000 im Westdeutschland vor dem Mauerfall und 500.000 in der heutigen vereinigten Bundesrepublik (vgl. Kampmann, 1994, Asante, 1996, El-Tayeb, 2002). Es lässt sich aber davon ausgehen, dass es sich um eine hinsichtlich ihrer Größe schon jetzt durchaus bedeutsame Bevölkerungsgruppe handelt.

Die vorliegende Arbeit widmet sich daher keineswegs vereinzelt auftretenden Individuen mit besonderem „Einzelschicksal“, sondern einer großen Gruppe Schwarzer Deutscher (Staats-)Bürgerinnen und -bürger mit einer außergewöhnlichen Lebensrealität, die ganz besondere, psychologisch relevante Herausforderungen an den/die Einzelne stellt.

Forschungsinteresse, -relevanz und der für die Studie gewählte wissenschaftliche Untersuchungsfokus entspringen dabei auch den (auto-)biographischen Berichten einzelner Angehöriger dieser Minderheit, die immer wieder als zentrales Merkmal der Lebenssituation Afrodeutscher die isolierte Position als einziger Schwarzer Mensch unter weißen Landsleuten als besondere Herausforderung betonen. Es werden dabei relevante psychologische Konsequenzen betont, die daraus resultieren, als einziger Schwarzer Mensch in (fast) ausschließlich weißer Umgebung auf- und herangewachsen zu sein (vgl. u. a. Oguntoye, Opitz & Schultz 1986; Hügel, 1993; Geller, 1997; Hügel-Marshall, 1998; Massaquoi, 1999; Gerunde, 2000; Usleber, 2002; Nejar, 2007; Ritz, 2009). Die berichtete Vereinzelung bezieht sich vielfach auch auf den familiären Hintergrund, viele Afrodeutsche werden den Berichten zufolge ausschließlich von weißen Bezugspersonen sozialisiert. Der Minoritätsstatus besteht damit bei vielen offenbar selbst in der eigenen Familie. Bedeutsam ist dabei, dass die weißen Bezugspersonen alle an die Zugehörigkeit zur Gruppe der Schwarzen gekoppelten sozialen Konstruktionen der Mehrheitsgesellschaft und die daran gebundenen Konsequenzen für das individuelle Dasein nicht aus eigener Erfahrung kennen. Es besteht offenbar vielfach eine Dominanz *weißer Sozialisationspersonen, -instanzen* und *-inhalte*. Dabei verfügen auch die

Sozialisationsinstanzen im näheren und weiteren Umfeld selbst häufig über unterschiedlichste Stereotype über Schwarze Menschen.

Die Vereinzelung – vor allem während des Aufwachsens – und die daran anschließenden psychologischen Konsequenzen deuten auf eine bestehende, psychologisch äußerst relevante Unterschiedlichkeit zu nationalen schwarzen Minderheiten in anderen weißen Mehrheitsgesellschaften, beispielsweise in den USA hin (vgl. auch Blackshire-Belay, 2001). Die vorliegende Erhebung nutzt bei der Analyse der schwarzen Identität von Afrodeutschen daher nur in Teilen die breite amerikanische und britische Forschung zur Lebenssituation und Identität der schwarzen Minderheit in diesen Ländern als Bezugsrahmen. So hat die Forschung zur Gruppe der schwarzen Amerikanerinnen und Amerikaner und die an die Gruppe gebundene Identität in der schwarzen US-Psychologie eine lange Tradition und stellt bis heute in der amerikanischen wie britischen einschlägigen empirischen Sozialwissenschaft ein zentrales Forschungsgebiet dar (vgl. Marks, Cooke, Morgan & Sellers, 2004). Die hohe Aufmerksamkeit, die die Forschung zur Identität der schwarzen US-amerikanischen Bevölkerung widmet, hängt damit zusammen, dass die Identifikation mit der eigenen „racial Group“ hohe Relevanz für das individuelle Erleben und Verhalten hat (Sanders Thompson, 2001). Auch jener Forschungsstrang der Sozialwissenschaften, der sich mit den so genannten „racially-mixed“⁷ oder „mixed-parentage“ people, also Menschen mit Elternteilen unterschiedlicher ethnischer Herkunft, befasst - häufig einem schwarzen und einem weißen Elternteil - stellt Prozesse der Identitätsentwicklung und ihre Ausprägungsformen in den Mittelpunkt der Forschung (vgl. z.B. Root, 1992; Tizard & Phoenix, 2002; Rockquemore & Brunson, 2002; Rockquemore & Laszloffy, 2005). Die Anlehnung an die breite US-amerikanische, britische und französische psychologische Forschung zur schwarzen Minderheit des jeweiligen Landes und die Übertragung von Erkenntnissen aus diesen Kulturkreisen ist allerdings nur teilweise möglich, da die Lebenssituation von Schwarzen Deutschen viele Besonderheiten aufweist (vgl. Wright, 2004).

Die in der Studie vorgenommene Unterscheidung der betrachteten Gruppe der Afrodeutschen zur Gruppe der schwarzen Immigranten oder Flüchtlinge, die im Jugend- oder Erwachsenenalter aus einer schwarzen Mehrheitsgesellschaft nach Deutschland übersiedelten, ist eine ausschließlich psychologisch (keinesfalls

⁷ Auf die in der internationalen Forschung genannten Begriffe „racially-mixed“- und „mixed-parentage“-people wird in der vorliegenden Studie aufgrund der negativen Konnotation im Folgenden verzichtet.

politisch!) begründete. So kann auch hier den psychologisch sehr stark differierenden Entwicklungsbedingungen in den verschiedenen Gruppen vor allem während des Aufwachsens in Kindheit und Adoleszenz mit den daran gebundenen (wiederum psychologischen), für die betrachtete Gruppe spezifischen Konsequenzen Rechnung getragen werden. Schwarze Migranten oder Flüchtlinge, die als Jugendliche oder Erwachsene nach Deutschland übersiedeln, wuchsen in ihrem Heimatland in schwarzen Familienbezügen, mit schwarzer Peer-Group und schwarzem gesellschaftlichem Umfeld in einer distinkten, von Schwarzen Menschen geprägten und vertretenen heimatlichen National- und/oder ethnischen⁸ Kultur oder schwarzen Community auf. Afrodeutsche hingegen sind meist vereinzelt, ohne klar sichtbare schwarze Referenzgruppe aufgewachsen (vgl. z.B. Wright, 2004). Mit Blackshire-Belay (2001) wird davon ausgegangen, dass diese spezielle Lebensrealität Afrodeutscher die unterschiedlichsten bereits bekannten und vielfach analysierten und beschriebenen Lebensaspekte und -bedingungen Schwarzer Menschen in der *Diaspora* um eine einzigartige Dimension ergänzt. Für die schwarze Gemeinschaft ist es nach Blackshire-Belay (2001) daher von großem Interesse, auch dieses besondere deutsche Phänomen zu kennen.

Untersuchungsfokus

Der Fokus der Untersuchung liegt somit auf dem besonderen Auf- und Heranwachsen als zumeist einziger Schwarzer Mensch im eigenen Heimatland inmitten einer weißen Mehrheitsgesellschaft mit ihrer ganz spezifischen auf weiße Mehrheitsangehörige bezogenen Kultur und den daraus resultierenden Konsequenzen. Betrachtet werden psychologische Herausforderungen und Spannungsmomente in der (sozialen) *Identitätsfindung* Schwarzer Menschen in Deutschland, die aus der oben bereits angedeuteten spezifischen deutschen Lebensrealität resultieren, dem Aufwachsen und Leben in einer weiß dominierten privaten wie öffentlichen Umgebung, häufig ohne schwarze Bezugspersonen.

Es kann davon ausgegangen werden, dass die Hautfarbe im Zusammenleben von Menschen eine gewichtige Rolle spielt. Sie gilt als eines der zentralen,

⁸ Die Kritik der Anwendung des Begriffs „Ethnie“ und von ihm begleiteteter Wörter zur Bezeichnung afrikanischer Gesellschaften ist bekannt (vgl. z.B. Arndt und Hornscheidt, 2004). Auf seine Verwendung kann jedoch nicht verzichtet werden, da er in der internationalen schwarzen sozialwissenschaftlichen Forschung vielfach (kritisch) definiert und zur Beschreibung unterschiedlichster (auch weißer) Gruppen verwendet wird. Verschiedene Definitionen des Begriffs werden in einem späteren Kapitel dargestellt.

offenkundigen Klassifikationsmerkmale im sozialen Miteinander. Welche Hautfarbe ein Interaktionspartner hat, kann offenbar von niemandem übersehen werden und ist gekoppelt an verschiedenste sozial konstruierte Annahmen und Vorstellungen, die sich mit der Hautfarbe verbinden – erst hierüber erhält sie ihre enorme Relevanz in verschiedenen Situationen menschlicher Interaktionen und gesellschaftlicher Begegnungen. Die Bedeutung der an die Hautfarbe gekoppelten sozialen Konstruktionen und daran anschließende psychologisch relevante spezifische Lebensbedingungen von Schwarzen Deutschen werden in der vorliegenden Studie untersucht.

Obwohl in Deutschland geboren, aufgewachsen und sozialisiert, hierzulande beheimatet und somit wie ihre weißen Landsleute selbstverständlich Träger der deutschen national-kulturellen Werte und Normen, werden Schwarze Deutsche von ihrer Umgebung, ihren (weißen) Landsleuten offenbar häufig spontan nicht als deutsche Mitbürger wahrgenommen. Sie werden oftmals als nicht zugehörig empfunden. Ein physisches Merkmal, die Pigmentierung der Haut, ist das Kriterium, das - aus Sicht der weißen Mehrheitsgesellschaft - verhindert, dass Schwarze Deutsche zu selbstverständlichen Mitgliedern ihrer heimatlichen Gesellschaft werden (vgl. z.B. Asante, 1996; Hügel-Marshall, 1998; Blackshire-Belay, 2001; Kueppers, 2004; El-Tayeb, 2005; Kettlitz, 2005). Die Zugehörigkeit zur deutschen Nation und Kultur wird ihnen von der weiß dominierten Umwelt in vielen Situationen abgesprochen. Schwarze Deutsche werden oftmals fälschlicherweise nicht jener national-kulturellen Kategorie zugeordnet, der sie selbstverständlich und eindeutig angehören, sondern von dieser ausgeschlossen (vgl. Asante, 1996; El-Tayeb, 1999; Blackshire-Belay, 2001; Wright, 2004). Tajfel (1969) spricht in solchen Fällen von Überexklusivität. Obwohl eindeutig (und häufig ausschließlich) deutsche Kulturträger, werden Schwarze Deutsche von ihrer weißen deutschen Umwelt häufig fälschlicherweise nicht als In- sondern als Ausländerinnen und Ausländer, als Fremde, wahrgenommen und kategorisiert und so aus der nationalen Gemeinschaft ausgegrenzt. Laut Ayim (1995) fühlen sich viele in Folge auch oft selbst als Fremdkörper in ihrer heimischen Gesellschaft (vgl. auch Mecheril & Teo, 1994). Ihnen wird die Partizipation an der heimischen Gesellschaft erschwert, da sie von ihrer Außenwelt nicht als vollwertiges Mitglied wahrgenommen werden. Für Deutschland illustriert Mecheril (1994) die Situation von „Anderen Deutschen“, zu denen er auch die Afrodeutschen zählt, folgendermaßen: „wer in Deutschland als Anderer Deutscher/-e aufwächst, ist permanent den Blicken, der Aufmerksamkeit,

dem Interesse, den Anfeindungen, den Attacken anderer Deutscher ausgesetzt. Diese Erfahrungen formieren sich zum dichotomen Bewusstsein ... anders zu sein“ (Mecheril, 1994, S. 59).

Fragestellung

Die verschiedenen in der afrodeutschen biographischen Literatur genannten Phänomene zur Lebensrealität der Mitglieder der Schwarzen Deutschen Minderheitengruppe werden in dieser Studie in ein psychologisches Theoriensystem eingeordnet. Basierend auf sozialpsychologischen Theorien zu sozialen Kategorisierungsprozessen erfolgt zunächst die detaillierte Beschreibung und Analyse von Kategorisierungsprozessen durch die soziale Umwelt (weiße Mehrheitsgesellschaft), die - so die Annahme in der vorliegenden Studie - mit der Selbstkategorisierung des schwarzen Individuums nicht übereinstimmen. Anschließend wird der Ausgangsfrage nachgegangen, welche psychologisch relevanten Prozesse diese *Fehlkategorisierungen* bei den Angehörigen der betroffenen Gruppe, den Schwarzen Deutschen, auslösen. Hierbei wird insbesondere analysiert, welche psychologischen Prozesse Schwarze Deutsche anwenden, um den möglichen negativen Konsequenzen zu begegnen, die an die Kategorisierungsprozesse gebunden sind.

Für Afrodeutsche gilt, dass sie sowohl Angehörige der Gruppe der Deutschen als auch der Gruppe der Schwarzen sind. Im Zentrum der Arbeit stehen daher die an diese Gruppenzugehörigkeiten gebundenen sozialen Identitäten, die *deutsche national-kulturelle* und die *schwarze Identität*⁹. Die Arbeit analysiert zunächst, welche psychologischen Konsequenzen sich bei Schwarzen Deutschen ergeben, denen die als so elementar und selbstverständlich beschriebene nationale und kulturelle Gruppenzugehörigkeit von der Außenwelt (Fremdkategorisierung) abgesprochen wird. Erhoben wird auch, welche Bedeutung Afrodeutsche selbst ihrer Hautfarbe beimessen und wie sich diese soziale Kategorie in ihrem Selbstkonzept abbildet. Untersucht wird zudem, welche Einflüsse Gegebenheiten wie *Sonderrolle*, *Ausgrenzungserfahrung*, *Vereinzlung* und *Isolationsempfinden*, *soziale Diskriminierung* und *Rassismus* in der heimatlichen deutschen Gesellschaft auf das Selbst Schwarzer Deutscher haben.

⁹ Die schwarze Identität wird nicht groß geschrieben, da sie kein umrissenes und klar abzugrenzendes Konstrukt beschreibt, sondern an die Hautfarbenkonstruktion gebundene soziale Identitätsaspekte umfasst.

Psychologischer Theorierahmen

Einen fruchtbaren Zugang zur Analyse der oben angerissenen Aspekte der spezifischen Lebenssituation von Afrodeutschen und deren Auswirkung auf die (Gruppen-)Identitätsentwicklung bietet die *Theorie der sozialen Identität* von Tajfel und Turner (Tajfel, 1970, 1982; Tajfel & Turner 1979, 1986).

Eine der Grundannahmen der Theorie ist, dass jedes Individuum ein soziales Kategoriensystem besitzt, das ihm dazu dient, andere Menschen zu beschreiben und sein Verhalten gegenüber diesen zu steuern. Jedes Individuum selbst ordnet sich ebenfalls einen Platz in seinem sozialen Kategorisierungssystem zu. Kategorisierungen sind diskontinuierliche Teilungen der sozialen Welt in abgegrenzte Klassen oder Kategorien. Über die Unterteilung in handhabbare Kategorien kann die Welt vereinfacht werden, Individuen erhalten einen Orientierungsrahmen. Soziale Selbst- und Fremdkategorisierungen bieten die Möglichkeit zu definieren, wer wir selber sind. Die Identität eines Individuums wird stark von seiner Zugehörigkeit zu unterschiedlichen sozialen Gruppen mitbestimmt. Soziale Identität - Kernkonstrukt der Theorie - leitet sich somit aus diesen Gruppenmitgliedschaften und deren Bewertung ab (vgl. Brown, 1992). Gemeinsam mit der personalen Identität bildet die *soziale Identität* das Selbstkonzept eines Menschen. Dabei wird soziale Identität im Sinne Tajfels verstanden als „the part of the individual’s self-concept which derives from their knowledge of their membership of a social group (or groups) together with the value and emotional significance of that membership“ (Tajfel, 1981, S. 254). Die Theorie der sozialen Identität von Tajfel versteht eine Gruppe als eine Ansammlung von Menschen, die fühlen oder wahrnehmen, dass sie eine Gruppe sind, die sich selbst als Angehörige dieser Gruppe kategorisieren und die konsensual in der gleichen Weise von anderen kategorisiert werden.

Von besonderer Bedeutung für die Fragestellungen der Studie ist auch das motivationale Postulat der Theorie der sozialen Identität, wonach jeder Mensch nach einem positiven Selbstkonzept und - als Bestandteil dessen - nach einer positiven sozialen Identität strebt. Menschen haben daher die Präferenz, die Eigengruppe positiv zu sehen (Tajfel & Turner, 1986; vgl. auch Mummendey & Simon, 1997; Petersen, 2008). So kann zum Beispiel die national-kulturelle Gruppenzugehörigkeit und Identität ein solches Motiv nach Selbstwerterhöhung bzw. -erhaltung befriedigen, wenn die eigene nationale Gruppe im Vergleich zu anderen nationalen

Gruppen positiv abschneidet. Sie ist für den Menschen daher von Bedeutung. Eine positive soziale Identität und damit auch die Bewertung der eigenen Person steht in Verbindung mit Selbstwertsicherung und -erhöhung, Wohlbefinden und einer positiven Bewältigung des eigenen Lebens mit den darin bereitgestellten Aufgaben und ist somit funktional in Bezug auf die Handlungsfähigkeit und psychische Gesundheit (vgl. Taylor & Brown, 1988; Mummendey & Simon, 1997; Herkner 2001).

Deutsche national-kulturelle soziale Identität

Die Arbeit geht der Frage nach, welche Konsequenzen sich aus der von Betroffenen immer wieder berichteten wahrgenommenen Fehl kategorisierung und Exklusion aus der eigenen nationalen Gruppe ergeben. Im Fokus des Interesses steht die auf der national-kulturellen Gruppenzugehörigkeit basierende national-kulturelle Identität, die nach Schäfer und Schlöder (1990) und Adam (2007) Teil der sozialen Identität ist. Sie wird über das Wissen, die Gefühle und die Bewertung der Zugehörigkeit zur eigenen Volks- und Kulturnation, hierzulande also zur Gruppe der Deutschen, vermittelt (vgl. Lepsius, 1990). Die nationale Identität ist damit Ergebnis der Identifikation einer Person mit Aspekten ihrer Volksnation und Kultur (vgl. Bornwasser & Bober, 1994). Bei der überwiegenden Zahl der Menschen ist diese fest im Selbstkonzept verankert und nach Billig (1995) elementarer Teil des Selbstverständnisses von Individuen (vgl. Mummendey & Simon, 1997). Diese Form der sozialen Identität ist deshalb für viele Individuen so bedeutend, weil durch die erlebte nationale und kulturelle Zugehörigkeit nach Bornwasser (1994) die fundamentalen Bedürfnisse des Menschen nach Zugehörigkeit, Schutz, Sicherheit und Kontakt zumindest teilweise befriedigt werden. Schulz (2005) spricht davon, dass eine Nation „dem Einzelnen Geborgenheit vermittelt“. Das Bedürfnis nach Nähe zur eigenen Volksgruppe scheint in der menschlichen Natur fest verankert und bildet die „basic group identity“ (vgl. Isaacs, 1975; Schachinger, 2005). Zum anderen kann der Angehörige jeder Volks- und Kulturnation selbstwertdienlich seine Ingroup mit Außengruppen vergleichen und über diesen Vergleich bei positivem Ergebnis den individuellen *Selbstwert* stärken.

Schwarze soziale Identität

Schwarze Deutsche unterliegen weiteren relevanten Kategorisierungsprozessen, deren Konsequenz für die soziale Identität ebenfalls untersucht wird. Afrodeutsche werden von der weißen deutschen Mehrheitsgesellschaft der (richtigen) *sozialen Kategorie* „schwarz“ zugeordnet. Diese soziale Kategorie beinhaltet für die weiße Mehrheitsgesellschaft automatisch Zuschreibungen, die auf Afrodeutsche nicht zutreffen, nämlich, dass sie oder ihre Familien als Ausländer im Laufe ihres Lebens nach Deutschland immigriert sind, ihre „ursprüngliche, eigentliche“ geografische wie kulturelle Heimat außerhalb Deutschlands und Europas liegt. Afrodeutsche werden der Gruppe der Schwarzen zugeordnet und damit in einem Folgeschritt in Deutschland meist als Ausländer, häufig Afrikaner, kategorisiert. Die Kategorie „Afrikaner“ hat aus Sicht der weißen Mehrheitsgesellschaft jedoch keine Schnittmenge mit der Kategorie „deutsch“. Deutschland ist eine Gesellschaft und Kultur, die weiße Hautfarbe als eine der Grundbedingungen für ihre Mitglieder sieht (vgl. Asante, 1996; Blackshire-Belay, 2001; Wright, 2004). Deutsch und schwarz ist in der Vorstellungswelt der meisten weißen Deutschen offensichtlich nicht vereinbar (vgl. Kantara, 2000; Lauré al-Samarai, 2003; Wiedenroth-Coulibaly, 2005, a; El-Tayeb, 2005; Kilomba, 2006). Im Unterschied zu traditionell multiethnischen Kulturen/Gesellschaften, die beispielsweise Geburtsort oder kulturelle Zugehörigkeit als Kriterien der nationalen Anbindung verstehen (wie z.B. den USA), werden nicht-weiße Personen hierzulande automatisch auch als Nicht-Deutsche, also als Ausländer wahrgenommen. Auch hier handelt es sich wiederum um eine fehlerhafte Zuordnung durch die Außenwelt. Tajfel (1969) definiert einen solchen Fall als Überinklusivität.

Afrodeutsche selbst teilen mit nicht-(afro)deutschen Schwarzen - Migranten, Flüchtlingen, Studenten oder anderen Bürgern - deren Gruppe sie zugeordnet werden, (zunächst) meist keine gemeinsame (Mutter-)sprache und heimatliche Kultur (Blackshire-Belay, 2001), eine Selbstzuordnung zu dieser Gruppe - so die Annahme - ist vielen daher (zunächst) nicht möglich, Fremd- und Selbsteinordnung stimmen in der Wahrnehmung der Afrodeutschen daher nicht überein.

Zu der reinen Fehlkategorisierung kommt nun der relevante, psychologisch bedeutsamer Aspekt hinzu, dass die sozialen Kategorien „schwarz“ und „Afrikaner/-in“ in der Wahrnehmung der meisten (weißen) Deutschen keineswegs positiv oder neutral sind, es handelt sich um für viele klar negativ besetzte Kategorien (vgl.

Oguntoye, Opitz & Schultz 1986; Asante, 1996; Blackshire-Belay, 2001; Adams, 2005). Die Kategorie „Inländer“ ist in der sozialen Wahrnehmung positiv besetzt, die Kategorie „Ausländer“ hingegen geht in der deutschen Mehrheitsgesellschaft häufig mit der Zuschreibung negativer Werte einher (Mitulla, 1996; Petersen, 2008). Wachendorfer (2001) spricht von Superiorität von Weißen und Inferiorität von Schwarzen, die aus Sicht der weißen Mehrheitsgesellschaft an die Hautfarbe gebunden sei. Afrodeutsche werden somit einer im deutschen gesellschaftlichen Wertesystem niederrangigen Gruppe zugeordnet. Diese geht einher mit der wahrgenommene Be- und Abwertung durch die soziale Außenwelt, die von Stereotypen und Vorurteilen gegenüber Ausländern und Schwarzen Menschen geprägt ist (Sow, 2008). Schwarze Deutsche machen also die Erfahrung von Diskriminierung und Rassismus durch die „eigenen“ Landleute, das „eigene“ Volk (vgl. Mecheril, 1994; Asante, 1996). Nach Kampmann (1994, S. 133f) ist davon auszugehen, dass „alle Schwarzen Deutschen . . . Erfahrungen mit Diskriminierung und Rassismus haben“. Der alltägliche Rassismus stelle für jeden „Anderen Deutschen“ eine Bedrohung dar.

Vor dem Hintergrund des geltenden motivationalen Postulats der Theorie, wonach jeder Mensch positiv bewerteten Gruppen angehören möchte, wird untersucht, wie Afrodeutsche der Selbstwert gefährdenden Kategorisierung als Ausländer begegnen (können). Theoretisch analysiert und empirisch untersucht wird, welche möglichen Lösungswege es zur Reduzierung des vorliegenden psychologischen Spannungsmomentes gibt. Eine zentrale Frage der vorliegenden Arbeit ist, welche Bedeutung Schwarze Deutsche, die meist in einer dominierenden weißen Umgebung aufgewachsen sind, selbst ihrer Hautfarbe beimessen. Untersucht wird, ob sie ein auf die Hautfarbe bezogenes Gruppengefühl entwickeln und eine schwarze (Gruppen-) Identität ausbilden, wie sie beispielsweise für viele schwarze US-Amerikaner oder Briten selbstverständlich und vielfach empirisch nachgewiesen ist.

Die Beschreibung der Entwicklung einer solchen schwarzen sozialen Identität erfolgt vor der genauen Definition der Minoritätsform, die Schwarze Deutsche darstellen. Die Arbeit liefert daher in Anlehnung an die US-amerikanische und britische psychologische Forschung eine definitorische Abgrenzung der Konstrukte

„racial¹⁰ minority“ und ethnische Minorität mit den daraus resultierenden psychologischen Konsequenzen.

Bei der Gruppe der Schwarzen Deutschen handelt es sich um eine so genannte „racial“ Minority. Die Angehörigen dieser Gruppe sind (zunächst) „lediglich“ aufgrund eines physischen Merkmals Angehörige einer Minorität. Ethnisch gesehen sind Afrodeutsche den Definitionen folgend keine Minorität.

Im Gegensatz zu Mitgliedern ethnischer Minoritäten, die meist über einen gemeinsamen kulturellen und „völkischen“ Hintergrund verbunden sind, der die gemeinsame Hautfarbe als ein Merkmal von vielen einschließt, haben „racial“ Minorities zunächst meist keine gemeinsame distinkte Kultur.

Dieser Umstand erhält dann besondere psychologische Bedeutung, wenn Schwarze Deutsche soziale Diskriminierung wahrnehmen. Diese Wahrnehmung löst Ärger über die Mehrheitsgesellschaft aus (Sassenberg & Hansen, 2007). Als deutsche Besonderheit - zum Beispiel im Vergleich zu schwarzen Amerikanern - erhält dann die von Ayim (1995) beschriebene isolierte Position Afrodeutscher eine besondere Relevanz; es gebe nicht den Rückhalt einer starken Community, der Rückzugsräume biete. In der Auseinandersetzung mit ihrem „Anderssein“ und den daraus resultierenden Konsequenzen (z.B. Diskriminierung) seien sie oft gänzlich auf sich gestellt. Hier wird der Unterschied zu Migranten deutlich, in dieser Gruppe verstärkt sich bei Diskriminierungswahrnehmung die soziale Identifikation mit der Herkunftskultur (vgl. Branscombe, Schmitt & Harvey, 1999), es schließt sich unter bestimmten Umständen ein Prozess der Separation an (vgl. Major, Quinton & McCoy, 2002). Anders aber als Migranten, die in Folge von Diskriminierung und Ausschluss aus der deutschen Mehrheitsgesellschaft selbstwertdienliche kulturelle Aspekte ihres eigenen (also nicht-deutschen) Heimatlandes oder des Heimatlandes ihrer Eltern nutzen können, bietet sich Afrodeutschen (meist) nicht die Möglichkeit, sich auf eine nicht-deutsche heimatliche Kultur mit ihren Werten und Normen zu beziehen und hierüber (auch als eine Form des selbstwertdienlichen Ersatzes) eine andere nationale und/oder kulturell-ethnische Identität mit ihren

¹⁰ In Anlehnung z.B. an Arndt (2004, S. 201) und Wandert und Ochsmann (2005, S. 304) verzichtet die vorliegende Arbeit auf die Verwendung des deutschen Wortes „rassisch“ und nutzt die in Anführungszeichen geschriebene englische Begrifflichkeit „racial“, um so die in der deutschen Sprache negative Konnotation des Wortes „rassisch“ zu vermeiden (zur Diskussion der Verwendung des Begriffs „rassisch“ vgl. Amesberger & Halbmayr, 2008, S.10). Hiermit kann auch die soziale Konstruktion kenntlich gemacht werden. Sprachliche Holperigkeiten können leider nicht immer vermieden werden. Mit Wandert und Ochsmann (2005, S. 304) und Pelinka (2008, S.VII) wird davon ausgegangen, dass „eine Kategorisierung von Menschen in Rassen keinerlei biologische Grundlagen besitzt und mit der sozialen Konstruktion von Rasse immer auch Diskriminierung verbunden ist“.

selbstwertdienlichen Vorzügen auszubilden – ein Spannungsmoment entsteht. Reduziert werden kann ein solches Spannungsmoment über die Bildung einer reaktiven und zu erarbeitenden Form der sozialen Identität, die als Folge einer kollektiven Erfahrung von Diskriminierung und Rassismus entsteht (vgl. Hutnik, 1991).

Die Entwicklung einer solchen Kultur der Minorität ist Konsequenz rassistischer Ausgrenzung durch die Majorität und dient nach Hutnik (1991) dazu, eine von der Majorität negativ definierte Identität positiv umzuwerten. Hall (1991) beschreibt die Genese einer schwarzen Identität als reaktive Gruppenidentität, als Antwort auf Rassismus und die dadurch verunmöglichte Identifikation mit der Mehrheitsgesellschaft. Auch nach Harris (1995) ist es die Abwertung des Minoritätenstatus durch die Gesellschaft, die das einzelne Mitglied der Minorität zu der Frage veranlasst, wer es sei. So entstand beispielsweise in Großbritannien in den 1970er Jahren eine kollektive schwarze Identität, die zunächst nicht auf kulturellen, ethnischen oder sprachlichen Gemeinsamkeiten beruhte, sondern der Erfahrung, von der dominierenden weißen Mehrheitsgesellschaft als eine Gruppe von „non-whites“ oder „others“ wahrgenommen zu werden. Auch Mummendey und Simon (1997) machen deutlich, dass Individuen, die durch ihre soziale Umwelt stets im Sinne einer bestimmten sozialen Kategorienzugehörigkeit betrachtet und behandelt werden, als Reaktion eine soziale Identität ausbilden, die diesen Aspekt beinhaltet. Zudem gilt, dass die Mitgliedschaft in einer Minorität einen seltenen Aspekt des Selbst darstellt, der in besonderem Maße Aufmerksamkeit zieht, daher setzen sich Mitglieder von Minderheiten stärker kognitiv mit der Gruppenzugehörigkeit auseinander, als dies Mitglieder einer Majorität tun (vgl. Lücken & Simon, 2005).

In der vorliegenden Studie werden erstmals detailliert die im vorigen Abschnitt genannten Prozesse der Bildung einer schwarzen sozialen Identität auf die Gruppe der Schwarzen Deutschen übertragen. Die von ihrer weißen Außenwelt als schwarz und damit „negativ-anders“ klassifizierten Mitglieder der Schwarzen Deutschen Minorität müssen sich - in Folge dieser permanenten Fremdkategorisierung - ebenfalls mit eben diesem Aspekt ihrer Person auseinander setzen. Schließlich werden sie sich in einem reaktiven Folgeprozess häufig selbst - so die Annahme - klar der Gruppe der Schwarzen als sozialer Identitätskategorie zuordnen und darüber eine (positive) schwarze soziale Identität entwickeln. Hier wird eine mögliche Lösung zum Erreichen einer positiv ausgeprägten sozialen Identität von

Afrodeutschen beschrieben, die es empirisch zu prüfen gilt. Beantwortet werden soll zudem die Frage, welche Vorzüge eine solche Identität mit sich bringt.

Neben den oben beschriebenen Fragestellungen zu den beiden zentralen Aspekten der Studie, der deutschen national-kulturellen und schwarzen Identität, wird untersucht, ob es einen Zusammenhang zwischen der möglichen Ausbildung einer schwarzen Identität und der Ausbildung einer deutschen national-kulturellen Identität gibt. El-Tayeb (2005) spricht davon, dass die „connection between race and nationality in German culture has been almost completely ignored, both inside and outside of academia“. Die vorliegende Studie untersucht diesen Zusammenhang der beiden genannten Konstrukte erstmals empirisch auf Basis sozialpsychologischer Theorien. Können Schwarze Deutsche eine deutsch-kulturelle und gleichzeitig eine schwarze soziale Identität ausbilden?

Hierbei stellt sich die Frage, welche Bedingungen die Bildung einer deutschen national-kulturellen oder schwarzen Identität befördern und welche der Ausbildung eher entgegenstehen. Dem motivationalen Postulat der Theorie der sozialen Identität folgend, stehen soziale Identitäten mit dem Selbstwert in Zusammenhang. Betrachtet wird daher auch, ob sich die Entwicklung und Ausprägung einer schwarzen und einer deutschen national-kulturellen Identität auf den Selbstwert und die Lebenszufriedenheit auswirken.

Forschungsdefizite

In der deutschen empirisch-psychologischen Forschung liegen bislang keine Forschungsergebnisse zu Aspekten der Lebensrealität Afrodeutscher und ihrer Bedeutung für die (soziale) Identitätsentwicklung vor. Es gibt keinerlei Erhebungen zu den möglichen Formen einer sozialen Identität bei Schwarzen Deutschen, ihren Entwicklungsbedingungen und möglichen Effekten. Dies unterstreicht den innovativen und teilweise explorativen Ansatz der Studie.

Obwohl die Geschichte Schwarzer Deutscher schon Jahrhunderte zurückreicht und die Größe der Gruppe stetig zunimmt, findet die Lebenssituation dieser Minderheit hierzulande nur geringes öffentliches Interesse. Anders als zum Thema Migration, dem große Aufmerksamkeit in der öffentlichen, politischen und wissenschaftlichen Diskussion gewidmet wird, finden sich zur Gruppe der Schwarzen Deutschen keine empirischen Forschungsarbeiten. Es dominieren anekdotische Berichte einzelner

„betroffener“ Personen. Anders als beispielsweise in den USA oder Großbritannien existieren hierzulande keine breiten sozialwissenschaftlichen Untersuchungen der schwarzen Minderheit (vgl. Verkuyten, 2005).

Wissenschaftlich haben sich vor allem meist schwarze deutsche Forscherinnen des Themas in den letzten Jahren angenommen und das Leben Schwarzer Deutscher in den vergangenen Jahrhunderten und Jahrzehnten erstmals in Teilen aufgezeigt und so den Beginn einer historischen Aufarbeitung geleistet (vgl. z.B. Oguntoye, 1997; El-Tayeb, 2001; Lemke Muniz de Faria, 2002). Eggers (2004) macht deutlich, dass einige Forscherinnen afrodeutsche Geschichte damit in einer Gesamtentwicklung der deutschen Geschichte verankert hätten. Angeschlossen haben sich historische, kultur- und geisteswissenschaftliche Beschreibungen und Analysen zur Lebenssituation Schwarzer Deutscher durch zumeist schwarze US-amerikanische Autoren wie Blackshire-Belay (1996, 2001), Hodges (1992), Asante (1996), Sephocle (1996) und Adams (2005) (zur Übersicht siehe Mazón & Steingröver, 2005, S.12 ff). Die empirische sozialwissenschaftliche Forschung in Deutschland hingegen widmet sich dem Thema bis dato so gut wie gar nicht. Nach einer kurzen Phase der sozialwissenschaftlichen - meist rassenideologisch geprägten - Betrachtung der Situation afrodeutscher Kinder, die in der Nachkriegszeit von weißen deutschen Müttern geboren wurden (vgl. Kampmann, 1994; Lemke Muniz de Faria, 2002), zeigt sich bis heute ein blinder Fleck in den Sozialwissenschaften in Bezug auf die besondere Lebenswirklichkeit Afrodeutscher und ihre unterschiedlichen (psychologischen) Konsequenzen, insbesondere in der hiesigen empirischen sozialpsychologischen Forschung. Die besonderen Erfahrungs- und Erlebniswelten der Gruppenangehörigen wurden bisher nicht detailliert psychologisch präzise analysiert, systematisch geordnet und beschrieben, in klar definierte Konstrukte mit theoretischem Bezugsrahmen übersetzt und in Hypothesen überführt, die in empirischen Studien überprüft werden. Umso wichtiger erscheint es, die Gruppe der Schwarzen Deutschen erstmals mit ihren spezifischen Lebensrealitäten und deren Folgen für die (Gruppen-)Identität des/der Einzelnen empirisch zu untersuchen.

Übersicht über die Untersuchung

Die vorliegende Arbeit fokussiert auf die Kernkonstrukte deutsche national-kulturelle und schwarze Identität und untersucht ihre Wechselwirkung. Die Studie

leitet theoretisch fundiert Entwicklungsbedingungen und Effekte einer schwarzen sozialen Identität ab und überprüft anschließend die abgeleiteten Hypothesen. Empirisch erfasst werden hierzu unter anderem mögliche Bedingungsvariablen wie Sozialisationserfahrungen, Isolationsempfinden als schwarze Person sowie demographische und soziologische Variablen. Zudem werden Variablen erhoben, die Aufschluss über die Effekte einer schwarzen Identität geben können wie globale Lebenszufriedenheit und Selbstwertgefühl. Rassistische Erfahrungen von Schwarzen Deutschen werden ebenfalls erfasst und mit den Kernkonstrukten der Studie in Verbindung gesetzt. Ausgangspunkt bilden die in verschiedenen Berichten immer wieder genannten Rassismus- und Diskriminierungserfahrungen einzelner Individuen, die bisher in Deutschland niemals durch eine breite Befragung der Mitglieder der Gruppe in ihrem möglichen Ausmaß empirisch erforscht wurden. Neben den Hypothesen prüfenden Zusammenhangsanalysen wird die Vielzahl der erhobenen Variablen genutzt, um die Gruppe detailliert in verschiedenen soziodemographischen, soziologischen und psychologischen Aspekten zu beschreiben.

Es handelt sich bei der vorliegenden Arbeit um eine empirische Querschnittsstudie. Über 200 Schwarze Deutsche wurden zu den oben genannten Aspekten ihrer Lebensrealität, ihrer deutschen national-kulturellen und schwarzen Identität und potentiellen Entwicklungsbedingungen und Effekten dieser Konstrukte befragt. Die einmalige Erhebung der Variablen erfolgte mittels eines umfangreichen 19-seitigen Fragebogens, der von den Studienteilnehmern als Paper-Pencil-Version oder im Online-Format bearbeitet wurde.

Die unterschiedlichen Themenbereiche werden möglichst umfassend erfasst. Der Fragebogen setzt sich zusammen aus eigenen Itementwicklungen, übersetzten und erstmals für die deutsche Gruppe adaptierten Verfahren aus dem US-amerikanischen Raum sowie bewährten Fragebogenskalen. Selbstverständlich ist es innerhalb eines solchen Forschungsrahmens nicht möglich, Kausalitäten zu prüfen, es können lediglich korrelative Zusammenhänge analysiert werden.

Der Aufbau der Arbeit soll im Folgenden vorgestellt werden, dabei ist anzumerken, dass die Schriftsprache zu einem linearen Aufbau zwingt, der der Komplexität vieler Gegenstandsbereiche nicht entspricht, bei denen viele Einflussgrößen und Variablen in einem äußerst vielschichtigen Wechselspiel zueinander stehen. Daher wird des Öfteren mit Querverweisen gearbeitet.

Kapitel 1 liefert eine detaillierte Beschreibung der Gruppe der Schwarzen Deutschen und Analyse ihrer besonderen Lebenssituation in Deutschland. Vor dem Hintergrund des historischen Abrisses der langen Geschichte Schwarzer Deutscher hierzulande wird die Gruppe umfassend beschrieben und in ihrer Zusammensetzung charakterisiert. Das Kapitel widmet sich zudem dem aktuellen Forschungsstand verschiedener Disziplinen zur Gruppe der Schwarzen Deutschen. Die berichteten psychologischen Besonderheiten der Lebenswirklichkeit, wie sie in verschiedenen biographischen Berichten beschrieben sind, werden in theoretisch fundierte Konstrukte überführt. In diesem Kapitel werden auch die Themenkomplexe Rassismus und soziale Diskriminierung gegenüber Schwarzen Menschen in Deutschland behandelt.

Kapitel 2 widmet sich dem Konstrukt der sozialen Identität. Die Theorie der sozialen Identität von Tajfel und Turner wird in ihren Grundelementen dargestellt. Die für die Arbeit zentralen Annahmen und Forschungsergebnisse zur sozialen Identität von Minderheitenangehörigen werden ausführlich erörtert und auf die Gruppe der Schwarzen Deutschen übertragen.

In Kapitel 3 werden die spezifischen sozialen Identitäten „national-kulturelle“, „ethnische“ und „schwarze“ („racial“) Identität genau beleuchtet und in ihren Beziehungen beschrieben. Ein besonders intensiver Blick wird auf die schwarze (soziale) Identität gerichtet. Vor dem Hintergrund einer historischen Übersicht über den Wandel im Konstruktverständnis werden die aktuellen Modelle vorgestellt. Weiterhin werden die verschiedenen Entwicklungsbedingungen einer schwarzen Identität und deren Effekte diskutiert. Theoretische Überlegungen werden auf die Gruppe der Afrodeutschen übertragen.

In Kapitel 4 werden die Fragestellungen präzisiert und die einzelnen Hypothesen vorgestellt. Das theoretisch hergeleitete integrative Gesamtmodell zum Zusammenwirken der verschiedenen Konstrukte wird ebenfalls beschrieben.

In Kapitel 5 wird die Untersuchung im Detail beschrieben und die Stichprobe ausführlich dargestellt. Weiterhin werden die verwendeten, zum Teil neu entwickelten Messinstrumente ausführlich vorgestellt und hinsichtlich ihrer Güte charakterisiert.

In Kapitel 6 werden alle deskriptiven und inferenzstatistischen Ergebnisse der Studie berichtet.

Kapitel 7 bildet mit der Diskussion der Ergebnisse, den Erläuterungen der Implikationen für Forschung und Praxis und dem Fazit den Abschluss der Arbeit.

Kapitel 1: Die Lebensrealität von Afrodeutschen

Das Eingangskapitel der Studie beschreibt die Gruppe der Schwarzen Deutschen und ihre Lebenssituation hierzulande. Es ist vor allem der Beantwortung der Frage gewidmet, welche psychologisch relevanten Besonderheiten die Lebenswirklichkeit Afrodeutscher prägen.

Zunächst wird die vergangene und aktuelle Diskussion zur Bezeichnung der Gruppe erörtert. Beschrieben wird dabei die Ablösung fremdbestimmter Bezeichnungen durch begriffliche Bestimmungen aus der Gruppe selbst heraus. Die in der vorliegenden Arbeit verwendeten Bezeichnungen der Gruppe werden benannt und die Entscheidung für diese hergeleitet. Verschiedene Bestimmungsmerkmale der Gruppe (psychologisch wie politisch begründet) werden vorgestellt und die Entscheidung für die in der Untersuchung verwendete Gruppendifinition begründet. Anschließend wird die Gruppe in ihrer geschichtlichen Entwicklung und Gruppengröße eingeordnet. Der aktuelle (sozial)wissenschaftliche Forschungsstand zur Gruppe wird ebenfalls erläutert. Psychologische Besonderheiten der Lebensrealität der Gruppenmitglieder, wie sie in verschiedenen biographischen Aufzeichnungen benannt sind, werden vorgestellt und in ihren Facetten psychologisch eingeordnet. Hier stehen die Aspekte der erlebten Sonderrolle in der deutschen Gesellschaft und damit Ausgrenzung aus ihrer Mitte, die Fehlkategorisierung als Ausländer sowie die Vereinzelung als Schwarzer Mensch und ein daran gebundenes Isolationsgefühl im Vordergrund. Anschließend wird die Sozialisation mit Blick auf die Hautfarbe beleuchtet (weiße deutsche versus schwarze Sozialisation) und die Rassismuserfahrung mit ihren möglichen Folgen vorgestellt und eingeordnet.

Die Analyse der verschiedenen Phänomene erfolgt dabei immer mit Blick auf ihre besondere Bedeutung für die beiden zentralen Konstrukte der Arbeit, nämlich jene Identitätsaspekte der Gruppenmitglieder, die sich aus der Zugehörigkeit zur Gruppe der Deutschen und der Gruppe der Schwarzen ergeben. Bei der deutschen national-kulturellen und der schwarzen Identität handelt es sich um soziale Identitäten, also Aspekte im Selbstkonzept eines Menschen, die auf der Mitgliedschaft zu bestimmten sozialen Gruppen basieren. Es werden im Kapitel immer auch Parallelen zu anderen schwarzen Minderheiten in weißen Mehrheitsgesellschaften, beispielsweise den USA oder Großbritannien, gezogen, aber auch Unterschiede zu

ihren Lebensrealitäten und daran anschließende differierende psychologische Konsequenzen benannt.

1.1 (Selbst-) Bezeichnungen der Gruppe

Die öffentliche wie gruppeninterne Diskussion um eine passende Bezeichnung Schwarzer Menschen auch in Deutschland spiegelt wider, dass die Hautfarbe als soziale Kategorie von und für Menschen eine große Rolle spielt. Dies gilt immer dann, wenn in einer Gesellschaft Menschen unterschiedlicher Hautfarben leben, was heutzutage sicher in fast allen Regionen der Welt der Fall sein dürfte. Anders als bei weißen Menschen kommt es für die Gruppe der Schwarzen dabei vor allem von Außenstehenden immer wieder zu weiteren begrifflichen Aufsplittungen der Gruppe in Abhängigkeit von der Stärke der Pigmentierung der Haut, der physischen Erscheinung (vgl. z.B. Ritz, 2009). Vertreter schwarzer Gruppen sprechen von einem „Hautfarben-Kategorisierungsdrang“ mit „Rassenabstufungen“¹¹. Nach Sow (2008, S. 23) ist es „bemerkenswert, dass bei einigen Weißen der Drang zu bestehen scheint, Schwarze generell zu allererst mit einem Sachwort zu bezeichnen, das Auskunft darüber gibt, von welchem „rassischen Reinheitsgrad“ (...) sie seien“. Ritz (2009, S. 41) spricht von einer Teile- und Herrsche-Strategie, die von außen initiierte Subgruppenbildung verhindere einen solidarischen Zusammenschluss aller Schwarzen Menschen. Das Kategorisierungsmotiv spiegelt sich vor allem in Fremdbezeichnungen für Schwarze Deutsche wider (vgl. <http://www.der-braune-mob.de>¹², 2009). Umso wichtiger erscheint es, die selbst gewählten Bezeichnungen der Gruppeangehörigen genauer vorzustellen. Das Ringen um eine selbst gewählte Bezeichnung der eigenen Gruppe spiegelt immer auch die Bedeutung der Gruppenzugehörigkeit wider und steht in Verbindung mit einer aus der Gruppenzugehörigkeit resultierenden Gruppenidentität.

Die Bezeichnungen Afrodeutsche und Schwarze Deutsche treten in der Literatur erstmals in den 1980er Jahren als Eigenbezeichnung einer Minderheit auf, die zu jenem Zeitpunkt erstmals als Gruppe zusammenfindet und beginnt, sich als politische Bewegung Schwarzer Deutscher deutlich nach innen wie außen zu

¹¹ Der Begriff „Rasse“ und Wortzusammensetzungen, die diesen Begriff enthalten, werden in Anlehnung an Arndt (2004, S.201) zur Bezeichnung einer sozialen Konstruktion in Häkchen verwendet.

¹² Anm.: *Der Braune Mob e. V.* ist ein von schwarzen deutschen Journalisten gegründeter Verein für Schwarze Deutsche in Medien und Öffentlichkeit

positionieren. Entwickelt wurde der Begriff „Afrodeutsch“ von schwarzen deutschen Frauen. Es sind die späteren Herausgeberinnen des Buches „Farbe bekennen – Afrodeutsche Frauen auf den Spuren ihrer Geschichte“, die den Begriff herleiten und prägen (vgl. Oguntoye, Opitz & Schultz 1986, Johnson, 2001, Wiedenroth-Coulibay, 2005, a). Afrodeutsch wird von den Autorinnen von „Farbe bekennen“ gemeinsam mit der schwarzen amerikanischen Schriftstellerin Audre Lorde in Anlehnung an die amerikanische Begriffsbestimmung der „Afro- und African-American“ entwickelt und soll damit - so die Autorinnen - dem kulturellen afrikanischen Hintergrund der Mitglieder der beschriebenen Gruppe Rechnung tragen. Spuren der eigenen Geschichte fänden sich in Afrika und in Deutschland. Lorde (1986) spricht von einem doppelten Erbe als Afrikaner/in und Deutsche/r. Betont werde kein biologisches Merkmal, sondern die Gemeinsamkeit, als Person mit afrikanischem¹³ Hintergrund in einer weißen deutschen Gesellschaft zu leben (Oguntoye, Opitz & Schultz 1986). Amoateng (1990, S. 3, zit. n. Kampmann, 1994) betont, dass auch der zweite weit verbreitete Begriff „Schwarze Deutsche“ von der beschriebenen Gruppe selbst geprägt wurde. Osei (1998, S.62) merkt an, dass der Begriff „Schwarze Deutsche“ nicht den elterlichen Hintergrund betone, sondern darauf fokussiere, dass Schwarze Deutsche ihren Lebensmittelpunkt in Deutschland haben und einen wesentlichen Teil ihrer Sozialisation hierzulande erfahren hätten. Später wird der Terminus „Schwarze(r)“ als Eigenbezeichnung von vielen Gruppenangehörigen auch ohne die Zusatzbezeichnung Deutsche/r verwendet. Dies ist oft Ausdruck einer politisch gewollten Aufhebung der Trennung zwischen Schwarzen „gebürtigen“ Deutschen und anderen Schwarzen Menschen, die in Deutschland leben.

Asante (1996) spricht von „African-Germans“, Raburu (1999) verwendet später den Begriff „Afrikanische Deutsche“ in Anlehnung an African-American. Auch Blackshire-Belay (2001) hält diesen Begriff für die akkurate Bezeichnung der Gruppe Deutscher mit afrikanischem Ursprung, sieht aber die Bezeichnung Afrodeutsch ebenfalls als passende Selbstdefinition.

¹³ Der `afrikanische´ Hintergrund schließt das Schwarz-Sein ein.

Exkurs: der Begriff „Andere Deutsche“

Mecheril (1994) und Mecheril und Teo (1994) zählen Afrodeutsche mit zur Gruppe der „Anderen Deutschen“. Dieser von ihnen eingeführte Begriff bezieht sich auf „in Deutschland lebende Menschen mit Migrationshintergrund, auf Schwarze Deutsche und auf Menschen, deren Eltern unterschiedliche ethnisch-nationale Herkunft aufweisen“ (Mecheril, 2004, S.82). Dieser spricht im Zusammenhang mit der Definition auch von Personen, die keine konventionelle deutsche Geschichte haben und für die ein transnationaler Migrationshintergrund auf der Ebene von Selbstverständnis und Fremdbeschreibung bedeutsam sei (Mecheril, 2003, S.9). Andere Deutsche haben ihre Lebensmitte in Deutschland, „weichen aber von einem fiktiven, prototypischen Bild des oder der „Standard-Deutschen“ ab“ (Mecheril, 2004, S. 82). Der Terminus „Andere Deutsche“ mache auch deutlich, dass „die Gültigkeit des Anspruchs, deutsch zu sein, sich nicht an der Erfüllung bestimmter Kriterien der Physiognomie, der Abstammung oder auch der „kulturellen“ Praxis bemisst...“ (vgl. Mecheril, 2003, S.10). Mit dem Begriff „Andere Deutsche“ soll dem Phänomen Rechnung getragen werden, anders als die meisten Deutschen zu sein, aber auch anders als die Ausländer, Fremden, Nicht-Deutschen (vgl. Mecheril & Teo, 1994). In der vorliegenden Arbeit wird dieser Begriff nicht zur Bezeichnung der Gruppe verwendet, da er schon per Definition weitere Gruppen einschließt.

1.1.1 Definitionsmacht und Identitätsstiftung

durch (positive) Selbstbezeichnung

Mit Zwick (2001) ist davon auszugehen, dass „schwarz“ als Selbstbezeichnung der Gruppenmitglieder in Deutschland ein Stück Definitionsmacht erschloss. Als politischer Begriff habe er zu einer Emanzipation von Fremddefinitionen geführt. Vorab existierten in Deutschland keine Begriffe, die von den Betroffenen selbst als neutral oder gar positiv gesehen wurden. Schwarze Menschen fühlten sich von den Betitelungen verletzt und beleidigt. Vormals gängige Bezeichnungen enthielten negative Bewertungen und sind zum Teil gar dem Tierreich entlehnt und häufig parallel als Schimpfwörter genutzt worden. Manche Begriffe zeichnen ein primitives Menschenbild und sind abwertend (Kramer, 2008). Wiedenroth-Coulibaly (2005, a) spricht von Unwörtern. Wright (1998, S. 41) hält analoge Bezeichnungen im amerikanischen Sprachgebrauch für „zutiefst inhumane Termini“. Nach Ayim (1995) sind einige Ausdrücke zur Bezeichnung Schwarzer Menschen Symbol für

Geringschätzung und Versklavung. Mazón und Steingröver (2005, S. 3) sprechen von fremdbestimmten Termini zur Bezeichnung der Gruppe, die eine hohe historische und politische Bürde mit sich bringen, teilweise der Nazizeit entstammen („Mischling“) oder ihre historischen Wurzeln in der Sklaverei („Mulatte“) haben.

Auch Wiedenroth-Coulibaly und Zinflou (2004) betonen, dass beide Begriffe - Afro- und Schwarze Deutsche - die bis dahin kursierenden und von der weißen Mehrheitsgesellschaft geprägten diskriminierenden Bezeichnungen Schwarzer Menschen in Deutschland ersetzen konnten und der Gruppe selbst somit eine menschenwürdige Bezeichnung und eine Ausformung des eigenen Selbstbildes erlaubten. Ayim (1995, S. 84) zitiert aus einer Selbstdarstellungsbroschüre der Initiative Schwarze Menschen in Deutschland (ISD) wie folgt: „mit Begriffen wie „Schwarze Deutsche“ und „Afrodeutsche“ als Ausdruck unserer „multikulturellen“ Herkunft bestimmen wir uns selbst, statt bestimmt zu werden“. Auch Ritz (2009) bezeichnet die Selbstbezeichnung als Absetzung von negativen Fremdbezeichnungen. Okuesa (2005, S. 17) spricht von selbst bestimmten Begrifflichkeiten, die Beschreibungen ablösen, „die von einer weißen Dominanz aufgedrängt wurden und negative und/oder rassistische Hintergründe haben“. Auch Lemke Muniz de Faria (2002, S. 9) macht sehr deutlich, dass die von den Angehörigen der schwarzen deutschen Gruppe selbst geprägten Eigenbeschreibungen „diskriminierenden Fremdbeschreibungen der weißen deutschen Mehrheitsgesellschaft wie „Mischling“, „Mischlingskind“, „Negermischling“, „Mulatte“ oder „Farbig“ entgegengesetzt würden“¹⁴. Dabei betont sie, dass keiner der neuen gruppenbeschreibenden Termini, zu denen sie zusätzlich auch afroeuropäisch und Deutsche afrikanischer (oder afroamerikanischer oder brasilianischer etc.) Herkunft zählt, Alleingeltungsanspruch habe.

Die Möglichkeit der Selbstbestimmung des Namens wird von vielen Völkern und Gruppierungen hart verteidigt, da eine Verweigerung dieser Selbstbestimmung eine Bevormundung und damit eine Form der Unterdrückung darstellt. Das Recht, andere zu benennen, sei ein „Herrenrecht“. Die Bezeichnung einer Gruppe ist ein wichtiges Identifikations- und Identitätsmerkmal, versteckt oder offen könnten bei Nicht-Gruppenangehörigen bereits Assoziationen ausgelöst werden (vgl. Sow, 2008). Dorsch (2000, S.10) spricht bezogen auf Afrodeutsche davon, dass die Diskussion

¹⁴ Zur Historie der verschiedenen Termini und der Erläuterung ihres rassistischen Gehalts vergleiche z.B. Poenicke (2003), Arndt und Hornscheidt (2004) oder Sow (2008).

um Identität auch eine um Benennung sei. Boatswain und Lalonde (2000) interpretieren - mit Blick auf eine empirische Studie unter schwarzen kanadischen Studenten - Veränderungen in der Gruppenbezeichnung psychologisch als Strategien der Redefinition, die der Verbesserung des sozialen Standings einer historisch benachteiligten Gruppe dienen sollen. Auch Osei (1998, S. 61) betont die politische Bedeutung der Selbstbezeichnung als Schwarze Deutsche und beschreibt die „Selbstdefinition als emanzipatorischen Akt einer Bewusstwerdung und Auseinandersetzung“. El-Tayeb (2005) geht davon aus, dass der Begriff „Afrodeutsch“ selbstverständlich als Selbstreferenz von Schwarzen Deutschen verwendet wird, die an politischen und kulturellen Diskursen teilhaben. Nach Wiedenroth-Coulibaly (2005, b) handelt es sich bei der neu entwickelten Bezeichnung „Schwarze Deutsche“ um Selbstdefinition, Kampfbegriff und Erkennungsmerkmal für Neue zugleich. Für Adams (2005) sind die Begriffe Afrodeutsche, Schwarze Deutsche und Schwarze Zeichen einer vorhandenen Gruppenidentität, die ihrer Meinung nach sowohl eine schwarze deutsche Identität als auch eine ‚Black Diaspora Identity‘ sei.

Die Entwicklung und Verwendung positiver Selbstbezeichnungen für die eigene Gruppe spiegelt auch das Bedürfnis nach einer positiven Gruppenidentität wider. Von Gruppen verwendete Eigenlabels sind immer auch Ausdruck der wahrgenommenen Bedeutung und Güte der Gruppenmitgliedschaft. Dies zeigt die Bedeutung des Konstruktes Eigenlabel für die vorliegende Fragestellung, die Selbstbezeichnung gilt als Indikator für die Identifikation mit der Gruppe.

1.1.2 Begriffsverwendungen in der vorliegenden Arbeit - Afrodeutsche und Schwarze Deutsche

In der vorliegenden Arbeit werden für die untersuchte Gruppe, eine Teilgruppe Schwarzer Menschen in Deutschland, zur Beschreibung die Begriffe „Afrodeutsche“ und „Schwarze Deutsche“ genutzt. Die Bezeichnungen „Afrodeutsche“ und „Schwarze Deutsche“ werden in der Studie synonym verwendet, wohl wissend, dass sie in Nuancen hinsichtlich ihrer Entstehungsgeschichte, ihres historisch-kulturellen Verständnisses und ihres politischen Aussagegehaltes differenziert werden können.

Wiedenroth-Coulibay (2005, S.127) unterscheidet die Begrifflichkeiten „Afrodeutsche“ und „Schwarze Deutsche“ detailliert nach ihren Ursprüngen wie

folgt. Schwarze Deutsche lege den Fokus mit der Verschmelzung der Begriffe „schwarz“ und „deutsch“ auf einen Anspruch auf gleichberechtigte gesellschaftliche Teilhabe und betone damit eine politische Positionierung. Die Bezeichnung „Afrodeutsch“ fokussiere stärker auf „den gedachten, gewollten oder gelebten kulturellen, auf den Mutterkontinent bezogenen Hintergrund“. Diese Sichtweise wird von Okuesa (2005) kritisiert. Die Anlehnung an die Bezeichnung „afro-amerikanisch“ ist ihrer Meinung nach defizitär und erinnere lediglich daran, dass schwarze Amerikaner ihre Wurzeln nicht geografisch konkretisieren könnten. Für Schwarze Deutsche halte sie eine feiner umschriebene Benennung mit konkreter nationaler Betitelung des schwarzen Hintergrunds (nigerianisch-deutsch, deutsch-kubanisch o.ä.) für passend. Dem gegenüber stehen die Ausführungen des „braunen mob e.V.“, einer von Schwarzen Deutschen gegründeten Organisation, die sich mit der Darstellung Schwarzer Menschen in den deutschen Medien befasst. Auf ihrer Homepage wird von *schwarz* als einzig passender und politisch korrekter Bezeichnung für die Angehörigen auch der schwarzen deutschen Minderheit geschrieben, andernfalls spiele stets die Elternkonstellation eine Rolle (vgl. <http://www.der-braune-mob.de>, 2006).

Eine für die USA analoge Unterscheidung findet sich auch in der Differenzierung der Begriffe Black und African-American in der dortigen Literatur. So trennen Autorinnen wie Tatum (1997) und Wright (1998) zwischen den Termini und wählen für ihre Abhandlungen „Black“ als umfassenderen Begriff zur Beschreibung der Mitglieder der schwarzen Minderheit in den Vereinigten Staaten. Er schließe so eindeutig auch Schwarze Menschen ein, deren Aufenthalt in den Vereinigten Staaten nicht aus der Sklaverei herrührt. Wright (1998) ergänzt in ihrer Argumentation für die Entscheidung, ausschließlich „Black“ zu verwenden, dass weiße Amerikaner nicht des Zusatzes Amerikaner bedürften, für sie sei klar, dass sie US-Bürger seien, ihre Betitelung sei stets auf weiß beschränkt. Für schwarze Amerikaner solle daher Gleiches gelten, zumal ihre Historie in den Staaten weiter zurückreiche als die vieler anderer Gruppen. Im Gegensatz zu vielen weißen US-Staatsbürgern seien die allermeisten schwarzen US-Amerikaner zudem im Lande geboren. Wright (1998, S. 10) spricht daher von „Blacks are as American as you can get“.

In der vorliegenden Arbeit wird der Begriff ‚Schwarz‘ (ebenso wie ‚Afro‘) zur Bezeichnung der Gruppe nicht allein verwendet. Der Zusatz ‚deutsch‘ dient im

Kontext psychologischer Forschung der Verdeutlichung, dass in der Studie Aspekte der einzigartigen Lebensrealität der Mitglieder einer spezifischen Teilgruppe Schwarzer Menschen in Deutschland untersucht werden. Die Studie widmet sich den spezifischen innerpsychischen Prozessen jener „deutschen“ Teilpopulation Schwarzer Menschen hierzulande, die - meist mit einem weißen Elternteil - in einem dominierenden weißen Umfeld als (ausschließlich) deutsche Muttersprachler (häufig) ohne schwarzen Familienbezug und distinkte schwarze Referenzgruppe aufgewachsen und überwiegend oder ausschließlich deutsch sozialisiert sind. Eine genaue Erläuterung hierzu folgt im nächsten Abschnitt.

1.2 Bestimmungsmerkmale der Gruppe der Afrodeutschen

Es existieren unterschiedliche Kriterien, die als Notwendigkeit für die Zugehörigkeit zur Gruppe der Schwarzen Deutschen von verschiedenen Autoren definiert werden. Die verschiedenen Definitionen werden im Folgenden vorgestellt, in einem weiteren Abschnitt wird die Gruppendifinition der vorliegenden Arbeit beschrieben.

1.2.1 Psychologisch begründete Bestimmungsmerkmale

Für Raburu (1999) setzt sich die Gruppe der von ihr als Afrikanische Deutsche bezeichneten Menschen aus Personen zusammen, die einen deutschen und einen afrikanischen¹⁵ Hintergrund haben. Kampmann (1994, S. 126) definiert die Gruppe der Schwarzen Deutschen präziser als „Menschen, „die eine dunkle Hautfarbe“ haben und deren Nationalität deutsch ist. In der Regel handelt es sich um Nachkommen binationaler Beziehungen, in denen ein Elternteil weiß und deutscher Herkunft - meist die Mutter -, der andere Elternteil schwarz und afrikanischer oder afroamerikanischer Herkunft ist“. In der DDR, so Kampmann (1994), handle es sich zumeist um Nachkommen von schwarzen Studenten oder Migranten aus kommunistischen Ländern wie Kuba, Angola usw.

Oguntoye (1997, S.1) definiert Afrodeutsche als Schwarze Deutsche afrikanischer Herkunft. Die Bezeichnung „bezieht sich auf Personen mit bikultureller Herkunft und deutscher Sozialisation. Gemeinsamer Nenner für diese durchaus heterogene

¹⁵ Afrikanisch beinhaltet hier schwarz zu sein.

Personengruppe sind: die deutsche Staatsangehörigkeit, überwiegend deutsche Sozialisation und der Bezug zu einer afrikanischen oder afrikanischstämmigen Kultur“. Oguntoye (1997, S.1) macht dabei deutlich, dass „durchaus nicht alle drei Kriterien erfüllt sein müssen“, so hätten heute beispielsweise die meisten Afrodeutschen einen deutschen Pass, dies sei vor einigen Jahren noch nicht der Fall gewesen. Auch Ayim (1997) betont die deutsche Sozialisation in ihrer Beschreibung der Gruppe der Afrodeutschen und spricht von einem Eingebundensein in vorwiegend weiße soziale Bezüge. Johnson (2001) definiert mit Bezugnahme auf Oguntoye (1997) Afrodeutsche konkreter als jene Personen, die einen weißen deutschen und einen schwarzen Elternteil haben, zwei schwarze deutsche Elternteile, einen afrodeutschen und einen anderen schwarzen Elternteil oder Deutsche sind und von einem schwarzen Vorfahren wissen. Asante (1996) verwendet den Term „African German“ und nennt als Gruppenmitglieder Individuen mit afrikanischem Vater und deutscher Mutter - dies ist seiner Meinung nach die größere Gruppe - oder mit deutschem Vater und afrikanischer Mutter. Adams (2005) sieht als Kerngruppe jene Mitglieder mit einem weißen und einem kontinentalafrikanischen, schwarzen amerikanischen oder schwarzen karibischen Elternteil.

Die bisher genannten Definitionen binden bei der Beschreibung der Individuen zum einen die ethnisch-nationale Herkunft der Elternteile mit ein. Neben einem schwarzen Vorfahren wird in den Definitionen meist immer auch ein weißer Elternteil oder Vorfahre mitgedacht. Zum anderen betonen sie die besondere, individuelle und von der Mehrheitsgesellschaft geprägte weiße Sozialisationsgeschichte. Spezifische deutsche Sozialisationsgegebenheiten in Kindheit und Jugend werden damit als konstituierende Merkmale der Gruppe der Afrodeutschen gesehen. Die Beschreibungen nehmen damit auch Bezug auf die soziale Außenwelt und betonen den Sonderstatus, der durch die Hautfarbendiskrepanz zwischen Individuum und sozialer Umwelt bedingt ist. Schwarze Deutsche sind demnach meist in Deutschland geboren (in überwiegender Zahl von weißen deutschen Müttern), aufgewachsen und sozialisiert worden. Meist sind sie gänzlich ohne oder mit wenig Kontakt zu schwarzen Bezugspersonen oder -gruppen herangewachsen (Blackshire-Belay, 2001). Die Lebensrealität von Schwarzen Deutschen ist davon gekennzeichnet, als schwarze Person in einer von Weißen bestimmten sozialen Umwelt, also in weiß dominierten deutschen familiären, freundschaftlichen sowie weiteren privaten und öffentlichen Bezügen aufgewachsen zu sein.

1.2.2 Politisch begründete Bestimmungsmerkmale

Die Definitionen Schwarzer Deutscher, die den einzigartigen psychologischen und soziologischen Entwicklungsbedingungen geschuldet sind, werden von politisch-aktivistisch geprägten Verständnissen der Gruppe der Schwarzen Menschen in Deutschland ergänzt, die umfassender sind. Diese schließen neben der Teilgruppe der deutsch sozialisierten Afrodeutschen weitere Gruppen zu einer übergeordneten Gruppe Schwarzer Menschen zusammen.

Einige politische Definitionen der Gruppe der Schwarzen Deutschen stellen den Lebensmittelpunkt Schwarzer Menschen in Deutschland als Definitionsmerkmal ins Zentrum und *nicht* ein Herkunftsland (Deutschland), die kulturelle Praxis oder aber eine vorhandene (weiße) deutsche Sozialisation. Auch die allen Schwarzen Menschen in Deutschland gemeinsame Erfahrung mit Rassismus und Diskriminierung findet Beachtung. Ein solch umfassenderes Gruppenverständnis spiegelt sich auch in der Bezeichnung der Gruppe wider. So kommt es in der Namensgebung eines der politisch-kulturellen Organe der Afrodeutschen Minderheit im Laufe der Zeit zu einer Entwicklung in der Namensgebung, die Gruppe definiert sich heute als Initiative Schwarze Menschen in Deutschland e.V. , nicht mehr als Initiative Schwarze Deutsche. Hier spiegelt sich wider, dass die schwarze Bewegung in Deutschland inklusiver geworden ist (Wiedenroth-Coulibaly, 2005, b). Auch Hügel, Lange, Ayim, Bubeck, Aktas und Schultz (1993, S.13) verweisen auf eine politische Verwendung der Bezeichnung „Schwarz“. Es gehe um die Beschreibung einer Gruppe von Menschen, die wegen ihrer Hautfarbe, also ihres Äußeren, von Angehörigen der Mehrheitsgesellschaft diskriminiert würden. Hinzu käme eine Diskriminierung aufgrund ihrer Religion, Kultur und ethnischen Herkunft. Die Autorinnen zeigen auf, dass Schwarze Menschen sich politisch unter anderem über die Hautfarbe definierten.

Andere Definitionen verstehen den Begriff „Schwarz“ weitaus umfassender und definieren ihn wie beispielsweise Zinflou (2004) als politischen Begriff, der im Sinne Steve Bikos alle Menschen betitelt, die unter Rassismus leiden. Kampmann (1994, S. 126) definiert parallel zu ihrer psychologischen Definition Afrodeutscher eine inklusive politische Definition Schwarzer Menschen; sie zählt dabei zur schwarzen Minderheit im politischen Sinne alle diskriminierten Minderheiten, unabhängig von Herkunft und Hautfarbe. Auch andere Autoren wie Wright (2004) schließen unter dem Begriff „Schwarz“ von Rassismus betroffene Minderheiten wie

beispielsweise Türken oder Südasiaten mit ein. Ein solcher politisch orientierter definitorischer Zusammenschluss ist ihrer Ansicht nach durchaus sinnvoll, um sich wirkungsvoller, also als größere Gruppe, gegen Diskriminierung zu wehren. Ergänzt wird eine solche Argumentation von Poenicke (2003, S. 20), die ausführt, dass der Begriff Schwarz „zwar auch auf die Farbe rekurriert, semantisch beziehe er sich aber nicht auf die Hautfarbe, sondern darauf, dass Menschen im Kontext von Rassismus und Sozialisation zu Schwarzen gemacht würden“. Poenicke (2003, S. 20) macht auch deutlich, dass mit dem selbst gewählten Begriff Schwarz „auch der „Teile-und-Herrsche“-Politik weißer Gesellschaften entgegengewirkt werde, die bei Schwarzen gern Helligkeitsnuancen¹⁶ konstatieren“ und so Subgruppen bilden. „Nichtweiß bedeutet Schwarz, einfach um klarzustellen, dass diese sichtbaren Minderheiten, egal, wo nun der ethnische Hintergrund liegt, unter Rassismus zu leiden haben“ (Bohnet, 1993).

Exkurs: People of Color

Zunehmend findet auch die Begrifflichkeit der „People of Color“¹⁷ Verwendung, die umfassend jene Gruppe Menschen beschreibt, die von Rassismus betroffen sind (vgl. Tatum, 1997). Nach Arndt und Hornscheidt (2004, S. 14) existiert die Bezeichnung „People of Color“ nur als Kollektivbezeichnung und „rekrutiert auf Menschen und Kulturen, die Opfer weißer hegemonialer Macht und von Rassismus sind, aber *keinen* afrikanisch geprägten kulturellen Hintergrund haben. Dazu zählen etwa Inderinnen und Inder und Angehörige der „First Nations People of America“¹⁸ sowie türkische Migranten. Sow (2008, S.20f) beschreibt die Gruppe der People of Color einfacher als selbst bestimmte Bezeichnung für Menschen, die nicht weiß seien. Die Bezeichnung beinhalte die Vorstellung, dass Nicht-Weiße über einen

¹⁶ Dies bezieht sich auf die Unterscheidung von Mitgliedern der Gruppe Schwarzer Menschen in Abhängigkeit von der Stärke der Pigmentierung der Haut, die Weiße auf das Vorhandensein oder Nicht-Vorhandensein weißer direkter Vorfahren schließen lässt. Hieraus resultiert dann die von Mitgliedern der weißen Mehrheitsgesellschaft häufige Unterscheidung zwischen „ganz schwarz“ und „nicht ganz schwarz“ (vgl. www.der-braunne-mob.de, 2007).

¹⁷ Der Begriff „People of Color“ (POC) entstammt dem US-amerikanischen Raum. Hier soll die ehemals abgelehnte Bezeichnung „Coloured“ eine Umdeutung durch Aneignung erfahren. Distanz zur rassistischen Terminologie entstehe durch den Zusatz von „People“ und die Großschreibung, die die politische und soziale Konstruktion sichtbar mache. POC werde so zur politischen Selbstbezeichnung. Die Verwendung des Begriffs „Coloured“ steht dem Black Consciousness-Prinzip Bikos entgegen, das den Begriff „Coloured“ als rassistische Konnotation aus dem Südafrika der Apartheid ablehnt und durch „schwarz“ ersetzt (vgl. Bauer & Petrow, 2004, S. 130).

¹⁸ *First Nations People of America* gilt nach Arndt und Hornscheidt (2004, S. 68) „als alternative Bezeichnung für den auf einem historischen Irrtum beruhenden und homogenisierenden Begriff „Indianer“.

gemeinsamen Erfahrungshorizont in einer mehrheitlich weißen Gesellschaft verfügen.

1.2.3 Psychologisch bestimmte Gruppendifinition der Studie

Es ist offensichtlich, dass es sich bei den Schwarzen Menschen in Deutschland um eine sehr große und hinsichtlich kultureller, gesellschaftlicher und individueller Sozialisationserfahrungen heterogene Gruppe handelt. In der vorliegenden Studie wird eine Teilgruppe untersucht.

Psychologisch geprägte Gruppendifinition der Studie

Die Arbeit orientiert sich als Beitrag zur empirisch-psychologischen Forschung an den detailliert vorgestellten psychologisch geprägten Definitionen der afrodeutschen Minderheit, die die weiße Sozialisation Schwarzer Menschen in Deutschland klar in den Mittelpunkt rücken (vgl. Kampmann, 1994; Oguntoye, 1996; Sephocle, 1996; Asante, 1996; Ayim, 1997). Erfasst werden in der Arbeit Aspekte der Lebenssituation von jenen Deutschen schwarzer Hautfarbe, die (meist) hier geboren sind, die ausschließlich oder überwiegend hierzulande aufgewachsen sind, die deutsch als (meist einzige) Muttersprache sprechen und die deutsch sozialisiert wurden. Viele der Schwarzen Deutschen, die in der vorliegenden Studie betrachtet werden, haben einen weißen (deutschen) Elternteil und wurden vorwiegend von weißen Familienangehörigen sozialisiert. Mit Bierhoff und Rohmann (2008) wird Sozialisation dabei als Aneignung der Kultur durch ihre Mitglieder verstanden. Das kulturelle Wissen umfasst jeweils Meinungen über Werte, Einstellungen, Normen, Symbole und Rituale.

Der Fokus der Untersuchung liegt auf dem besonderen Auf- und Heranwachsen als zumeist einzelner Schwarzer Mensch im eigenen Heimatland inmitten einer weißen Mehrheitsgesellschaft mit ihrer ganz spezifischen, auf weiße Mehrheitsangehörige bezogenen Kultur und den daraus resultierenden psychologischen Konsequenzen. Viele Afrodeutsche werden, der gewählten Gruppendifinition entsprechend, von einer Mutter geboren, die eine andere Hautfarbe hat als sie selbst, und wachsen teilweise in Familien auf, deren weitere Mitglieder - oft auch die Geschwister - ebenfalls weiß und nicht schwarz sind.

Schwarze Menschen als Angehörige einer Minderheit in einer weißen Mehrheitsgesellschaft erleben - anders als ihre weißen Altersgenossen - vom Kleinkindalter an, dass Hautfarbe ein äußerst wichtiges Kategorisierungsmerkmal ist.

Psychologische Differenzierung zwischen Schwarzen (deutschen) Gruppen

Mit Blackshire-Belay (1996, S.90) wird die Gruppe der Afrodeutschen in der vorliegenden Studie unterschieden von anderen schwarzen Bürgern, deutscher oder anderer Nationalität, die als Migranten, Flüchtlinge, Studenten in Deutschland leben, hier aber nicht aufgewachsen sind. Betont werden muss, dass die hier festgelegte Unterscheidung eine entwicklungspsychologisch und keineswegs politisch begründete ist (vgl. hierzu vgl. Kap. 7.3.3). Sie soll im oberen Abschnitt bereits beschriebenen Besonderheiten innerpsychischer Prozesse durch differierende Entwicklungsbedingungen vor allem während Kindheit und Adoleszenz Rechnung tragen. Die allermeisten schwarze Migranten, Flüchtlinge oder Studenten sind - anders als Afrodeutsche, wie sie in der vorliegenden Studie definiert werden - als schwarze Menschen unter Schwarzen aufgewachsen; also mit Eltern gleicher Hautfarbe wie sie selbst, in schwarzen Familienbezügen, schwarzer Nachbarschaft, mit schwarzer Peer-Group in Kindheit und Jugend und schwarzem gesellschaftlichen Umfeld in einer distinkten, von Schwarzen Menschen geprägten und vertretenen heimatlichen National- und/oder ethnischen Kultur (vgl. z.B. Tatum, 1997). Diese Lebensumstände in Kindheit und Jugend unterscheiden sich psychologisch gesehen fundamental von denen, mit der die beschriebene Gruppe der Afrodeutschen konfrontiert ist. Vermutet wird, dass die Unterschiede auch unterschiedliche (auf Gruppenmitgliedschaften basierende) Identitätsentwicklungsprozesse bedingen (vgl. Kap. 1.5.5.2).

Asante (1996, S. 2) begründet eine Trennung von Afrodeutschen und Immigranten, da Migranten zwar ebenfalls als nicht-deutsch definiert würden, immer aber im Lichte ihrer Nation gesehen würden, eine solche einfache Lokalisation sei bei Schwarzen Deutschen hingegen nicht möglich.

Die einzigartige schwarze deutsche Lebenswirklichkeit mit den daran anschließenden Konsequenzen für die Identitätsentwicklung ergänzt die bisher erforschten Lebensrealitäten der Afrikanischen Diaspora, jener Menschen

afrikanischer Herkunft also, die nicht in Afrika leben, nach Blackshire-Belay (2001) um eine relevante neue Dimension.

Forschungsinteresse an dieser Teilgruppe

Forschungsinteresse und wissenschaftlicher Untersuchungsfokus entspringen unter anderem den vielfältigen Berichten Angehöriger dieser Teilgruppe der schwarzen Minderheit, die immer wieder die Besonderheiten ihrer Lebenssituation in Deutschland beschreiben. Im Mittelpunkt der Schilderungen stehen jene Erfahrungen und psychologischen Konsequenzen, die sich daraus ergeben, als einziger Schwarzer Mensch in rein weißer Umgebung auf- und herangewachsen zu sein (vgl. u.a. Oguntoye, Opitz & Schultz 1986; Hügel-Marshall, 1998; Massaquoi, 1999; Usleber, 2002; Krahnert, 2006; Ritz, 2009). Immer wieder werden von Schwarzen Deutschen die isolierte Situation und die Erfahrung, als einzige Person in unterschiedlichsten sozialen Kontexten „nicht vollständig dazuzugehören“, dargestellt. So spricht Kantara (2000) in Bezug auf den Beginn der Politisierung der afrodeutschen Minderheit von den geteilten Erfahrungen der Vereinzelung in der Kindheit, fehlender schwarzer Bezugspersonen und des Gefühls, „anders zu sein“, und betont so den oben beschriebenen Definitionskern der weißen Sozialisation. Piesche (2006) und Ritz (2009) beschreiben die Situation in der DDR, auch hier lebten schwarze Kinder und Jugendliche in weißen Familien, trugen deutsche Namen.

Es gibt für viele Schwarze Deutsche in Kindheit und Jugend keine distinkte Community mit Mitgliedern gleicher Hautfarbe. Ayim und Amoateng-Kantara (1987) verwenden den Begriff der Isolation und betonen die Folgen für das Selbstverständnis und die Identität des Einzelnen als ein Kernmerkmal der Lebenssituation Afrodeutscher. Oguntoye (2004) spricht davon, sich als Afrodeutsche „als Inländerin zu fühlen und doch immer wieder als Symbol des Anderen wahrgenommen zu werden“.

Aufgenommen wurden die biographischen Schilderungen verschiedener afrodeutscher Autorinnen und von US-amerikanischen Germanisten, Historikern, Geistes- und Kulturwissenschaftlern, die die besondere Lebensrealität Schwarzer Deutscher in ihren Disziplinen analysieren (vgl. z.B. Blackshire-Belay, 1996, 2001; Asante, 1996; Sephocle, 1996; Adams, 2005). Diese Schriften fokussieren immer auf die besondere Situation, in einer weiß dominierten Gesellschaft als gebürtige

Deutsche zwar mit allem Deutschen aufgewachsen zu sein, jedoch mit wenig oder ganz ohne Kontakt zu Schwarzen Menschen und ohne Vermittlung des schwarzen kulturellen Erbes (vgl. z.B. Blackshire-Belay, 2001).

Welche psychologischen Konsequenzen hat es, in einem offenbar so wichtigen äußeren Merkmal „anders zu sein“ als die nächsten Angehörigen, Freunde und generell die Personen in privaten wie öffentlichen Bezügen? In dieser Arbeit werden die möglichen psychologischen Herausforderungen dieser ungewöhnlichen Sozialisationsgeschichte und -erfahrung während Kindheit und Adoleszenz betrachtet. Bedacht werden muss hierbei, dass Hautfarbe als soziales Merkmal in der menschlichen Interaktion offenkundig von größter Bedeutung ist. Ob ein Mensch schwarz oder weiß ist, kann wohl von niemandem „übersehen“ und aus der Wahrnehmung ausgeblendet werden. Hautfarbe und alle daran gebundenen sozialen Konstruktionen spielen eine immense Rolle im sozialen Miteinander.

Anders als Angehörige von ethnischen (schwarzen) Minderheiten in vielen anderen Ländern bewegen sich Afrodeutsche während ihrer Kindheit und Jugend nicht innerhalb einer größeren, für sie klar sichtbaren Gruppe, die das Merkmal, das sie zur Minderheit macht, teilt. Dies macht ihre Erlebens- und Erfahrungswelt zum Unikum.

Besonderheiten gegenüber anderen Schwarzen (nationalen) Minderheiten

Die in der Studie betrachtete afrodeutsche Teilgruppe Schwarzer Menschen in Deutschland weist Unterschiede zu anderen schwarzen Minderheiten, beispielsweise in den USA oder Großbritannien auf. Auch in diesen Ländern sind Schwarze Menschen Mitglieder einer Minorität mit allen daraus resultierenden und im Verlauf der Darstellung zu erläuternden Konsequenzen. Dennoch unterscheidet sich der Größenanteil nicht-migrierter schwarzer Staatsangehöriger in diesen Ländern stark vom Anteil in Deutschland sowohl vor als auch nach dem Mauerfall (vgl. Tatum, 1997). Außerdem wachsen schwarze Briten und US-Amerikaner im Unterschied zu Schwarzen Deutschen zum größten Teil mit schwarzen Elternteilen und Geschwistern in schwarzen Familien und Umfeldern heran und können als Erwachsene ein Leben in einer schwarzen Umgebung und Community frei wählen. Die Wichtigkeit solcher Communities gerade für Kinder und Jugendliche wird in der schwarzen US-amerikanischen Literatur betont, sie befördere die Entwicklung eines

starken Selbstkonzepts und einer gesunden Identität bei jungen Menschen (vgl. Brookins, 2004). Sie erleben nicht die in Deutschland vielfach geschilderte Situation, in vielen Kontexten einziger Schwarzer Mensch unter Weißen zu sein, also sich aufgrund der Hautfarbe als Person sichtbar abzuheben. Ganz selbstverständlich findet sich in den unterschiedlichsten wissenschaftlichen Veröffentlichungen die feststehende Bezeichnung der African-American Community (vgl. z.B. Sanders Thompson, 2001). So gibt es ganze Forschungsstränge, die sich mit der Sozialisation schwarzer Kinder durch ihre schwarzen Eltern und weitere schwarze Familienangehörige befassen.

Mit dem alle Schwarzen Menschen betreffenden Phänomen „Rassismus“ sind Afrodeutsche vielfach allein konfrontiert, es gibt keine Vorbilder und Sozialisationsinstanzen im nahen und weiteren Umfeld, die Vorbild im Umgang mit Rassismuserfahrungen und deren Bewältigung sein können, vermutlich ist der Social Support in rassistischen Situationen für Schwarze Deutsche vielfach gering.

Als weiteres Phänomen kommt hinzu, dass bei schwarzen Briten und US-Amerikanern seltener ihre Staatsbürgerschaft und Mitgliedschaft in der nationalen Gruppe in Frage gestellt wird. So gilt beispielsweise für die USA, dass sich die nationale Zugehörigkeit in den Staaten aufgrund der besonderen Einwanderungshistorie nicht über eine „Blutzugehörigkeit“, sondern vielmehr über die Treue zur Nation vermittele. Fast alle Gruppen seien relative Neuankömmlinge, es ergeben sich daher keine Privilegien aus der Ableitung dessen, wer zuerst gekommen sei (vgl. Asante, 1996). Sie werden nicht automatisch für Ausländer gehalten, wie es in Deutschland offenbar häufig der Fall ist. Blackshire-Belay (2001, S. 269) spricht für Afrodeutsche vom „ironic paradox of being viewed and therefore treated as foreigners but having, in most cases, no personal Black reference (...) within their lives as German creates, a limbo life with no analogy among Black populations in ex-colonial Europe or in North America“.

Diese Ausführungen machen deutlich, dass die Übertragung von Forschungsansätzen und -ergebnissen aus dem US-amerikanischen oder britischen Raum nur teilweise und eingeschränkt möglich ist.

1.3 Verschiedene Generationen von Afrodeutschen

Die Geschichte Schwarzer Menschen in Deutschland reicht lange zurück. Erste Schilderungen über einzelne Schwarze in Deutschland gehen bis ins 12. Jahrhundert zurück. Für die jüngere Geschichte merkt Kantara (2000) an, dass „Schwarze Deutsche heute schon in der fünften Generation in Deutschland leben“. Mehrere - zumeist Afrodeutsche - Forscherinnen haben die Historie der Schwarzen Minderheit in den letzten Jahren erstmals detailliert erforscht und versucht, diese einer breiten Öffentlichkeit bekannt zu machen. Eggers (2004) spricht davon, dass diese Forscherinnen afrodeutsche Geschichte damit in der Gesamtentwicklung der deutschen Geschichte verankert hätten. Für eine detaillierte Darstellung der frühen historischen Bezüge sei unter anderem auf die Arbeiten und Zusammenstellungen von Oguntoye, Opitz & Schultz (1986), Oguntoye (1997), El-Tayeb (1999), Bechhaus-Gerst und Klein-Arendt (2004) verwiesen. Im Folgenden wird ein Überblick über die verschiedenen heute in Deutschland lebenden Generationen von Afrodeutschen und ihre spezifische Situation gegeben.

Die älteren Angehörigen der heute in Deutschland lebende Gruppe von Afrodeutschen sind zahlenmäßig zwangsläufig eher klein, ihre Mitglieder wuchsen noch während des Nationalsozialismus heran (vgl. Oguntoye, 1997). Existenz und Schicksal dieser Minderheit in der Weimarer Republik und im „Dritten Reich“ wurde einer größeren Öffentlichkeit vor allem durch autobiographische Aufzeichnungen (vgl. Massaquoi, 1999; Nejar, 2007) und Forschungsarbeiten zumeist schwarzer Forscherinnen bekannt (vgl. Oguntoye, 1997, El-Tayeb, 1999). Nach Asante (1996, S.3) sind die Afrodeutschen der Weimarer Republik meist Nachkommen aus Verbindungen weißer deutscher Frauen und Angehöriger senegalesischer Truppen, die im Dienste der Französischen Kolonialmacht das Rheinland besetzten. Diese Schwarzen Deutschen wurden von der weißen deutschen Öffentlichkeit als so genannte „Rheinlandbastarde“ titulierte und diskriminiert und von den Nationalsozialisten gemäß dem „Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“ zu Hunderten zwangssterilisiert (vgl. Kantara, 1998; Bergmann, 2001; Kantara, 2008, b). Die Zahl der schwarzen deutschen Kinder wurde zwischen 1919 und 1945 statistisch erfasst und betrug nach amtlichen Erhebungen 800 (Samples 1996, S.53; Ayim, 1997).

Als größere Gruppe wurden Afrodeutsche in den 1950er Jahren sichtbar. Ihre Angehörigen wurden von der weißen deutschen Öffentlichkeit mit dem Terminus

„Besatzungskinder“ betitelt, hergeleitet vom Status der schwarzen Väter als Angehörige der Armeen der Besatzungsmächte. Die Zahl der zwischen 1945 und 1951 geborenen Kinder von schwarzen Besatzungssoldaten wird mit 3.000 angegeben (vgl. Ayim, 1987, S.147). Diese Gruppe wurde nach Bergmann (2001, S. 28) von „Politik, Wissenschaft und Erziehung als soziales Problem definiert“. So wurde von diesen Seiten Ausgrenzung und Diskriminierung der afrodeutschen Minderheitenangehörigen gefürchtet, in deren Folge die Kinder rebellisch werden könnten. Gefürchtet wurde auch, einem rassenideologischen Denken verhaftet, dass die schwarzen Kinder „aufgrund ihrer Erbanlagen nicht nach Deutschland passten“ (vgl. Bergmann, 2001; Lemke Muniz de Faria, 2002).

Hier kann eine von Wright (2004, S. 187) angemerkte historisch und psychologisch relevante Besonderheit der afrodeutschen Minderheit gegenüber anderen schwarzen Minoritätsgruppen in Europa (Großbritannien, Frankreich) oder den USA referiert werden. In anderen westlichen Nationen werde die Präsenz Schwarzer Menschen im eigenen Land von der weißen Mehrheitsbevölkerung mit glorreichen, kolonialen Momenten assoziiert, die - wenn auch moralisch zweifelhaft - doch an politische und ökonomische Stärke erinnerten. In Deutschland hingegen werde durch die Anwesenheit Schwarzer Deutscher an Niederlagen erinnert; die Väter der afrodeutschen Kinder seien in der Wahrnehmung vieler Deutscher Angehörige feindlicher Truppen.

Nach Ayim (1997, S. 149) vergrößert sich die Bevölkerungsgruppe der Schwarzen Deutschen in den 1960-er und 1970-er Jahren weiter, die Autorin nennt die völkerrechtliche Unabhängigkeit vieler afrikanischer Staaten als eine Ursache. Im Zuge dieser politischen Entwicklung hätten viele Afrikaner ein Studium in einem der beiden Teile des damals noch geteilten Deutschland aufgenommen. In der DDR hat es ab den 1970-er Jahren eine - für die einzelnen Personen zeitlich begrenzte - Immigration von schwarzen Auszubildenden und Kontraktfacharbeitern gegeben. Aus Verbindungen dieser Migranten mit weißen Deutschen ist so eine neue, zahlenmäßig größere Gruppe von Afrodeutschen entstanden (vgl. Asante, 1996, S.4). Seiner Meinung nach habe sich in den letzten 40 Jahren in Deutschland der Anteil jener Afrodeutscher mit afrikanischem Elternteil gegenüber jenem mit schwarzem amerikanischen Elternteil erhöht. Sephocle (1996, S.15) macht deutlich, dass ein kleiner Teil der Afrodeutschen zwei schwarze deutsche Elternteile habe, eine ihrer Meinung nach sehr kleine Zahl Schwarzer Deutscher sei von weißen

Paaren adoptiert. Mit ihr ist davon auszugehen, dass eine junge Generation von Afrodeutschen zunehmend aus einer afrodeutsch-afrikanischen, afrodeutsch-african-american oder anderen Verbindungen ohne weißen Elternteil stammt.

Die Zahl der Schwarzen Deutschen ist kontinuierlich angestiegen, und es ist davon auszugehen, dass sie wie in anderen europäischen Staaten vor dem Hintergrund einer zunehmenden Globalisierung und Zuwanderung auch hierzulande weiter steigt (vgl. Berrington, 1995).

Die internationale Forschung berichtet von Unterschieden in der Identitätsausprägung Schwarzer Menschen mit einem weißen und einem schwarzen Elternteil in Abhängigkeit vom Geburtsjahrgang (vgl. Korgen, 1998). Daher ist auch bei Afrodeutschen die Generation zu beachten, der sie angehören. Hier sind Entwicklungsbedingungen sehr unterschiedlich. Nach Wright (2004) weist die Gruppe der Schwarzen Deutschen auch eine große Heterogenität in Bezug auf demographische, sozialisatorische und damit zusammenhängende psychologische Variablen auf.

1.4 Gruppengröße

Zur Zahl der in Deutschland lebenden Afrodeutschen existieren sehr unterschiedliche Angaben. Gesicherte Zahlen zur Gruppengröße liegen nicht vor, bisher gibt es keine verlässliche Schätzung der Grundgesamtheit der Schwarzen Deutschen (Zöllner, 1999). Es wird von verschiedenen Autorinnen darauf hingewiesen, dass bei Volkszählungen die Hautfarbe nicht erfasst wird, einige sehen dies mit Bedauern, andere halten es in Folge der deutschen Geschichte für durchaus passend, nicht nach ethnischen Hintergründen zu fragen (vgl. Ayim, 1995; Kantara, 1998, 2000). Insgesamt kann dennoch davon ausgegangen werden, dass es sich um eine hinsichtlich ihrer Größe schon jetzt durchaus bedeutsame Bevölkerungsgruppe handelt, die in ständigem Wachsen begriffen ist. Analog zu Staaten wie den USA wird vermutet, dass der Anteil von Menschen mit einem weißen und einem nicht-weißen Elternteil auch hierzulande ansteigt. In den USA kam es zwischen 1970 und 1990 zu einer Verdreifachung des Anteils von Menschen mit einem weißen und einem nicht weißen Elternteil (vgl. Tatum, 1997). Für Deutschland dürfte auch gelten, dass es vermehrt Personen gibt, die zwei schwarze deutsche Elternteile haben. Mit der Politisierung der Gruppe seit den 1980er Jahren und der ersten

Ausbildung einer breiter sichtbaren Afrodeutschen Community leben Schwarze Deutsche seltener in völliger Vereinzelung, es gibt in stärkerem Maße gesellschaftliche und politische Kontakte zwischen Schwarzen (Deutschen). Wie in anderen Minderheitengruppen auch, dürften sich so vermehrt Partnerschaften innerhalb der Minorität ergeben, aus denen Nachwuchs hervorgeht. Für diese junge Gruppe ergibt sich gegenüber den Gruppenangehörigen mit zumeist weißer Mutter eine neue psychologische Qualität in der Phase des Heranwachsens.

Zur Anzahl der Afrodeutschen liegen unterschiedliche Angaben vor, sie schwanken zwischen 30.000 in Westdeutschland vor dem Mauerfall und 500.000 in der heutigen vereinigten Bundesrepublik (vgl. Blackshire-Belay, 1996, Stute, 2001, El-Tayeb, 2002). Oguntoye, Opitz und Schultz (1986) nennen die Gesamtzahl von 100.000 Schwarzen Menschen in den 1980-er Jahren in der Bundesrepublik, davon etwa ein Drittel Afrodeutscher, also circa 33.0000. Auch Kampmann spricht von etwa 30.000 Afrodeutschen in der Bundesrepublik vor dem Mauerfall und weist auf eine zahlenmäßig nicht klar umrissene „kleinere Gruppe“ Schwarzer Deutscher in der DDR hin. Sephocle (1996, S. 15) spricht von 340.000 Afrodeutschen, Kantara (2000) nennt in einer in der Wochenzeitung „Die Zeit“ gedruckten Abhandlung über Schwarze Deutsche den Range 300.000 bis 500.000. Blackshire-Belay (1996) gibt die Zahl 300.000 an. Wiechmann (1997) geht in einem Artikel der Zeitschrift „Stern“ von „300.000 bis 500.000 deutschen Staatsbürgern mit „dunkler“ Hautfarbe, die hier geboren und aufgewachsen sind“, aus.

1.5 Psychologisch relevante Aspekte der Lebensrealität Afrodeutscher

Betrachtet wird in der vorliegenden Arbeit die besondere Lebensrealität einer Gruppe deutscher Staatsbürger, die sich von den Mitgliedern der weißen Mehrheitsgesellschaft, in der sie leben, durch das physische Merkmal „Hautfarbe“ unterscheidet.

Schwarze Deutsche werden häufig als deutsche Staatsbürger von einer weißen deutschen Mutter in Deutschland geboren. Diese Konstellation entspricht Befunden, die internationale Studien aufzeigen. Rockquemore und Brunnsma (2002) beispielsweise berichten über die USA, dass in bi-ethnischen Verbindungen meist die Frau (Mutter) weiß, der männliche Partner (Vater) schwarz sei. Tizard und Phoenix (2002) berichten von einer Studie mit schwarzen Jugendlichen aus bi-

ethnischen Familien in Großbritannien, auch hier seien größtenteils die Mütter weiß, die Väter schwarz. Relevant ist diese Tatsache vor dem Hintergrund, dass Mütter meist die wichtigsten Sozialisationsinstanzen für Kinder sind.

Meist von weißen deutschen Mütter geboren und von diesen sozialisiert, sind Afrodeutsche ganz selbstverständlich und eindeutig Träger der deutschen Werte und Normen, sind in die hiesigen spezifischen historisch-traditionellen gesellschaftlichen Zusammenhänge hineingeboren und kennen als gebürtige Deutsche die Gebräuche, kulturellen Stile und Konventionen ihres Heimatlandes (vgl. Kap 1.5.5). Die Kultur, die sie internalisiert haben und die als Referenzrahmen gilt, ist die deutsche (vgl. Sephocle, 1996). Neben der Zugehörigkeit zu dieser national-kulturellen Gruppe der Deutschen sind Afrodeutsche Schwarze und somit auch Angehörige der schwarzen Minorität hierzulande und, global gesehen, Teil der afrikanischen Diaspora, also der Gruppe von Menschen afrikanischer Herkunft, die außerhalb des afrikanischen Kontinents leben. Die Lebenssituation Schwarzer Deutscher ist aufgrund dieser doppelten Gruppenzugehörigkeit von Besonderheiten gekennzeichnet, die sich auf ihre Erfahrungs- und Erlebenswelt auswirken und somit auch relevant für die Identitätsentwicklung sind. Im Zentrum der Analyse steht der vermutete Zusammenhang dieser besonderen Lebenssituation mit jenen sozialen Identitäten, die sich auf die Zugehörigkeit zur Gruppe der Schwarzen und auf die Zugehörigkeit zur Gruppe der Deutschen beziehen, der deutschen und der schwarzen sozialen Identität also. Die Untersuchung dieser Kernkonstrukte steht im Mittelpunkt der Arbeit, ihre ausführliche theoretische Einordnung erfolgt in einem späteren Kapitel. Dennoch muss in den folgenden Abschnitten bereits erster Bezug auf die beiden sozialen Identitäten genommen werden. Auch der sozialen Identität zugrunde liegende Kategorisierungsprozesse werden zum besseren Verständnis der Relevanz bestimmter Aspekte der Lebensrealität in einem Vorgriff auf die ausführliche Erläuterung der Theorie der sozialen Identität kurz angerissen.

1.5.1 Forschungsstand zu psychologisch relevanten Aspekten der Lebensrealität Afrodeutscher

Zur spezifischen Lebenssituation Afrodeutscher und deren psychologischen Effekten liegen bisher kaum empirische sozialwissenschaftliche Forschungsergebnisse vor. Verschiedene Beschreibungen zur Lebenswelt Schwarzer Menschen in Deutschland

sind meist anekdotischer Natur und stammen aus einzelnen narrativen Berichten oder autobiographischen Lebensschilderungen betroffener Gruppenangehöriger. Eine breite empirische Analyse psychologischer Phänomene in der Gruppe der Schwarzen Deutschen liegt bisher nicht vor. Schwarze Deutsche sind nach Kampmann (1994, S. 127) „von wenigen Ausnahmen abgesehen kein Forschungsthema, sind als Teilpopulation weder quantitativ erfasst noch in ihrer Problematik beschrieben“. Auch für die DDR beschreibt Piesche (2006), dass Studien zu ethnischen Minoritäten und deren Entwicklungs- und Lebensbedingungen auffällig selten im Blick des Interesses gestanden hätten.

Die in Zusammenhang mit der folgenden Beschreibung der Lebensrealität genannten Quellen geben daher meist keine empirisch gesicherten Forschungsergebnisse wider. Anekdotische Berichte und qualitativ orientierte Forschungsarbeiten und Interpretationen zur Situation einzelner Schwarzer Menschen (in Deutschland) können jedoch der Identifizierung bestimmter, offenbar relevanter Teilaspekte der Lebenswirklichkeit Afrodeutscher, der genauen Illustration dieser Phänomene und somit als Basis für die Entwicklung eines theoretisch fundierten Forschungsrahmens und der Ableitung konkreter empirisch überprüfbarer psychologischer Fragestellungen dienen. Durch die empirische Untersuchung können in der Literatur zu findende Annahmen geprüft werden. Im folgenden Abschnitt werden die in verschiedenen Veröffentlichungen immer wieder genannten besonderen Lebensumstände und Herausforderungen Schwarzer Deutscher referiert und in einen psychologischen Bezugsrahmen gesetzt.

Anleihen zur Entwicklung eines theoretischen Fundamentes können teilweise auch bei der breiten US-amerikanischen und britischen sozialwissenschaftlichen Forschung gemacht werden. Hier haben sich in den letzten Jahrzehnten schwarze Psychologen um die Erforschung von Erlebens- und Verhaltensprozessen bemüht, die für Mitglieder der schwarzen Minderheit von Relevanz sind. Überlegungen zu einem eigenen schwarzen Forschungsparadigma wurden entwickelt und so das Feld einer „Black Psychology“ etabliert (vgl. Jones, 2004). Dies spiegelt sich auch in der Fülle spezieller psychologischer Fachzeitschriften für schwarze Psychologie wider.

Anzumerken ist, dass es in Deutschland in der Vergangenheit vereinzelte Erhebungen in Teilgruppen der Schwarzen Deutschen Minorität gegeben hat. Zu den wenigen bekannten Studien aus der Soziologie und Sozialpsychologie zur besonderen Lebenssituation schwarze deutscher Kinder gehören die

Forschungsarbeiten von weißen Forschern wie die von Frankenstein (1954) und Eyferth (1958), die nach Ende des Zweiten Weltkrieges entstehen. Anzumerken ist, dass diese Forschungsarbeiten aus der Nachkriegszeit keineswegs wertneutral vorgehen, sondern ganz eindeutig einem rassenideologischen Paradigma verhaftet sind. Im Mittelpunkt der Arbeiten steht die Erfassung der Reaktion der weißen deutschen Umwelt auf die äußerliche Besonderheit der afrodeutschen Kinder und Jugendlichen im Vergleich zu den Angehörigen der Mehrheitsgesellschaft. Untersucht werden aber auch Variablen wie Intelligenz, Gesundheitszustand u.a. (vgl. Lemke de Muniz Faria, 2002).

In den folgenden Abschnitten wird die Lebenssituation Afrodeutscher anhand verschiedener Facetten unterteilt, illustriert und psychologisch eingeordnet.

1.5.2. Sonderrolle und Ausgrenzungserfahrung

Die im folgenden Abschnitt beschriebene Sonderrolle und Ausgrenzungserfahrung von Schwarzen Deutschen bezieht sich auf die erste unmittelbare gesellschaftliche Referenzgruppe, in die Afrodeutsche hineingeboren werden: ihre national-kulturelle Heimatgruppe der Deutschen. Analysiert werden diese Aspekte der afrodeutschen Lebensrealität immer mit Blick auf den möglichen Zusammenhang zu jener Gruppenidentität, die an die Zugehörigkeit zu der eigenen nationalen Gruppe gebunden ist, also der sozialen deutschen national-kulturellen Identität, deren Untersuchung ein Thema der Arbeit ist (vgl. Kap. 3.1). Da das Aufgemerkt-Werden und der Ausschluss aus dem Zentrum der Gesellschaft an das Merkmal Hautfarbe und damit an die Zugehörigkeit zur Gruppe der Schwarzen gebunden sind, gibt es auch einen Zusammenhang zur schwarzen Identität (vgl. Kap. 3.3 und 3.4).

1.5.2.1 Sonderrolle und Ausgrenzungserfahrung in öffentlichen Bezügen

Für das moderne Deutschland beschreibt Mecheril (1994) die Situation von „Anderen Deutschen“, also Deutschen, die - so seine Definition - „keine konventionelle deutsche Geschichte aufweisen“ und nicht dem Aussehen eines „Standard-Deutschen“ entsprechen, folgendermaßen: „wer nicht-deutsch aussieht, erfährt, dass in öffentlichen Zusammenhängen - sei es beim Einkaufen, bei Amtsgängen, bei Restaurantbesuchen - auf sein äußeres Erscheinungsbild fokussiert

wird“ (Mecheril, 1994, S.62). Durch das Erscheinungsbild eines Menschen schwarzer Hautfarbe ergibt sich von klein an eine Sonderposition in einer weißen Mehrheitsgesellschaft. Schwarz-Sein heißt anders sein als das Gros der Bevölkerung. Mecheril schlussfolgert „...es gilt, dass Andere Deutsche in der Öffentlichkeit die Erfahrung machen, positiv oder negativ aufgemerkt zu werden. Wer anders aussieht, der oder die fällt auf.“ (Mecheril, 1994, S. 65). Dabei ist es das Äußere, die physische Erscheinung, die Pigmentierung der Haut, die diesen Zustand auslöst. Afrodeutsche erleben als Angehörige einer Minderheit, dass ihr Äußeres sie in ihrem eigenen Heimatland auffallen lässt, sie können nicht in der „Masse untergehen“. Mecheril (1994, S. 64) spricht vom Stigma des „Nicht-deutschen Aussehens“. Schwarze Deutsche erleben von Kindheit an, dass ihre Hautfarbe für die Außenwelt ein ganz besonderes Erkennungs- und Beschreibungsmerkmal ist, das sie für die soziale Umwelt zu einem hervorstechenden Individuum macht. Mazón und Steingröver (2005) illustrieren, dass Afrodeutsche von ihrer Außenwelt als undifferenzierbare „Andere“ wahrgenommen werden. Teo (1994) spricht von einem als fremd konstruierten Aussehen. Dies unterscheidet sie von ihren weißen Mitbürgern.

Die Situation der Sonderrolle, die sich über rein äußerliche Merkmale vermittelt, spiegelt sich in vielen Einzelberichten von Angehörigen der Schwarzen Deutschen Minderheit wider. Immer wieder wird beispielsweise die Situation genannt, dass weiße Mehrheitsangehörige afrodeutschen Kindern in die Haare fassen wollen, „um festzustellen, wie sich das anfühle“, und Schwarzen Deutschen immer wieder plumpe Fragen wie beispielsweise „dunkeln Sie im Sommer nach?“ gestellt würden (vgl. Kantara, 2000).

1.5.2.2 Sonderrolle und Ausgrenzungserfahrung in privaten Bezügen

Die Hautfarbe ist das Merkmal, das Schwarze Deutsche auch oft selbst von Mitgliedern der eigenen Familie und damit den nächsten Vertrauten unterscheidet. Einige Afrodeutsche berichten von einer besonders belastenden, negativen Form der Sonderrolle: Ausgrenzungserfahrung und mangelnde Akzeptanz innerhalb der eigenen (weißen) Familie, die sie als „anders“ klassifiziere. In autobiographischen Berichten Afrodeutscher wird von Spannungen mit weißen deutschen Familienangehörigen berichtet, die daraus resultierten, dass das schwarze Familienmitglied eine andere Hautfarbe als der Rest der Familie und das weitere

soziale und gesellschaftliche Umfeld hat. Viele Afrodeutsche berichten auch von einem ambivalenten Verhältnis zur weißen Mutter (vgl. Wright, 2004, S. 188). Sow (2008, S. 225) berichtet von dem Phänomen, dass negative Gefühle der weißen Mutter gegenüber dem abwesenden ehemaligen schwarzen Partner von der Frau auf das gemeinsame Kind übertragen werden. Hier rufe das Schwarzsein des Kindes Assoziationen hervor, die an den Partner erinnerten. Als einziges schwarzes Familienmitglied erfahren einige, vor allem Afrodeutsche der älteren Generation, negative Bewertungen durch die eigene leibliche weiße Mutter, die sich ihres schwarzen Nachwuchses als Ausdruck einer offenkundig gewordenen „unstandesgemäßen“ Verbindung schämt (vgl. Oguntoye, Opitz, Schultz, 1984; Kampmann, 1994; Roggenkamp, 1998; Ritz, 2009). Dies ist sicher zum Teil auch eine Folge der Situation, dass weiße Frauen, die ein Kind aus einer Verbindung mit einem schwarzen Partner haben, nach Bergmann (2001) häufig latenten Rassismus, Anpöbelungen und grobe Beleidigungen erleben (vgl. Kantara, 2006). Nach Benndorf (2008, S. 114) wurden „deutsche Frauen, die sich (...) mit „dunkelhäutigen“ Besatzungssoldaten „einließen“, nicht nur gesellschaftlich verfemt, sondern auch auf administrativ-gesellschaftlicher Ebene benachteiligt“. Bergmann (2001, S. 28) geht davon aus, dass „ein biologistisches Rassendenken fortbesteht, das Ehen zwischen Schwarzen und Weißen als unnatürlich ablehnt“. Spohn (2004) spricht davon, dass binationale/bikulturelle Beziehungen von der Gesellschaft zumindest als „Problempartnerschaften“ gesehen würden. Weiße Mütter erleben zudem in manchem Fall, dass die restliche (weiße) Familie das schwarze Kind aufgrund seiner Hautfarbe nicht (vollständig) akzeptiert. Nach El-Tayeb (1999, S. 167) wurden schwarze Soldaten in der öffentlichen Wahrnehmung der 1950-er Jahre als potentieller Vergewaltiger gesehen, weiße Frauen, die eine Beziehung zu ihnen eingingen, als Hure gelabelt und afrodeutsche Kinder aus diesen Verbindungen als unnatürlich, ein Fehler der Natur definiert, als Produkte außergewöhnlicher Umstände. In den 1950-er Jahren war dies oftmals der Grund, afrodeutsche Kinder durch schwarze US-amerikanische Familien adoptieren zu lassen, die Hautfarbe galt als „incompatible with German identity“ (vgl. Wright, 2004, S. 187; Benndorf, 2008). Ein schwarzes Kind hatte in deutschen Familien daher oftmals keinen Platz. Auch in der DDR waren weiße deutsche Frauen, die eine Beziehung zu einem schwarzen Mann eingingen, nach Piesche (2006) massiven Vorurteilen und Ressentiments ausgesetzt.

1.5.2.3 Theoretische Einordnung der Phänomene

‘Sonderrolle’ und ‘Ausgrenzungserfahrung’

Afrodeutsche erleben, wie andere Schwarze Menschen in weißen Mehrheitsgesellschaften auch, dass ihre Hautfarbe für ihr weißes Umfeld als Kategorisierungsmerkmal offenbar von höchster Wichtigkeit ist. Anders als Mitglieder der Majorität werden Afrodeutsche vielfach nicht als Individuum wahrgenommen, sondern als Mitglied der schwarzen Gruppe (vgl. Tatum, 1997). Einen schwarzen Elternteil zu haben, reicht auch in Deutschland aus, um nicht mehr in der Kategorie der deutschen (weißen) Mehrheitsgesellschaft eingruppiert zu sein. Afrodeutsche weichen aufgrund ihrer Hautfarbe vom Prototyp des Deutschen Gruppenmitglieds ab (vgl. Hogg, 2005) (vgl. Kap. 3.1.4).

„Nur wer so aussieht, als ob er/sie ausschließlich weiße Vorfahren hätte, ist für die Öffentlichkeit weiß und wird auch so behandelt“ beschreibt Sow (2008). Es gilt für Afrodeutsche mit einem schwarzen und einem weißen Elternteil, dass keine eigene Entscheidungsmöglichkeit zwischen schwarz und weiß als Zugehörigkeitskategorie existiert. Wiedenroth (1986) spricht vom Schwarz-Weiß-Raster. Rockquemore und Laszloffy (2005) nennen einen „Mythos der weißen Rassenreinheit“ als Ursache solcher sozial geteilten Vorstellungen.

Rockquemore und Brunnsma (2002) gehen dabei auch für die USA davon aus, dass weiße Menschen - anders als Mitglieder der schwarzen Community - zunächst (psychologisch) lediglich in zwei Hautfarbencategorien unterteilen, weiß und nicht-weiß. Für Deutschland gilt nach Sow (2008, S. 28) ebenfalls eine Einteilung in weiß (Norm) und nicht-weiß (als Abweichung konstruiert). Für die USA wiegen schwarze Vorfahren, egal wie weit in der Familiengeschichte zurückliegend, nach Tatum (1997) als sozial gültiges Klassifikationskriterium mehr als die physische Erscheinung. Aber auch für die schwarze politische Klasse gilt in den USA nach Asante (1993, zit. n. Rockquemore & Brunnsma, 2002), dass „biracial children are considered by tradition, custom, appearance, and history to be black“. Diese Kategorisierung entspricht der Tradition des „one drop Black blood“-Konzepts, ein einziger schwarzer Vorfahre reicht, um als schwarz definiert zu werden (vgl. Pinderhughes, 1995). Die 1920 von offizieller Seite institutionalisierte One-Drop-Rule wurde nach Tatum (1997) in den 1960er Jahren im Zuge der Selbstdefinition der schwarzen Bevölkerung der USA von ihren Mitgliedern übernommen.

Für Afrodeutsche ist klar, dass sie aufgrund ihrer Hautfarbe eine individuelle Sonderposition in der Gruppe ihrer (weißen) Landsleute einnehmen. Dies spiegelt sich nach US-amerikanischen Forschungsergebnissen bereits im Kindesalter wider. Kinder nehmen im Verlauf ihrer Entwicklung Notiz von der Unterschiedlichkeit menschlicher Hautfarben. Kinder im Alter von drei bis vier Jahren können ethnische und Hautfarben-Differenzen wahrnehmen. Zwischen drei und vier Jahren ist es Kindern auch möglich, ihre eigene Hautfarbe akkurat zu identifizieren und einzugruppieren, sie sind sich jedoch noch nicht bewusst, dass die Hautfarbe ein unveränderliches Merkmal ist. Erst mit etwa sechs Jahren begreift das Kind die Unveränderlichkeit der Hautfarbe und einen ersten Zusammenhang von Hautfarbe und gesellschaftlichen Rollenverteilungen (vgl. Pinderhughes, 1995, Canino, 1995). Dabei gilt, dass schwarze Kinder in den USA sich ihrer eigenen Hautfarbe sechs Monate bis ein Jahr vor weißen Kindern bewusst werden (vgl. Johnson, 1992).

Dabei ist die Hautfarbe mehr als die reine Wahrnehmung der Stärke der Pigmentierung der Haut, mit ihr gehen in der weiß geprägten gesellschaftlichen Wahrnehmung immer auch bestimmte Rollen und Positionen einher, die Schwarzen Menschen zugeschrieben und zugestanden werden. Wachendorfer (2001) geht davon aus, dass die Hautfarbe mit einer Bedeutung aufgeladen wird, die sie mit bestimmten Eigenschaften ausstattet und hierarchisiert im Sinne einer Superiorität von Weißen und Inferiorität von Schwarzen. Demo und Hughes (1990) sprechen für die USA von einem „racially defined status“. Schwarz zu sein bedeutet in einer weißen Mehrheitsgesellschaft auch, in der geteilten gesellschaftlichen Wahrnehmung der Mehrheitsgesellschaft für bestimmte privilegierte Rollen nicht legitimiert zu sein. Die Wahrnehmung der Sonderrolle bezieht sich somit darauf festzustellen, dass bestimmte Rollen im Zentrum der Gesellschaft in der Wahrnehmung der meisten weißen Deutschen Schwarzen Menschen nicht zugeschrieben werden und es eine Ausgrenzung hin zu gesellschaftlich weniger anerkannten Bereichen gibt. Aufgrund des afrikanischen Hintergrunds nicht als richtiger Deutscher wahrgenommen zu werden, bedeutet nach Asante (1996) und Blackshire-Belay (2001) auch, außerhalb des deutsch konstituierten kulturellen gesellschaftlichen Zentrums zu stehen. Schwarz zu sein ist damit für Afrodeutsche etwas völlig anderes als weiß zu sein für weiße Deutsche als Angehörige der Majorität (vgl. www.der-braune-mob.de, 2006).

Die beschriebene Sonderrolle und wahrgenommene Ausgrenzungserfahrung als Schwarzer Deutscher ist selbstverständlich nicht immer gleich ausgeprägt und wird

individuell unterschiedlich aufgenommen. Bei einigen Afrodeutschen kann sie bis in die Herkunftsfamilie hinein reichen. Selbst hier erleben manche Minderheitenangehörige, „anders zu sein“.

Feeling of specialness

Bradshaw (1992, S. 83) spricht beim Aufwachsen von Kindern, die in einer Familie mit einem schwarzen und einem weißen Elternteil aufwachsen, von einem „feeling of „specialness“: „Specialness“, whether experienced as positive or negative, is an issue for all bi-“racial“ individuals, one that is intimately tied to the experience of self“. Für amerikanische Kinder mit einem schwarzen und einem weißen Elternteil konnte gezeigt werden, dass sie eine einzigartige Erfahrung von Unterschiedlichkeit machen, wenn sie wahrnehmen, dass sie sich in der Hautfarbe nicht nur von der sonstigen Außenwelt, sondern auch sowohl von Mutter als auch Vater unterscheiden. Das Gefühl, anders zu sein, wird dabei zunächst als negativ und diskrepant wahrgenommen (Kich, 1992). Pinderhughes (1995) kommt zu dem Ergebnis, dass die Erfahrung von (ethnischer/“racial“) Unterschiedlichkeit bei Menschen einhergeht mit Gefühlen von Angst und Sorge. Die Entwicklung eines klaren Selbstbildes und gesunden Selbstwertes sei für diese Personengruppe eine größere Herausforderung als für Menschen, die aus einer Verbindung von Elternteilen gleicher Hautfarbe stammten. Der Mangel an afrodeutschen Rollenmodellen innerhalb der Familie erschwert offenbar manche Entwicklungen in der Identitätsfindung. Eine einfache Übernahme von vorgelebten Identitätsmustern gibt es für Schwarze Deutsche nicht.

Unerfülltes Bedürfnis nach Verbundenheit

Psychologisch besonders sind die beschriebenen Phänomene, da diese Sonderrolle und Ausgrenzungserfahrung, das Wissen, nicht vollständig „dazuzugehören“, eine Befriedigung des Bedürfnisses nach Verbundenheit und Gemeinschaft erschweren, das nach Schachinger (2005) jedem Menschen eigen ist. Wird eine solche Zugehörigkeit einem Menschen abgesprochen, ist davon auszugehen, dass ein psychologisches Spannungsmoment entsteht. Es kann davon ausgegangen werden, dass die Frustration und Spannung dann besonders groß ist, wenn die Ausgrenzungserfahrung - also eine Form erlebter mangelnder Akzeptanz - im

nächsten sozialen Umfeld, also auch der eigenen Familie, stattfindet. Dies ist jener soziale Raum, in dem ein Individuum im Idealfall ganz selbstverständlich Liebe und bedingungslose Akzeptanz findet, die für eine positive und befriedigende Gestaltung des weiteren Lebenswegs als unabdingbar erachtet werden.

Geringer Anteil Schwarzer Deutscher an der Gesamtbevölkerung

Diese beschriebene Einzel- und Sonderposition in der eigenen heimatlichen Gesellschaft, das Aufgemerkt-Werden aufgrund der Hautfarbe, wird in Deutschland noch durch das vorliegende Zahlenverhältnis zwischen Schwarzen und weißen Menschen hierzulande verstärkt. Der Anteil Schwarzer Menschen ist in Deutschland im Vergleich zu Staaten wie den USA, Großbritannien oder Frankreich sehr viel geringer (vgl. Kap. 1.4). Je nach Region, in der Afrodeutsche leben und sich bewegen, fallen sie in der Öffentlichkeit mehr oder weniger auf.

Selbstbewertung der Hautfarbe

Es ist davon auszugehen, dass Schwarze Deutsche aufgrund der oben berichteten sich wiederholenden Erfahrung des Auffallens selber das physische Merkmal „Hautfarbe“ nicht ignorieren können. Kilomba (2006) geht davon aus, dass Schwarze Menschen gezwungen sind, sich mit der Frage zu beschäftigen, was die Außenwelt in ihnen sieht. Denn je häufiger ein Individuum von der Außenwelt als Teil einer bestimmten Gruppe behandelt wird, desto stärker wird die Gruppe Teil des Selbstkonzepts, also der Identität dieses Individuums (vgl. Rockquemore & Brunson, 2002). Hier wird der Zusammenhang zum zentralen Konstrukt der Studie, der schwarzen Gruppenidentität, deutlich. Im Zentrum der Untersuchung steht die Frage, ob und inwieweit Afrodeutsche eine auf ihre Hautfarbe bezogene Identität ausbilden. Der psychologisch relevante Prozess der individuellen Wahrnehmung der eigenen Hautfarbe ist dabei in Deutschland ein anderer als beispielsweise in den USA. So nehmen Afrodeutsche ihre Hautfarbe über einen Prozess des auferlegten „Andersseins“ wahr. Sie unterscheiden sich häufig als einzige Person in ihrer Hautfarbe von ihrer Umgebung; es handelt sich zunächst um ein individuelles Phänomen, während beispielsweise schwarze US-Amerikaner oder Briten ihren Familienangehörigen zumeist in der Hautfarbe gleichen und in einem Prozess der Gruppendifferenzierung unterschiedliche Hautfarben und alle damit verbundenen

gesellschaftlichen Konsequenzen kennen und erleben lernen. Die mögliche Entwicklung einer an die Zugehörigkeit zur Gruppe der Schwarzen gebundenen Identität, die schwarze Identität, folgt bei Afrodeutschen einem anderen Prozess.

1.5.3 Fehlkategorisierung als Fremde und Ausländer

Mit der zugewiesenen Sonderrolle und Ausgrenzung aus der Mitte der Gesellschaft geht in Deutschland häufig ein Prozess der Fehlkategorisierung von Schwarzen Deutschen als Ausländer einher. Kategorien sind Teilungen der sozialen Welt in abgegrenzte Klassen, die einer Strukturierung und vereinfachten Wahrnehmung der Umwelt dienen. Eine Selbst- und Fremdeinordnung in Kategorien dient dabei der Orientierung, wer das Individuum selbst ist, aber auch der Einordnung anderer.

Afrodeutsche werden nicht der Gruppe der „vollwertigen, wirklichen“ Deutschen zugerechnet, sondern einer nicht zutreffenden Kategorie, der der Ausländer, zugeordnet. Dies Phänomen unterscheidet sich von den Lebensrealitäten schwarzer Minderheiten in anderen weißen Mehrheitsgesellschaften wie beispielsweise den USA und ist an das besondere deutsche (Staats-)Zugehörigkeitsverständnis gebunden (vgl. Kap. 3.1.4). Als schwarze Ausländer sind Afrodeutsche in der mehrheitsgesellschaftlich wahrgenommenen Hierarchie von Ausländergruppen im Wertekanon weit unten angesiedelt. Berichtet werden diese unterschiedlichen Aspekte und Realitäten immer mit Blick auf ihre Bedeutung für die im Zentrum stehenden sozialen Identitäten, der deutschen national-kulturellen und der schwarzen Identität.

1.5.3.1 Erlebte Fehlkategorisierung als Fremde und Ausländer

An das Auffallen durch die Hautfarbe, die individuelle Sonderrolle, ist die Erfahrung geknüpft, häufig als nicht deutsch und hierzulande beheimatet wahrgenommen zu werden. Unterschiedlichste Berichte zeigen, dass Schwarze Deutsche aufgrund des physischen Merkmals ‚Pigmentierung der Haut‘ von ihren weißen Landsleuten nicht selbstverständlich als gebürtige und ihnen gleichwertige deutsche Mitbürger wahr- und angenommen werden. Das Äußere überstrahlt damit offenbar alle anderen klaren Zugehörigkeits-Merkmale, die eine Person zu einem „wahren“ geborenen Mitglied der heimatlichen deutschen Gesellschaft machen. Die

Weißer Gesellschaft weigert sich, so Blackshire-Belay (2001), Afrodeutsche als Deutsche zu sehen. „Wo kommen Sie denn her?“ und „Sie sprechen aber gut deutsch!“ sind Fragen und Aussagen, mit denen Afrodeutsche offenbar häufig konfrontiert werden; sie werden in anekdotischen Berichten und Beschreibungen der Lebensrealität immer wieder genannt (vgl. z. B. Wiechmann, 1997; Weheliye, 2005). Auch Wright (2004) berichtet, dass weiße Deutsche auch nach der Versicherung, dass eine schwarze Person gebürtige Deutsche sei, nicht davon lassen könnten, weiter nach einem afrikanischen Heimatland zu fragen. Beck-Gernsheim (2004) spricht von der sich ständig wiederholenden Herkunftsfrage, mit der Menschen konfrontiert würden, die dem mononationalen und monokulturellen Erwartungsblick des Mitglieds der Mehrheitsgesellschaft nicht entsprechen. Afrodeutsche erleben Deutschland offenbar in vielen Situationen als eine Gesellschaft, die weiße Hautfarbe zu einer Grundbedingung macht, um als „wirklicher Deutscher“ zu gelten. Golly (2006, S. 395) berichtet vom Abfragen der Familienbiographie und der Erwartung an Schwarze Deutsche, „stets bereitwillig Erklärungen über Herkunft, Identität und Hautfarbe abzugeben“.

Nach Wright (2004) ist ein schwarzes deutsches Dasein für die meisten weißen Deutschen überhaupt nicht existent. Schwarz und gebürtig deutsch sein, ist in der Vorstellung der Mitglieder der weißen Mehrheitsgesellschaft nicht vereinbar. Das heißt, dass Schwarzen Deutschen von außen häufig ihre nationale, also ihre Heimatzugehörigkeit, abgesprochen wird. Wright (2004) spricht von der Praxis der Exklusion. Es muss mit Kampmann (1994) davon ausgegangen werden, dass Afrodeutsche in vielen Bereichen ihres Lebens Ausgrenzungserfahrungen machen; offenbar gilt dies auch in Bezug auf die national-kulturelle Zugehörigkeit. Hügel-Marshall (1998) beispielsweise berichtet davon, dass ihre Hautfarbe die Außenwelt dazu veranlasst habe, sie als Außenseiterin zu sehen, als exotisches Objekt, aber niemals als einfache Deutsche. Piesche (2006) beschreibt die Situation für die DDR, „auch hier seien Schwarze Menschen einer „anderen Gemeinschaft“ zugeordnet worden: (...) Ausländer mit begrenztem Aufenthalt“. El-Tayeb (1999) schildert die Situation mit Blick auf afrodeutsche Frauen. Diese seien weit davon entfernt, als Teil der deutschen Bevölkerung gesehen zu werden. Wright (2004, S. 184) schreibt, dass davon ausgegangen werden müsse, dass „for almost a century, the German nation has consistently rejected Black Germans as anything other than foreign or, more specifically, African“. Nach Zöllner (1999) fühlen sich viele Afrodeutsche schließlich heimatlos, sehen Deutschland nicht als ihr Zuhause.

1.5.3.2 Theoretische Einordnung des Phänomens

‘Fehlkategorisierung’ als Fremde und Ausländer

Die bisherigen Ausführungen illustrieren die besondere Situation von Schwarzen Deutschen in ihrem Heimatland. Afrodeutsche werden hierzulande durch ihre Außenwelt aufgrund ihrer Hautfarbe von der heimischen nationalen Kategorie ausgeschlossen. Bergmann (2001, S. 28) geht für Deutschland davon aus, dass „an der dunklen Hautfarbe ein sozialer Definitionsprozess ansetzt, der ihre Träger zu Fremden macht, obwohl viele von ihnen die deutsche Staatsbürgerschaft haben, in Deutschland geboren sind oder schon Jahrzehnte hier leben“. Tajfel (1969) spricht in solchen Fällen von Überexklusivität. Afrodeutsche werden der Gruppe der Schwarzen zugeordnet und damit in einem Folgeschritt in Deutschland klar als Ausländer/-in kategorisiert. Auch hier handelt es sich um eine fehlerhafte Zuordnung durch die Außenwelt. In diesem Fall spricht Tajfel (1969) von Überinklusivität (vgl. Kap. 2.2.2).

Hintergrund ist, dass die deutsche Gesellschaft die weiße Hautfarbe als eine der Grundbedingungen für ihre Mitglieder sieht. Deutsch und schwarz ist in der Vorstellungswelt der meisten weißen Deutschen nicht vereinbar. Nach Ahmed (2005, S. 273) ist „nach dem dominanten Verständnis der Mehrheitsgesellschaft Schwarzsein und Deutschsein unvereinbar“. Auch nach Kantara (2000, 2008, a) ist schwarz und deutsch für viele weiße Bürger ein Widerspruch, Deutsch-Sein hieße für sie, ausschließlich weißer Abstammung zu sein, diese bestimme, wer hierher gehöre. Kilomba (2006) geht davon aus, dass „schwarz und deutsch als zwei Kategorien reproduziert werden, die sich gegenseitig ausschließen: man ist schwarz oder deutsch, nicht schwarz und deutsch“. Im Unterschied zu traditionell multiethnischen Kulturen und Gesellschaften (wie z.B. den USA) werden nicht-weiße Personen automatisch auch als Nicht-Deutsche wahrgenommen. Kueppers (2004, S. 150) geht davon aus, dass „nach der Aufgabe der deutschen Kolonien people of African descent in Deutschland anders als in England, Frankreich und den USA nur als Andere, das von außen Kommende, das Besuchende, das Nicht-Deutsche denkbar waren“. Dieses Bild wird auch durch die Medien geprägt (vgl. Sow, 2008). Als Folge fühlen sich viele Afrodeutsche häufig selbst als Fremdkörper in ihrer heimischen Gesellschaft (vgl. auch Mecheril & Teo, 1994; Ayim, 1995).

Die Vorstellung der meisten weißen Deutschen, dass Schwarze nicht deutsch sein können, hängt mit der in Deutschland historisch vorherrschenden

abstammungsabhängigen Staatsangehörigkeit, der *ius sanguinis*, zusammen (vgl. z.B. Mecheril, 2003; El-Tayeb, 2005; Weheliye, 2005). Damit ist Nationalität nicht an den Geburtsort oder die kulturelle Zugehörigkeit gebunden (El-Tayeb, 1999). Historisch gesehen wurde Deutschland stets als homogen weiße Gesellschaft definiert (Blackshire-Belay, 1996). Asante (1996, S. 1) beschreibt die Situation für schwarze deutsche Kinder, sie könnten nach Ansicht der in Deutschland vorherrschenden Konstruktion der sozialen Realität nicht deutscher 'Blutzugehörigkeit' sein und seien daher „Afrikaner, die anderen“. Afrikanische Deutsche sind seiner Ansicht nach schon per Definition davon ausgeschlossen, Deutsche zu sein, er spricht, ebenso wie Blackshire-Belay (2001, S. 270), von einer „racialist conception of German“. Wirklich Deutscher sei nur, wer von zwei deutschen Elternteilen abstamme, auch einen afrodeutschen und einen deutschen Elternteil zu haben, reiche hierzulande nicht aus, um als richtiger Deutscher zu gelten (Asante, 1996, S. 10). Ebenso betont El-Tayeb (2005, S. 27), dass „in Germany the possession of 'German Blood' is traditionally seen as a necessary prerequisite of proper national belonging“. „German blood implicitly meant „white blood“ (El-Tayeb, 1999, S. 149). Auch Wright (2004, S.184) betont das besondere deutsche Volksverständnis, ihrer Ansicht nach sähen sich Deutsche als ganz besonderes Volk mit spezifischer kultureller und „racial“ Historie, die sie auch klar von anderen weißen europäischen (Volks-)Gruppen abgrenzten. Wer zur deutschen Volksgruppe dazugehöre, definiere sich auch über physische Merkmale wie Hautfarbe und Haarstruktur. Sie führt weiter aus, dass entsprechend der genannten Kriterien in Deutschland Menschen weißer wie nicht-weißer Hautfarbe aufgrund ihrer physischen Erscheinung ausgeschlossen würden, auch wenn sie seit Generationen im Land geboren und aufgewachsen seien und lebten. Auf der anderen Seite gebe es eine traditionelle Offenheit, Menschen aufzunehmen, die deutscher Abstammung seien, selbst wenn sie bisher niemals in Deutschland gelebt hätten und die Sprache nicht sprächen (vgl. Wright, 2004).

Schwarze Deutsche werden als Afrikaner oder Amerikaner eingruppiert (Wright, 2004; Mazón & Steingröver, 2005). Zu beachten ist dabei, dass Unterschiede zu Individuen aus verschiedenen Kategorien akzentuiert werden, es kommt zu Übertreibungen. Unterschiede von Mitgliedern innerhalb einer Kategorie hingegen werden minimiert. Diese verzerrte Wahrnehmung von Interklassen-Unterschieden und Intraklassen-Ähnlichkeiten tritt verstärkt auf, wenn mit der Kategorisierung eine Wertdimension einhergeht, was hier der Fall ist (vgl. Tajfel, 1959). Afrodeutsche

werden somit von ihrer weißen Außenwelt als unähnlich zu ihr selbst und zumeist gleichzeitig negativ bewertet. Zugleich erscheinen weißen Betrachtern alle Schwarzen Menschen ähnlich. Afrodeutsche werden von ihrer weißen Umwelt als Afrikaner wahrgenommen und mit Attributen in Verbindung gebracht, die die deutsche soziale Außenwelt typischerweise mit Afrikanern verbindet (vgl. z. B. Klein, 2001; Wright, 2004; Mazón & Steingröver, 2005; Kettlitz, 2007; Amesberger & Halbmayr, 2008).

Afrodeutsche nehmen neben der eben beschriebenen Fehl kategorisierung wahr, dass die Attribute „dunkle“ Hautfarbe und Ausländer keineswegs neutrale Beschreibungskategorien sind, sondern in der Vorstellung der weißen sozialen Umwelt mit unterschiedlichsten (überwiegend negativ) wertenden Assoziationen einhergehen. Asante (1996) spricht davon, dass die deutsche Gesellschaft Afrikaner als „others and lesser“ sieht. Diese sozialen Kategorisierungen stehen demzufolge in deutlicher Verbindung mit Werten. Die Kategorie Inländer ist positiv besetzt, die Kategorien schwarz und Ausländer gehen in der deutschen Gesellschaft mit negativen Bewertungen einher. Nach Asante (1996) herrscht (auch) in Deutschland ein rassistisches Hierarchiedenken vor, wonach Europäer sich von anderen Gruppen qualitativ unterscheiden und bei dessen Konstruktion Afrikaner nahe oder ganz im unteren Wertigkeitsbereich der Skala eingeordnet würden. Blackshire-Belay (2001, S. 281) spricht von einer rassistischen Vorstellung weißer Überlegenheit und schwarzer Unterlegenheit, die in der deutschen Kultur vorliege. Eggers (2006, S. 383) spricht in der Erziehung von einer vorherrschenden Rassifizierung, sie liege vor, wenn „Konstruktionen von Weiß- und Schwarzsein mit wertenden Attributen versehen und an Kinder vermittelt werden“. Nach Mitulla (1996) ist der Begriff „Ausländer“ keine neutrale Beschreibung eines Faktums, sondern bereits ein negatives Stereotyp.

Afrodeutschen wird aufgrund von Kategorisierungsverzerrungen und –fehlern auf Seiten der weißen Außenwelt somit nicht nur die Zugehörigkeit zu der elementaren sozialen Gruppe der Nation und Kultur verweigert, sie werden zudem einer im Wertekanon untergeordneten Gruppe zugeordnet, der Gruppe der Ausländer. Hinzu kommt die wahrgenommene Be- und Abwertung durch die Außenwelt, die von Stereotypen gegenüber Schwarzen Menschen und klischeehaften Vorstellungen von Afrikanern geprägt ist. Sow (2008, S. 126) spricht von unzähligen undifferenzierten und stigmatisierenden Bildern, die die deutsche Mehrheitsgesellschaft von

Schwarzen Menschen habe und die sich im Umgang mit ihnen nicht nur im täglichen Leben auswirkten. Schwarze Deutsche erleben Rassismus und Diskriminierung.

Hieraus ergeben sich zwangsläufig psychologische Konsequenzen für die Angehörigen der Gruppe der Afrodeutschen. Im Gegensatz zu den Mitgliedern der weißen Mehrheitsgesellschaft ergeben sich spezifische herausfordernde Erfahrungen und Anforderungen, die bestimmte Erlebens- und Verhaltenskonsequenzen bedingen. Beim Vergleich der eigenen Gruppe der Schwarzen mit der Außengruppe der weißen Deutschen erleben Afrodeutsche, dass sie im gesellschaftlichen Wertekanon, in der Fremdwahrnehmung also, der untergeordneten Gruppe angehören. Da Menschen jedoch nach der Mitgliedschaft in einer im Gruppenvergleich höherrangigen Gruppe streben, um so den individuellen Selbstwert durch die Gruppenmitgliedschaft zu stärken, entsteht vermutlich ein psychologisches Spannungsmoment. Vermutet wird, dass es sich hierbei zunächst um einen aversiven emotionalen Zustand handelt, der als eine Form von Stresserleben definiert werden kann und den es aufzulösen oder zu reduzieren gilt. Vermutet wird, dass die Bildung einer auf die eigene Hautfarbe bezogenen positiv-umbewerteten Gruppen-Identität hier zur Spannungsreduzierung führen kann. Diese Prozesse werden in einem späteren Kapitel zur Theorie der sozialen Identität näher beleuchtet (vgl. Kap. 2.2 und 2.5).

Es ist auch davon auszugehen, dass Schwarze Deutsche nicht selbstverständlich und klar, ebenso wie ihre weißen Landsleute, eine deutsche national-kulturelle Identität ausbilden. Vermutet werden kann, dass es hier zu einer anderen Qualität und Quantität der Ausprägung kommt. Gestützt wird diese Annahme durch Studien, die zeigen, dass schwarze Engländer eine geringere nationale Identität ausbilden als ihre weißen Landsleute. Tizard und Phoenix (2002, S. 193) berichten von einem „lack of warmth in the feeling about England“. So sehen viele schwarze Briten selbst das „englisch sein“ mit „weiß-sein“ assoziiert. England als Nation würde mit typisch weißen Phänomenen wie King und Queen und einer weißen Oberschicht verbunden, mit der sich die schwarze Minderheit zum Großteil nicht identifizieren könne. So weichen nach Meinung der Autorinnen viele schwarze Engländer in eine britische oder lokale Londoner Identität aus, sie sähen Großbritannien und/oder die Hauptstadt, anders als England, eher als multikulturelle Areale, denen sie sich leichter zuordnen könnten.

1.5.4 Vereinzelung und Isolationserfahrung

Auch die Aspekte Vereinzelung und Isolationserfahrung Schwarzer Deutscher werden mit besonderem Blick auf ihre Relevanz für die im Zentrum stehenden sozialen Identitäten Afrodeutscher betrachtet.

1.5.4.1 Erlebte Vereinzelung und Isolationsempfinden

Vereinzelung in der Kindheit und fehlende schwarze Bezugspersonen werden vielfach von Afrodeutschen berichtet. In anekdotische Berichten vieler Afrodeutscher, wie dem von Emde (1986, S. 104), wird die Vereinzelung thematisiert: „weder in meiner Kindheit noch als junge Erwachsene hatte ich das Glück, in meinem Umfeld mit anderen Schwarzen in Kontakt zu kommen. Es gab einfach keine“. Dies spiegelt in besonderem Maße die Situation älterer, in den 1950-er und 1960-er Jahren oder früher geborenen Afrodeutscher wider (Oguntoye, Opitz, Schultz, 1986, S. 127). Ayim (1995) betont detaillierter, dass vor allem die Gruppe jener Afrodeutscher, die im Heim oder bei Adoptiv- und Pflegefamilien herangewachsen sind, in der Regel mit ausschließlich weißen Bezugspersonen umgeben waren. Ayim (1995) beschreibt eine Vereinzelung Afrodeutscher auch außerhalb familiärer Bezüge, „es gibt nicht den Rückhalt einer starken Community, die als Lobby fungieren kann“. Ani (2003) spricht bezogen auf afrodeutsche Frauen in den 1980er Jahren davon, dass „die meisten während ihrer gesamten Kindheit und auch später als Erwachsene immer die einzigen Schwarzen in einem weißen Umfeld gewesen seien – in ihrer Familie, in der Schule und später im beruflichen Setting“. Auch Blackshire-Belay (1996, S.95) und Adams (2005) betonen, dass Afrodeutsche die meiste Zeit ihres Lebens in weißen sozialen Umwelten verbracht haben mit sehr eingeschränktem oder ganz ohne Kontakte zu anderen Schwarzen Menschen lebten. Sow (2008, S.221) spricht von allein erziehenden weißen Müttern mit schwarzen Kindern, weil diese Konstellation ihrer Ansicht nach sehr häufig ist, und beschreibt so die Vereinzelung bis hin in die Herkunftsfamilie.

Durch ihren prozentualen Anteil an der deutschen Gesamtbevölkerung sind Afrodeutsche vor allem außerhalb von Großstädten seltener und in einigen ländlichen Teilen Deutschlands fast gar nicht sichtbar, dies gilt verstärkt für frühere Jahre, in denen die heute erwachsenen Schwarzen Deutschen aufwuchsen. Schwarz sein hieß - damals noch stärker als heute -, in Bezug auf den Kontakt zu anderen

Schwarzen Menschen vereinzelt zu sein (vgl. z.B. Ritz, 2009). Auch Wright (2004) spricht von Afrodeutschen als einer „diverse group“, die Angehörigen der afrodeutschen Gruppe würden entfernt voneinander geboren und wüchsen allein auf. Adams (2005) geht in ihrer Analyse der Lebenssituation Schwarzer Deutscher vor Beginn der Politisierung in den 1980er Jahren gar davon aus, dass Mitglieder der Gruppe den Kontakt untereinander mieden, und zwar aufgrund der negativen Definition Schwarzer Deutscher, die sie, wie alle anderen Deutschen auch, erfahren hätten. Golly (2006) spezifiziert die Vereinzelungssituation für den akademischen Kontext: schwarze Studentinnen und Studenten seien im universitären Gefüge häufig in der Situation, sich mit Vorurteilen und Diskriminierung in der Arbeitssituation wie im akademischen Diskurs allein auseinandersetzen zu müssen. Damit entspricht sie internationalen Ausführungen, die ebenfalls die stressvolle Situation schwarzer Studenten in weiß dominierten Universitäten beschreiben (Tatum, 1997) (vgl. Kap. 1.3 und 1.4).

Auffallen und von den Mitgliedern der weißen deutschen Mehrheitsgesellschaft vielfach als nicht zugehörig empfunden zu werden, nicht vollständig akzeptiert zu werden, sind offenbar elementare Erfahrungen, die Schwarze Deutsche in einer Situation der Vereinzelung, also allein erleben und verarbeiten. Offenbar ist es den meisten Schwarzen Deutschen in ihrer Kindheit und Jugend oftmals nicht möglich, ihre spezifische, an die Hautfarbe gebundene Erfahrung mit Menschen zu teilen, die Gleiches erleben (vgl. z.B. Kantara, 2000; Krahnert, 2006; Ritz, 2009).

Dieses Phänomen der Vereinzelung - zum Teil offenbar bis hin in die eigene (weiße) Familie vorhanden - befördert vermutlich häufig das Entstehen eines Isolationsgefühls bezogen auf die eigene Hautfarbe.

1.5.4.2 Theoretische Einordnung der Phänomene

‘Vereinzelung’ und ‘Isolationserfahrung’

Wie in vorherigen Kapiteln illustriert, wachsen die allermeisten Schwarzen Deutschen vereinzelt, in einem weiß dominierten Umfeld auf. Eine distinkte und breite schwarze deutsche Alltagskultur ist hierzulande nicht vorhanden. Afrodeutsche können sich nicht als Angehörige einer klar sichtbaren schwarzen deutschen Gruppe wahrnehmen, da eine solche nicht existiert. So entfällt für Schwarze Deutsche die Möglichkeit, eine distinkte und offen sichtbare eigene

(schwarze) Gemeinschaft zu nutzen, die ihre Mitglieder vor Vereinzelung schützen und einen stärkenden Bezugs- und Rückzugsraum bieten kann (vgl. Beck-Gernsheim, 2004). In der Auseinandersetzung mit ihrem „Anderssein“ und den daraus resultierenden Konsequenzen seien Afrodeutsche, so Ayim (1995), oft gänzlich auf sich gestellt. Vereinzelung könne dazu beitragen, dass Afrodeutsche sich in Folge selber als Fremdkörper innerhalb der deutschen Gesellschaft fühlen.

Anders als beispielsweise in den USA haben Afrodeutsche nicht die Möglichkeit, hierzulande in rein schwarzen Strukturen zu leben, also in Betrieben mit schwarzen Mitarbeitern zu lernen, an schwarzen Universitäten zu studieren, Kinder in schwarze Kindergärten oder Schulen zu schicken, nur schwarze Ärzte und Anwälte zu konsultieren, ausschließlich in schwarzen Geschäften zu kaufen und in Wohnvierteln mit vorwiegend schwarzer deutscher Bevölkerung zu leben. Wright (2004) schlussfolgert in Anlehnung an Blackshire-Belay, dass es keine Community von Afrodeutschen gebe, die mit den Black Communities in amerikanischen Städten vergleichbar sei.

Für Großbritannien zeigt die Forschung, dass das Wohnumfeld durchaus einen Einfluss auf die Selbstwahrnehmung und das Selbstverständnis Schwarzer Menschen hat. So macht es einen Unterschied, ob schwarze Kinder in einem weißen oder aber einer so genannten „multiracial area“ aufwachsen (vgl. Tizard & Phoenix, 2002). Auch Rockquemore und Brunson (2002) betonen die Relevanz des sozialen Umfeldes vor allem in der Kindheit und Jugend; die Hautfarbe der Mitglieder des sozialen Netzwerkes und Umfeldes sei von großer Bedeutung für die spätere Ausprägung der sozialen Identität. Ähnlich argumentiert Tatum (1997), die ebenfalls zwischen dem Aufwachsen in einem schwarzen, weiß dominierten oder aber gemischten sozialen Umfeld unterscheidet. Auch sie sieht einen Zusammenhang zur (sozialen) Identitätsentwicklung. Auf die Unterschiede wird in einem späteren Kapitel näher eingegangen.

Die Vereinzelung und die daran gebundene Isolationserfahrung stehen auch in engem Zusammenhang mit einer nicht vorhandenen Sozialisation als Schwarzer Mensch. Wo kein schwarzes Umfeld ist, kann nicht schwarz sozialisiert¹⁹ werden. Das Thema Sozialisation wird im Folgenden näher beleuchtet.

¹⁹ Schwarze Sozialisation in Deutschland bezieht sich auf Erziehungsinhalte, bei denen Afrodeutsche unter Berücksichtigung der besonderen sozialen, politischen, ökonomischen und kulturellen Situation Schwarzer Menschen hierzulande auf die Herausforderungen des Lebens vorbereitet werden. Ziel ist dabei die Entwicklung eines positiven Selbstkonzepts als schwarzer Mensch.

1.5.5 Dominierende weiße Sozialisationsinstanzen und Distanz zur Heimatkultur des schwarzen Elternteils

Im folgenden Abschnitt wird die Sozialisation Schwarzer Deutscher in dominierenden weißen Lebens- und somit Sozialisationsstrukturen beschrieben. Es wird zudem der Blick auf die offenbar häufig erlebte Distanz zu einer schwarzen Heimatkultur gerichtet. Diese Ausführungen erfolgen, da sie vermutlich in engem Zusammenhang mit den untersuchten Kernkonstrukten der vorliegenden Arbeit stehen.

1.5.5.1 Dominanz weißer Sozialisationspersonen, -instanzen und -inhalte

Im Gegensatz zu den Angehörigen anderer Minderheiten wachsen viele Schwarze Deutsche nicht im Verbund einer Familie auf, deren weitere Mitglieder ebenfalls alle Angehörige der schwarzen Minderheit sind und die an die Hautfarbe gekoppelten Erfahrungen, wie sie in vorherigen Kapiteln erläutert wurden, teilen. Dies unterscheidet sie von Angehörigen schwarzer Minderheiten der meisten anderen Staaten, in denen eine deutlich sichtbare schwarze Minoritätengruppe der weißen Majorität gegenübersteht (vgl. Tatum, 1997). In Deutschland hingegen sehen sich viele Schwarze Deutsche vereinzelt mit der weißen deutschen Mehrheitsgesellschaft konfrontiert (vgl. z.B. Oguntoye, Opitz und Schultz, 1986; Emde, 1986; Ayim, 1995; Kantara, 2000; Ritz, 2009). Afrodeutsche werden häufig von weißen Müttern in weiß dominierte Familien geboren. Dies bedeutet, dass selbst im nächsten Umfeld, der eigenen Familie also, häufig keine Afrodeutschen Bezugspersonen und Identifikationsfiguren vorhanden sind. Die Isolationserfahrung reicht damit bis in die kleinste Einheit, eine stärkere Form der Vereinzelung als Minderheitenangehöriger ist kaum denkbar.

Sephocle (1996, S. 15) spricht „vom Aufwachsen in einem überwältigenden weißen Umfeld“. Die Erziehung vieler afrodeutscher Kinder und Jugendlicher obliegt offenbar auch heute in vielen Fällen noch schwerpunktmäßig weißen Bezugspersonen. Alle mit dem Dasein als Schwarzer Deutscher verknüpften Erfahrungen können nicht im familiären Kollektiv vor einem gleichen Erfahrungshintergrund wahrgenommen und bearbeitet werden. Mögliche Strategien und Bewältigungsmechanismen im Umgang mit den besonderen Erfahrungen und Anforderungen, die an die Hautfarbe geknüpft sind, werden schwarzen Kindern oder

Jugendlichen häufig nicht von erwachsenen Familienmitgliedern gleicher Hautfarbe vermittelt und modellhaft vorgelebt. Afrodeutsche wachsen - anders als schwarze Amerikaner oder Briten - oftmals ohne schwarzes Alltagsmodell in der Familie und im weiteren Umfeld auf, welches als Vorbild für eine eigene Auseinandersetzung mit der besonderen Situation als Mitglied einer Minderheit fungieren könnte. Weiße Familienmitglieder können eine solche Funktion aus Mangel an Erfahrung kaum oder gar nicht erfüllen (vgl. Kabis-Alamba, 2000; Sow, 2008). Ani (2003) geht davon aus, dass schwarze Frauen, die bei weißen deutschen Müttern aufgewachsen seien, sich lange nicht als Schwarze identifizieren konnten.

Auch in allen weiteren sozialen Bezügen wie Kindergarten, Schule, Vereinen, Freizeitgruppen werden schwarze deutsche Kinder und Jugendliche, anders als beispielsweise gleichaltrige schwarze US-Amerikaner, meist ausschließlich von Erziehern und Lehrern weißer Hautfarbe betreut und somit sozialisiert. Dabei spiegeln auch das Unterrichtsmaterial, die Spielzeuge und Kinderbücher lediglich die weiße Mehrheitsgesellschaft wider. Oguntoye, Opitz und Schultz (1986, S.127 ff) machen deutlich, dass Afrodeutsche beispielsweise in (Bilder-)Büchern nicht existent seien, Modelle gäbe es für schwarze Kinder nicht. Afrika wird vielfach unrealistisch und klischeehaft vorgestellt.²⁰ Ähnlich den Ausführungen von Tatum (1997) zum US-amerikanischen Bildungssystem ist auch in Deutschland offenkundig, dass Bildungsinhalte, die ein realistisches und positives Bild Schwarzer Menschen zeichnen, völlig fehlen.

1.5.5.2 Distanz zur Heimatkultur des schwarzen Elternteils

Asante (1996) beschreibt die Situation einiger Afrodeutscher wie folgt: "African Germans must often confront the problem of color and the problem of blood although they are connected to their African parent biologically, but may not know him/her". Sephocle (1996, S.15) vermutet, dass die meisten Schwarzen Deutschen häufig weder die Sprache noch die Kultur des schwarzen Elternteils kennen, in vielen Fällen wäre ihnen selbst der eigene schwarze Elternteil als Person nur wenig oder gar nicht bekannt; es gäbe häufig keine Kontakte zu schwarzen Verwandten (vgl. z.B. Ritz, 2009). Auch Adams (2005) betont, dass Afrodeutsche vielfach keine substantielle, identitätsbegründende Erfahrung mit dem Vater oder seinem

²⁰ Zur Darstellung Afrikas in gängigen Schulbüchern und Möglichkeiten der realistischen Vorstellung vgl. z.B. Poenicke (2003)

Heimatland hätten. Viele Afrodeutsche haben keinen direkten Zugang zu Afrika (Bantu i. Waechter, 2008).

Für viele Afrodeutsche gilt außerdem, dass sie sich äußerlich häufig auch von ihrem schwarzen Elternteil unterscheiden und in einer möglichen Community dieses schwarzen Elternteils – falls vorhanden – ebenfalls nicht der sozial geteilten Vorstellung vom „Standard-Aussehen“ der Mitglieder entsprechen, also auch hier nicht „in der Masse untergehen können“. Schwarze Menschen nehmen nach Rockquemore und Brunson (2002) unterschiedliche Hautfarbenvarianten in ihrer Gruppe wahr und kategorisieren Afrodeutsche mit einem schwarzen und einem weißen Elternteil nicht eindeutig und selbstverständlich in die national-kulturelle Kategorie des schwarzen Elternteils. Hinzu kommt, dass häufig - anders als für die deutsche Gesellschaft - weitere Zugehörigkeitsmerkmale fehlen, da eine passende nationale, regionale und kulturelle Sozialisation niemals vorhanden war. Schwarze Deutsche sind oftmals nicht von klein auf mit der Sprache, den kulturellen Besonderheiten, Werten und Normen vertraut gemacht worden; es fehlen daher häufig Kenntnisse zu gruppenspezifischen Denk- und Handlungsweisen (vgl. Septhole, 1996). So ist der Anschluss im schwarzen Ausland nach Zöllner (1999) problematisch. Ihrer Meinung nach würden Afrodeutsche mit einem schwarzen und einem weißen Elternteil beispielsweise in Afrika nicht selbstverständlich als zugehörig akzeptiert. Es gibt demzufolge ein doppeltes Anders-Sein (vgl. Mecheril, 1994, Klein, 2001). Eine möglicherweise vorhandene distinkte schwarze national-kulturelle Gruppe kann somit oft nicht einfach und selbstverständlich zur Referenzgruppe werden, die Anschluss ermöglicht.

Afrodeutsche können sich folglich nicht auf eine nicht-deutsche heimatliche Kultur mit ihren kulturellen Werten und Normen zurückziehen und hierüber eine nationale, kulturelle Identität ausbilden. Es gibt keine alternative nationale Volksgruppe, der sich Afrodeutsche ganz selbstverständlich zuordnen können. Eine Wahl zwischen zwei Seiten oder eine Integration beider im Selbstkonzept ist verhindert. Das Abwenden von der eigenen deutschen Heimatgruppe ist daher nicht so leicht möglich, es mangelt an einer offensichtlichen, leicht zu erreichenden Alternative. Afrodeutsche haben meist nicht einfach die Möglichkeit, das Spannungsmoment dadurch aufzulösen, dass sie sich der kulturellen Gruppe des schwarzen Elternteils zuordnen. Es bedarf offenbar einer besonderen Identitätsarbeit, um eine positive Gruppenidentität auszubilden. Eine distinkte Gruppe muss gesucht oder mit gebildet

werden. Adams (2005) spricht von einem Vakuum von Traditionen abseits der deutschen Wurzeln. Dies verlangt ihrer Ansicht nach von den Betroffenen häufig, den eigenen schwarzen Hintergrund selbst zu erarbeiten, dies vielfach über Anregung aus anderen Teilen der Diasporen, vor allem den USA, Großbritannien aber auch den Niederlanden.

1.5.5.3 Theoretische Einordnung der Phänomene `weiß dominierte

Sozialisation´ und `Distanz zur Heimatkultur des schwarzen Elternteils´

Viele Afrodeutsche sind den vorherigen Ausführungen entsprechend in dominierenden weißen Bezügen und von überwiegend oder ausschließlich weißen Bezugspersonen sozialisiert worden, sie sind ohne oder mit geringem Kontakt zu anderen Schwarzen Menschen auf- und herangewachsen. Diese spezifisch deutschen Phänomene sollen im Folgenden theoretisch beleuchtet werden. Zunächst wird in einem Abschnitt der Zusammenhang zwischen der Beziehungsqualität zu Bezugspersonen unterschiedlicher Hautfarbe und der Entwicklung einer schwarzen Identität beschrieben. Anschließend wird die Relevanz einer schwarzen Sozialisation illustriert und die psychologische Bedeutung und Konsequenz der berichteten weiß dominierten Sozialisation Afrodeutscher aufgezeigt.

1.5.5.3.1 Qualität der Beziehungen zu schwarzen und weißen Menschen –

Push- und Pull-Faktoren

Grundsätzlich gilt, dass ein Kind von der eigenen Familie und im nahen Umfeld angenommen und akzeptiert werden will. Die internationale Forschung zur Lebensrealität Schwarzer Menschen aus Familien mit einem schwarzen und einem weißen Elternteil betont hier zusätzlich die Relevanz der Qualität der Beziehungen zu schwarzen und weißen (Bezugs-)Personen in Kindheit und Jugend für die spätere Selbstwahrnehmung und -identifizierung als schwarzer Minderheitenangehöriger. Rockquemore und Brunson (2002) führen in diesem Zusammenhang das Konzept der *Push- und Pull-Faktoren* ein. Sie gehen davon aus, dass Individuen, die in ein bestimmtes soziales Netzwerk (bezogen auf die Hautfarbe) eingebunden sind, dazu tendieren, sich mit dieser Gruppe zu identifizieren, weil sie die Gruppe mit bestimmten positiven Ereignissen und Erfahrungen verbinden. Demgegenüber kann die Nicht-Identifizierung mit einer anderen (wiederum auf die Hautfarbe bezogenen)

Gruppe entstehen, wenn sich das Individuum von der Gruppe negativ behandelt fühlt und schlechte Erfahrungen mit den Mitgliedern dieser Gruppe verbindet. So können wiederkehrende negative Erfahrungen mit Schwarzen Menschen im sozialen Netzwerk die Entwicklung einer schwarzen Gruppenidentität erschweren oder verhindern. Entsprechendes gilt für Erfahrungen mit weißen Menschen im engeren sozialen Netzwerk (vgl. Rockquemore & Brunson, 2002). Deutlich ist, dass hier nicht der Umfang der Erfahrung, sondern ihre Qualität von großer Wichtigkeit ist.

Tatum (1997) betont auch die Bedeutung der Rolle der weiteren Familienangehörigen des schwarzen und weißen Elternteils von Schwarzen Menschen mit einer solchen Elternkonstellation. Die Akzeptanz der Beziehung der Eltern und die Akzeptanz der Kinder durch die schwarze und weiße Familie spielen eine Rolle bei der Entwicklung der Identität der Kinder. Verkuyten (2005, S. 169) macht aber auch deutlich, dass verschiedene Forschungsrichtungen die Situation von Menschen, deren Eltern unterschiedliche ethnische oder „racial“ Hintergründe haben, dahingehend beschreiben, dass diese Individuen sich häufig weder der mütterlichen noch der väterlichen Gruppe vollkommen zugehörig fühlen könnten.

Für Afrodeutsche gilt, dass sie oftmals ein ausschließlich weißes Netzwerk haben, hier jedoch vielfach (auch) die in vorherigen Abschnitten geschilderten negativen Erfahrungen aufgrund ihrer Hautfarbe machen. Den obigen Ausführungen folgend, dürften diese Erfahrungen der Bildung einer (weißen) deutschen Identität entgegenstehen oder sie zumindest erschweren. Der Kontakt zu schwarzen Menschen scheint Afrodeutschen häufig völlig zu fehlen, weder eine positive noch negative Beziehungsqualität besteht, die Bildung einer schwarzen Identität kann über nahe Kontakte und positive Beziehungen zu Schwarzen Menschen für viele Afrodeutsche somit nicht ohne weiteres entstehen.

1.5.5.3.2 Relevanz einer schwarzen Sozialisation

In der US-amerikanischen und britischen psychologischen Forschung ist das Thema Sozialisation schwarzer Kinder immer wieder im Fokus der Forschung zu finden. Dabei wird klar unterschieden zwischen generellen Erziehungsaufgaben, die allen (amerikanischen) Eltern zufallen, unabhängig davon, ob sie und/oder ihre Kinder der Majorität oder aber einer Minderheit angehören, und jenen speziellen Erziehungsleistungen, die dann erforderlich werden, wenn die Familie der

schwarzen Minderheit des Landes angehört. Diese speziellen Erziehungsinhalte resultieren aus sozialen, politischen, ökonomischen und kulturellen Besonderheiten, denen die Gruppe der Schwarzen unterliegt. Eltern versuchen in der Regel, ihre Kinder auf das Leben vorzubereiten, und bemühen sich meist, jene Fähigkeiten und Fertigkeiten zu vermitteln, die sie zu kompetenten Erwachsenen machen, auch in ihrer spezifischen ethnisch-kulturellen Gruppe.

Sozialisation allgemein beschreibt die Vorbereitung von Kindern darauf, Rollen und Verantwortlichkeiten in der Gesellschaft zu akzeptieren und ausüben zu können, indem sie konventionelle Werte, Überzeugungen und Verhaltensweisen erlernen (vgl. Jones, Thomas & Speight, 1999). Eltern schwarzer Kinder sind dabei nach Jones, Thomas und Speight (1999) mit der Schwierigkeit konfrontiert, ihren Kindern trotz Rassismus, negativer Medienbilder und Stereotypen gegenüber Schwarzen ein positives Selbstkonzept, eine schwarze (soziale) Identität und eine positive personale Identität zu vermitteln. Stevenson und Davis (2004) betonen, dass der Einfluss von elterlichen Botschaften auch auf die Wahrnehmung und Bewertung eines Merkmals wie der Hautfarbe als Teil der Selbstwahrnehmung immens sei. Es wird von einer zusätzlichen erzieherischen Aufgabe gesprochen, die die Elternteile schwarzer Kinder und Jugendlicher hier zu leisten hätten (vgl. O'Brien, Cughy, O'Campo, Randolph & Nickerson, 2002).

Für die USA wird betont, dass schwarze Eltern ihre Kinder auf drei verschiedene Erfahrungsebenen vorbereiten müssten: Jene der Mehrheitsgesellschaft, die einer Minderheitengruppe und speziell die der schwarzen Gruppe. Nur so können Kinder später auch in der amerikanischen Gesellschaft auf diesen drei Ebenen reüssieren (vgl. Boykin & Toms, 1985). Dabei geht es nach Stevenson und Davis (2004, S. 361) im Idealfall immer um eine Balance zwischen der Darstellung der harschen Realität auf der einen Seite und dem Aufzeigen von Möglichkeiten und Chance auf der anderen Seite. Eine solche erzieherische Aufgabe wird als „racial socialization“ bezeichnet und ist nach Peters (1985, S. 161) definiert als „tasks Black parents share with all parents providing for and raising children . . . but include the responsibility of raising physically and emotionally healthy children who are black in a society in which being black has negative connotations“. Nach Stevenson und Davis (2004) ist die „racial socialization“ spezifischer und näher zu fassen als eine ethnische oder kulturelle Sozialisation von Kindern, die sie mit Rotheram und Phinney (1987, S. 11, zit. n. Stevenson und Davis, 2004) als „developmental process by which children

acquire the behaviors, perceptions, values, and attitudes of an ethnic group, and come to see themselves and others as members of such group“ verstehen. Hughes und Chen (1997, 1999) bezeichnen „racial socialization“ als elterliche Praktiken, in denen Botschaften über Hautfarbe oder Ethnie vermittelt werden. Thornton et al. (1990) führt in seiner Definition mehrere Ansätze zusammen und spricht von einem Prozess der „racial socialization“, der spezifische Botschaften und Praktiken beinhaltet, die Informationen zur Bedeutung der eigenen Hautfarbe für die eigene persönliche und die Gruppenidentität, intergrupale und interindividuelle Kontakte und die Position in der sozialen Hierarchie vermitteln.

Empirischen Studien in den USA zeigen, dass die oben beschriebene „racial socialization“ ein fester Bestandteil der Erziehungspraxis der meisten schwarzen amerikanischen Eltern ist (vgl. Jones Thomas & Speight, 1999). Eine solche Vermittlung von Werten und Einstellungen wird in der US-Psychologie als wichtiger Faktor verstanden, der ein effektives Familienleben fördert. Ein solcher Sozialisationsprozess wird in den USA zudem verstanden als Puffer gegen soziale Strömungen und Rassismus, die gegen Schwarze Menschen wirken (vgl. Stevenson & Davis, 2004). Dennoch variieren in der Sozialisation durch schwarze Eltern in den USA die Botschaften, die sie ihren Kindern schwerpunktmäßig vermitteln. Stevenson (1997, zit. n. Stevenson & Davis, 2004) unterteilt „racial socialization“ in verschiedene Untertypen. So spricht er von „proactive race related messages“, wenn Kindern die Botschaft vermittelt wird, etwas Besonderes zu sein und stolz auf ihr kulturelles Erbe und ihre Herkunft als Schwarzer Mensch sein zu können. Von „protective racial socialization“ spricht er dann, wenn Botschaften und Interaktionen vorliegen, die Hilfestellungen zur Bewältigung der Unterdrückung durch eine breite Gesellschaftsgruppe vermitteln. Dabei machen Stevenson und Davis (2004) deutlich, dass beide Formen der Sozialisation für die USA als unerlässlich angesehen werden, um diffuse rassistische Situationen adäquat zu interpretieren und zu bewältigen (Stevenson & Davis, 2004).

Sanders Thompson (1994) unterteilt spezifische Sozialisationsbotschaften empirischen Forschungsergebnissen folgend in vier verschiedene Kategorien: schwarze Identität, Selbstentwicklung, Hautfarbe bedingte Barrieren und egalitäre Ansichten. Die Kategorie der schwarzen Identität umfasst Botschaften, die den Stolz auf die Hautfarbe, das afrikanische Erbe und familiäre wie kulturelle Geschichte vermitteln. Bei den Botschaften zur Selbstentwicklung geht es um die Betonung der

Wichtigkeit von Bildung und harter Arbeit, um im Leben erfolgreich zu sein. Die dritte Kategorie, „Hautfarbe bedingte Schranken“, betont die Wahrnehmung von Rassismus und Vorurteilen, aber auch die Botschaft, andere Menschen fair zu behandeln, auch wenn die eigene Person von der weißen Welt unfair behandelt wird. Die vierte Kategorie, jene der egalitären Botschaften, bezieht sich auf Aussagen, die die Universalität von menschlichen Wesen in den Mittelpunkt rückt und rassistische Barrieren nicht im Fokus hat (vgl. Sanders Thompson, 1994; Jones Thomas & Speight, 1999).

Es zeigt sich in Studien, dass die Vermittlung von erzieherischen Botschaften, die auf die Hautfarbe bezogen sind, stärker von Müttern als von Vätern umgesetzt wird (vgl. O'Brien, Cughy, O'Campo, Randolph & Nickerson, 2002).

1.5.5.3 Psychologische Bedeutung einer weiß dominierten Sozialisation

Es kann sicher davon ausgegangen werden, dass Schwarze Deutsche auch hierzulande permanent mit Rassismus und Diskriminierungen konfrontiert sind (vgl. z. B. Kampmann, 1994; Mecheril, 1994; Kantara, 2000; Kantara, 2006; Sow, 2008, Ritz, 2009). Werden die US-amerikanischen Forschungsergebnisse zur Sozialisation schwarzer Kinder in einer weißen Mehrheitsgesellschaft auf Deutschland übertragen, so gilt auch für die Erziehung afrodeutscher Kinder, dass sie spezifische Anforderungen an die Eltern stellt. Auch schwarze deutsche Kinder wachsen unter den Bedingungen von Rassismus, negativen Medienbildern gegenüber der eigenen schwarzen Gruppe und Stereotypen gegenüber Schwarzen auf (vgl. z.B. Sow, 2008; Ritz, 2009). Dies entspricht den Ausführungen von Tatum (1997) für die US-amerikanische Lebenswirklichkeit, in der Schwarze Menschen in einer Umgebung lebten, in der sie permanent mit Stereotypen zur eigenen Gruppe bombardiert würden, Witzen über sich ausgesetzt seien und keinerlei Informationen über die Errungenschaften Schwarzer Menschen erhielten. Für Deutschland kann davon ausgegangen werden, dass die Vermittlung von Stereotypen noch extremer verbreitet ist, da die schwarze Gegenbewegung in der Gesamtgesellschaft sehr viel weniger präsent ist.

Auch Afrodeutsche sollen unter diesen erschwerten Bedingungen idealerweise zu kompetenten Erwachsenen mit positivem Selbstkonzept heranwachsen (vgl. Jones Thomas & Speight, 1999). In Anlehnung an O'Brien, Cughy, O'Campo, Randolph

und Nickerson (2002) muss auch für Deutschland vermutet werden, dass Eltern schwarzer Deutscher Kinder hier eine besondere Aufgabe zu leisten haben, die einer „racial socialization“. Auch schwarze deutsche Kinder müssten - analog US-amerikanischen Forschungsergebnissen - im Idealfall stärkende positive Botschaften zu ihrer schwarzen Herkunft erhalten. Außerdem sollten ihnen Hilfestellungen zur Bewältigung der Diskriminierung und Ungleichbehandlung durch eine breite Gesellschaftsgruppe vermittelt werden, hier also der Gruppe der weißen Deutschen. Dabei machen Stevenson und Davis (2004) deutlich, dass beide Formen der Sozialisation für die USA als unerlässlich angesehen werden, um diffuse rassistische Situationen adäquat zu interpretieren und zu bewältigen; es kann vermutet werden, dass für Deutschland Ähnliches gilt.

Vorherige Ausführungen zur Lebenssituation und Familienkonstellation von Afrodeutschen lassen jedoch vermuten, dass in der Erziehung Schwarzer Deutscher die mit der Hautfarbe verknüpften spezifischen Anforderungen und Themen wenig oder keine Berücksichtigung finden. Die selbstverständliche Vermittlung von Sozialisationsinhalten, die die Hautfarbe betreffen, wie sie von Eltern schwarzer amerikanischer Kinder mehrheitlich praktiziert wird, wird vermutlich von den Eltern afrodeutscher Kinder und Jugendlichen seltener geleistet. Für Afrodeutsche gilt in der Mehrzahl, dass sie von weißen deutschen Müttern sozialisiert wurden und heute noch werden und sich überwiegend in von Weißen dominierten sozialen Bezügen bewegen. Daher stellt sich die Frage, inwieweit diese Gruppe von Afrodeutschen überhaupt eine auf ihre Hautfarbe bezogene Sozialisation erfährt oder erfahren hat und welche Folgen dies hat.

Auf Afrodeutsche können zunächst jene Überlegungen von Rockquemore und Laszloffy (2005) übertragen werden, die diese für die Gruppe der Schwarzen Menschen mit einem weißen Elternteil in den USA anstellen. Diese Minderheitenangehörigen würden von Eltern erzogen und sozialisiert, die die ganz besondere Erfahrung, zwei Elternteile zu haben, die nicht gleicher Hautfarbe sind, selbst in ihren Ursprungsfamilien nicht erlebt hätten. Die „racial“ Identity der Eltern könne nicht der der Kinder entsprechen. Zudem betonen die Autorinnen, dass die Sozialisation der Elternteile in ihrer eigenen Kindheit und Jugend zu Themen, die die Hautfarbe betreffen, einen großen Einfluss auf die spätere Erziehung der eigenen Kinder nehme. Diese Erfahrungen differieren klar bei schwarzen und weißen Elternteilen. Diese Ergebnisse sind auch für Deutschland von großer Wichtigkeit,

denn ebenso wie in den USA haben schwarze Kinder mit einem weißen Elternteil auch hierzulande meist eine weiße Mutter, erfahrungsgemäß meist die wichtigste und prägnanteste Person während der frühen Sozialisation von Kindern. Die wichtigste Sozialisationsinstanz von Schwarzen Deutschen ist somit oft eine weiße Person (vgl. Rockquemore & Laszloffy, 2005).

Dabei seien sich weiße Menschen, die die Sozialisation Afrodeutscher bestimmen, der Privilegien, die ihre Hautfarbe ihnen bringe, nicht bewusst und unterschätzten generell die Rolle, die die Hautfarbe für Schwarze Menschen spiele (vgl. Wachendorfer, 2004). Viele weiße Menschen werden nach Rockquemore und Laszloffy (2005) dahingehend sozialisiert, die Rolle der Hautfarbe überhaupt nicht zu beachten. Weiß-sein ist nach Meinung von Tatum (1997) in einer weißen Mehrheitsgesellschaft schlichtweg die Norm. Es gäbe keine Auseinandersetzung mit dem eigenen Weißsein, Rockquemore und Laszloffy (2005) sprechen in Anlehnung an Helms (1990) von „clueless about the reality and complexity of race“. Nach Meinung der Autorinnen ist vielen weißen Menschen daher auch im Erwachsenenalter die Wichtigkeit der Hautfarbe und die Komplexität eines Rassen konstruierenden und wahrnehmenden sozialen und gesellschaftlichen Systems nicht bewusst. Häufig fehle ihnen das Wissen um Ungleichheiten in der Gesellschaft, die auf Rassenkonstruktion basieren, und es mangle ihnen oft an Sensibilität gegenüber den Belangen und Empfindungen Schwarzer Menschen. Nach Sow (2008, S. 42) sind Weiße mit „einer Fülle von Privilegien geboren und aufgewachsen, die sie als dermaßen selbstverständlich empfinden, dass sie noch nicht einmal wissen, dass sie existieren und welche das sind“. Weiße Eltern neigten dazu, ihre schwarzen Kinder ohne Bewusstsein für die eigene Hautfarbe zu sozialisieren, was nach Meinung der Autorinnen einer weißen Sozialisation gleichgesetzt werden könne.

Für Deutschland kann davon ausgegangen werden, dass weiße Elternteile noch stärker als in den USA die Bedeutung der Hautfarbe für Schwarze Menschen unterschätzen, da das Thema Rassismus mit all seinen Facetten und Unterformen sehr viel weniger im Fokus der öffentlichen Diskussion stand und steht. Eine offene Auseinandersetzung mit rassistischen Gegebenheiten in der eigenen Gesellschaft, wie sie von der Bürgerrechtsbewegung der USA angestoßen wurde, ist hierzulande weniger bis gar nicht ausgeprägt. „Kein Weißer wird jemals nachvollziehen können, was ein Schwarzer fühlt“ beschreibt Kretschmer (alias D-Flame, 2006) die Erfahrung Schwarzer Deutscher. Nach Wiedenroth-Coulibaly und Zinflou (2004,

S.135) und El-Tayeb (2005) herrscht(e) in der hiesigen Gesellschaft lange gar die Vorstellung der weißen Mehrheitsgesellschaft vor, nach der es keinen Rassismus in Deutschland gäbe. Mukuna und Broich (2004) sprechen für Deutschland von einer Vertuschung von privatem Rassismus und Diskriminierung im Arbeitsalltag durch die Öffentlichkeit. Nach Sow (2008, S.17) gibt es Rassismus auch heute, „wenn man deutschen Medien Glauben schenken mag, immer nur anderswo“.

Nach Zwink (2001) sind weiße Elternteile in einer dominant weißen Gesellschaft aufgewachsen und haben so während ihrer eigenen Sozialisation vorhandene rassistische Bilder kennen gelernt. Ein Vorteil ergebe sich dann, wenn weiße Elternteile selbst einem antirassistisch geprägten Elternhaus entstammten, in dem die Privilegien des Weißeins und die mehrheitsgesellschaftliche Annahme einer weißen Überlegenheit klar thematisiert und kritisch hinterfragt worden seien.

Für viele weiße Familienangehörige ist daher der reflektierte Umgang mit Rassismus, mit dem sie durch einen schwarzen Familienangehörigen direkt konfrontiert werden, oftmals kaum möglich. Sie entwickeln keine Strategien, um ihr schwarzes Kind zu schützen und es gestärkt auf das Leben in einer Welt mit rassistischen Realitäten vorzubereiten. Zudem sind viele selbst Träger von tiefen Ressentiments gegenüber Schwarzen Menschen und haben rassistische Vorstellungen aus der eigenen früheren Sozialisation internalisiert (vgl. Rockquemore & Laszloffy, 2005). Für Deutschland gilt zudem häufig die immer wieder von Betroffenen berichtete Unterschätzung rassistischer Vorfälle durch weiße Familienangehörige. Mit Rockquemore und Laszloffy (2005) wird davon ausgegangen, dass die mangelnde Relevanz der eigenen weißen Hautfarbe als Mehrheitsangehöriger hier auf das schwarze Kind und seine Hautfarbe übertragen wird.

Zu beachten ist, dass nach Stevenson und Davis (2004) eine Sozialisation von Kindern auch über Peers und andere soziale Kontexte vermittelt wird. Seiner Meinung nach agiert jede Sozialisationsinstanz indirekt oder direkt, verbal oder nonverbal, offen oder subtil in der „racial“ Sozialisierung.

Wenn Afrodeutsche sich schwerpunktmäßig in weißen Kontexten bewegen, so muss davon ausgegangen werden, dass sie vor allem mit „weißen“ Überzeugungen und Botschaften zum Dasein Schwarzer Menschen konfrontiert werden. Hier zeigt sich ein von Tatum (1997) beschriebenes Phänomen, wonach Mitglieder der dominierenden Gruppe meist keinerlei Wissen über die Erfahrungswelten von

Minoritätsangehörigen besäßen, Mitglieder von Minoritäten hingegen sehr gut über die Lebenswirklichkeit der Majorität informiert seien. So spiegelten die Medien stets das Leben der Mehrheitsangehörigen wider, realitätsgetreue Bilder von Mitgliedern der Minorität gäbe es kaum. Humboldt (2006, S. 6) geht davon aus, dass sowohl Fremdbilder als auch Selbstbilder in Deutschland durch eine weiße Mehrheitsgesellschaft konstruiert und übernommen werden. Kooks (1994, a) betont, dass Bilder, die über unterschiedlichste Medien verbreitet würden, stets durch die Brille eines weißen Herrschaftssystems betrachtet würden. Sozialisation wird mit Bierhoff und Rohmann (2008) verstanden als Vermittlung einer Sammlung von Meinungen, Werten, Einstellungen, Normen, Symbolen und Ritualen. Es ist davon auszugehen, dass eine solche Sammlung bei vielen Schwarzen Deutschen in Kindheit und Jugend ausschließlich weiße deutsche Inhalte transportiert hat, wenn die primäre Sozialisationsinstanz Familie weiß dominiert ist. Auch Schule, Gleichaltrige und Medien, die als sekundäre Sozialisationsagenten auf ein Kind einwirken, sind vielfach vermutlich ausschließlich weiß und deutsch.

Nach Tatum (1997) beeinflussen die Botschaften, die Menschen über die Unter- und Überlegenheit bestimmter Gruppen erhalten, ihre Interaktionen mit anderen. Nach Bierhoff und Rohmann (2008, S. 301) übernehmen Kinder üblicherweise im Verlauf ihrer Sozialisation soziale Repräsentationen, die in ihrer Bezugsgruppe vorhanden sind. Kinder wachsen nach Ansicht der Autoren in eine Kultur hinein und lernen die kulturellen Stereotype. Hierzu zählen auch nationale wie ethnische Stereotype. Afrodeutschen nehmen hier wahr, dass die von ihrer weißen Referenzumgebung vermittelten sozialen Repräsentationen negative Wertungen zur eigenen sozialen Gruppe beinhalten. Der postulierte Prozess einer einfachen Internalisierung dieser transportierten kulturellen Standards, der dazu führt, dass die Mitglieder der Kultur sie als persönliche Auffassungen erleben, an denen sie sich im sozialen Leben orientieren, wird bei Mitgliedern der schwarzen deutschen Minderheit vermutlich häufig einen anderen Verlauf nehmen. Fraglich ist, wie sich die genannten Gegebenheiten auf die Bildung der deutsch-kulturellen und einer schwarzen Identität Afrodeutscher auswirken.

1.5.6 Rassismus

Wie alle Schwarzen Menschen sind auch Afrodeutsche von Rassismus und Diskriminierung betroffen. Als Besonderheit gilt in Deutschland die Situation, meist isoliert gegen den wahrgenommenen Rassismus angehen zu müssen (Asante, 1996). Anders als schwarze Minderheitenangehörige mit anderer Sozialisationsgeschichte erleben viele Schwarze Deutsche Rassismus während des Auf- und Heranwachsens nicht als Angehörige eines schwarzen familiären Kollektivs, in dem alle Angehörigen gleichermaßen betroffen sind, sondern als einziges schwarzes Individuum innerhalb ihres sozialen Umfelds. Dieser Aspekt erhält somit zum einen Bedeutung für die individuelle Wahrnehmung rassistischer Strukturen durch Afrodeutsche. Diese Wahrnehmung wiederum steht in direktem Zusammenhang sowohl mit der Entwicklung einer deutschen Identität als auch mit der Entwicklung einer schwarzen Identität.

1.5.6.1 Erlebter Rassismus

Nach Blackshire-Belay (2001) und Asante (1996) werden Afrodeutsche in ihrem eigenen Heimatland - ebenso wie beispielsweise schwarze US-Amerikaner - diskriminiert. Rassismus ist auch nach Meinung bekannter Afrodeutscher Alltag hierzulande (vgl. z.B. Brothers Keepers e.V., 2006; Sow, 2008; Ritz, 2009). Neben der Wahrnehmung des auferlegten „Andersseins“ und der oben beschriebenen Isolation als Afrodeutscher ist auch nach Kampmann (1994, S. 133f) davon auszugehen, dass „alle Schwarzen Deutschen (. . .) Erfahrungen mit Diskriminierung und Rassismus haben“. Auch Okuesa (2005) beschreibt, dass Afrodeutsche aufgrund ihres Aussehens verschiedene Rassismus- und Diskriminierungserfahrungen machen.

Mit Gronemeyer (1991) kann angenommen werden, dass weiße Europäer viele Meinungen über Schwarze haben, mit denen sich Afrodeutsche auseinandersetzen müssen. Dabei macht es nach Miles (1991) keinen Unterschied, ob die Statements und Meinungen gute oder schlechte generalisierte Aussagen über Schwarze beinhalten, sie sind in jedem Fall Ausdruck von Rassismus. Denn wenn jemand der Überzeugung ist, dass die Hautfarbe einer Person eine Aussage über ihr Verhalten, ihren Charakter, ihre Moral, ihre sozialen Werte und so weiter macht, dann denkt er rassistisch. Nach Sow (2008, S. 80) gibt es „genau genommen keinen positiven

Rassismus. Empfänger von Rassismus werden durch ihn stets dominiert, eingeteilt und bekommen ungefragt Eigenschaften in die Schuhe geschoben, die nicht sie als Persönlichkeit meinen, sondern ihre 'Abstammung' ". Schwarze Deutsche werden mit Statements, Vorurteilen und Meinungen konfrontiert (vgl. z.B. Lester, 1986). Von afrodeutschen Journalisten wie Kantara (2000) genannte, an sie gerichtete Fragen wie „Sie haben doch sicher Rhythmus im Blut bei Ihrer Abstammung“ sind nach Bergmann (2001, S.27) klar hierzu zu rechnen. Der alltägliche Rassismus stellt nach Mecheril (1994) für jeden „Anderen Deutschen“ auch eine Bedrohung dar. Mecheril (1994, S.59) zählt mit „Beschimpfungen, Beleidigungen, Anfeindungen, Rempelen, Witzen, Blicken, Übergangen-Werden, Getuschel im Rücken, Unterstellungen“ unterschiedlichste Formen von Rassismus auf, die seiner Meinung nach jedem „Anderen Deutschen“ vertraut sein dürften. Unterscheiden lassen sich hierbei grober, subtiler und antizipierter Rassismus (Mecheril 1994, S. 61). Er geht davon aus, dass „nicht-deutsches“, „ausländisches“ Aussehen auf allen Ebenen der deutschen Gesellschaft als Symbol von Wertlosigkeit gehandelt wird (vgl. Mecheril, 1994, S.61). Auch Bergmann (2001, S. 27) nennt Respektlosigkeit und Ablehnung als verbreitete Haltungen, die Schwarze in Deutschland erleben und die noch über eine generelle Fremdenfeindlichkeit hinausgingen. Ayim (1995) nennt tief verankerte subtile Formen von Missachtung und Ausgrenzung, die Schwarze Deutsche erleben. Blackshire-Belay (2001, S. 273) spricht von fortwährenden psychologischen Traumata.

Häufig münde Rassismus in so offensichtlicher Gewalt, dass niemand mehr an diesen groben Formen vorbeisehen könne, so Blackshire-Belay (2001, S. 273). Gerade die immer wiederkehrende öffentliche Diskussion um sogenannte No-Go-Areas in östlichen deutschen Bundesländern verdeutlicht eine anhaltende rassistisch motivierte Bedrohung für Schwarze Deutsche im eigenen Heimatland (vgl. Kantara, 1998, 2006). Der Afrika-Rat warnte in einer viel beachteten Pressemitteilung zur Fußballweltmeisterschaft 2006 Schwarze Menschen - wegen des hohen Risikos, Opfer rechter Gewalttäter zu werden - vor dem Gang in bestimmte Regionen Deutschlands. In internationalen Reiseführern werden Menschen, die nicht „deutsch“ aussehen, davor gewarnt, bestimmte Regionen Deutschlands zu besuchen. Endrias (2006), Vizepräsident der Internationalen Liga für Menschenrechte, spricht von „einer Form des Rassismus in Deutschland, die Menschen afrikanischer Herkunft betrifft“.

Ayim (1995) betont, dass Afrodeutsche Erfahrungen mit alltäglichem rassistischem Sprachgebrauch durch ihre weißen Landsleute machen, der eine sehr häufig wahrgenommene und berichtete Form rassistischer Ausgrenzung darstellt. Gleiches berichtet Golly (2006, S. 395) für den akademischen Kontext. „Schwarze Studierende erleben beinahe tagtäglich, dass Rassismus durch Sprache kontinuierlich hergestellt wird und auf alle Beteiligten wirkt“. Auch Arndt und Hornscheidt (2004, S.24) sprechen von der stereotypisierenden und normierenden Wirkung rassistischer Begriffe, die Schwarze in Stress versetzten und verletzen. Die Autorinnen machen deutlich, dass „rassistisches Sprechen von vielen Schwarzen als psychische Gewalt empfunden würde“ (Arndt & Hornscheidt, 2004, S.24). In autobiographisch geprägten Berichten von Afrodeutschen wird zudem häufig davon berichtet, dass bei Zurückweisung oder Ablehnung bestimmter rassistischer Begriffe gegenüber Weißen von diesen häufig der zusätzlich verletzende Vorwurf eingebracht würde, zu empfindlich zu sein (vgl. z.B. Ritz, 2009). Auch Wiedenroth-Coulibaly (2005, b) gibt an, dass persönliche Erfahrungen aufgrund von Rassismus von der weiß dominierten Gesellschaft häufig leichthin als Überempfindlichkeit abgetan würden. Es würde zudem häufig eine ausgiebige Erklärung und Diskussion dazu verlangt, warum ein bestimmter Begriff nicht erwünscht sei (vgl. Ayim, 1995; Golly, 2006). Beide Autorinnen schreiben weiter, dass „die Verharmlosung von Rassismus, gepaart mit Respektlosigkeit und Ignoranz, oftmals verletzender ist als der rassistische Gehalt eines Wortes oder einer Aussage“ (Ayim, 1995, S. 118; Golly, 2006, S. 396; Ritz, 2009).

Amesberger und Halbmayr (2008, S. 41) gehen davon aus, „dass diskriminierende Kategorisierungen oder Beschreibungen alltägliches Gedankengut sind und zeigen auf, dass tradierte Bilder und Wissen über bestimmte Gesellschaftsgruppen problemlos abgerufen werden können“. Ayim (1995) geht davon aus, dass rassistisches Denken und Verhalten ihre Wurzeln schon in der (vor)kolonialen Zeit haben und sich bis heute in Klischees und Zuschreibungen in unterschiedlichsten Lebensbereichen wiederfinden. Michael (in Kantara, 2008, b) sieht die völkische Orientierung als Basis, „ein Deutscher muß wie ein Deutscher aussehen und in Folge dessen weiß sein“. Nach Fremgen (1984) sind es hierzulande immer wieder ähnliche rassistische Muster, nach denen Schwarze beschrieben werden. So überwiege mal das tierhaft-wilde, mal das kindlich-gutmütige Wesen, oder aber ein exotisch-sexueller Charakter des Schwarzen Menschen stehe im Mittelpunkt.

1.5.6.2 Theoretische Einordnung des Phänomens `Rassismus`

Bisher liegen keine empirischen Studien zu Rassismuswahrnehmungen von Schwarzen Deutschen vor. Es handelt sich bei den oben referierten Angaben um Erfahrungsberichte, die nicht als empirische Befunde kontrollierter Studien gelten können. Dennoch gilt, dass Rassismus als universelles Phänomen in allen Gesellschaften zu finden ist. Daher kann sicher davon ausgegangen werden, dass auch Schwarze Deutsche mit diesem Phänomen in Berührung kommen. Mit Hansen und Sassenberg (2008) wird davon ausgegangen, dass die Erfahrung sozialer Diskriminierung Teil des täglichen Lebens der Angehörigen solcher Gruppen ist, die von der Mehrheitsgesellschaft statusniedriger als die eigenen Angehörigen kategorisiert werden. Die Autoren gehen davon aus, dass Diskriminierung in unterschiedlicher Form in verschiedenen Lebensbereichen erlebt wird.

Anders als in Deutschland (vgl. Wiedenroth-Coulibaly und Zinflou, 2004, S. 135) gibt es in den USA keine Diskussion darüber, ob Rassismus gegenüber Schwarzen Menschen existiert oder nicht. Hier gilt Rassismus nach Ansicht von Lewis-Trotter und Jones (2004, S. 564) ganz selbstverständlich als „as American as apple pie“. Stevenson und Davis (2004, S. 356) sprechen von „race tension“ als so selbstverständlichem Phänomen der US-amerikanischen Gesellschaft, dass es nicht ignoriert werden könne. So machen Prelow, Mosher und Browman (2006) und Hall und Carter (2006) in Anlehnung an verschiedene empirische Studien deutlich, dass rassistische Diskriminierung für schwarze US-Bürger auch aktuell noch in den unterschiedlichsten Lebensbereichen - am Arbeitsplatz, der Universität, im Gesundheitssystem oder im Zusammentreffen mit der Polizei - andauernd präsent ist.

Definitionen

Jäger und Jäger (1992, S. 685) definieren Rassismus als eine Haltung, die Angehörige einer Gruppe von Menschen „erstens als genetisch oder kulturell anders zur Kenntnis nimmt, zweitens diese Andersartigkeit negativ (oder positiv) bewertet und dies drittens aus der Position der Macht heraus tut“. Basis bilden „Rassen“ als soziale Konstrukte, also sozial imaginierte und nicht als biologische Realitäten. Rassismus bezeichnet also die ideologische Differenzierung von Menschen nach quasi-biologischen Kriterien. Ähnlich definieren Arndt und Hornscheidt (2004,

S.11) Rassismus als „Komplex von Einstellungen (Gefühlen, Vorurteilen, Vorstellungen) und Handlungen, die darauf beruhen, dass Weiße, ausgehend von ‚Rassentheorien‘, die den Anspruch auf Wissenschaftlichkeit erhoben haben, aus einer Vielzahl von zumeist visuell sichtbaren körperlichen Merkmalen einzelne (wie etwa die Hautfarbe) selektieren, dichotomisieren und zu einem „natürlich gegebenen“ und relevanten Kriterium der Unterscheidung erklären. Dabei werden den vermeintlich gegebenen statischen und objektiven ‚Rassenmerkmalen‘ bestimmte soziale, kulturelle und religiöse Eigenschaften und Verhaltensmuster zugeschrieben.“

Ergänzt wird Rassismus von Terkessidis (1997, zit. nach Weber, 2003) um die Phänomene Rassifizierung und Ausgrenzungspraxis. Rassifizierung beschreibt dabei die Darstellung von Merkmalen einer Gruppe als natürlich und unveränderbar. Unter Ausgrenzungspraxis versteht der Autor die Umsetzung rassistischer Gedanken in Handlungen (vgl. Weber, 2003). Tatum (1997) verwendet die Beschreibung von Wellman (1977, zit. n. Tatum, 1997), der Rassismus als „Vorteilssystem basierend auf Rassen“ definiert.

Soziologische Klassifizierung

Die verschiedenen Erscheinungsformen von Rassismus werden in der schwarzen US-Soziologie in unterschiedlichen Klassifikationssystemen geordnet. Eine Form der Klassifikation ist die Unterteilung in die Ebenen institutioneller (z.B. Gesetze), struktureller und individueller (Wahrnehmungen und Verhaltensweisen Einzelner) Rassismus. Lewis-Trotter und Jones (2004, S. 561 ff.) unterteilen die Erscheinungsformen von Rassismus in die individuelle, institutionelle und kulturelle Form. Rockquemore und Laszloffy (2005) differenzieren fast analog zwischen (1) ideologischem, (2) institutionellem und (3) individuellem Rassismus gegenüber Schwarzen Menschen. Dabei beschreibt (1) ideologischer Rassismus die Geisteshaltung, in der der Glaube vorherrscht, Menschen unterschiedlicher Hautfarben seien biologisch, intellektuell und kulturell in höher- und niederwertige Gruppen einzuteilen. Hieraus resultiert die rassistische Ideologie einer weißen Überlegenheit. In der US-amerikanischen Gesellschaft herrscht nach Rockquemore und Laszloffy (2005) aktuell eine Form des ideologischen Rassismus vor, der die kulturelle Überlegenheit der Weißen betone. Dies schließe ein, dass Schwarze von der weißen Mehrheitsgesellschaft als defizitär bezüglich ihrer Werte, Vorstellungen,

Verhaltensweisen, Moralvorstellungen, Sprache, Ästhetik und Freizeitgestaltung bewertet würden. Eine weitere Form des Rassismus, mit dem sich Schwarze Menschen konfrontiert sehen, ist der (2) institutionelle Rassismus. Dieser beschreibt die unterschiedliche Behandlung von Menschen von institutioneller Seite in Abhängigkeit von ihrer Hautfarbe. Knowles und Prewitt (1969) schreiben hierzu, dass diese Form des Rassismus eine subtile, unsichtbare und schwer identifizierbare sei, jedoch nicht weniger destruktiv auf das menschliche Leben und die Würde des Einzelnen wirke, als individuelle Formen des Rassismus. Der (3) individuelle Rassismus manifestiert sich in der direkten Interaktion von Menschen. Rassistische Diskriminierung ist nach Hall und Carter (2006) die Manifestation eines systematischen individuellen, institutionellen oder kulturellen Rassismus im Verhalten.

(Sozial-)Psychologische Konstruktverständnisse

Sozialpsychologisch wird Rassismus als „extremes Vorurteil im Sinne einer Abwertung von Menschen nach (quasi-)biologischen bzw. naturwissenschaftlichen Kriterien“ verstanden (Zick & Küpper, 2008). Die beiden Autoren zitieren auch Jones (1997, zit. nach Zick & Küppers, 2008), der Rassismus am Konstrukt „Rasse“ definiert und ihn so als Abwertung von Personen und Gruppen versteht, die nach einzigartigen Merkmalen („Rasse“) und scheinbar sichtbaren, stabilen und unveränderlichen Temperaments- und Charaktereigenschaften definiert werden. Wagner und Zick (1992) sprechen von Rassismus auch als „kollektiver Umgangsform, mit der eine ganze Gruppe oder Gesellschaft andere Gruppen nach ethnischen Kriterien behandelt und ausgrenzt“. Gesellschaftlich dient Rassismus mit Rekurs auf natürliche Differenzen der Rechtfertigung und Erklärung der Überlegenheit und Bevorzugung einer Gruppe (Zick & Küpper, 2008).

Psychologische Klassifizierung – klassischer versus moderner Rassismus

Psychologisch kann Rassismus nach Zick und Küpper (2008) in klassischen und modernen Rassismus unterteilt werden.

Klassischer Rassismus bezieht sich dabei auf direkte Meinungen der Mehrheitsangehörigen wie die, dass bestimmte Gruppen minderbegabt seien.

Moderner Rassismus hingegen bezeichnet weniger offensichtliche, subtilere Erscheinungsformen.

Formen des modernen Rassismus

Zum modernen Rassismus zählt jene Variante, bei der Schwarzen Menschen mit positiven wie negativen Einstellungen durch Weiße konfrontiert werden. Die Einstellungen, denen Schwarze Menschen dabei begegnen, hängen davon ab, wie der ambivalente Rassist bestimmte Kontexte wahrnimmt und vor diesem Hintergrund über seine Einstellung reflektiert. Es gilt, dass Situationen, die Humanismus und Egalität betonen, eher positive Einstellungen aktivieren, hingegen Situationen, die die so genannte protestantische Arbeitsethik salient werden lassen, die Überzeugung also, dass jeder Erfolg von eigener harter Arbeit abhängt, negative Einstellungen provozieren (vgl. Zick & Küpper, 2008).

Ein andere Form des modernen Rassismus ist jene des symbolischen Rassismus, Ausgangspunkt sind danach von Weißen erlernte negative Emotionen gegenüber Schwarzen Menschen, die immer dann hervorgerufen werden, wenn ein Symbol, welches dem Lernobjekt ähnelt, wahrgenommen wird. Ausdruck findet diese Form des Rassismus nach Zick und Küpper (2008, S. 113) „in der Leugnung, dass Rassismus anhalte, in der Zurückhaltung gegenüber einer Förderung von Schwarzen in Beruf, Bildung und Wohlfahrt und in der Einstellung, dass Schwarze zu viel, zu schnell und zu aggressiv einforderten“.

Zum modernen Rassismus zählt auch jene Unterform, die den gleichen Namen wie die Kategorie selbst trägt - moderner Rassismus. Hier steht die Einstellung weißer Mehrheitsangehöriger im Zentrum, dass Schwarze zuviel Gerechtigkeit forderten. Eine Veränderung der bestehenden Hierarchie zugunsten der schwarzen Minderheit wird mit dem Argument der Bedrohung des eigenen Wohlstands abgelehnt.

In die Kategorie der modernen rassistischen Erscheinungsform fällt auch das Phänomen, dass Schwarze Menschen wegen ihrer physischen Erscheinung und Hautfarbe als Fremde aus der Mehrheitsgesellschaft ausgeschlossen werden (vgl. Zick & Küpper, 2008).

Eine weitere Form des modernen Rassismus wird von Zick und Küpper (2008) als aversiver Rassismus vorgestellt. Aversive Rassisten befürworten zwar kognitiv das Konzept der Gleichheit der Menschen, spüren aber aufgrund sozialisierter

Stereotype gegenüber Schwarzen Menschen Ängste und Unbehaglichkeiten, die das Interaktionsverhalten insofern beeinflussen, als sie Kontakt zu Schwarzen Menschen vermeiden.

Zick und Küpper (2008, S. 115) gehen in Anlehnung an Pettigrew und Mertens (1995) davon aus, dass Rassismus sich häufig subtil manifestiere, da offen gezeigte Formen eher sanktioniert würden. Zu subtilen Ausdrucksformen des Rassismus zählen sie „die Verteidigung traditioneller Werte, gegen die die Fremdgruppe scheinbar verstoße, die Übertreibung scheinbar grundsätzlicher kultureller Unterschiede und die Verweigerung positiver Gefühle gegenüber der Fremdgruppe“.

1.5.6.3 Rassismus als Stressor

Ayim (1995) beschreibt Rassismus als Stressfaktor für Menschen afrikanischer Herkunft in Deutschland. Afrodeutsche wären – ebenso wie andere Schwarze Menschen in Deutschland – häufig in der Situation, „sich erklären zu müssen, und stehen unter der Belastung, ständig vor verbalen oder auch tätlichen Angriffen auf der Hut sein zu müssen“ (Ayim, 1995, S. 119).

In der schwarzen US-amerikanischen psychologischen Forschung ist das Phänomen des Race-Related Stress als Folge rassistischer Diskriminierung vielfach empirisch nachgewiesen und hinsichtlich seiner Ursachen und Erscheinungsformen untersucht worden. Feagin und Sikes (1994, zit. n. Lewis-Trotter & Jones, 2004) beschreiben das Wesen und die Konsequenzen rassistischer Erlebnisse so, dass diese nicht nur im Moment des Erlebens schmerzten, sondern zudem eine kumulative Wirkung auf den Betroffenen, seine Familie und die Community hätten. Race-Related Stress beschreibt sowohl die akute wie die chronische, allgegenwärtige Belastung Schwarzer Menschen durch Rassismus und Diskriminierung. Das Konstrukt ist multidimensionaler Struktur (Utsey & Ponterotto, 1996). Sanders Thompson (1996) spricht von Rassismus als „stressful life event“. Rassistischen und damit stressvollen Situationen ausgesetzt zu sein, lasse psychischen Druck entstehen, der in Folge die individuelle Gesundheit beeinträchtigen könne. Es wird davon ausgegangen, dass sich hieraus sowohl psychische wie physische Gesundheitsbeeinträchtigungen für den Einzelnen ergeben können. Viele empirische Studien belegen beispielsweise deutliche positive (i. S. v. je mehr, desto mehr) Zusammenhänge zwischen Rassismuserfahrungen und Hypertonie (vgl. z.B. Klonoff & Landrine, 2000).

Prelow, Mosher und Bowman (2006) nennen in ihrem Artikel aktuelle Studien, die den positiven Zusammenhang zwischen erfahrener rassistischer Diskriminierung und depressiven sowie psychiatrischen Symptomen und Alkoholmissbrauch belegen. In den USA wird ein Zusammenhang auch zu der geringeren Lebenserwartung Schwarzer Menschen gegenüber weißen Mitbürgern und einigen in ihrer schwarzen Community verstärkt auftretenden Krankheiten und erhöhten Sterblichkeitsraten bei bestimmten Erkrankungen vermutet (vgl. Anderson, 1991). Nachgewiesen ist auch der negative Zusammenhang zwischen dem durch Rassismus ausgelösten Stresserleben und der Lebenszufriedenheit (vgl. Utsey, 1999).

Eine Besonderheit liegt bei Afrodeutschen vermutlich in der Wahrnehmung rassistischer Situationen. Anders als andere Schwarzen Menschen werden sie vielfach nicht von schwarzen Bezugspersonen schwarz sozialisiert und haben so nicht erlernt, rassistische Situationen klar als solche zu erkennen. Dabei gilt für eine mögliche Reaktion auf Diskriminierungserfahrungen, dass man diese zunächst als illegitim und auf die Gruppenzugehörigkeit bezogen erkennen muss. Ist dies nicht der Fall, so besteht die Gefahr, dass das wahrgenommene negative Ereignis auf das eigene Verhalten oder die eigene Person attribuiert wird. Hansen und Sassenberg (2008) sprechen von einer Erklärungsunsicherheit. Dabei gilt, dass eine Attribution auf die Gruppenzugehörigkeit einen gewissen selbstschützenden Effekt für den Betroffenen haben kann; wird die eigene Person oder das eigene Verhalten als Ursache vermutet, so entfällt dieser entlastende Schutz. Dennoch ist auch die Zuordnung des negativen Ereignisses als Diskriminierung eine schädigende Erfahrung, da auch die Gruppenzugehörigkeit Teil des Selbst ist, auch diese Form der Attribution hat somit eine internale Komponente (vgl. Hansen und Sassenberg, 2008).

Folge sich wiederholender Diskriminierungserfahrungen kann eine Angst vor weiterer Zurückweisung sein. Erleben Schwarze Menschen wieder und wieder, dass sie aufgrund ihrer Gruppenzugehörigkeit diskriminiert werden, entwickeln sie eine Furcht davor, dass ein solches Ereignis wieder auftritt. Anschließend wird eine Angst vor Diskriminierung beschrieben, die wiederum Folgen für das weitere Verhalten der stigmatisierten Person hat. So entsteht eine besondere Achtsamkeit in Bezug auf Diskriminierung (vgl. Hansen & Sassenberg, 2008).

1.5.6.4 Soziale Unterstützung in rassistischen Situationen

Die beschriebenen Fehl kategorisierungsprozesse, denen Schwarze Deutsche unterliegen, und die Lebensbedingungen mit Ausgrenzung, Diskriminierung und Rassismus dürften vom Kindesalter an zu unterschiedlichen psychologischen Spannungsmomenten führen, die es für jeden Einzelnen zu lösen gilt. Für Afrodeutsche ist es zumeist nicht möglich, Lösungsstrategien von Personen aus ihrem familiären und weiteren privaten Umfeld zu übernehmen. Es gibt zumeist keine Modelle innerhalb der Familie oder im näheren privaten Umfeld, die einen konstruktiven, das Wohlbefinden und die Gesundheit fördernden oder erhaltenden Umgang mit Ausgrenzungs- und Diskriminierungserfahrung vorleben, der von heranwachsenden Afrodeutschen nach und nach ausprobiert und bei Erfolg übernommen werden könnte. Eine Identifikation mit einem erwachsenen Vertrauten und eine Rollenübernahme oder Modelllernen können zumeist nicht oder nur sehr eingeschränkt angewandt werden.

In der US-amerikanischen psychologischen Forschung wird im Zusammenhang mit Belastung durch rassistische Situationen auch das Konstrukt des „Social Support in Racial Situations“ diskutiert und erfasst. Soziale Unterstützung gehört nach Bodenmann (2000) zu den zentralen Konzepten der Psychologie. Dabei gilt soziale Unterstützung dann als vorhanden, wenn „psychosoziale Bedürfnisse eines Individuums durch sein soziales Umfeld erfüllt werden oder präziser, wenn soziale Beziehungs- und Interaktionsmuster den individuellen Bedürfnissen entsprechen“ (Veiel, 1987, zit. n. Reichle, 2000). Unterstützung erfordert demnach die Kongruenz der sozialen Ressourcen mit den Bedürfnissen der Person (Reichle, 2000). Mit sozialer Unterstützung kann „Vertrauen in die eigene Person und in die Umwelt geschaffen werden und so eine aktive konstruktive Auseinandersetzung mit der eigenen Umwelt und Lebenslage ermöglicht werden“ (vgl. Sarason, Pierce & Sarason, 1990, zit. n. Reichle, 2000). So gilt Social Support in unterschiedlichsten Belastungssituationen als eine Ressource, die eine Bewältigung von Anforderungen, der eine Person ausgesetzt ist, ermöglicht oder erleichtert. Social Support beschreibt die Unterstützung durch andere Menschen auch in schwierigen, Stress auslösenden Situationen, die die negativen Konsequenzen der belastenden Situation so reduziert. Auf rassistische Lebenssituationen bezogen heißt dies, dass das Individuum mit Hilfe sozialer Unterstützung in die Lage versetzt wird, konstruktiv mit der eigenen Lebenslage umzugehen. Soziale Unterstützung fungiert als Stress reduzierender

Puffer, Ereignisse werden als weniger belastend wahrgenommen und besser bewältigt; die Unterstützung wirkt sich so positiv auf psychische wie physiologische Maße des individuellen Wohlbefindens aus (vgl. Boyce, 1996).

Es wird davon ausgegangen, dass Unterstützung dann gezielter und häufiger gegeben wird, wenn es sich um Schwierigkeiten und Probleme handelt, die unterstützende Personen der Umgebung kennen oder doch klar nachvollziehen können. Die Bedürfnisse des von Rassismus betroffenen Schwarzen Menschen dürften dann leichter und passender zu befriedigen sein. Tatum (1997) betont gerade für Jugendliche, dass das Zusammenkommen mit schwarzen Peers eine erfolgreiche Coping-Strategie im Angesicht rassistisch bedingter Stresssituationen sei; aber auch für Individuen anderen Alters sei es wichtig, Erlebnisse mit anderen zu teilen, die Gleiches erlebt hätten. Dies ist bei Afrodeutschen häufig nicht der Fall. Durch Rassismus bedingte Stress-Situationen teilen sie in letzter Konsequenz nicht mit ihren weißen Vertrauten. Nach Wright (2004) könnten Weiße den spezifischen Rassismus und die Ignoranz, denen Schwarze Deutsche in ihrem Heimatland begegnen, nicht vollständig nachvollziehen. Sow (2008, S.220) beschreibt die Situation bezogen auf die weißen Mütter Afrodeutscher wie folgt: Diese gehörten der Mehrheitsgesellschaft an und seien von den Widrigkeiten und Strukturen eines rassistischen Alltags nie unmittelbar betroffen. Auch Beck-Gernsheim (2004) betont, dass Nicht-Betroffene das tatsächliche Ausmaß von Gewalt und Unterdrückung, die zum Alltag von Minderheiten gehören, unterschätzen. Sie spricht vom „Nichtwissen“ als Privileg der weißen Haut.

Nach Tatum (1997) erleben einige Angehörige der weißen Mehrheitsgesellschaft erst durch den nahen Kontakt zu einem Schwarzen Menschen, wie Rassismus das Leben der Gruppe tiefgreifend beeinflusse. Diese neue Erkenntnis der profunden sozialen Ungerechtigkeit gehe dann häufig mit negativen Gefühlen wie Schuld, Scham und Ärger einher. Für viele sei die anschließende Ignorierung oder Bagatellisierung des Phänomens dann eine Form, diese negativen Gefühle zu verhindern. Möglicherweise gilt dies auch für einige weiße Familienangehörige.

Es kann davon ausgegangen werden, dass viele Schwarze Deutsche eher Non-Support erleben. Non-Support ist die Umkehrung des Support-Konzepts und wird verstanden als „Nicht-Erfüllung psychosozialer Bedürfnisse, in dessen Folge Vertrauen in die eigene Person und die Umwelt unterminiert werden und die aktive und konstruktive Auseinandersetzung mit der eigenen Umwelt und Lebenslage

erschwert werden“ (vgl. Reichle, 2000, S. 95). Empirisch nachgewiesene Effekte eines solchen Non-Supports sind unter anderem Einsamkeitsphänomene; diese finden sich in anekdotischen Schilderungen betroffener Afrodeutscher wieder (vgl. Ayim, 1997). Es muss daher davon ausgegangen werden, dass hier ein Unterschied zu Ergebnissen der US-amerikanischen Forschung besteht. Hier wird die bedeutende Rolle der schwarzen Familie als Instanz sozialer Unterstützung beim Umgang mit rassistischer Diskriminierung betont (vgl. Demo & Hughes, 1990).

Nach der Skizzierung und ersten theoretischen Einordnung verschiedener Aspekte der Lebenswirklichkeit Schwarzer Deutscher soll im Folgenden das Konstrukt der sozialen Identität im Detail eingeführt und erläutert werden. Die Überlegungen stützen sich im Wesentlichen auf Annahmen der Theorie der sozialen Identität und die hierzu vorliegenden empirischen Befunde. Insbesondere werden die Erkenntnisse und Annahmen zur Entwicklung der sozialen Identität von Minoritätsangehörigen erläutert und auf die Gruppe der Afrodeutschen übertragen. So können die referierten, ausgewählten Aspekte der Lebenswirklichkeit Schwarzer Deutscher theoretisch eingeordnet und Annahmen zur Entwicklung einer deutschen und/oder schwarzen Identität formuliert werden.

Kapitel 2: Gruppenbezogene (soziale) Identität von Afrodeutschen

Die besondere Lebensrealität von Schwarzen Deutschen wurde in den vorangegangenen Abschnitten ausführlich erläutert. Bestimmt wird sie durch die Zugehörigkeit zu zwei sozialen Gruppen, der der Deutschen und der der Schwarzen Menschen. Dabei wird selbstverständliche Zugehörigkeit zur national-kulturellen deutschen Gruppe von der Außenwelt nicht wahrgenommen und verkompliziert so einen einfachen, auf diese soziale Gruppe bezogenen Identitätsbildungsprozess. Auch die Bildung einer schwarzen sozialen Identität unterliegt vermutlich ganz eigenen Prozessen. In der vorliegenden Studie werden psychologische Konsequenzen beider Gruppenzugehörigkeiten analysiert.

Unter anderem wird untersucht, ob Afrodeutsche eine vielfach als basal und selbstverständlich beschriebene national-kulturelle (Gruppen-)Identität entwickeln, auch wenn sie aufgrund ihrer Hautfarbe nicht einem „prototypischen Bild des Deutschen“ entsprechen und wahrnehmen, dass sie häufig aufgrund ihrer Physis von Mitgliedern der weißen deutschen Mehrheitsgesellschaft als nicht zugehörig wahrgenommen und in einem Folgeschritt aus der heimatlichen Referenzgruppe ausgeschlossen werden. Es lässt sich vermuten, dass die Entwicklung einer national-kulturellen Gruppenidentität zumindest erschwert ist und für Schwarze Deutsche eine ganz besondere Herausforderung darstellt.

Gleichzeitig gibt es für Afrodeutsche - anders als für viele Migranten und Angehörige anderer Minderheiten - meist keine alternative (nicht deutsche) nationale/kulturelle Gruppe. Migranten können sich als Reaktion auf wahrgenommene Ausgrenzung und zur Befriedigung eines Motivs nach Anschluss eindeutig und selbstverständlich einer solchen ethnischen Community zurechnen (Beck-Gernsheim, 2004). Dies gilt nicht für Afrodeutsche und macht ihre Situation somit einzigartig. Sich aus der eigenen heimatlichen Referenzgruppe ausgeschlossen zu fühlen und sich nicht „einfach“ einer anderen kulturellen Gruppe zuordnen zu können und dort Anschluss zu finden, bedeutet für Afrodeutsche vermutlich zunächst häufig ein psychologisches Dilemma, das Spannungsmomente mit sich bringt. Es bedarf bei Schwarzen Deutschen somit offenbar einer ganz besonderen, herausfordernden Identitätsarbeit, um klare und positive Gruppenidentitäten auszubilden.

Als mögliche Lösung wird die Bildung einer auf die Hautfarbe bezogenen schwarzen sozialen Identität betrachtet. Ihre Entwicklung bedeutet vermutlich ebenfalls eine besondere Form der Identitätsarbeit, eine einfache Übernahme von Modellen gibt es nicht. Wie in vorherigen Kapiteln bereits erläutert, ist die zentrale Frage der vorliegenden Studie, welche Bedeutung die Hautfarbe für Schwarze Deutsche spielt, die meist in einer dominierenden weißen Umgebung ohne distinkte schwarze Alltagskultur, häufig mit sehr wenig oder ganz ohne Kontakt zu anderen Schwarzen Menschen aufgewachsen sind. Untersucht wird, ob sie ein auf die Hautfarbe bezogenes Gruppengefühl entwickeln und eine schwarze (Gruppen-) Identität ausbilden, wie sie für schwarze Minderheiten in anderen von Weißen dominierten Ländern (beispielsweise in den USA oder Großbritannien) vielfach empirisch nachgewiesen ist.

Im Mittelpunkt der Arbeit stehen mit der schwarzen und national-kulturellen deutschen Identität Konstrukte, die das Erleben von Zugehörigkeiten zu relevanten sozialen Gruppen und eine Bewertung dieser Gruppenmitgliedschaft abbilden. Untersucht wird damit ein Teilaspekt der Identität von Afrodeutschen. Die Identität, auch Selbstkonzept oder Selbst eines Menschen, setzt sich aus verschiedenen Komponenten zusammen. Als kognitive Abbildung umfasst das Selbst das gesamte im Langzeitgedächtnis gespeicherte Wissen eines Menschen über sich selbst (Herkner, 2001). Als Teil dieses Selbstkonzepts gibt es zum einen die persönliche Identität, die alle idiosynkratischen Merkmale eines Individuums beinhaltet. In der persönlichen Identität betrachtet sich der Mensch nach Blanz (1999) primär „als ein einzigartiges Individuum, das sich von allen anderen Menschen unterscheidet“. Hier beschreibt sich der Einzelne als Persönlichkeit mit ganz individuellen Merkmalen wie intelligent, hübsch, kommunikativ und so weiter. Zweiter Aspekt des Selbstkonzepts, also der Identität eines jeden Menschen und Mittelpunkt der vorliegenden Studie, ist die soziale Identität, die sich aus der Zugehörigkeit des Einzelnen zu unterschiedlichsten sozialen Kategorien/Gruppierungen ergibt. So kann das Individuum beispielsweise der Gruppe der Schwarzen oder der Weißen angehören, eine Frau oder ein Mann sein, sich als Deutscher oder Ausländer definieren. Formen dieser Identität, also der sozialen, stehen im Fokus der Untersuchung.

Der so genannte Social-Identity-Approach (Hogg & Abrams, 1988) in der Sozialpsychologie, der sich mit der Erklärung der oben angedeuteten Phänomene

befasst, umfasst verschiedene Modelle und theoretische Annahmen. So beinhaltet er die Theorie der Reizklassifikation (Tajfel, 1957; 1959), die Theorie der sozialen Identität (Tajfel, 1978, 1979; Tajfel & Turner, 1979) und die Theorie der Selbstkategorisierung (Turner, 1982) (vgl. Wagner & Zick, 1993).

Somit bietet die Theorie der sozialen Identität einen passenden theoretischen Rahmen, wenn es um die Beschreibung der mit Gruppenzugehörigkeiten zusammenhängenden relevanten Identitätsaspekte (soziale Identität) im Selbstkonzept von Schwarzen Deutschen geht. Im Mittelpunkt der theoretischen Betrachtung stehen dabei Annahmen einer der bekanntesten sozialpsychologischen Theorien, der Theorie der sozialen Identität, die in den 1970-er Jahren von Henri Tajfel - selbst Angehöriger einer Minderheit - entwickelt wurde. Im Folgenden soll ein kurzer Überblick zum Entstehungsprozess der Theorie gegeben werden, bevor sie in ihren Kernaussagen erläutert, ihr besonderer Beitrag zur Erklärung von Identitätsphänomenen von Minderheitenangehörigen ausgeführt und ihre Relevanz für die in der Arbeit verfolgten zentralen Fragestellungen verdeutlicht werden. Das Kapitel zeigt auch Kritikpunkte an der Theorie auf.

2.1 Die Theorie der sozialen Identität - Ausgangspunkte ihrer Entwicklung

Gruppenexperiment von Sherif: Die Theorie des realistischen Gruppenkonflikts

Ausgangspunkt der Entwicklung der Theorie der sozialen Identität waren unter anderem die Ergebnisse der Gruppenexperimente Sherifs (1953), mit denen dieser konflikthafte Intergruppenbeziehungen untersuchte und zu erklären versuchte. Beeinflusst wird die Theorie außerdem von Sherifs Annahmen zu sozialen Kategorisierungsprozessen bei Menschen (vgl. Stange, 1991). Sherifs sozialpsychologische Studien in einem US-amerikanischen Ferienlager führten zur Formulierung der Theorie des realistischen Intergruppenkonflikts. Zum Szenario: Sherif und seine Mitarbeiter teilten in einem Ferienlager zwölfjährige Jungen gezielt entgegen bestehenden Freundschaften in zwei gleich große Experimentalgruppen. Die Gruppen wurden anschließend separiert, es bestand somit kein Kontakt zu den Mitgliedern der jeweils anderen Gruppe. In einer nächsten, zweiten Phase wurde eine Wettkampfsituation zwischen den Gruppen hergestellt, die nur einen Sieger ermöglichte. Hier zeigten sich erste Versuchsergebnisse: die Gruppenmitglieder zeigten verbal wie physisch feindliches Verhalten gegenüber Mitgliedern der jeweils

anderen Gruppe, es kam außerdem zu einer Begünstigung der eigenen Gruppe, und in ihr nahm die Kohäsion zu. In der dritten Phase des Experimentes wurden übergeordnete Ziele eingeführt, die nur durch eine Zusammenarbeit beider Gruppen erreicht werden konnten. Die eben beschriebenen Phänomene der Begünstigung der eigenen Gruppe und des feindlichen Verhaltens gegenüber der Fremdgruppe sanken signifikant. Sherif sah die Interessenskonflikte zwischen den Gruppen als Ursache für die Feindseligkeiten. Auf Basis der Ergebnisse der Studie entwickelte er die Theorie des Realistischen Intergruppenkonflikts (vgl. Stange, 1991). Der Kampf um begrenzte Güter, ein realistischer Konflikt um Ressourcen also, führt seiner Ansicht nach zu Intergruppenkonflikten. Dieser Kampf stärkte das Zusammengehörigkeitsgefühl innerhalb der Gruppe und führe zu einer Abwertung der Mitglieder anderer, konkurrierender Gruppen. Spätere Experimente von Ferguson und Kelley (1964) stellten jedoch die Theorie Sherifs in Frage. Ergebnisse zeigten, dass auch ohne bestehenden Interessenskonflikt Spannungen und Wettbewerb zwischen Gruppen auftraten. Dieses Phänomen wurde in einem Minimalgruppenszenario von Tajfel weiter untersucht.

Minimalgruppenparadigma

Tajfel entwickelte so genannte Minimalgruppenexperimente. Die Gruppeneinteilung von Versuchsperson erfolgte willkürlich in zwei Gruppen. Die Gruppenmitglieder hatten keinerlei Face-to-Face-Kontakte innerhalb der eigenen und mit der anderen Gruppe und konnten selber keinen Nutzen aus ihrem Verhalten ziehen.

Die Versuchsergebnisse waren verblüffend. Isoliert agierende Schüler, eingeteilt nach ihren angeblichen Präferenzen für den Maler Klee oder Kandinsky, hatten die Möglichkeit, Geldbeträge zwischen zwei anderen Versuchspersonen zu verteilen, von denen ihnen lediglich eine Identifikationsnummer und die Gruppenzugehörigkeit (Malerpräferenz) bekannt waren. Verschiedene Verteilungsstrategien wurden verdeutlicht. Die Strategie der Differenzierung zwischen den Gruppen stand in Konkurrenz zu Strategien, die den Gewinn für alle, also gruppenübergreifend, maximierten. Eine Differenzierung zwischen der eigenen und der Fremdgruppe war in einigen Versuchsanordnungen nur zu Lasten des Gewinns für alle zu erreichen.

Die Ergebnisse zeigten, dass die Versuchspersonen systematisch die Mitglieder der eigenen Gruppe, also der Ingroup, begünstigten und dabei versuchten (dies zu

Lasten des eigenen Gewinns), den maximalen Unterschied zwischen In- und Outgroup herzustellen, auch wenn dies den Maximalgewinn für die eigene Gruppe verhinderte. Offenbar war allein die willkürliche Einteilung der Versuchspersonen in Gruppen (daher Minimalgruppen-Paradigma) hinreichend für eine Bevorzugung der eigenen Gruppe, der Ingroup, und eine Abwertung der Fremdgruppe, der Outgroup. Brown, Tajfel und Turner (1980, S. 410) merken an, dass „to our considerable surprise, strong and diverse evidence for intergroup discrimination in these empty situations quickly accumulated . . . we had data in search of a theory”.

Annahmen zum sozialen Kategorisieren

Ein weiterer Ausgangspunkt der Theorie der sozialen Identität sind Tajfels theoretische Annahmen zum sozialen Kategorisieren. Das wahrnehmungspsychologische Phänomen des Shaping beschreibt, dass Menschen die Ähnlichkeiten von Objekten, die einer Kategorie zugeordnet werden, überschätzen, Ähnlichkeiten von Objekten, die unterschiedlichen Kategorien zugerechnet werden, hingegen unterschätzen. Es kommt zu einer Verschärfung des Phänomens, wenn an die Stimuli Bewertungen gebunden sind. Shaping existiert auch bei sozialen Stimuli. Auf diesen Erkenntnissen basierend entwickelt Tajfel unterschiedlichste Annahmen zum Kategorisieren, beschreibt und erläutert die Konzepte der Induktion und Deduktion und definiert die Phänomene der Überinklusion und Überexklusion beim sozialen Kategorisieren, die in einem späteren Abschnitt genauer erläutert werden. Zentral ist in der Theorie der sozialen Identität die Verknüpfung von sozialen Kategorien mit der Bewertung dieser sozialen Klassen (zur Übersicht vgl. Stange, 1991). Menschen nehmen eine Zuordnung von Personen in soziale Kategorien vor. Diese Kategorien sind wertbesetzt. Es gibt somit eine Kategorienhierarchie, also ein System von höher- und niederrangigen sozialen Klassen, in die Menschen eingeordnet werden können.

2.2 Die Theorie der sozialen Identität – ein Überblick

Ziel der Theorie der sozialen Identität ist es, die Bedeutung von wahrgenommenen Zugehörigkeiten zu sozialen Gruppen für Individuen zu erklären, und zu erläutern, welche Bedeutung diese Zugehörigkeiten für soziale Interaktionsprozesse haben. Die Theorie der sozialen Identität wurde von Tajfel (1978, 1979) und Tajfel und

Turner (1979) entwickelt. Sie beinhaltet mit der sozialen Identität, der sozialen Kategorisierung, dem sozialen Vergleich und dem Streben nach positiver Distinktheit vier zentrale theoretische Konzepte. Das Zusammenwirken dieser Konstrukte wird durch die Theorie beschrieben und im Folgenden detailliert vorgestellt (vgl. auch Mummendey & Otten, 2002; Petersen, 2008).

2.2.1. Soziale Kategorisierung als Voraussetzung einer sozialen Identität

Menschen leben in einer äußerst komplexen und unübersichtlichen Welt. Diese Welt muss der Einzelne kognitiv reduzieren, um sich orientieren zu können und handlungsfähig zu bleiben. Hierzu bedient sich der Mensch der Bildung von Kategorien. Die Theorie der sozialen Identität geht davon aus, dass Menschen die soziale Umwelt, die Gesellschaft, in der sie als Individuum existieren, als ein komplexes Netz unterscheidbarer sozialer Gruppen/Kategorien, die miteinander in Beziehung stehen, konstruieren (vgl. Mummendey, 1985; Mielke, 2000). Kategorisierungen sind diskontinuierliche Teilungen dieser sozialen Realität in von einander unterscheidbare, abgegrenzte Klassen, Kategorien oder Gruppen. Nur über eine solche Unterteilung der physikalischen und sozialen Umwelt in handhabbare Kategorien kann das Individuum die Welt segmentieren, strukturieren, systematisieren und somit vereinfacht wahrnehmen und verstehen. Soziale Kategorien sind Gruppen von Menschen, die im sozialen Miteinander häufig zusammengefasst gesehen, diskutiert und bewertet werden (Klauer, 2008). Der Einzelne entwirft ein Bild davon, welche Gruppen in der sozialen Realität überhaupt bestehen. Individuen erhalten hierüber einen Orientierungsrahmen für ihre Wahrnehmungen und ihr Handeln in der sozialen Umwelt. Fischer und Wiswede (2002) sprechen von einer wahrnehmungspsychologischen Tendenz der Reizklassifikation. Soziale Kategorisierung resultiert demnach aus einem menschlichen Streben nach Wahrnehmungsökonomie.

Hieraus ergibt sich, dass jedes Individuum ein soziales Kategoriensystem besitzt, vor dessen Hintergrund es andere Personen wahrnimmt und das ihm dazu dient, diese Menschen einzuordnen, zu beschreiben und auch sein Verhalten gegenüber diesen zu steuern (vgl. Mielke, 2000). Tajfel (1982a, S.101) spricht „von einem Prozess, durch den soziale Objekte oder Ereignisse, die in Bezug auf die Handlungen, Intentionen und das Wertesystem eines Individuums gleichwertig sind,

zu Gruppen zusammengefasst werden“. Stimuli werden nach Ähnlichkeit gebündelt und gemäß ihrer Unähnlichkeit zu anderen Stimuli kontrastiert.

Neben der Orientierung in der Umwelt dient das Kategorisierungssystem dem Individuum auch dazu, sich selber einen Platz zuzuordnen. So kann es beispielsweise zwischen Kategorien unterscheiden, denen es selber angehört, und solchen, denen es sich selbst nicht zurechnet - es unterscheidet zwischen In- und Outgroups - Eigen- und Fremdgruppen. Kategorisierungen bieten somit auch die Möglichkeit, zu definieren, wer wir selber sind, und sind damit ein Instrument der Selbsteinschätzung (Brown, 1992; Mummendey, 2006).

Der Einzelne strebt bei Selbst- wie Fremdkategorisierung nach eindeutigen, klaren Zuordnungen. Personen werden im sozialen Miteinander ganz selbstverständlich und automatisch in Bezug auf ihre Hautfarbe, ihr Geschlecht, ihr Alter, ihre Nationalität und viele weitere Kategorien eingeordnet. Basis einer Klassifikation kann nach Klauer (2008) ein äußerlich sichtbares Merkmal sein, aber auch eine geteilte Überzeugung oder die Ähnlichkeit zu einem Typ von Mensch. Der Autor nennt hier als illustrierendes Beispiel den Typ „Karrierefrau“. Turner (1982) beschreibt diesen kognitiven Prozess der Wahrnehmung des Selbst und anderer Personen als „soziale Identifikation“. Zu beachten ist dabei, dass eine Gruppenmitgliedschaft von einem Individuum nicht frei und allein gewählt werden kann, sondern erfordert, dass die anderen Mitglieder der Gruppe und Außenstehende das Individuum ebenfalls als zugehörig definieren. Hier übernimmt die Theorie der sozialen Identität das Gruppenverständnis von Emersons (1960) (vgl. Mummendey, 1985, Stange, 1991). Sich selber als Deutscher zu sehen, reicht für eine klare gesellschaftlich geteilte, also soziale Identifikation somit nicht aus, wenn die Außenwelt die Kategorisierung nicht teilt. Für die vorliegende Arbeit sind die sozialen Kategorien `kulturelle Heimat/Nation´ und Hautfarbe von Bedeutung.

Soziale Kategorien und ihre Bewertung

Von entscheidender Bedeutung ist, dass soziale Kategorisierungen mit Bewertungen in Verbindung stehen. Die Einordnung von Individuen in bestimmte Kategorien ist nicht neutral, sondern geht immer auch mit einer Bewertung der Kategorie und damit der in ihr eingeordneten Person einher. So ist Hautfarbe zwar als solche weder ein positives noch negatives Attribut, sondern lediglich ein äußeres Merkmal. Als

soziale Konstruktion ist sie jedoch mit einer Wertung verbunden (vgl. Tajfel, 1982). Es wird etwas über die Personen ausgesagt, was weit über die reine Beschreibung der Kategorie hinausgeht. Rein beschreibende, wertneutrale Merkmalsdimensionen wie „Schwarz“ und „Weiß“ werden mit Bewertungen assoziiert. Wertbesetzte Dimensionen werden auf eine soziale Kategorie bezogen, darauf aufbauend lassen sich verschiedene Kategorien in Bezug auf ihre Wertkonnotation unterscheiden (vgl. Mielke, 2000). Petersen (2008, S. 224) beschreibt den Prozess anhand eines Beispiels folgendermaßen: die wertbesetzte Dimension „fleißig-faul“ wird auf eine soziale Kategorie bezogen. Ausländer werden in der deutschen Gesellschaft anschließend häufig mit *faul* assoziiert, Inländer mit *fleißig*. Darauf aufbauend entsteht die Wertkonnotation Inländer sind besser als Ausländer. Nach Petersen (2008, S. 224) ist soziales Kategorisieren demnach kein ausschließlich kognitiver Systematisierungsprozess zur Komplexitätsreduktion, sondern einer, der auch das Urteilen und Verhalten gegenüber den Kategorien und ihren einzelnen Mitgliedern beeinflusst. Tajfel (1982) macht deutlich, dass jedes Individuum eine klare Vorstellung darüber hat, dass es einen Unterschied in der Bewertung der eigenen gegenüber anderen Gruppen gibt. Dies sei schon integraler Bestandteil des Sozialisierungsprozesses der Menschen.

Auf die Hautfarbe als soziale Kategorie und die damit verbundenen unterschiedlichen Bewertungen wurde bereits in vorherigen Abschnitten eingegangen (vgl. Kap. 1.5.2 und 1.5.3), in folgenden Kapiteln (vgl. Kap. 2.5 und 3.3) wird dies weiter analysiert. Auch die soziale Kategorie der nationalen Gruppe wird mit den damit einhergehenden Wertungen vorgestellt (vgl. Kap. 3.1 und 3.2).

2.2.2 Einschub: Kategorisierungsfehler und -verzerrungen

Bei der sozialen Kategorisierung von Individuen kommt es unter bestimmten Bedingungen zu Fehlern oder Verzerrungen, die im Folgenden kurz beschrieben werden. Das Einteilen in Kategorien und die subjektiv wahrgenommene Wertigkeit dieser Merkmalsklassen hat zudem Auswirkungen auf das Erleben und Verhalten gegenüber einzelnen Mitgliedern, die dieser Kategorie zugeordnet werden, auch eine solche Konsequenz wird im Abschnitt thematisiert.

Wahrnehmung von Unterschieden und Ähnlichkeiten

In der individuellen Wahrnehmung werden die Unterschiede zwischen den Mitgliedern verschiedener Kategorien akzentuiert und die Ähnlichkeiten innerhalb einer Gruppe betont. So werden beispielsweise schwarze und weiße Individuen als stark unterschiedlich wahrgenommen, verschiedene schwarze Individuen hingegen von der weißen Mehrheitsgesellschaft als einander ähnlich gesehen. Dies Phänomen verstärkt sich bei der Verbindung einer Merkmalskategorie mit Werten (vgl. Mummendey, 1985; Mielke, 2000; Petersen, 2008).

Induktion und Deduktion

Tajfel beschreibt mit der Induktion und Deduktion weitere Kategorisierungsphänomene/-verzerrungen: Bei der Induktion werden wahrgenommene Merkmale einzelner Individuen einer Kategorie auch auf andere Mitglieder der gleichen Kategorie übertragen. Das Phänomen der Deduktion beschreibt, wie einem Individuum allein aufgrund seiner Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe Eigenschaften zugeordnet werden.

Überinklusivität und Überexklusivität

Weitere Formen von Urteilsverzerrungen sind die Phänomene der Überinklusivität und Überexklusivität. Zur Überexklusivität kommt es, wenn ein Element einer Kategorie nicht zugeordnet wird, obwohl es dazu gehört (ein Afrodeutscher wird nicht als Deutscher kategorisiert), Überinklusivität beschreibt das Phänomen, dass ein Element fälschlicherweise einer Kategorie zugeordnet wird, der es nicht angehört (ein Afrodeutscher wird der Gruppe der Ausländer zugeordnet).

Die Einteilung von Menschen in die Hautfarbencategorien schwarz und weiß ist immer auch an wertbesetzte Dimensionen gekoppelt, die den Gruppen zugeordnet werden. Daher spielen die eben ausgeführten Kategorisierungsfehler auch eine Rolle bei der Untersuchung der psychologisch relevanten Aspekte der Lebensrealität Schwarzer Deutscher und ihrer Bedeutung für die soziale Identität. In einem späteren Abschnitt wird hierauf eingegangen.

2.2.3. Soziale Identität - Kernkonstrukt der Theorie der sozialen Identität

Die Identität eines Individuums setzt sich nach der Theorie der sozialen Identität aus der personalen und der sozialen Identität zusammen. Die soziale Identität eines Individuums ergibt sich aus der selbst wahrgenommenen Zugehörigkeit zu unterschiedlichsten sozialen Kategorien/Gruppierungen. So kann das Individuum beispielsweise der Gruppe der Schwarzen oder der Weißen angehören, eine Frau oder ein Mann sein, sich als Deutscher oder Ausländer definieren. Tajfel und Turner (1979) unterscheiden bei Gruppen/Kategorien zwischen jenen, die von Geburt an feststehen und unausweichlich zugeschrieben sind (zum Beispiel Hautfarbe und Geschlecht), und jenen, die nachträglich erworben und freiwillig angenommen werden (beispielsweise die Berufsgruppe) (vgl. auch Wagner & Zick, 1993).

Tajfel (1981, S. 254) definiert die soziale Identität des Menschen als „the part of the individual’s self-concept which derives from their knowledge of their membership of a social group (or groups) together with the value and emotional significance of that membership“ (Tajfel, 1981, S. 254). Menschen leiten also einen Teil ihrer Identität aus der Zugehörigkeit zu bestimmten Gruppen ab. Die Theorie der sozialen Identität von Tajfel versteht dabei eine Gruppe - in Anlehnung an Emersons (1960, zit. n. Stange, 1991) minimalistische Definition einer Nation - als Ansammlung von Menschen, die fühlen oder wahrnehmen, dass sie eine Gruppe bilden, die sich selbst als Angehörige einer Gruppe kategorisieren und die konsensual in der gleichen Weise von anderen kategorisiert werden. Deutlich wird in der Definition, dass die soziale Identität verschiedene Ebenen umfasst: eine sozial-kognitive (das Wissen um die Mitgliedschaft in der Gruppe), die evaluative (die positive oder negative Bewertung dieser Gruppe) und eine emotionale (die positive oder negative Gefühlsausprägung gegenüber der Gruppe und der Mitgliedschaft in ihr).

Gruppenmitgliedschaft basiert also auf Prozessen der Selbst- und Fremdkategorisierung; der Begriff „sozial-kognitive Komponente“ zeigt an, dass Selbst- und Fremdkategorisierung übereinstimmen müssen, um Gruppenmitgliedschaft zu determinieren. Tajfel und Turner (1979) definieren „the essential criteria for group membership, as they apply to large-scale-categories, are that the individuals concerned define themselves and are defined by others as members of a group“ (zit. n. Stange, 1991). Hier wird die Schwierigkeit der Bildung einer national-kulturellen deutschen sozialen Identität für Afrodeutsche deutlich. Von anderen als einer sozialen Gruppe nicht zugehörig wahrgenommen zu werden

(hier der Gruppe der Deutschen), erschwert oder verhindert offenbar eine an die Gruppenzugehörigkeit gebundene soziale Identität.

Da Menschen verschiedenen sozialen Gruppen angehören, verfügen sie über potenziell viele verschiedene soziale Identitäten (vgl. Blanz, 1999). Petersen (2008) spricht von sozialen Identitäten als Gesamtheit der mit der Zugehörigkeit zu bestimmten Kategorien assoziierten Werten und Eigenschaften. Tajfel (1978) prägt auch den Begriff der 'unsicheren sozialen Identität' und weist damit auf mögliche Veränderungen in Gruppenbeziehungen und -zugehörigkeiten hin. Eine Veränderung der Gruppenrelation oder der Gruppenzugehörigkeit des Einzelnen kann eine Veränderung der sozialen Identität nach sich ziehen. Es gilt auch, dass nicht jede soziale Kategorie, der ein Individuum angehört, zu jeder Zeit im Zentrum seiner Aufmerksamkeit steht. Es wird von der Salienz einer sozialen Kategorie gesprochen, also von der Bedeutsamkeit, dem Hervorstechen einer Kategorie in einer bestimmten Situation. Soziale Identität ist demnach nicht statisch, sondern in Veränderung begriffen.

2.2.4. Sozialer Vergleich und Streben nach positiver Distinktheit

Die Bedeutung der Sozialen Identität für das Selbstkonzept von Individuen basiert wesentlich darauf, dass die Position der Gruppe, der ein Mensch angehört, und der Selbstwert des Individuums in engem Zusammenhang stehen.

Eine zentrale Hypothese und das motivationale Postulat der Theorie ist, dass Individuen ein starkes Motiv nach einem positiven Selbstkonzept und Selbstwert besitzen. Menschen streben demzufolge nach Selbstwerterhaltung und -erhöhung. Der Selbstwert wird nach Herkner (2001) dabei als gemittelte Gesamtbewertung einzelner Eigenschaften verstanden. Der Selbstwert ergibt sich aus der Bewertung der eigenen personalen und sozialen Identitätsaspekte. Für die personale Identität ist vielfach nachgewiesen, dass Personen auf Selbstwert steigernde Informationen kognitiv wie affektiv besonders positiv reagieren. Die Theorie der sozialen Identität postuliert Gleiches für den Bereich der sozialen Identität (Petersen, 2008, S. 225).

Der Selbstwert ist in der Theorie der sozialen Identität an die Bewertung der Gruppe gebunden, der das Individuum angehört. Jede Gruppe, der sich ein Individuum zurechnet, kann positiv oder negativ zum Selbstwert dieser Person beitragen; definiert sich ein Individuum über eine *soziale Gruppe*, der es angehört, kann es

über eine solche Gruppenmitgliedschaft auch seinen Selbstwert steigern oder gefährden. Personen stärken ihren Selbstwert, indem sie sich mit Gruppen mit hohem Status identifizieren (vgl. Mielke, 2000; Aronson, Wilson & Akert, 2004).

Nach Brown (1988) ist das Ergebnis des Vergleichs zwischen der eigenen und einer Fremdgruppe, also ein Intergruppenvergleich, von großer Bedeutung, weil das Vergleichsergebnis den Selbstwert des Individuums mit bestimmen kann. Vermittelt wird er in diesem Fall über den wahrgenommenen Wert der eigenen Gruppe im Vergleich zu anderen. Menschen streben dabei nach positiver Distinktheit, das heißt einem für die eigene Gruppe positiven Abschneiden im Intergruppenvergleich (Petersen, 2008). Dies erklärt auch die Favorisierung der Eigengruppe (Tajfel & Turner, 1986, vgl. auch Mielke, 2000; Mummendey & Simon, 1997).

Dass die wahrgenommene positive Distinktheit der Ingroup, die Intergruppendiskriminierung und der Selbstwert im Zusammenhang stehen, wurde von verschiedenen Forschern nachgewiesen (vgl. Herkner, 2001; Petersen, 2008). Hogg und Abrams (1988) diskutieren die Vorgänge, die mit dem Selbstwertmotiv in Zusammenhang stehen, im Rahmen der Theorie der sozialen Identität unter dem Begriff der Self-Esteem-Hypothese (vgl. auch Wagner & Zick, 1993). Diese Hypothese der Theorie beschreibt jene Prozesse, die mit dem Motiv nach Selbstwerterhaltung und –erhöhung in Verbindung stehen. Unterteilt ist die Self-Esteem-Hypothese in folgende Subhypothesen:

- Ist der Selbstwert des Einzelnen durch eine soziale Identität gefährdet oder herabgesetzt, so versucht das einzelne Gruppenmitglied umso stärker, die betroffene eigene Gruppe positiv von Vergleichsgruppen abzugrenzen.
- Schneidet die eigene Gruppe im Vergleich zu anderen Gruppen positiv ab, so ist der Selbstwert des Individuums gestiegen.

Soziale Vergleiche

Tajfel und Turner (1979) gehen in Erweiterung der Theorie der Sozialen Vergleiche von Festinger (1954) davon aus, dass die Informationen zur Eigengruppe nur relational, also über Gruppenvergleiche erhalten werden können (zur genauen Erweiterung der Theorie von Festinger siehe Stange, 1991). Nur über soziale Vergleiche der eigenen mit verschiedenen Fremdgruppen ist eine Bewertung der eigenen Gruppe überhaupt möglich. Nur über diese Vergleiche mit anderen Gruppen

werden auch die Charakteristika der eigenen Gruppe überhaupt deutlich und erfassbar. Positive soziale Identität kann also nur dann entstehen, wenn die eigene Gruppe im Vergleich mit relevanten anderen Gruppen positiv abschneidet. Nach Petersen (2008) erhält eine soziale Kategorie für eine Person erst im Vergleich mit anderen Kategorien und den daran gebundenen Wertkonnotationen ihre Bedeutung. Fällt der Vergleich positiv aus, so kann sich laut Brown (1988) auch das einzelne Individuum im Licht dieser Vorzüge sonnen. Eine positive soziale Identität ergibt sich somit aus einer Vielzahl Vergleiche, bei denen die Eigengruppe günstig abschneidet (Petersen, 2008).

Durch den Einfluss auf den Selbstwert der Person trägt eine positiv bewertete soziale Identität auch zum Wohlbefinden bei (Taylor & Brown, 1988). Sie dient außerdem der Bewältigung des eigenen Lebens mit den darin bereitgestellten Aufgaben und ist somit funktional im Sinne der psychischen Gesundheit und der Handlungsfähigkeit (vgl. Mummendey & Simon, 1997, Herkner 2001).

2.2.5. Strategien zum Erlangen positiver Distinktheit

Informationen über die Wertigkeit der eigenen Gruppe können Individuen - wie bereits erläutert - nur relational, also über den Vergleich zu anderen Gruppen erhalten. Wichtig bei Vergleichen zwischen Gruppen ist, dass die Gruppe, mit der ein Außenvergleich stattfindet, überhaupt von Relevanz ist und dass die Vergleichsdimension für das Individuum bedeutsam ist. Die Relevanz der Vergleichsgruppe ergibt sich unter anderem daraus, wie ähnlich die Vergleichsgruppe auf Dimensionen ist, die aktuell nicht zum direkten Vergleich anstehen. Auch räumliche und zeitliche Nähe, situative Salienz und Auffälligkeiten der Vergleichsgruppe spielen eine Rolle.

Mummendey und Otten (2002) betonen, dass sich die in der Theorie der sozialen Identität beschriebenen Prozesse auf komplexe gesellschaftliche Zusammenhänge beziehen. Individuen können die eigene Gruppe in ganz unterschiedlicher Weise im Vergleich zu anderen Gruppen wahrnehmen. So kann die eigene Gruppe sowohl positiv wie auch negativ im Vergleich zu unterschiedlichen anderen sozialen Gruppen abschneiden.

Das Motiv nach Selbstwerterhaltung und -erhöhung, wie es in vorherigen Abschnitten erläutert wurde, führt dazu, dass der Mensch nach Wegen sucht, die

Eigengruppe im Vergleich zu anderen Gruppen günstig abschneiden zu lassen (Eigengruppen-Favorisierung und Außengruppen-Diskriminierung). Tajfel (1978b) spricht in seiner Theorie der sozialen Identität vom Streben nach positiver Distinktheit. Je wichtiger eine Gruppenzugehörigkeit für ein Individuum ist, desto wichtiger ist auch die mögliche positive Abgrenzung gegenüber Outgroups.

Je nachdem, wie Intergruppenbeziehungen wahrgenommen werden, ergeben sich verschiedene Strategien, die Gruppenmitglieder wählen können, um eine positive soziale Distinktheit herzustellen. Diese so genannten Identity-Management-Strategien können unterschieden werden in kognitive und behaviorale Strategien sowie individuelle und kollektive Strategien (vgl. van Knippenberg, 1989). Blanz, Mummendey, Mielke und Klink (1998) stellen eine Taxonomie von Identity Management Strategien auf, die sich zwischen den Achsen individuelle versus kollektive Strategie auf der einen Seite und behaviorale versus kognitive Strategie auf der anderen Seite bewegen.

Tabelle 1 - *Identity-Management-Strategien*

	Individuell	kollektiv
behavioral	<ul style="list-style-type: none"> • individuelle Mobilität • Assimilation 	<ul style="list-style-type: none"> • Sozialer Wettbewerb • Realistischer Wettbewerb • Assimilation
kognitive	<ul style="list-style-type: none"> • Individualisierung 	<ul style="list-style-type: none"> • Umbewertung der Vergleichsdimension • Wechsel der Vergleichsdimension • übergeordnete Re kategorisierung • Wechsel der Vergleichsgruppe • zeitlicher Vergleich

Bei den individuellen Strategien handelt es sich um solche, die auf eine Veränderung des persönlichen Standortes abzielen. Kollektive Strategien haben eine Veränderung des Standortes der Gruppe zum Ziel. Behaviorale Strategien beziehen sich auf das Verhalten, während kognitive Strategien einen Denk- und Bewertungsprozess beschreiben.

Bevor die Strategien, die für Afrodeutsche von Relevanz sein können, genauer erläutert werden (vgl. Kap. 2.5.2), soll zunächst auf die Besonderheiten des

Intergruppenverhaltens und die Bedeutung eines Minoritätenstatus einer Gruppe eingegangen werden.

2.3 Intergruppenverhalten

Individuen können sich entweder stärker entsprechend ihrer Gruppenzugehörigkeit oder aber ihrer ganz individuellen Charakteristika verhalten. Zum klaren Verständnis sei hier betont, dass es sich in jedem Fall um das Verhalten eines einzelnen Individuums handelt und nicht um das kollektive Verhalten einer Gruppe. Soziales Verhalten zwischen Personen kann variieren zwischen interpersonell oder intergruppal geprägtem Verhalten. Intergruppenverhalten liegt immer dann vor, wenn sich eine Person primär als Mitglied einer sozialen Gruppe sieht und als solches agiert (z.B. als Schwarze/r).

2.3.1 Bedingungsfaktoren für Intergruppenverhalten

Die Wahrnehmung bestimmter Stimuli in der sozialen Umwelt hat großen Einfluss darauf, ob sich ein Individuum eher entsprechend einer Gruppenidentität oder aber entsprechend seiner ganz individuellen Werte und Normen verhält. Soziale Wahrnehmungen und Interaktionen können zwischen den Polen interpersonelle Orientierung auf der einen und intergrupale Orientierung auf der anderen Seite variieren (Tajfel, 1978, 1982). Sowohl die Wahrnehmung als auch das Verhalten werden in Situationen nahe dem interpersonalen Pol stärker durch individuelle Eigenschaften und Beziehungen der Personen bestimmt, während Wahrnehmung und Verhalten in Situationen, die nahe dem intergruppalen Pol angesiedelt sind, durch die Zugehörigkeit der Personen zu bestimmten, relevanten Gruppen geprägt werden (vgl. Blanz, 1999).

Tajfel (1982) benennt Faktoren, die bestimmen, ob eher die personale oder aber die soziale Identität aktiviert und damit handlungsrelevant wird (vgl. hierzu Stange, 1991 siehe Seite 78).

Tajfel beschreibt drei Kontinua von Faktoren, die Intergruppen- oder aber individuelles Verhalten bedingen können:

1. *Kontinuum soziale Mobilität versus sozialer Wandel*

Dieses Kontinuum beschreibt die wahrgenommene Veränderbarkeit sozialer

Verhältnisse in einer Gesellschaft, einem sozialen System. Soziale Mobilität beschreibt die Annahme, dass die Gesellschaft, in der der Einzelne lebt, offen und durchlässig ist für Gruppenwechsel des Individuums (vom Tellerwäscher zum Millionär). Hieraus ergibt sich eher ein individuell geprägtes Verhalten. Demgegenüber steht der gesellschaftliche Rahmen des sozialen Wandels. Gruppen werden als starr und nicht durchlässig wahrgenommen. Hieraus ergibt sich eher ein Gruppenverhalten, Individuen können ihr Schicksal nur gemeinsam, als Gruppe, wandeln und somit verbessern (Südafrika der Apartheid). Eine Veränderung kann durch sozialen Wandel im System bewirkt werden, es gibt wenig oder keinen Spielraum für individuelle Gestaltung einer Veränderung.

Die Bedingung des sozialen Wandels allein führt nicht zwangsläufig zu intergruppal geprägtem Verhalten, weitere Bedingungen sind häufig erfüllt. Hieraus ergeben sich die folgenden Kontinua:

2. *Kontinuum Stabilität (gilt unter dem Pol sozialer Wandel)*

Eine Gesellschaft mit wahrgenommenen Bedingungen des sozialen Wandels kann von Individuen als stabil oder instabil wahrgenommen werden. Stabil bedeutet, dass keine denkbare Alternative zum momentanen Zustand der Gruppenkonstellation besteht. Instabil beschreibt hingegen die Wahrnehmung, dass sich mindestens eine Gruppe eine andere Konstellation in einem hierarchisch aufgestellten Gruppenkontext vorstellen kann. Dies begünstigt Intergruppenverhalten (politischer Kampf Schwarzer Menschen um eine bessere Position in der Gesellschaft).

3. *Kontinuum Legitimität der Statusbeziehungen (gilt unter dem Pol sozialer Wandel)*

Als legitim wird eine Gruppenstratifikation dann wahrgenommen, wenn sie auf Kriterien basiert, die alle Beteiligten akzeptieren. Hierüber kann erklärt werden, warum auch unter den oben illustrierten Bedingungen des sozialen Wandels in einer Gesellschaft nicht immer Intergruppenverhalten auftritt. Es besteht auch die Möglichkeit, dass Gruppenmitglieder den ihnen zugewiesenen niedrigen Status und die damit verbundene kognitive negative soziale Identität übernehmen und akzeptieren (vgl. Stange, 1991).

Tajfel (zit. n. Stange, 1991, S. 78) nennt noch weitere Situationen und gesellschaftliche Bedingungen, die zu Intergruppenverhalten führen. Hierzu gehören

wahrgenommene soziale Unterschiede zwischen Gruppen in Status, Macht, Privilegien. Er nennt zudem Intergruppenkonflikte oder Wettbewerbe zwischen Gruppen, Bewegungen sozialer Veränderungen initiiert durch soziale Gruppen und Vorurteile.

2.3.2 Merkmale von Intergruppenverhalten

Kommt es zu Intergruppenverhalten, so ist dies durch bestimmte Merkmale geprägt. Diese beziehen sich auf die Aspekte des Verhaltens der Mitglieder einer Gruppe und auf die Wahrnehmung der Mitglieder der Vergleichsgruppe.

Verhalten

Agiert das Individuum als Person nahe dem individuellen Verhaltenspol, so ist das Verhalten durch persönliche Charakteristika geprägt, es gibt eine hohe Varianz im Verhalten verschiedener Personen, auch wenn sie derselben sozialen Kategorie angehören. Kommt es hingegen zu Verhalten im Intergruppenbereich, so ist dies gekennzeichnet durch eine geringe Verhaltensvariabilität zwischen den Gruppenmitgliedern, Personen agieren als Gruppenmitglieder, persönliche Charakteristika treten zurück, es kommt zu einer hohen Gleichförmigkeit im Verhalten.

Wahrnehmung der Outgroup

In individuell geprägten sozialen Situationen werden Personen entsprechend ihrer ganz persönlichen Eigenschaften wahrgenommen. Nicht so im Falle eines Intergruppenverhaltens. Hier wird das einzelne Mitglied der Außengruppe als undifferenziertes Mitglied seiner Gruppe wahrgenommen, es kommt zu einer Uniformität in der Wahrnehmung.

2.4 Kritik an der Theorie der sozialen Identität

An der Theorie der sozialen Identität wird vielfach kritisiert, dass die verwendeten Komponenten unklar beschrieben sind und die Definition der Sozialen Identität zu unpräzise ist (vgl. Fischer & Wiswede, 2002). Simon (2004) nennt die Theorie der sozialen Identität eine Theorie, die die Konsequenzen einer sozialen Identität für Intergruppenkonflikte oder intergrupale Harmonie beschreibt und erklärt. Sie sei nicht als umfassende Theorie des Selbst oder der Identität zu verstehen, die systematisch die verschiedenen Formen der Identität analysiert und vergleicht und ihre besonderen Bedingungen und Konsequenzen untersucht (vgl. Simon, 2004, S. 37). Aus der Begrenztheit der Theorie der sozialen Identität ergibt sich die Entwicklung der Theorie der Selbstkategorisierung von Turner (1982), die das Theoriengebäude der Theorie der sozialen Identität um die personale Komponente erweitert. Die Theorie der Selbstkategorisierung spezifiziert nach Simon (2004) die Bedingungen und Konsequenzen einer persönlichen wie sozialen Identität und kann so sowohl intergrupales wie interpersonale Verhalten erklären. Sie erweitert somit die Theorie der sozialen Identität um den Aspekt der persönlichen Identität, der ebenfalls Aufnahme in den theoretischen Rahmen findet. Da dieser Aspekt für die vorliegende Arbeit nicht von höchster Relevanz ist, wird auf eine weitere Darstellung verzichtet.

In Bezug auf die Erklärung des Verhältnisses zwischen Minoritäten und Majoritäten spricht Hutnik (1991) der Theorie der sozialen Identität den größten Erklärungswert zu. Daher wird sie auch im nächsten Abschnitt zur theoretischen Einordnung von Minderheiten generell und der afrodeutschen Minderheit im Speziellen als Bezugsrahmen gewählt.

2.5 Afrodeutsche Minorität und soziale Identität

Die bisherigen Ausführungen zur Theorie der sozialen Identität zeigen den Bezugsrahmen, den die Theorie zur Erklärung von Phänomenen bietet, die der spezifischen Lebensrealität von Schwarzen Deutschen entstammen.

Der Theorie entsprechend ist die Bildung einer als selbstverständlich und basal erachteten national-kulturellen sozialen Identität erschwert oder gar verhindert, wenn Individuen sich zwar selbst klar als gleichberechtigte Mitglieder der deutschen Gesellschaft wahrnehmen, die Fremdkategorisierung in die soziale Kategorie Nation

jedoch fehlt – eine gesellschaftlich geteilte soziale Identifikation ist verhindert, der Anschluss an die Gruppe ebenfalls. Diese Ausgrenzungserfahrung kann zu Fremdheitsgefühlen im eigenen Land führen. Eine selbstverständliche Zugehörigkeit zur Gruppe der Deutschen wird damit offenbar zunächst von der sozialen Umwelt, in einem Folgeprozess dann auch von vielen schwarzen Individuen selbst oft nicht mehr eindeutig empfunden. Eine national-kulturelle Identifikation und damit Identität wird - der Theorie folgend - demnach be- oder verhindert.

Afrodeutsche gehören einer Minderheit im eigenen Land an. Ihre Hautfarbe macht sie - in Folge verschiedener Kategorisierungsfehler - für ihre soziale Umwelt, ihre weißen Landsleute also, zu Fremden. Permanent von der weißen Mehrheitsgesellschaft fehlerhaft als Fremde und Ausländer gelabelt, können sich Afrodeutsche selber jedoch dieser Kategorie nicht zurechnen, eine soziale Identifikation ist wegen der fehlenden Selbstkategorisierung in diese soziale Klasse nicht möglich. Eine solche Zuordnung wäre zudem – wird der Theorie der sozialen Identität gefolgt - nicht selbstwertdienlich und könnte auch ein Anschlussmotiv nicht befriedigen. Afrodeutsche nehmen wahr, dass es sich bei der Gruppe der Fremden/Ausländer in der deutschen gesellschaftlichen Wahrnehmung um eine im Wertekanon niederrangige soziale Kategorie handelt.

Diese beiden wahrgenommenen Kategorisierungsprozesse führen aufgrund der immer wiederkehrenden mangelnden Übereinstimmung zwischen Selbst- und Fremdkategorisierung vermutlich zu einem psychologischen Spannungsmoment. Vermutet werden unterschiedliche mögliche Lösungswege, um dieses Dilemma zu reduzieren. Eine mögliche psychologisch dienliche Strategie scheint die Entwicklung einer auf die Hautfarbe bezogenen schwarzen sozialen Identität. Diese wird in der vorliegenden Arbeit untersucht.

Von außen in die soziale Kategorie Schwarzer Mensch eingeordnet zu werden, stimmt mit der Selbstwahrnehmung des Individuums überein. Hier kommt es zu einer kongruenten Wahrnehmung zwischen Selbst und Umwelt. Vermutet werden kann, dass eine an die soziale Identifikation als Schwarzer Mensch gebundene soziale Identität ein möglicher Ausweg aus dem erlebten Dilemma, das sich an die oben beschriebenen Fehl kategorisierungen anschließt, bedeuten könnte. Sich klar einer schwarzen Bezugsgruppe zuordnen zu können, könnte das Motiv nach Anschluss und Zugehörigkeit in einer Referenzgruppe befriedigen.

Die soziale Identifikation als Schwarzer Mensch vorzunehmen, ist jedoch vor dem Hintergrund der besonderen deutschen Lebensrealität Schwarzer Menschen bereits eine große Herausforderung und eine psychologisch anspruchsvolle individuelle Leistung. Das eindeutige Label *schwarz* ist in der deutschen Gesellschaft häufig von der Kategorie Ausländer überdeckt. Die Wahrnehmung einer distinkten schwarzen deutschen Gruppe, der sich der Einzelne zuordnen kann und in der er sich mit seinem deutsch geprägten kulturellen Hintergrund heimisch fühlt, ist in Ermangelung einer offenkundigen, großen und für jeden sichtbaren Community Schwarzer Menschen in Deutschland bereits an eine vorangehende individuelle und sehr deutliche Wahrnehmung der Gruppenzugehörigkeit und anschließende Gruppensuche gebunden. Anders als bei anderen Minoritäten besteht bei Afrodeutschen – den Ausführungen in Kapitel 1 folgend – nicht die Möglichkeit, die eigene und selbstverständliche Kategorisierung „schwarz“ von erwachsenen Rollenvorbildern einfach zu übernehmen. Eine schwarze Referenzgruppe wird vermutlich von der (dominierenden oder ausschließlichen) weißen sozialisierenden Umgebung meistens nicht vorgestellt. Afrodeutsche müssen vermutlich erst einen kognitiven Prozess durchlaufen, ehe ihnen die schwarze deutsche Gruppe als Anschlusskategorie offenbar wird. An eine daraus folgende soziale Identifikation bindet sich dann die schwarze soziale Identität. Weitere Herausforderung für Afrodeutsche mit schwarzer sozialer Identität ist dann, diese als positiv wahrzunehmen. Strategien zum Erlangen einer solchen positiven Distinktheit werden im Folgenden berichtet, wichtig ist hierzu die definatorische Einordnung der Gruppe als Minderheit, die zunächst erläutert wird.

Die soziale Identifikation mit der Gruppe Schwarzen Menschen in Deutschland bedeutet auch die Zuordnung zu einer Minderheit. Nach Simon und Trötschel (2007) findet die Theorie der sozialen Identität typischerweise Anwendung bei der Analyse von Situationen von Minoritäten. Im folgenden Abschnitt erfolgt zunächst die Definition des Begriffs Minorität, bevor spezifischen Mechanismen vorgestellt werden, die es Angehörigen einer solchen Minorität ermöglichen - dem motivationalen Postulat der Theorie folgend - positive Distinktheit gegenüber der Vergleichsgruppe der Majorität herzustellen, um so dem eigenen Selbstwert zu dienen.

2.5.1 Definition einer Minorität

Tajfel (1982) stellt in seiner Forschungsarbeit zur Sozialpsychologie von Minoritäten heraus, welche Kriterien eine Gruppe zu einer Minorität machen. In Anlehnung an Wagley und Harris (1958) benennt er folgende Bestimmungsmerkmale von Minoritäten:

1. Minoritäten sind untergeordnete Segmente von Gesellschaften komplexen Zustands.
2. Minoritäten haben spezielle physische oder kulturelle Merkmale, die von den dominanten Segmenten der Gesellschaft niedrig bewertet werden.
3. Minoritäten sind Einheiten, die sich ihres besonderen Status bewusst sind und die durch die besonderen Merkmale zusammengehalten werden, die ihren Mitgliedern gemeinsam sind und die besondere Benachteiligungen mit sich bringen.
4. Die Mitgliedschaft in einer Minorität wird durch Abstammungsregeln weitergegeben, durch die nachfolgende Generationen selbst dann die Mitgliedschaft erhalten, wenn spezielle kulturelle oder physische Merkmale nicht offensichtlich sind. Minoritätspersonen tendieren dazu, freiwillig oder durch Notwendigkeit bestimmt innerhalb ihrer Gruppe zu heiraten (Simpson & Yinger, 1965, S.17).

Tajfel (1982) macht deutlich, dass keineswegs alle Kriterien erfüllt sein müssen, um von einer Minoritätsgruppe zu sprechen. Die Minoritäten-Diskussion bezieht sich häufig auf ethnische Gruppen. Definitionen beinhalten hier stets den Aspekt der inneren Kohäsion in der Gruppe. Meist sind sich Minoritäten ihres besonderen Status´ als Gruppe bewusst. Es wird davon ausgegangen, dass die Mitglieder durch bestimmte Regeln und informelle Verhaltensweisen aneinander gebunden sind. Ein Zusammengehörigkeitsgefühl kommt aus der Gruppe selbst heraus.

Tajfel (1978, a) macht deutlich, dass Angehörige von Minoritätsgruppen nicht nur ein Gefühl der Gemeinsamkeit entwickeln, weil sie zum Beispiel „Rasse“, Nation, Kultur, Geschichte teilen, sondern zudem die gemeinsame Erfahrung von Diskriminierung und sozialem Nachteil. Die Mitglieder verbinden spezielle physische und/oder kulturelle Merkmale, die von der dominierenden Majorität zumeist als minderwertig betrachtet werden. Nach Tajfel (1978, a) beinhaltet die Mitgliedschaft in der Minorität per Definition die vielen sozialen Konsequenzen, die

sich daraus ergeben, anders als die Mehrheit zu sein. Es bedeutet auch, unter den strukturellen Nachteilen zu leiden, oftmals defizitär in Machtausübung und Ressourcennutzung zu sein. Dies heißt auch, dass Minoritätsmitglieder weitgehend davon ausgeschlossen sind, an allen Bereichen des Lebens teilzunehmen, weil sie sich in bestimmter Weise von der Majorität unterscheiden. Nach Tajfel (1978, a) führt diese Diskriminierung zu einer Stärkung der Kohäsion und Struktur der Minoritätsgruppe.

Laut Hutnik (1991) ist zu beachten, dass das Wort Minorität zwar einen kleineren Teil eines größeren Ganzen beschreibt, im soziologischen Sinne jedoch nicht immer eine zahlenmäßige Minderheit bezeichnet. Majorität bezieht sich somit im sozialwissenschaftlichen Sinne auf die größere Machtfülle auch einer zahlenmäßig vielleicht kleineren Gruppe, wie beispielsweise der Weißen in Südafrika der Apartheid.

2.5.2 (Afrodeutsche) Minorität und positive Distinktheit

Kern der obigen Definition eine Minorität ist, dass bestimmte Merkmale einer Gruppe Nachteile bringen. Dies gilt auch für das Merkmal schwarze Hautfarbe in einer weißen Mehrheitsgesellschaft. Die Hautfarbe ist hier ein eindeutiges physisches Klassifikationsmerkmal (keine ethnische soziale Kategorie), elementar und offenkundig. Hautfarbe dient in vielen Kulturräumen der Einteilung in soziale Gruppen. Schwarze Menschen sind demnach in Deutschland Mitglieder einer Minorität in einer weißen Mehrheitsgesellschaft. Das ihren Mitgliedern gemeinsame physische Merkmal schwarze Hautfarbe wird von der weißen Majorität negativ gewertet und verbindet sich mit Diskriminierung und Rassismus durch die Mehrheitsgesellschaft (vgl. u.a. vgl. Kap. 1.5.2, 1.5.3 und 1.5.6).

Das Streben nach einer positiven Identität steht als motivationales Postulat im Zentrum der Theorie der sozialen Identität. Für die in der Studie vorliegenden Fragestellungen ist es von besonderem Interesse, jene Strategien näher zu beleuchten, die Mitglieder von Minoritätsgruppen - als besonderer Form einer sozialen Kategorie - zum Erlangen einer positiven sozialen Identität anwenden. Eine Kernannahme der Theorie der sozialen Identität besagt, dass Gruppenposition und Selbstwert des einzelnen Gruppenmitglieds in Zusammenhang stehen. Angehörige von Minoritätsgruppen, wie sie nach Tajfel (1982) verstanden werden, haben schon

per Definition im Vergleich zur überlegenen Majoritätsgruppe eine untergeordnete Position in der Gesellschaft. Als Mitglieder aus Gruppen mit geringem sozialem Status nehmen sie wahr, dass sie hinsichtlich unterschiedlichster Faktoren benachteiligt werden. Die Benachteiligung ist nicht nur materieller, sondern auch psychologischer Art. Nach Tajfel (1982, S. 159) „kann der wertbefrachtete Vergleich mit anderen Gruppen oder mit ihren individuellen Mitgliedern zu einem bedeutenden Aspekt des Selbstbildes einer Person werden, besonders, wenn sie zu einer Minorität gehört, die als eindeutig von anderen abgesondert und in wichtiger Hinsicht als (explizit oder implizit) „minderwertig“ angesehen wird.“ Der soziale Vergleich mit der Majorität bedeutet also für Mitglieder der Minorität eine Gefährdung ihres Selbstwertes.

Vor diesem Hintergrund wird deutlich, dass Mitglieder von Minoritäten durch diesen untergeordneten Status in ihrem Selbstwert gefährdet sind und daher der besonderen Herausforderung gegenüberstehen, Strategien anwenden zu müssen, um ihre soziale Identität als Minoritätenangehöriger dennoch positiv zu gestalten. Das einzelne Individuum muss daher als Reaktion auf eine bedrohte oder negative soziale Identität nach Identity Management Strategien suchen, um diesen Zustand zu verändern und positive Distinktheit zu erreichen.

Tajfel unterscheidet zwischen sicheren und unsicheren sozialen Identitäten. Diese Unterscheidung erfolgt in Abhängigkeit davon, ob eine Veränderung der Gruppenrelation in Richtung auf eine positive Distinktheit möglich erscheint (unsichere Identität) oder aber nicht (sichere Identität). Dabei ist anzumerken, dass eine vollständige sichere soziale Identität, wenn überhaupt, so nur bei einer inferioren Gruppe vorstellbar ist, nämlich dann, wenn „völliger Konsens über die Art und Zukunft der Inferiorität besteht“. Für eine als übergeordnet geltende Gruppe hält Tajfel (1982, S. 130) eine vollständig sichere soziale Identität für kaum möglich. Eine statushöhere Gruppe muss immer wieder soziale Vergleiche anstellen und positive Distinktheit herstellen, um ihre bevorzugte Position zu sichern und ihre Eigenart zu erhalten (vgl. Tajfel, 1982, S. 129 f, vgl. Stange, S. 104).

Für Minoritäten nennt Tajfel (1982) unterschiedliche mögliche Strategien, die Mitglieder einer Minorität anwenden können, um eine positive soziale Identität zu erlangen. Er ordnet die verschiedenen Strategien auf einem Kontinuum mit den Endpunkten Akzeptanz der Gruppenkonstellation auf der einen Seite bis Ablehnung der Minoritätenposition auf der anderen Seite an. Im Folgenden werden einige dieser

Strategien vorgestellt und in Bezug auf die Situation Schwarze Deutscher erläutert. Es ist davon auszugehen, dass die Mitglieder der afrodeutschen Minorität unterschiedliche Strategien wählen, um positive Distinktheit herzustellen.

2.5.2.1 Internalisierung einer negativen Identität

Internalisierung einer negativen Identität beschreibt den Prozess, von der Majorität gezeigte negative Bewertungen der eigenen Gruppe auch als Mitglied der Minorität anzunehmen. Das einzelne Individuum gewinnt detaillierte Informationen über seine Person aus der Außenwelt. Nimmt es nun permanent wahr, dass es als „minderwertig“ behandelt wird, so kann diese Wahrnehmung auch in das eigene Selbstkonzept einfließen und übernommen werden. Das negative Fremdbild der Majorität wird vom Mitglied der Minorität in großen Teilen übernommen. Bezeichnend ist dabei, dass ein solches negatives soziales Selbstbild eine sichere soziale Identität beschreibt, das heißt, das einzelne Individuum strebt nicht nach einer Veränderung der Machtverhältnisse. Hutnik (1991) stellt das indische Kastensystem als Beispiel heraus. Eine solche Akzeptanz steht häufig im Konflikt mit einer befriedigenden Selbstentwicklung des Einzelnen, diese wird verhindert. Die Gefahr des Selbsthasses ist gegeben. Akzeptiert eine Gruppe ihren inferioren Status, so besteht auf der anderen Seite die Möglichkeit, sich von den vorherrschenden Normen der Mehrheitsgesellschaft zu entfernen und eine eigene Gruppe mit eigenen Normen und Werten aufzubauen, die so vom Vergleich der Gesellschaft unabhängiger wird.

Es kann davon ausgegangen werden, dass einige Mitglieder der Gruppe der Afrodeutschen die über Schwarze Menschen vorherrschenden negativen Wertungen übernommen und dieses negative Fremdbild als Teil ihrer sozialen und personalen Identität internalisiert haben. Für Afrodeutsche scheint die Internalisierung einer negativen sozialen Identität vor allem dann möglich, wenn Botschaften zum Dasein als Schwarzer Mensch schon in Kindheit, Jugend und frühem Erwachsenenalter überwiegend negativ waren und diese Botschaften selbst von nahen Angehörigen mit verbreitet wurden und keine andere Sozialisationsinstanz positive Inhalte zur schwarzen Gruppe vermittelt hat. Tajfel (1982, S. 161) geht davon aus, dass Menschen, die die alltägliche Erfahrung machen, dass sie fast nirgendwo in der Gesellschaft respektiert und ihnen häufig Würde und Höflichkeit verweigert werden, zwangsläufig an ihrem Wert zweifeln müssen.

2.5.2.2 Soziale und individuelle Mobilität und Assimilation

Soziale Mobilität als Möglichkeit, positive Distinktheit zu erreichen, beschreibt das Phänomen, dass einzelne Mitglieder einer untergeordneten Gruppe sich von dieser distanzieren, indem sie sozial aufsteigen oder sich räumlich verändern. Der Einzelne verlässt seine unattraktive Gruppe und ordnet sich einer neuen, statushöheren Gruppe zu. Sozialer Aufstieg des Einzelnen heißt gesellschaftlicher Aufstieg in Kreise der Majorität. Unter einer räumlichen Veränderung kann beispielsweise der Auszug aus einem von der eigenen Minorität dominierten Wohngebiet und das Ansiedeln einzelner Mitglieder der Minorität in Wohngebieten der Majorität verstanden werden. Fischer und Wiswede (2002) nennen diese einzelnen Aufsteiger mobile Repräsentanten der Minorität. Hier zeigt sich eher individuelles Verhalten, das Individuum kann und muss sich nicht weiter mit seiner „alten“ Gruppe identifizieren, der persönliche Selbstwert wird so geschützt. Es kommt zu einer Distanzierung von der unattraktiven, inferioren Gruppe. Ein Gruppenverhalten im Sinne der Minoritätsgruppe ist nicht zu erwarten. Beispiel sind die sogenannten Coconut-Personen, US-Schwarze, die in die weiße Welt „aufsteigen“ und sich völlig mit der weißen Gesellschaft identifizieren, ein von der politisierten Mehrheit der Schwarzen erwarteter Kampf für Gleichberechtigung ist nicht mehr zu finden. In Deutschland wird der schwarze Sänger Roberto Blanco in einer solchen Position gesehen (vgl. Kampmann, 1994).

Zu beachten sind hier die von Fischer und Wiswede (2002) aufgeführten Prozesse der Barrierenbildung durch die Majorität, die eine Angleichung der statusniedrigeren Gruppe an die statushöhere Gruppe verhindern. Die Aufsteiger werden von der Majorität, aber auch häufig von Angehörigen der eigenen Minoritätsgruppe als „mehr oder weniger erstaunliche Ausnahme von der Regel“ und für ihre Gruppe angesehen, wodurch wiederum die Unterschiede zwischen den Gruppen betont werden (Tajfel, 1982, S. 155). Dies ergibt sich aus der Tatsache, dass es sich hier um eine individuell geprägte Interaktion handelt, der Einzelne wird ganz im Sinne seiner individuellen Eigenschaften wahrgenommen und bewertet, persönliche Charakteristika des Einzelnen werden für den Aufstieg verantwortlich gemacht.

Die Assimilation einer Minorität vollzieht sich durch die Möglichkeit eines jeden Einzelnen, sozial mobil in die Majorität aufzusteigen. Je mehr Mitglieder der Minorität den sozialen Aufstieg vollziehen und so die charakteristischen Merkmale und Strukturen der Minoritätsgruppe verändern, umso weniger deutlich ist eine

Unterschiedlichkeit der Gruppen sichtbar. Eine Diskriminierung zwischen den beiden Gruppen verliert sich, es kommt zu einem Verschmelzungsprozess. Tajfel (1978, zit. n. Stange, 1991, S.112) macht deutlich, dass dies im Falle von Minoritäten mit einem äußerlichen Merkmal, das sie von der Majorität unterscheidet, der Hautfarbe beispielsweise, jedoch nicht möglich ist.

Eine Übertragung der hier berichteten Strategie auf die deutsche Gesellschaft ist eher schwierig, da Afrodeutsche keiner distinkt vorhandenen, deutlich sichtbaren und räumlich lokalisierbaren Gruppe Schwarzer Deutscher, also einer Community, entstammen (vgl. Wright, 2004). Sie wachsen meist als Schwarze Menschen vereinzelt in weißer Umgebung auf, von sozialer Mobilität, einer Loslösung von der Gruppe der Schwarzen Deutschen, kann daher kaum gesprochen werden, wenn ein einzelnes afrodeutsches Individuum in der weißen Mehrheitsgesellschaft aufsteht. Es kann davon ausgegangen werden, dass einige Schwarze Deutsche bewusst in sozialen Abstand zu anderen Schwarzen Menschen gehen und versuchen, ihren schwarzen Hintergrund zu ignorieren oder zu verleugnen. Die Identifikation mit der eigenen, als unattraktiv wahrgenommenen Gruppe der Schwarzen wird abgelegt oder war nie vorhanden. Der Einzelne distanziiert sich von anderen Schwarzen Menschen, deren Gruppe er - analog den vorherrschenden gesellschaftlichen Machtunterschieden und Wertvorstellungen - als inferior wahrnimmt, und bewegt sich in rein weißem Umfeld. Dientlich ist der Strategie dieser Personen das Zahlenverhältnis zwischen schwarzen und weißen Menschen in Deutschland und die nicht vorhandene „Ghettoisierung“ der schwarzen deutschen Minderheit. Auch das Aufwachsen als Afrodeutscher in der Vereinzelung kann einen solchen Prozess sicher fördern. Viele Schwarze Deutsche hatten infolge ihrer rein weißen deutschen Sozialisation kaum die Möglichkeit, sich mit einer schwarzen Identität auseinander zu setzen und diese zu entwickeln. Es handelt sich für das Individuum dann um keine Form der Mobilität zur Distanzierung von der eigenen Gruppe, da diese für viele nie vorhanden war.

Dennoch muss davon ausgegangen werden, dass die Mitglieder der weißen Mehrheitsgesellschaft dies - in Folge der vorliegenden Fehl kategorisierung Afrodeutscher als schwarzer Ausländer - so wahrnehmen könnten. Vermutet werden kann, dass Mitglieder der weißen Mehrheitsgesellschaft diese Schwarzen Deutschen als Ausnahme für ihre Gruppe (der schwarzen Ausländer) ansehen. Hierüber würde -

den obigen Annahmen zufolge - der wahrgenommene Unterschied zwischen den beiden Gruppen (schwarze und weiße) eher verstärkt werden.

2.5.2.3 Räumliche und kulturelle Segregation

Die räumliche Segregation, auch „Ghettobildung“ genannt, beschreibt die räumliche Ansammlung von Mitgliedern einer Minorität. Über eine räumliche Distanzierung von der Majorität kann das einzelne Mitglied der Minderheit einem permanenten, selbstwertschädlichen Gruppenvergleichsprozess mit der Majorität und somit der Bildung einer negativen sozialen Identität entgegenwirken.

Die Bildung einer eigenen kulturellen Gruppe (Subkultur) verläuft entsprechend der eben beschriebenen räumlichen Segregation. Mitglieder der Minorität kommen zusammen, leben jedoch nicht in unmittelbarer räumlicher Nähe zueinander. Die Mitglieder können sich so zeitweise dem Vergleich mit der Mehrheitsgruppe entziehen.

Mit der Bildung der ersten Schwarzen Deutschen Gruppen, der Initiative Schwarze Deutsche (heute: Initiative Schwarze Menschen in Deutschland), kurz ISD, und ADEFRA (Initiative Schwarzer Deutscher Frauen) in den 1980er Jahren fanden Afrodeutsche erstmals Räume, in denen sie „unter sich sein“ konnten (vgl. z.B. Oguntoye, Opitz, Schultz, 1986). Für die schwarze deutsche Minderheit gilt, dass diese Formierung eigener kultureller und/oder politisch geprägter Gruppen die Minorität als soziale Kategorie überhaupt klar umreißt und sichtbar macht. Sie wird von den Mitgliedern als Minorität definiert und gesellschaftlich positioniert. Hier kommen Schwarze Deutsche erstmals zusammen, um ohne die Anwesenheit von Angehörigen der weißen Mehrheitsgesellschaft in Kontakt zu treten. Veranstaltungen werden klar als „offen für Schwarze Menschen“ angekündigt. Kantara (2000) schreibt hierzu: „Die Abgrenzung vom weißen Umfeld bot einen Raum, in dem man (...) seine Herkunft nicht ständig erklären musste. (...) nur so konnte sich ein eigenes Selbstbewusstsein entwickeln“. Die selbstwertdienliche Funktion der Community für ihre Mitglieder wird hier deutlich formuliert.

Nach Heckmann (1992, S. 98) ist eine Community oder Diaspora ein sozial-kulturelles Eigensystem, das nicht notwendigerweise mit der Existenz segregierter und/oder zusammenhängender Wohnbezirke verbunden ist. Erkenntnisse zur Funktion von Communities für Migranten können auf Afrodeutsche übertragen

werden. So wird davon ausgegangen, dass neben der positiven Auswirkung auf den Selbstwert für Mitglieder der afrodeutschen Minderheit weiter gilt: „Geht man von einem Bedürfnis von Menschen nach primärgruppenhaften Beziehungen, von dem Wunsch, nicht in Isolation zu leben, aus, so stellen die verschiedenen Strukturen der ethnischen Kolonie²¹ ein Angebot bzw. die Möglichkeit dar, dieses Bedürfnis zu befriedigen“ (Heckmann, 1992, S. 112).

2.5.2.4 Sozialer Wettbewerb

Sozialer Wettbewerb beschreibt das Phänomen, dass Minorität und Majorität nach gleichen Zielen und Respektzeichen streben und in einem Vergleich stehen. Die Minorität zielt dabei auf die gleichen hoch bewerteten Ziele wie die Majorität, Vergleichsdimension und Wertkonnotation werden von den Gruppen geteilt. Die Angehörigen der Minorität behalten dennoch ihre ganz eigenen Charakteristika und somit soziale Identität. Ziel der Minorität ist also, Gleichberechtigung mit der Majorität zu erreichen, sich jedoch in bestimmten Bereichen als Gruppe zu erhalten. Die Inferiorität der Gruppe wird nicht akzeptiert, im Gegenteil, die Gruppe wird positiv bewertet und mit Stolz anerkannt. Oft entwickelt sich eine solche Bewegung, wenn der individuelle Aufstieg einzelner Minoritätsmitglieder fehlgeschlagen ist. Der Aufstieg als Einzelperson erscheint nicht möglich, daher wird auf die Gruppe als Gesamtheit zurückgegriffen.

2.5.2.5 Soziale Kreativität

Das Phänomen der sozialen Kreativität lässt sich in verschiedene Unterformen teilen.

1. Es besteht die Möglichkeit, neue Vergleichsdimensionen zu finden, in denen die Minoritätsgruppe sich deutlich positiv von der zum Vergleich stehenden Majoritätsgruppe abhebt. Dies geschieht beispielsweise, indem nach „alten Attributen und eigenständigen Traditionen in der Vergangenheit der Gruppe gesucht wird, diese wieder aufgelebt werden und ihnen eine neue, positive Bedeutung gegeben wird“ (vgl. Tajfel, 1982, S. 178). Dies führt jedoch nur dann zum Erfolg, wenn es sich um Dimensionen handelt, die auch außerhalb der

²¹ Heckmann (1992) wählt den Begriff der ethnischen Kolonie. In der vorliegenden Arbeit werden, außer bei Zitaten, die Synonyme Community und Diaspora bevorzugt.

eigenen Gruppe wertbehaftet sind. Als Beispiel nennt Tajfel (1982, S. 179) in Bezug auf die Gruppe der schwarzen US-Amerikaner unter anderem die Konzentration der Gruppenmitglieder auf die Ursprünge der eigenen Gruppe (roots), die afrikanische Frisur, die afrikanische kulturelle Vergangenheit, die neue Auffassung von schwarzer Musik als Kunstform, die ihre eigenständigen kulturellen Traditionen hat.

2. Eine weitere Möglichkeit, eine positive Distinktheit zu erreichen, ist, den Wert eines Vergleichsmerkmals, der häufig sowohl außerhalb wie innerhalb der Gruppe negativ ist, zu reevaluieren. Unveränderliche Besonderheiten der eigenen Gruppe wie beispielsweise die Hautfarbe werden positiv umbewertet. In der Literatur häufig genanntes Beispiel ist der Slogan „black is beautiful“. Auch Tajfel (1982) nennt das Beispiel der schwarzen US-Amerikaner, die das unveränderliche Merkmal Hautfarbe, das selbst in der eigenen Gruppe lange Jahre negativ bewertet wurde, heute positiv und mit Stolz interpretieren.
3. Eine weitere Möglichkeit ist der Wechsel der Vergleichsgruppe. Beispielsweise durch einen „Vergleich nach unten“ besteht die Möglichkeit, eine positive Distinktheit zu erlangen.

Innerhalb der deutschen schwarzen Community besteht die Möglichkeit, neue Vergleichsdimensionen zu finden, in denen die schwarze Minorität sich gegenüber der weißen deutschen Mehrheitsgesellschaft als eigen und positiv abhebt. So kann sie ein eigenes Profil bilden. Für die Mitglieder der Gruppe der Schwarzen Deutschen ist es daher von selbstwertdienlicher individueller Bedeutung, beispielsweise die besonderen und positiv hervorstechenden historischen Traditionen und aktuellen kulturellen Besonderheiten der Gruppe der Schwarzen Menschen zu kennen. Das Anliegen verschiedener politischer oder kultureller Zusammenschlüsse Schwarzer Menschen, Kenntnisse zur schwarzen (deutschen) Geschichte zu vermitteln und ein Bewusstsein für die immensen Errungenschaften verschiedener schwarzer Gruppen und Einzelpersonen in der Vergangenheit und Gegenwart zu erarbeiten und innerhalb der Diaspora weiterzugeben, ist somit auch psychologisch (nicht nur politisch) gesehen äußerst sinnvoll und dienlich. Hier können beispielsweise die Veranstaltungen zum Black History Month eingeordnet werden (vgl. z.B. Kaufmann, 2002).

Es gibt für Afrodeutsche auch die Möglichkeit, von der deutschen Mehrheitsgesellschaft als negativ bewertete Besonderheiten der eigenen Gruppe positiv umzubewerten.

Als weitere Möglichkeit nutzen einige Individuen im Rahmen der sozialen Kreativität vermutlich auch einen so genannten „Vergleich nach unten“. Eine mögliche Form, sich in der eigenen Betrachtung positiv abzuheben, ist für Afrodeutsche, sich klar von anderen Minoritätsgruppen abzugrenzen, die in der sozial geteilten Wahrnehmung der weißen Mehrheitsgesellschaft offenkundig in der Wertigkeit noch unter der eigenen Gruppe stehen. Dies kann vermutlich teilweise erklären, warum einige (gebürtige) Schwarze Deutsche, häufig mit einem weißen Elternteil, sich von anderen Schwarzen Gruppen mit vermeintlich (noch) niedrigerem gesellschaftlichem Status in der weißen Mehrheitsgesellschaft (Flüchtlinge, Studenten, Migrant*innen) abzugrenzen versuchen.

Boatswain und Lalonde (2000) sehen die Veränderung der selbst gewählten Gruppenbezeichnung als eine Form der sozialen Kreativität im Sinne der Theorie der sozialen Identität. Es handelt sich ihrer Meinung nach um eine Möglichkeit für eine in der Gesellschaft benachteiligte soziale Gruppe, eine für die Gruppenmitglieder positive soziale Identität entstehen zu lassen. Für Afrodeutsche kann die in früheren Kapiteln genannte Entwicklung von Eigenlabels aus der Gruppe selbst heraus hierzu gerechnet werden, die vormals vorherrschende rassistisch geprägte Fremdbezeichnungen der Gruppe Schwarzer (Deutscher) ablöste (vgl. Kap.1.1).

Es zeigt sich bei der Betrachtung der Identity-Management-Strategien, dass Afrodeutsche ganz unterschiedliche Strategien wählen können, um eine positive Gruppenidentität zu entwickeln.

Insgesamt gilt, dass für die vorliegende Arbeit verschiedene Teilaspekte der oben illustrierten Theorie der sozialen Identität von besonderer Bedeutung sind. Auch die jüngere internationale Forschung zur ethnischen und „racial“ Identität von Minderheitenangehörigen nutzt vielfach diese Theorie zur Beschreibung und Erklärung unterschiedlichster Phänomene ihres wissenschaftlichen Untersuchungsfeldes. Bei Afrodeutschen wird in der näheren Betrachtung deutlich, dass es mit der Hautfarbe ein gemeinsames physisches Merkmal ist, das die Sonderrolle in der heimischen Gesellschaft bedingt. Hier zeigt sich, dass es sich bei der Gruppe der Schwarzen Deutschen um eine „racial“ Minderheit und nicht um

eine ethnische Minorität handelt. Soziale Identitäten, die sich aus der Zugehörigkeit zur Gruppe einer ethnischen oder „racial“ Minderheit ergeben, werden international von unterschiedlichsten Forscherteams unter Rückbezug auf die Theorie der sozialen Identität erklärt und untersucht. Übertragungen aus der breiten US-amerikanischen und britischen Forschung sind somit in Teilen möglich. Welche Formen der ethnischen/„racial“ (sozialen) Identität sich bei Schwarzen Deutschen ergeben können und in welchem Zusammenhang sie zu einer national-kulturellen Identität stehen, soll in späteren Abschnitten erläutert werden. Zunächst werden die Konstrukte ethnische und „racial“ Identität in einem Kapitel ausführlich vorgestellt.

Auch die national-kulturelle Zugehörigkeit und Identität ist im Rahmen der Theorie der sozialen Identität definiert und erforscht worden. Sie wird als spezifische Form der sozialen Identität verstanden. Diese Form der Gruppenzugehörigkeit und die daran gebundene soziale Identität werden ebenfalls im folgenden Kapitel ausführlich beschrieben.

Kapitel 3: National-kulturelle, ethnische und schwarze (soziale) Identität von Afrodeutschen

Afrodeutsche gehören unterschiedlichsten sozialen Kategorien an. Sie sind (gebürtige) Deutsche und durch ihre Hautfarbe Angehörige der schwarzen Minderheit hierzulande. In den vorherigen Kapiteln wurden bereits erste Besonderheiten, die sich aus der Zugehörigkeit zu beiden relevanten sozialen Gruppen ergeben, erläutert. Im Folgenden werden die deutsche national-kulturelle Gruppe und die Gruppe der Schwarzen Menschen mit ihren aus der Gruppenzugehörigkeit resultierenden sozialen Identitäten genauer vorgestellt und erklärt.

Zunächst werden die heimatliche national-kulturelle Gruppe definiert und mögliche dienliche Effekte einer national-kulturellen Identität (Befriedigung des Motivs nach Zugehörigkeit, Selbstwert, Partizipation) abgeleitet. Anschließend wird das Konstrukt der ethnischen Gruppe beschrieben, denen so genannte „racial groups“ gegenübergestellt werden. Die Minorität der Afrodeutschen wird vor diesem Hintergrund eingeordnet. Der anschließende Teil des Kapitels widmet sich der schwarzen (sozialen) Gruppe mit der aus der Gruppenzugehörigkeit resultierenden schwarzen (sozialen) Identität. Ein historischer Überblick über das Konstruktverständnis wird vorgelegt, die in der Studie verwandten Modelle werden dabei eingehend erläutert. Die Gruppe der Afrodeutschen wird dann im Hinblick auf diesen Identitätsaspekt beschrieben, bevor in einem weiteren Abschnitt verschiedene Bedingungsvariablen und Korrelate einer schwarzen Gruppenidentität diskutiert werden.

3.1 Afrodeutsche und national-kulturelle (soziale) Identität

Im folgenden Abschnitt wird das Konstrukt „national-kulturelle Gruppe“ beschrieben und die zugehörige soziale Identität abgeleitet und vorgestellt. Anschließend werden ihre möglichen Effekte dargestellt und Besonderheiten des deutschen national-kulturellen Gruppenverständnisses und der daran anschließenden deutschen national-kulturellen Identität beschreiben. Konsequenzen für Angehörige der afrodeutschen Minderheit werden erläutert.

3.1.1 Die heimatliche national-kulturelle Gruppe

Verkuyten (2005, S.50) illustriert soziale Identität über die Beschreibung nationaler Identitäten. Tajfel selbst lehnt sich in seiner Gruppendifinition an den nationalen Begriff Emersons (1960) an, der formuliert „die einfachste Aussage, die man über eine Nation machen kann, besteht darin, dass sie aus einer Ansammlung von Leuten besteht, die der Ansicht sind, dass sie eine Nation darstellen“ (zitiert nach Schäfer & Schlöder, 1990, S. .311). Nationen sind klar abgegrenzte territoriale und politische Systeme mit einer für sie typischen Struktur und Kultur. Psychologisch können sie als soziale Kategorie verstanden werden, in die bestimmte Individuen sich selbst einordnen und von anderen, also von außen, gleichermaßen eingruppiert werden.

Eine klare Zuordnung zur eigenen nationalen Volks- und Kultur-Gruppe als distinkter Kategorie impliziert zumeist auch eine klare Abgrenzung gegenüber anderen Nationen, es besteht ein System von Inklusion und Exklusion. Nationen bilden einen wichtigen Rahmen und Bezugspunkt, um zwischen der eigenen, heimischen Gruppe und fremden Gruppen zu differenzieren.

Individuen wissen, welcher Nation sie angehören, und unterscheiden diese von anderen. Die Klassifizierung der eigenen Person in ein Kategoriensystem der Nationen scheint für die meisten Menschen dabei leicht und ganz eindeutig möglich. Nahezu jeder Mensch ist Mitglied einer Nation und kann sich in einer multinationalen Welt ganz selbstverständlich einer ihm eigenen Nation mit ihren spezifischen kulturellen Besonderheiten und Traditionen zuordnen. Geller (1983, S.6) formuliert zu dieser Selbstverständlichkeit, „a man must have a nationality as he must have a nose and two ears“. Dabei spielt nach Salazar (1998) für die Kategorisierung oft die Geburt im Land eine entscheidende Rolle. „Aus welchem Land kommen Sie?“ ist eine der häufig gestellten Fragen bei internationalen Zusammentreffen und kann von (fast) jedem ohne Überlegung klar beantwortet werden. Nationale Systeme beinhalten immer auch spezifische Gebräuche, Traditionen und Konventionen der Nation und Kultur, die das Leben des einzelnen Individuums mit strukturieren und vorgeben, wie sich der Einzelne in unterschiedlichsten Situationen adäquat zu verhalten hat (vgl. Bornewasser, 1994). Hall (1993) nennt nationale Kulturen die Hauptquelle kultureller Identität. Diese Form der sozialen Identität wird im folgenden Abschnitt genauer vorgestellt.

3.1.2 National-kulturelle Identität – eine soziale Identität

Schachinger (2005) nennt die Nation die Kategorisierungs-kategorie, aus der sich bei Salienz eine nationale Identität ableitet. Ausgehend von der Annahme, dass eine Nation eine soziale Gruppe und Kategorie ist, kann die national-kulturelle Identität nach Schäfer und Schlöder (1990) als eine Form der sozialen Identität aufgefasst werden. Auch Adam (2007) spricht davon, dass die nationale Identität ein Teilaspekt der Selbstdefinition des modernen Menschen sei. Nach Bornwasser (1999) bringt die nationale Identität das Bewusstsein zum Ausdruck, zur Gruppe „Nation“ zu gehören, und beinhaltet gleichzeitig eine Evaluation dieser Zugehörigkeit im Vergleich zu anderen Nationen (Outgroup). Aus den obigen Ausführungen wird deutlich, dass sich eine national-kulturelle Identität über das Wissen um die Zugehörigkeit zur eigenen Volks- und Kulturnation, die Gefühle gegenüber dieser Zugehörigkeit und die Bewertung dieser (vgl. Lepsius, 1990) vermittelt. Hierzulande geht es um die deutsche Volks- und Kulturnation. Blank und Schmidt (1997, S. 128) sprechen von „nationaler Identität als einer intersubjektiv geteilten Identifikation von Individuen mit einer wie auch immer definierten Nation“. Menschen sind kognitiv wie affektiv an ihre Nation als System gebunden, haben eine Vorstellung davon, beispielsweise Deutscher zu sein, und ebenso eine emotionale, affektive Bindung an ihr Heimatland (vgl. Bornwasser & Bober, 1994).

Eine Nation und im Folgeschritt die daraus abgeleitete nationale Identität beinhaltet unterschiedlichste (nationale) kulturelle Komponenten. Salazar (1998) nennt als Elemente das Territorium, die geteilte Kultur, historische Erinnerungen und die Existenz eines Nationalstaates. Dann (1993) definiert als ein hervorstechendes Merkmal der nationalen Identität die Verbundenheit mit einem politischen Territorium, das als Vaterland verstanden wird. Salazar (1998) betont weiter, dass Sprache eines der wichtigsten Elemente kultureller Identität sei, eine Rolle spiele auch die Musik. Untrennbar mit einer nationalen Identität verbunden sind Kollektivgüter, die von Gruppen, Organisationen oder Gesellschaften erzeugt werden. Hierzu gehören spezifische Normen, Werte, Lebensstile, Gewohnheiten und Verhaltensweisen von Gruppenmitgliedern. Auch die Verfassung, das Ausmaß der politischen und wirtschaftlichen Mitbestimmung, mit dem sich der Einzelne identifiziert, werden hierzu gerechnet (vgl. Blanz & Schmidt, 1997). Somit sind die Kenntnis und das Teilen einer distinkten Kultur Hauptmerkmale der national-kulturellen Identität und beinhalten nach Salazar (1998) auch eine kollektiv geteilte

Art und Weise, Probleme zu lösen. Der Einzelne weiß um die Besonderheiten und Eigenarten seiner Nation und kann diese bewerten. In der eigenen Nation fühlt sich das Individuum daher sicher, es erlernt von klein auf, sich in verschiedenen Situationen so zu verhalten, wie es dem gesellschaftlichen Konsens entspricht.

Die eben beschriebenen Phänomene gelten gleichermaßen für kleinere, örtlich definierte Konglomerate; so kann nach Salazar (1998) auch eine nicht als Nation definierte Region als Quelle positiver Gefühle gegenüber einer territorialen Gruppe, hier der regionalen, dienen. So könnten beispielsweise eine bayerische oder eine hamburgische Identität eingeordnet werden. Vor dem Hintergrund der in der Studie vorliegenden Fragestellung kann die Identifikation von schwarzen Briten mit einer städtischen Region (London) genannt werden. So machen schwarze Briten, die in einer „multiracial area“ wie London leben, häufig deutlich, dass sie sich eher als Londoner denn als Engländer sehen, also eher eine großstädtisch geprägte Londoner Identität ausbilden als eine englische (vgl. Tizard & Phoenix, 2002).

Wie in vorherigen Kapiteln zur Theorie der sozialen Identität erläutert, setzt eine Identitätsbildung voraus, dass das Individuum sich der Gruppe, auf die sich die Identität bezieht, zugehörig und von dieser vollständig akzeptiert fühlt und auch von außen dieser Gruppe zugeordnet wird. Wie in früheren Abschnitten erläutert, ist bekannt, dass Schwarze Deutsche von ihrer weißen Außenwelt nicht automatisch als Angehörige der deutschen Nation wahrgenommen werden, eine Fremdkategorisierung in die Gruppe „deutsch“ liegt nicht vor (vgl. z.B. vgl. Kap. 1.5.2 und 1.5.3). Aus der Argumentation abgeleitet, kann sich eine klare, eindeutige deutsche national-kulturelle Identität nur schwer, vielleicht auch gar nicht ausbilden. Daher ist von besonderem Interesse zu klären, welche psychologischen Konsequenzen sich bei Deutschen ergeben, denen die als elementar beschriebene nationale/kulturelle Gruppenzugehörigkeit von der Außenwelt (Fremdkategorisierung) abgesprochen wird. Im folgenden Abschnitt werden die Effekte einer national-kulturellen Identität beschrieben. Vermutet werden kann, dass Afrodeutsche – sollten sie eine geringere oder keine national-kulturelle Identität ausbilden – von möglichen positiven Effekten nicht oder in geringerem Maße profitieren.

3.1.3 Effekte einer national-kulturellen sozialen Identität

Bei der überwiegenden Zahl der Menschen ist diese Form der sozialen Identität fest im Selbstkonzept verankert und nach Billig (1995) elementarer, natürlicher Teil des Selbstverständnisses (vgl. Mummendey & Simon, 1997). Eine national-kulturelle Identität zu haben, gilt als ganz selbstverständlich. Salazar (1998) spricht von der nationalen Identität als einer der bedeutendsten Formen der sozialen Identität. Welche Vorzüge eine solche Identität mit sich bringt, wird in den folgenden Abschnitten erläutert.

Befriedigung des Wunsches nach Zugehörigkeit

Wakenhut (1994) nennt die Frage „wer gehört dazu und wer gehört nicht dazu?“ als eine der grundlegenden für jeden Nationalstaat. Die Beantwortung der Frage hat auch für den Einzelnen Bedeutung. Schon lange bevor es Nationen gab, war es von überlebenswichtiger Bedeutung, einer regionalen Gruppe anzugehören, die sich wiederum von anderen unterschied (vgl. Salazar, 1998). Das Bedürfnis nach Nähe zur eigenen Volksgruppe scheint in der menschlichen Natur fest verankert und bildet die Basis einer sogenannten „basic group identity“ (vgl. Isaacs, 1975).

Billig (1995) verdeutlicht, dass ein Individuum mit nationaler Identität physisch, legal, sozial und emotional beheimatet ist. Durch die erlebte nationale und kulturelle Zugehörigkeit kann das fundamentale Motiv des Menschen nach Zugehörigkeit, Schutz, Sicherheit und Kontakt zumindest teilweise befriedigt werden, ein Wir-Gefühl kann entstehen (vgl. Bornewasser, 1994). Weber (1972, zit. n. Bornewasser & Wakenhut, 1999) spricht von Gefühlswerten, die mit der nationalen Gemeinschaft verknüpft sind. Auch Schulze (2005) merkt an, dass eine Nation dem einzelnen Individuum Geborgenheit vermitteln und das Gefühl geben kann, dass sein Handeln für die Gruppe sinnhaft ist. Hierdurch kann ein Gefühl der Sinnhaftigkeit der eigenen Existenz gestärkt werden.

Bedeutung für den Selbstwert

Nach Bornewasser und Wakenhut (1999) schaffen Nationen die Möglichkeit der affektiven Bindung an sie, fördern die Identifikation mit dem eigenen gesellschaftlichen System und bieten die Möglichkeit der Abgrenzung gegenüber

anderen Gruppen. „Mit dem Kriterium der Zugehörigkeit zur eigenen Nation, zur Region oder Gruppe sind somit (...) auch Gruppen umschrieben, von denen man sich abgrenzen möchte“ (Bornewasser & Wakenhut, 1999). Nationen schaffen nach Bornewasser und Wakenhut (1999, S. 46) „ein Außen und ein Innen, wobei der eigene Platz im Innern zu einer Differenzierung von Einheimischen und Fremden, von Ingroup-Mitgliedern und Outgroup-Angehörigen führt“.

Cohrs (2005) geht davon aus, dass sich die Zugehörigkeit zu einer nationalen Gruppe positiv auf den Selbstwert des Individuums auswirken kann. Der Angehörige der deutschen Volks- und Kulturnation hat die Möglichkeit, seine Ingroup selbstwertdienlich mit der Außengruppe zu vergleichen und über diesen Vergleich bei positivem Ergebnis Selbstwert, eigene Handlungsfähigkeit und Selbstwirksamkeitsempfinden zu stärken. Im Vergleichsprozess - getrieben vom Streben nach positiver Distinktheit - erscheint die eigene Nation/Kultur erhöht gegenüber anderen. Nach Nick (2002) geht die positive Bewertung der eigenen nationalen Gruppe mit einer Abwertung anderer Nationen einher. Der Einzelne kann auf diesem Wege allein aus der Tatsache, Deutscher zu sein, eine persönliche psychische Gratifikation ziehen. Es entstehen Loyalität und Zugehörigkeitsgefühl gegenüber den Mitgliedern der eigenen Nation. Hobsbawm (1996) illustriert sehr anschaulich: „Was den Sport als Medium der Vermittlung einer nationalen Gesinnung zumindest bei Männern so unerhört wirksam machte, ist die Mühelosigkeit, mit der sich selbst die politisch oder öffentlich uninteressierten Individuen mit der Nation identifizieren können, sobald diese durch erfolgreiche Sportler symbolisiert wird, in deren Disziplin fast jeder irgendwann einmal in seinem Leben gern Besonderes geleistet hätte. Die vorgestellte Gemeinschaft von Millionen scheint sich zu verwirklichen als eine Mannschaft aus elf Spielern, die alle einen Namen tragen. Der Einzelne, und wenn er nur die Spieler anfeuert, wird selbst zu einem Symbol seiner Nation“. Nick (2002) bezeichnet die nationale Identität als stabilisierende Krücke, die im Falle einer gefährdeten, also negativ geprägten personalen Identität Abhilfe schaffen kann, der einzelne Menschen kann aus Erfolgen der eigenen Nation Positives für sich selbst ziehen. Hier bezieht er sich auf das Verhältnis zwischen personaler und sozialer Identität. So kann eine negative personale Identität mit Hilfe einer positiven sozialen Identität kompensiert werden.

Eine positive Bewertung der eigenen Person ist für jeden Menschen von Wichtigkeit, sie wirkt unterstützend bei der Bewältigung des Lebens und darin

bereitgestellten Aufgaben (vgl. Mummendey & Simon, 1997). Auch wenn davon ausgegangen werden kann, dass die nationale Identität nicht permanent von höchster Wichtigkeit ist, so gibt es doch Situationen, in denen sie hoch salient wird. Die national-kulturelle Gruppenzugehörigkeit und Identität ist also für den Menschen von fundamentaler Bedeutung und kann jederzeit selbstwertdienlich abgerufen werden. Deutscher zu sein, ist völlig selbstverständlich. Im Gegensatz zu anderen Gruppen der Gesellschaft bedarf es keinerlei Anstrengung und besonderer Eignung, um der eigenen nationalen Gruppe anzugehören, die Zugehörigkeit wird ohne Leistungsnachweis gewährt.

Partizipation und Loyalität

Bornwasser und Wakenhut (1999, S. 43) gehen davon aus, dass die Identifikation des Einzelnen mit seiner Gruppe das Verhältnis zwischen der Person und ihrem sozialen Gefüge bestimmt und mitbedingt, inwieweit die Person am Ganzen teilhat. „Soziale, nationale und regionale Identität kennzeichnen im abstrakten Sinne diese Partizipation am Ganzen, die gewollt ist und auch affektiv erlebt wird“. Der Einzelne bringt sich in die Gemeinschaft ein. Weidenfeld und Korte (1991) nennen in einer Aufstellung der Vorzüge einer kollektiven (nationalen) Identität auch die Punkte Objekt und Medium von Loyalität. Wer sich zugehörig fühlt, verhält sich eher loyal gegenüber dem eigenen heimisch empfundenen nationalen Gebilde.

3.1.4 Die deutsche national-kulturelle Gruppe und soziale Identität

Das deutsche national-kulturelle Gruppenverständnis

In Deutschland herrscht bei den meisten Bürgern die Vorstellung einer Volk Nation vor. Dies ist ein eher ethnisch geprägtes Verständnis von nationaler Zugehörigkeit. Mit dem Volksbegriff wird eine Entität bezeichnet, die auf einem bestimmten Territorium beheimatet ist, in einem Abstammungsverhältnis zueinander steht, eine gemeinsame Sprache spricht, eine gemeinsame Rechtsordnung hat und zumindest versucht, eine Staatsgemeinschaft zu bilden (vgl. Nick, 2002). Deutsch ist demnach, wer deutscher Abstammung ist. So ist auch im Grundgesetz, Artikel 116 festgelegt, dass Deutscher ist, wer die deutsche Volkszugehörigkeit besitzt. Abzugrenzen ist dieses Verständnis von Nation nach Lepsius (1990) von einem kulturell basierten oder staatsbürgerlichen Verständnis. Eine Kulturnation verbindet ihre Bürger über

die Sprache, eine Staatsbürgernation sieht als Mitbürger, wer im Lande lebt und Staatsbürgerrechte in Anspruch nimmt (vgl. Wakenhut, 1994). Bornewasser und Wakenhut (1999, S. 49) sprechen von der deutschen Nation als einem eher geschlossenen System und weisen auf Aspekte wie die Regelung der Staatsbürgerschaft und der Einwanderung hin. Ist eine Nation, wie beispielsweise die deutsche, stark vom volksnationalen Begriff geprägt, hält sie nur jene für Mitglieder der Nation, die die angenommenen ethnischen/völkischen Kriterien der Gruppenzugehörigkeit erfüllen. Wakenhut (1994) betont, dass die Wahrscheinlichkeit für eine rassistische Verengung des Nationenbegriffs umso größer ist, je stärker biologische oder völkische Merkmale als nationentypisch betont werden. Die klare Umschreibung der Zugehörigkeitsmerkmale ist gleichzeitig eine Aufstellung der Ausschlusskriterien. Es wird deutlich gemacht, welche Gruppen nicht dazu gehören, welche Individuen nicht kategorisiert werden in die Gruppe der Deutschen. Ist eine Nation eher von einem volksnationalen Verständnis der Nation geprägt, so werden beispielsweise vermeintlich „andere“ ethnische Gruppen leicht als nicht zugehörig definiert und einer nationalen Outgroup zugeordnet (vgl. Wakenhut, 1994). El-Tayeb (2003) spricht für Deutschland von einem ethnisierten Unterton in der Diskussion um eine nationale Identität. Wer nicht offensichtlich „deutsch“ aussieht, wird hierzulande leicht als nicht zur Gruppe der deutschen Staatsangehörigen zugehörig wahrgenommen und als Deutscher akzeptiert. Bezogen auf die afrodeutsche Minderheit betonen verschiedene Autoren, dass eine Zugehörigkeit zur Gruppe schon per Definition ausgeschlossen sei. Die Bedingung der „Blutzugehörigkeit“ als Voraussetzung der nationalen Zugehörigkeit werde Schwarzen Menschen per se abgesprochen (vgl. Asante, 1996; El-Tayeb, 2005). Mukuna und Broich (2004) sprechen für Deutschland von einem Verständnis von Nation, das auf Rassenkonstruktion begründet ist (vgl. auch Kap. 1.5).

Afrodeutsche und ihre national-kulturelle deutsche soziale Identität

Im Sinne der Theorie der sozialen Identität bilden die übereinstimmende Fremd- und Selbstkategorisierung in eine Gruppe die erforderliche Basis der Ausbildung einer sozialen Identität bezogen auf diese Gruppe. Das Label „deutsch“ kann demnach nur dann klar zugeschrieben und in Konsequenz wirksam werden, wenn das Individuum selbst und die Außenwelt die Person eindeutig der sozialen Kategorie „deutsch“

zuordnen. Für Afrodeutsche gilt, dass sie von den Mitgliedern der weißen Mehrheitsgesellschaft als schwarz kategorisiert werden. Sie werden damit von außen fehlerhaft einer nicht deutschen Kategorie zugeordnet und damit – den obigen Ausführungen entsprechend – als nicht zugehörig wahrgenommen. Es muss vermutet werden, dass eine klare, eindeutige deutsche national-kulturelle Identität sich bei Schwarzen Deutschen demnach nur schwer, vielleicht auch gar nicht ausbilden kann. Auch Hutnik (1991) geht davon aus, dass sich Angehörige einer nationalen Majorität und die ethnischen Minoritäten in der Ausbildung einer national-kulturellen Identität unterscheiden. Ist das Individuum Mitglied der nationalen Mehrheitsgruppe, so ist es ein Leichtes, sich als Deutscher, Schwede oder Brite zu identifizieren. Eine solche soziale Identität nennt Hutnik (1991) fundamental. Anders verhält es sich ihrer Meinung nach mit Mitgliedern von ethnischen Minoritäten, die einen inferioren Status gegenüber der Mehrheitsgruppe haben. Eine klare national-kulturelle Identität entsteht hier nicht automatisch.

Damit geht einher, dass die oben genannten Vorzüge einer national-kulturellen Identität vermutlich nicht (voll) zur Entfaltung kommen können. Den obigen Schilderungen zur Folge hieße dies, dass für Schwarze Deutsche eine Befriedigung ihres Wunsches nach Zugehörigkeit zur deutschen Kulturnation erschwert oder unmöglich gemacht wird. Auch die den Selbstwert steigernde oder erhaltende Wirkung der national-kulturellen Identität kann – so die Annahme – von vielen Schwarzen Deutschen nicht realisiert werden. Vermutet werden muss auch, dass - folgt man den vorherigen Ausführungen - die engagierte Partizipation einzelner Afrodeutscher in der deutschen Gesellschaft verringert ist. Vermutlich werden einige Afrodeutsche nur reduziert an der deutschen Gesellschaft teilhaben und partizipieren. Fühlt sich der einzelne von der deutschen Gesellschaft ausgeschlossen, wird er sich - den obigen theoretischen Ausführungen folgend - möglicherweise in Folge auch nicht mit all seinen Stärken und seinem Engagement in voller Loyalität in der Mitte der Gemeinschaft einbringen. Das Engagement und die Loyalität, die einige Schwarze Deutsche in die deutsche Gesellschaft einbringen, hat möglicherweise andere Ursachen als das Gefühl der Zugehörigkeit und Loyalität der Nation gegenüber.

3.2 Afrodeutsche und ethnische (soziale) Identität

Verkuyten (2005, S.13) macht deutlich, dass das Thema Ethnizität mit seinen angrenzenden Themenbereichen in der US-amerikanischen psychologischen Forschung - anders als in Europa - von immensem Interesse ist. Er spricht vom Forschungsgebiet der „ethnischen Psychologie“. Erst in jüngster Zeit kommt es auch in Europa zu mehr Veröffentlichungen. Verkuyten (2005) betont, dass die Sozialpsychologie durch ihre Erkenntnisse in den Bereichen „soziale Kategorisierungsprozesse“ und „Identität“ fruchtbare Beiträge zum Themenfeld Ethnizität leisten könne.

Im folgenden Abschnitt wird das Konstrukt der ethnischen Gruppe vorgestellt und die daran gebundene soziale Identität beschrieben. Es folgt die definitorische Einordnung der afrodeutschen Minderheit als so genannte „racial“ Minorität.

3.2.1 Die ethnische Gruppe

Nach Anderson (1983) handelt es sich sowohl bei nationalen als auch bei ethnischen Gruppen um gedachte, also sozial konstruierte Gemeinschaften. Ethnische Gruppen existieren häufig als Subgruppen innerhalb einer Nation.

Ethnizität wird nach Gordon (1964) verstanden als eine Art „peoplehood“, die sich aus gemeinsamer „Rasse“, Religion, nationaler Herkunft, Geschichte oder einer Kombination der genannten Faktoren ergibt. Für Raburu (1999) ist Ethnie als soziales Konstrukt eine Zusammensetzung von Aspekten wie gemeinsamer Herkunft, kollektiver transgenerationaler Erfahrung, gemeinsamer Werte und Orientierungen, gemeinsamer Lebenswelt, Alltagskultur, gemeinsamer Sicherung des Überlebens der eigenen Gruppe und gemeinsamer Regelung des Umgangs mit Anderen. Verkuyten (2005) orientiert sich bei der Beschreibung einer ethnischen Gruppe an Weber (1968, S. 398, zit. n. Verkuyten, 2005). Dieser geht vom geteilten Glauben der Mitglieder an gemeinsame Wurzeln aus, die die Basis der Bildung einer Gemeinschaft seien: „We shall call ethnic groups those human groups that entertain a subjective belief in their common descent because of similarities of physical type or custom or both, or because of memories of colonization and migration: this belief must be important for the propagation of group formation“. Verkuyten (2005) macht auch deutlich, dass die Kriterien, die die ethnische Identität konstituieren, variieren können. Er geht davon aus, dass neben den schon genannten Kriterien auch Sprache,

Religion und Mythen bei der Definition und Begründung einer ethnischen Gruppe und folglich einer ethnischen Identität eine Rolle spielen.

Shibutani und Kwan (1965) gehen davon aus, dass eine ethnische Gruppe sich aus Menschen zusammensetzt, die sich auf Grund gemeinsamer Vorfahren als ähnlich wahrnehmen und die in dieser Weise gleichermaßen von außen wahrgenommen werden. Auch hier werden die Übereinstimmung von Eigen- und Fremdzuschreibungen als wesentliche Entstehungsbedingungen in den Vordergrund der Definition gerückt, die von größerer Wichtigkeit sind als wahrhaft vorhandene kulturelle Gegebenheiten. Auch Barth (1969, zit. n. Verkuyten, 2005, S. 77) betont die Bedeutung von Selbst- und Fremddefinition. Über die Definition der eigenen gegenüber fremden Gruppen werde vor allem eine Grenze zwischen Eigen- und Fremdgruppe gesetzt. Eine ethnische Gruppe versteht sich eher als soziales Gebilde, das sich weniger über eine gemeinsame Kultur als vielmehr über definierte Grenzen zu anderen ethnischen Gruppen konstituiert. Auch Theodorson und Theodorson (1969, zit. n. Hutnik, 1992) betonen die Abgrenzung gegenüber anderen Gruppen der Gesellschaft, wenn sie ethnische Gruppe als Gruppe mit gemeinsamer kultureller Tradition, einem Gefühl der Identität, das ihren Mitgliedern als Subgruppe der Gesamtgesellschaft eigen sei und das von dem der anderen Mitglieder der Gesellschaft unterschieden werden könne, definieren.

3.2.2 Ethnische Identität - eine soziale Identität

Taylor und Simard (1979) definieren ethnische Identität als jene Komponente der Selbstdefinition einer Person, die aus der Verbindung zu einer spezifischen, also ethnischen Gruppe, resultiert. Die Zugehörigkeit zu einer solchen ethnischen Gruppe, als Basis der Identitätsbildung, ergebe sich direkt aus Variablen, die von Geburt an vorhanden sind oder von der Referenzgruppe ab diesem Zeitpunkt vermittelt werden: „Rasse“, Hautfarbe, Sprache, Kultur, Stamm, das geschichtliche Verhältnis der eigenen Gruppe zu anderen in der Gesellschaft.

In einem Übersichtsartikel über die empirische Forschung zur ethnischen Identität stellt Phinney (1990) verschiedene Definitionen vor, die sich in der einschlägigen sozialwissenschaftlichen Forschung finden. Viele Studien definieren ethnische Identität im Sinne der Tajfelschen Definition einer sozialen Identität und bewegen sich somit im Rahmen der Theorie der sozialen Identität. Wird ethnische Identität im

Rahmen dieser Theorie eingebettet, so ist die ethnische Gruppenidentität eine Form der sozialen Identität. Die ethnische Identität setzt sich im Sinne der Theorie der sozialen Identität aus dem Wissen um die Zugehörigkeit zur ethnischen Gruppe, die Gefühle ihr gegenüber und die Bewertung der Zugehörigkeit zusammen.

Frage ist für die vorliegende Arbeit, ob es sich bei der Gruppe der Schwarzen Deutschen um eine ethnische Gruppe handelt.

3.2.3. Afrodeutsche – eine „racial“ Minorität

Bis auf ihre Hautfarbe gehören die meisten Afrodeutsche, den obigen Gruppendifinitionen folgend, die kulturelle Gemeinsamkeiten in der Gruppe als konstituierende Merkmale sehen, klar in die (eine) ethnische Kategorie der Deutschen. Es handelt sich somit bei der Gruppe der Schwarzen Deutschen mit (auch) weißem deutschen familiären Hintergrund und dominierenden weißen deutsch-kulturellen Familienbezügen - den obigen Beschreibungen folgend - ethnisch gesehen um keine Minorität, sie sind demnach Angehörige der Majorität. Wenn davon ausgegangen wird, dass Variablen wie kulturelle Besonderheiten, Sprache, Religion, historische Ereignisse und Mythen bei der Definition und Begründung einer ethnischen Gruppe eine zentrale Rolle spielen, so zählen Afrodeutsche hiernach klar zur Gruppe der Deutschen. Auch wenn Faktoren wie gemeinsame Herkunft, kollektive transgenerationale Erfahrung, gemeinsame Werte und Orientierungen, gemeinsame Lebenswelt, Alltagskultur und Kenntnisse der gemeinsamen Regelung des Umgangs mit Anderen von Wichtigkeit für die Konstruktion von Ethnie sind, so müsste zunächst davon ausgegangen werden, dass Afrodeutsche ethnisch gesehen „deutsch“ sind. Es kann davon ausgegangen werden, dass viele Schwarze Deutsche selber zunächst eine solche Zuordnung vornehmen (vgl. Kap.1.5).

Alle Definitionen machen deutlich, dass soziale Kategorisierungsprozesse von immenser Wichtigkeit sind, um ethnische Gruppen und im Folgenden ethnische Identität zu definieren. Die Ausführungen des vorherigen Abschnitts haben deutlich gemacht, dass Afrodeutsche von ihrer Außenwelt nicht in die nationale Kategorie „deutsch“ geordnet werden, gleiches gilt offenbar für eine ethnische Kategorie „deutsch“, da diese offenbar in der sozialen Wahrnehmung vieler weißer Deutscher eine weiße Hautfarbe als Minimalbedingung voraussetzt (vgl. Kantara, 2000). Das

Merkmal Hautfarbe überstrahlt hier offensichtlich alle anderen für die Mitgliedschaft in der kulturell-ethnischen Gruppe der Deutschen notwendigen und offenkundig vorhandenen Faktoren. Da jedoch eine Eigenkategorisierung allein nicht reicht, ist das Wissen der Mitglieder der Gruppe der Schwarzen Deutschen um ihre kulturelle Zugehörigkeit zur Gruppe der Deutschen nicht ausreichend, um sich im sozialen Kontext selbst zweifelsfrei als Deutsche zu klassifizieren, eine deutsch-kulturelle Identität zu entwickeln und eine deutsche Gruppenidentität auszubilden.

Häufig werden Schwarze Deutsche als ethnische Minorität bezeichnet. Hier wird von außen mit Blick auf die Hautfarbe ein ethnisch-kultureller Hintergrund hinzugedacht, der von einem „deutsch-ethnischen“ offenbar verschieden scheint. Wenn jedoch kulturell dominierte Merkmale (kulturelle Besonderheiten, Sprache, Religion, Erinnerung an historische Ereignisse, Mythen) bei der Konstituierung einer ethnischen Gruppe eine Rolle spielen, so gehören viele Afrodeutsche - wie in früheren Kapiteln ausführlich erläutert - zunächst (meist) keiner distinkten, für sie selbst erkennbaren, klar umrissenen schwarzen ethnisch-kulturellen sozialen Gruppe an, die auf einen solchen gemeinsamen und selbstverständlich vertrauten kulturellen Hintergrund zurückgreift. Hier wird erneut der Unterschied zu vielen afrikanischen oder anderen schwarzen Migranten deutlich, die sich häufig einer für Mitglieder wie Außenstehende klar abgrenzbaren schwarzen ethnisch-kulturellen, vielleicht auch nationalen Gruppe zuordnen können. Mitglieder ethnischer Minoritäten sind meist über einen gemeinsamen kulturellen und völkischen Hintergrund verbunden, der die gemeinsame Hautfarbe lediglich als eines von vielen verschiedenen Merkmalen einschließt. Die Verbindung besteht über die in den vorherigen Abschnitten genannten gruppenkonstituierenden Faktoren.

Auch hier wird erneut deutlich, dass es zunächst allein ein physisches Merkmal ist, das Schwarze Deutsche in der weißen Mehrheitsgesellschaft zur Gruppe und zur Minorität macht. Es gilt, dass die Hautfarbe als soziale Kategorie die Wahrnehmung strukturiert. El-Tayeb (2005, S.7) formuliert hierzu: „Rassen“ sind zwar keine biologische Realität, das „Rassenkonzept“ hat aber soziale, (...), psychologische Fakten geschaffen, (...) die unsere Wahrnehmung der Welt strukturiert.

Bei Schwarzen Deutschen handelt es sich demnach also nicht um eine ethnische Minderheit, sondern um eine so genannte „racial“ Minority (vgl. Hutnik, 1991). „Racial“ Minorities haben, anders als ethnische Minderheiten, per se meist keine gemeinsame distinkte Kultur, ihre Mitglieder können sogar ganz unterschiedliche

kulturelle Hintergründe haben. Schwarze Deutsche haben - sozialisationsbedingt - neben ihrem gemeinsamen (weiß geprägten) deutschen kulturellen Hintergrund zunächst keinen gemeinsamen klar definierten, distinkten kulturellen Background als Afrodeutsche, also einen, der sich aus einer für Schwarze Deutsche ganz eigenen schwarzen, kulturellen Sozialisation ergeben würde, eine Kultur, die allen Mitgliedern der Schwarzen Deutschen Minderheit von klein auf vertraut ist und damit gruppenbildend fungiert.

Nach Hutnik (1991) liegt der Unterschied zwischen einer ethnischen und einer „racial“ Minority in der Beantwortung der Frage „wer schließt aus?“ Bei „racial“ Minorities bestimmt zunächst die Majorität die Grenze und schließt die Minorität von einer gesamtgesellschaftlichen Partizipation aus, im Falle der ethnischen Minoritäten erfolgt die Grenzziehung häufig auch aus der Gruppe selbst heraus. Hutnik (1991) warnt vor der Gleichsetzung von „racial“ Minorities mit ethnischen Minoritäten. Ethnische Minoritäten sind nicht auch automatisch „racial“ Minoritäten, „racial“ Minoritäten nicht selbstverständlich auch ethnische Minoritäten. Eine „racial“ minority sollte nicht deshalb ethnisch genannt werden, weil die Herausbildung einer Gruppenkultur zu beobachten ist, die sich als Konsequenz rassistischer Ausgrenzung durch die Majorität gebildet hat. Die Entwicklung einer solchen eigenen Kultur der Minorität dient nach Hutnik (1992) dazu, eine von der Majorität negativ definierte Identität positiv umzuwerten, kann aber nicht mit einer ethnischen Kultur gleichgesetzt werden. Die Elemente einer ethnischen Kultur werden den einzelnen Mitgliedern ganz selbstverständlich im Zuge ihrer Sozialisation vermittelt, die Bildung einer Kultur der „racial“ Minorität bedeutet für das einzelne Mitglied oft komplexe „Identitätsarbeit“ nach Ende von Kindheit und Adoleszenz. Der eigene Hintergrund muss selbst erarbeitet werden, eine einfache Übernahme in Kindheit und Jugend von ganz selbstverständlich vorhandenen Vorbildern ist nicht möglich (vgl. Kap. 1.5.5).

Auch Hall (1991) beschreibt die Genese einer schwarzen Identität als eine reaktive Gruppenidentität, als Antwort auf Rassismus und die dadurch verunmöglichte Identifikation mit der (weißen) Mehrheitsgesellschaft. So entstand in Großbritannien in den 1970-er Jahren eine schwarze Identität, die nicht auf kulturellen, ethnischen oder sprachlichen Gemeinsamkeiten beruhte, sondern der Erfahrung, als eine Gruppe von „non-whites“ oder „others“ wahrgenommen zu werden. Dabei konnte nach Hall (1991, 1992) auf keine zusätzliche gemeinsame Essenz zurückgegriffen

werden. Der erste Anstoß für die Entwicklung einer Gruppenidentität - bezogen auf die Hautfarbe - wird daher bei „racial“ Minorities nicht von innen heraus, aus einer eigenen Kultur, sondern von der rassistisch geprägten äußeren Mehrheit gegeben, die bei der „racial“ Minority eine kollektive Erfahrung von Diskriminierung und Rassismus hervorbringt.

Die Aussagen Hutniks und Halls deuten einen möglichen Lösungsweg zur Erreichung einer positiv ausgeprägten sozialen Identität für Angehörige der afrodeutschen „racial“ Minority an. Die Entwicklung einer positiven sozialen Identität von Mitgliedern einer „racial“ Minority kann erarbeitet werden, es bildet sich dann eine auf die eigene Hautfarbe bezogene Form der sozialen Identität. Afrodeutsche erleben häufig mangelnde Akzeptanz durch ihre weiße Umgebung, einige selbst in der eigenen (weißen) Familie. Ein Fremdheitsgefühl gegenüber der eigenen umgebenden nationalen Gruppe ist die Folge. Ein Isolationsgefühl entsteht, das der Einzelne mit seiner Hautfarbe in Verbindung bringt. Eine klare Identifikation mit der umgebenden weißen Mehrheitsgesellschaft wird zumindest erschwert, wenn nicht verhindert. Die Identifikation mit der Gruppe der Schwarzen und die Erarbeitung einer „racial“ (schwarzen) Identity könnten - so die Ableitung aus den Thesen Halls (1991, 1993) - für Afrodeutsche zu einer positiven sozialen Identität bezogen auf die Hautfarbe führen. Ähnlich argumentiert Wright (2004) in Anlehnung an Blackshire-Belay (1996), die beschreibt, dass es in Deutschland zwar keine distinkte und regional sichtbare schwarze deutsche Gemeinschaft gäbe, aber eine „community of culture, or a psychological attachment to community, based on a similarity of experiences“ existiere. Eggers (2006) sieht die deutschen Großstädte als maßgebliche Orientierungspunkte der Schwarzen Community und benennt migrations- und rassismustheoretische Diskurse als Teile der Kernthemen.

Im folgenden Abschnitt wird das Konstrukt schwarze (black „racial“) Identität definiert, und verschiedene Bedingungsfaktoren für die Entwicklung einer schwarzen Identität werden erläutert. Die Entwicklung einer schwarzen Identität wird als Lösungsmöglichkeit für das Dilemma beschrieben, dass Afrodeutsche eine national-kulturelle und/oder deutsche ethnische Identität nicht oder nur erschwert ausbilden können.

3.3 Afrodeutsche und schwarze (soziale) Identität

In der vorliegenden Arbeit wird die untersuchte Gruppe der Afrodeutschen - den vorherigen Überlegungen folgend - als „racial“ Minority verstanden. Gruppenbildendes Merkmal ist zunächst „allein“ die Hautfarbe als soziale Kategorie. In diesem Abschnitt wird die an die Hautfarben-Kategorie gebundene schwarze Identität vorgestellt.

Schwarze Identität wird von verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen unterschiedlich eingeordnet und beschrieben. Als Thema wird es in der US-amerikanischen Psychologie schon lange untersucht (vgl. Shelton & Sellers, 2000; Marks, Settles, Cooke, Morgan & Sellers, 2004; Sanders Thompson, 2001). Dabei macht Phinney (1990) in einem Übersichtsartikel zur ethnischen Identität²² für Minoritäten deutlich, dass dieser Forschungsgegenstand zunächst kaum im Fokus wissenschaftlichen Interesses stand. Die von weißen Forschern dominierten Sozialwissenschaften übersahen lange Zeit die Bedeutung einer solchen Identität für Angehörige unterschiedlichster Minderheiten. Erst mit Beginn der Bürgerrechtsbewegung der USA in den 1960er Jahren häuften sich Forschungsarbeiten, die sich mit den Themen einer „racial“ und ethnic Identity befassen. Aber auch in jüngster Zeit steigt das Interesse an den Themen ethnische und „racial“ Identity, hervorgerufen auch durch die ansteigende Zahl von Immigranten und Flüchtlingen in verschiedenen Staaten der westlichen Welt, wodurch sich die Zusammensetzung der Bevölkerung verändert (vgl. Phinney, 1990). Im Verlaufe der letzten 25 Jahre wurde in den USA und Großbritannien eine Vielzahl von Studien durchgeführt, die sich mit dem Konstrukt selbst und mit der Frage nach den Entwicklungsbedingungen für eine schwarze Identität und deren Effekte auf unterschiedliche Variablen befassen. Die hohe Aufmerksamkeit, die die Forschung der „racial“ Identity der schwarzen US-amerikanischen Bevölkerung widmet, hängt unter anderem damit zusammen, dass die Identifikation mit der eigenen schwarzen Gruppe hohe Relevanz für das individuelle Erleben und Verhalten hat (Sanders Thompson, 2001).

Schwarz zu sein bedeutet, zu einer bestimmten sozialen Kategorie bzw. Gruppe zu gehören. Aus dieser Zugehörigkeit leitet sich die schwarze (soziale) Identität ab. Es ist davon auszugehen, dass Schwarze Menschen ein implizites Wissen und Verständnis darüber teilen, was es heißt, ihrer schwarzen Gruppe anzugehören.

²² Phinney (1990) versteht *Schwarze Identität* als eine Form einer ethnischen Identität. Auf die genaue definitorische Unterscheidung der ethnischen und schwarzen Identität wird im folgenden Abschnitt eingegangen.

Wesentliche Erkenntnisse der Forschung zur schwarzen Identität sind, dass in der sozialen Identität Schwarzer Menschen in weißen Mehrheitsgesellschaften die Hautfarbe neben anderen wichtigen Variablen (Geschlecht, Bildung, sexuelle Orientierung und anderen) eine zentrale Rolle spielt. Aries und Morehead (1989) machen für den angloamerikanischen Raum deutlich, dass das Thema Hautfarbe für die Individuen der schwarzen Minorität während ihres gesamten Lebens von hoher Bedeutung ist. Im Rahmen der Forschung zur schwarzen Identität wird untersucht, welche Gefühle, Einstellungen und Überzeugungen der Einzelne mit seiner Hautfarbe verbindet. Dabei beinhalten einige Modelle auch eine wertende Vorstellung davon, was eine „optimale“ schwarze Identität sein kann. Nach Sellers, Smith, Shelton, Rowley & Chavous, (1998b) beschreibt die schwarze Identität die Einstellungen und Meinungen, die Personen der Wichtigkeit und Bedeutung ihrer „racial“ Zugehörigkeit beimessen. Phinney (1992) konzeptualisiert „racial“ Identity als Teil des Selbstkonzepts, das das Wissen eines Individuums um seine „racial“ Gruppenmitgliedschaft und den Wert und die Wichtigkeit, die es dieser Mitgliedschaft zuschreibt, beinhaltet. Damit beinhaltet die Definition von Phinney sowohl eine kognitive wie eine emotionale Komponente und zeigt Parallelen zur sozialen Identität im Sinne Tajfels. Ein zentraler Befund ist dabei aber auch, dass Schwarze Menschen deutliche Unterschiede in Form und Ausmaß der Identifikation mit ihrer Gruppe zeigen. Dies deutet auf die hohe Komplexität des Konstrukts der „racial“ Identity an (vgl. Sanders Thompson, 2001).

Es gilt, dass vor allem jene Personen, die feststellen, dass die eigene Gruppe kaum repräsentiert ist im politischen und wirtschaftlichen Leben des eigenen Landes und der Medien, und die als Mitglieder einer Minderheit gar verbal und/oder physisch attackiert werden, ihrer ethnischen oder „racial“ Zugehörigkeit eine besondere Bedeutung beimessen. Dies spiegelt sich auch in den verschiedensten Biographien wider, in denen Mitglieder von Minderheiten über ihren Weg hin zu einer eigenen schwarzen Identität berichten. Als Beispiel nennt Phinney (1990) Malcolm X.

Die höheren Werte schwarzer US-Amerikaner gegenüber weißen Landleuten auf Skalen, die die ethnische Identität erfassen, werden von einigen Forschern dahingehend interpretiert, dass die permanente Wahrnehmung von Rassismus und Diskriminierung eine der Ursachen sein könnte (vgl. Utsey, Chae, Brown & Kelly, 2002). In der amerikanischen Literatur werden auch die „racial“ Diversität der Gesellschaft und die damit verbundenen starken Spannungen als eine Ursache dafür

angeführt, dass sich vor allem Mitglieder von Minoritätsgruppen frühzeitig ihrer „racial“ Zugehörigkeit bewusst werden. Nach Harris (1995) ist es auch die wahrgenommene Abwertung des Minoritätenstatus durch die Mehrheitsgesellschaft, die das einzelne Mitglied der Minorität eher zu der Frage veranlasse, wer es sei.

Im folgenden Abschnitt wird zunächst eine Ordnung der Konstruktverständnisse aufgeführt, ehe eine Übersicht über die geschichtliche Entwicklung des Verständnisses einer schwarzen Identität bis hin zur aktuellen Auffassung vom Konstrukt gegeben wird. Hervorgehoben werden dabei jene Modelle, die in der vorliegenden Studie angewandt werden. Es folgt eine Übertragung der aus dem angloamerikanischen Raum stammenden Modelle auf die Gruppe der Schwarzen Deutschen mit besonderem Blick auf die vermutlich spezifischen Prozesse der Bildung einer solchen Identität. Abschließend werden Bedingungsvariablen und Effekte einer solchen schwarzen Identität vorgestellt und mit Blick auf die deutsche Gruppe diskutiert.

3.3.1 Schwarze Identität – Ordnung der Konstruktverständnisse

Bei der Einordnung der schwarzen Identität stehen sich verschiedene Konstruktverständnisse gegenüber. Diese werden im folgenden Abschnitt kurz erläutert.

Ethnische versus „racial“ Identität

Einige Forscher setzen - so beispielsweise Phinney (vgl. 1990) - die Identität als Schwarzer Mensch mit anderen ethnischen Identitäten gleich, andere verwenden für die Gruppe der Schwarzen Menschen in der Diaspora ausschließlich den Term der „racial“ identity. Wird von ethnischer Gruppenidentität gesprochen, so wird von einer universell geltenden Form der Identitätsentwicklung - bezogen auf den jeweiligen eigenen kulturellen Background - ausgegangen, der auf verschiedenste Gruppen, unter anderem auch auf die Gruppe der Schwarzen, übertragen werden kann. Eine schwarze ethnische Identität entspricht in ihrer Qualität damit anderen ethnisch-kulturellen Identitäten.

Von „racial“ Identität wird in der schwarzen US-amerikanischen Forschung dann gesprochen, wenn im Konstruktverständnis auf die einzigartige Situation der

Angehörigen der schwarzen Minderheit in der (US-) Gesellschaft fokussiert wird. Betont wird - vor dem Hintergrund der besonderen Historie der Gruppe - die spezifische Situation der schwarzen Minderheit, die mit keiner anderen Gruppe vergleichbar sei. Die Identitätsform betont Gemeinsamkeiten in der sozialen Gruppe der Schwarzen, die trotz Sklaverei und anhaltender Unterdrückung durch die weiß dominierte Mehrheitsgesellschaft überlebt hätten (vgl. Marks, Settles, Cooke, Morgan & Sellers, 2004). Die Definition bindet damit Außeneinwirkungen auf die Gruppe mit ein.

Mainstream- versus Underground-Ansatz

Sellers et al. (1998) bezeichnen in einem anderen, den obigen Ausführungen ähnlichen Ordnungsschema ebenfalls zwei unterschiedliche Ansätze der Einordnung einer schwarzen Identität, so stehen sich ein Mainstream- und ein Underground-Ansatz gegenüber.

Der Mainstream-Ansatz stellt eine schwarze Gruppenidentität auf eine konzeptionelle Ebene mit unterschiedlichsten anderen gruppenbezogenen Identitäten. Hier geht es darum, dass die kognitiven Prozesse und Strukturen verschiedener (Gruppen-)Identitäten gleichermaßen als Teil des Selbstkonzepts beschrieben und erfasst werden, auch noch über ethnische Gruppen hinaus. Ziel ist dabei nicht, auf die ganz eigenen, spezifischen Erfahrungen einzelner Gruppen zu fokussieren und die ganz speziellen Bedeutungen, die an eben diese einzelne spezifische Gruppe gebunden sind, zu berücksichtigen.

In dieser Tradition bewegen sich beispielsweise Luhtanen und Crocker (1992), die mit ihrer Self-Esteem-Skala Gefühle und Einstellung zu einer Gruppe erfassen, mit der sich das Individuum identifiziert. Dabei können ganz unterschiedliche Referenzgruppen gewählt werden, das diagnostische Verfahren bleibt immer gleich, ganz egal, ob es sich beispielsweise um Ethnie, Hautfarbe oder Religion handle. Auch Phinneys (1990, 1992) Ansatz der Messung einer ethnischen Identität wird angeführt. Zugunsten eines universellen Modells der Messung einer ethnischen Identität verzichtet sie auf die ganz eigenen historischen Besonderheiten der einzelnen ethnischen Gruppe.

Dem eben beschriebenen Mainstream-Ansatz steht der Underground-Ansatz gegenüber, abgeleitet aus einer kritisch-weiterführenden Position zu Allport (1954),

der davon ausging, dass das Leben in einer rassistischen Gesellschaft (lediglich) in negativen psychischen Zuständen der von Rassismus betroffenen Individuen münden könne. Der Einfluss von Rassismus auf das Selbstkonzept schwarzer Amerikaner wird auch in diesem Ansatz anerkannt, jedoch mit Blick darauf, dass kulturelle Faktoren einem möglichen Selbsthass durchaus positiv entgegenwirken können und so ein gesundes individuelles Selbstkonzept entstehen kann.

Der Underground-Ansatz betont die Einzigartigkeit der African American „racial“ Identity gegenüber allen anderen Gruppenidentitäten. Er legt den Fokus auf die Beschreibung dessen, was es heißt, schwarz sein. Sellers et al. (1998) beschreiben die unvergleichliche Rolle der schwarzen Amerikaner gegenüber allen anderen (ethnischen) Minderheiten in den USA. So hätten viele Gruppen unter Diskriminierung zu leiden, die Mitglieder der Gruppe der African Americans seien jedoch in einer besonderen Rolle, da die Diskriminierung gegen sie lange Zeit auch von offizieller Staatsseite ausgegangen sei. Auch viele Jahre nach dem offiziellen Ende der Sklaverei habe es Gesetze gegeben, die die schwarze Minderheit zu Bürgern zweiter Klasse gemacht hätten. Aus dieser Erfahrung heraus spiele die Hautfarbe auch für die Mitglieder der schwarzen Minderheit selbst eine große Rolle. Dies spiegelt die Erkenntnis wider, dass eine Kategorie, die von der Außenwelt immer wieder verwendet wird, vom Individuum selbst ebenso irgendwann als bedeutsam empfunden wird (siehe Stange, 1991, S. 71). Das äußerst dubiose Konzept „Rasse“ bekomme so eine große Bedeutung für das Leben des einzelnen schwarzen Individuums. Es wird zu einer sozial konstruierten Variable mit höchster Bedeutung (vgl. Sellers, Smith, Shelton, Rowley & Chavous, 1998). Zu den Spezifika einer schwarzen Identität gehört auch die Besonderheit, als Schwarzer Mensch Teil einer von weißen Menschen dominierten Gesellschaft mit ihrem negativen Blick auf die eigene schwarze Gruppe zu sein. Dieser Spannungszustand spielt eine große Rolle in den Underground-Modellen. Es komme dabei zu einem Wechselspiel zwischen einem amerikanischen (national-kulturellen) und einem schwarzen Selbst. Insgesamt unterschieden sich die Ansätze sehr, sowohl in Forschungsfragen wie in Methoden. Sellers und Kollegen möchten in ihrem Modell einer schwarzen „racial“ Identity, das später im Detail vorgestellt wird, den Mainstream- und den Underground-Ansatz verbinden (vgl. Sellers, Smith, Shelton, Rowley & Chavous, 1998).

3.3.2 Schwarze Identität – Historie des Konstruktverständnisses, bekannte Modelle

Marks, Settles, Cooke, Morgan und Sellers (2004, S. 384) machen deutlich, dass das Konstrukt einer schwarzen Identität ursprünglich entstanden sei, um ein Defizit in der Psyche schwarzer Amerikaner in Folge des Status als stigmatisierte Individuen aufzuzeigen. Damit bewegte sich auch die Ausrichtung dieses Konstruktes in einer Tradition, die schwarze Amerikaner in Zusammenhang mit Selbsthass brachte und davon ausging, dass ihr Selbstwert unter dem weißer Amerikaner lag (Ramseur, 2004). Schwarze amerikanische Forscher in den 1970-er Jahren haben sich von dieser Sicht der Forschung abgewandt und auch das Konstrukt der schwarzen Identität in seiner Konzeption dahingehend verändert, dass es eine mögliche Stärke im Angesicht der Unterdrückung beschreibt (Ramseur, 2004; Marks, Settles, Cooke, Morgan & Sellers, 2004).

Der ältere Ansatz in der Betrachtung der Bedeutung der Hautfarbe für schwarze Amerikaner geht davon aus, dass eine Bewertung der eigenen Person vor allem aus der Betrachtung von Schwarzen durch die (weiß dominierte) Außenwelt resultiert. Danach leiden schwarze Amerikaner unter einem geringen Selbstwert, da sie von der weißen Mehrheitsgesellschaft stets als negativ und minderwertig gesehen werden. Nach Allport (1954) muss das Leben in einer rassistischen Umgebung negative Konsequenzen für diese Gruppe haben. Es müsse zu einer ungesunden, stigmatisierten Identität kommen. Ein ähnlicher Denkansatz findet sich bei Clark und Clark (1947), die in einer bekannten Forschungsreihe die Hautfarbenpräferenz schwarzer Kinder messen. Zur Wahl stehen weiße und schwarze Puppen als Stimuli, die Auswahl weißer Puppen als bevorzugtes Spielzeug durch schwarze Kinder (ebenso wie durch die weißen Kinder, die nicht die schwarze Puppe, sondern ebenfalls die weiße wählten) wurde als Fehlidentifikation und Form schwarzen Selbsthasses und mangelnden Selbstwertes interpretiert sowie als Internalisierung eines Stigmas. Dabei wurde weder die Variable Selbsthass noch die Variable Selbstwert erfasst. Die Interpretation dieser Ergebnisse gilt heute als fehlerhaft, da sie unterschiedliche Entwicklungsprozesse bei Angehörigen verschiedener ethnischer Gruppen während Kindheit und Jugend ignoriert. Auch kann die Wahl weißer Kinder, repräsentiert durch die Wahl von Puppen eigener Hautfarbe, nicht als Vergleichsmaßstab und Ideal gesehen werden. Insgesamt wird dieser Forschungsansatz als einer gesehen, der einem weißen Denkansatz entspringt und

ein in der eigenen Gruppe gültiges Phänomen von Gruppenidentitäten auf eine andere Gruppe, nämlich die Gruppe der Schwarzen, überträgt (vgl. Marks, Settles, Cooke, Morgan & Sellers, 2004).

Neuere Studien, die den Selbstwert direkt erfassen, zeigen, dass schwarze Kinder in den USA keinesfalls unter geringerem Selbstwert als weiße Kinder leiden. Ausgehend von der Annahme, dass der Selbstwert eines Individuums von der Bewertung der Außenwelt mitbestimmt wird (reflective appraisal), wird für die USA vermutet, dass bei einem vorhandenen schwarzen Umfeld als Referenzgruppe die negative Sicht der weißen Außenwelt offenbar nicht internalisiert wird (vgl. Marks, Settles, Cooke, Morgan & Sellers, 2004; Ramseur, 2004). Es finden sich aktuelle Studien aus Großbritannien, in denen ein Drittel der befragten weißen Jugendlichen auf die Frage, wie sie am liebsten sein wollen, das Foto eines schwarzen Gleichaltrigen wählen (vgl. Tizard & Phoenix, 2002).

In den späten 1960-er Jahren kommt es zu ganz neuen Betrachtungen der Struktur, Ausprägung und Wirkung einer schwarzen Identität. Vorwiegend schwarze Forscher nähern sich dem Phänomen einer schwarzen Identität. Sie stehen dabei unter dem Einfluss der zunehmenden Politisierung der eigenen schwarzen Gruppe mit dem Ziel einer verstärkten Selbstbestimmung und kulturellen Autonomie. Im Unterschied zu den oben beschriebenen Ansätzen nähern sie sich dem Konstrukt, indem sie die gemeinsame Erfahrung der Unterdrückung berücksichtigen und relevante kulturelle Faktoren mit beachten.

Die bekanntesten und einflussreichsten Modelle und ihre Messinstrumente werden im Folgenden kurz beschrieben und in ihrer Bedeutung eingeordnet. Es werden auch jene Modelle vorgestellt, deren Komponenten über Skalen in der vorliegenden Arbeit - angepasst an den deutschen Kulturraum - zur Erfassung der schwarzen gruppenbezogenen Identität bei den Studienteilnehmern erhoben werden.

Cross Nigrescence-Modell - Stufenmodell

Das Modell von Cross ist eines der ältesten und bekanntesten Modelle überhaupt, es bewegt sich in der Tradition der Stufenmodelle einer schwarzen Identität. Sein Modell gibt bis heute Anstöße zur Entwicklung von Theorien und Maßen zur Beschreibung und Erfassung des Konstrukts der schwarzen Identität (vgl. Marks, Settles, Cooke, Morgan & Sellers, 2004). Cross' Modell gehört zu den

Stufenmodellen, weil es eine Entwicklung der schwarzen Identität vom Selbsthass als Schwarzer hin zu einer gesunden und positiv gewerteten „racial“ Identity beschreibt. Dabei steht die Sicht des Individuums auf die Welt im Mittelpunkt. Da schwarze Amerikaner in einer weiß dominierten Mehrheitsgesellschaft aufwachsen und sozialisiert werden, entstehe - so das Modell - zunächst eine reduzierte schwarze Identität. Ein Prozess der Exploration und Entdeckung des eigenen Hintergrunds sei daher erforderlich, um eine ausgeprägte schwarze Identität zu entwickeln. Dieser Prozess wird als progressive, positiv bewertete Entwicklung von einer nicht-afrozentristischen hin zu einer ausgeprägten afrozentristischen Identität verstanden (vgl. Sanders Thompson, 2001; Marks, Settles, Cooke, Morgan & Sellers, 2004). Das revidierte Modell besteht aus den fünf Stufen: Pre-encounter (1), Encounter (2), Immersion/Emersion (3), Internalization (4) und Internalization-Commitment (5). Während der ersten Phase wird die Bedeutung der eigenen Hautfarbe heruntergespielt. Es kommt häufig zu einer Verherrlichung der dominanten weißen Gesellschaft oder zur Fokussierung auf andere Aspekte des Selbst, beispielsweise die Religion oder den sozialen Hintergrund. In einer nächsten Phase verändert sich das Verhältnis zum Schwarzsein. Der Einzelne registriert die gesellschaftlichen Bedingungen, unter denen schwarze Amerikaner leben, in neuer Art und Weise. Verbunden ist dieser Wechsel häufig mit Ereignissen, mit denen sich das Individuum konfrontiert sieht, die klar mit der eigenen Hautfarbe in Zusammenhang stehen und die ihm bisher fremd waren. Die vormals positive Sicht auf die weiße Mehrheitsgesellschaft muss in Folge der negativen Ereignisse revidiert werden. In der darauf folgenden Immersion/Emersion-Phase fühlen sich die Schwarzen von den weißen Einflüssen befreit, die Gefühle gegenüber allem, was mit Schwarzen Menschen zu tun hat, sind positiv, alle weißen Einflüsse werden abgelehnt. Im Folgenden, auf der Internalization-Stufe, lernt der Einzelne zwischen seinem Schwarzsein und anderen Gruppenzugehörigkeiten auszugleichen, nicht allein das Schwarzsein steht im Vordergrund. In der abschließenden Phase des Internalization-Commitment hat das Individuum gelernt, in Übereinstimmung mit einem neuen Selbstbild zu leben, es fühlt sich sicher in der Rolle als Schwarze/r (vgl. Marks, Settles, Cooke, Morgan & Sellers, 2004). Erfasst werden die verschiedenen Stufen der Entwicklung mit Hilfe der Q-Sort-Methode oder des Stufen-Fragebogens von Hall, Cross und Freedle (1972).

An das Modell von Cross lehnen sich Messinstrumente von Parham und Helms (1981) an. Mit Hilfe der von ihnen entwickelten bekannten und häufig verwendeten

„Racial Identity Attitudes Scale“ (RIAS), können vier der Stufen des Modells von Cross erfasst werden. Das Messinstrument wird verwendet, um mögliche Zusammenhänge zwischen der schwarzen Identität und anderen Konstrukten wie Selbstwert oder psychosoziale Kompetenz zu erfassen.

Parham erarbeitet in den 1980er Jahren ein erweitertes Nigrescence-Modell der schwarzen Identität, das die Entwicklung Schwarzer Menschen als einen lebenslangen Prozess versteht und diesen nicht auf Jugend und frühes Erwachsenenalter beschränkt. Ging Cross noch davon aus, dass mit dem Erreichen der letzten Stufe in der späten Adoleszenz der Prozess der Entwicklung einer schwarzen Identität abgeschlossen sei, so geht Parham von verschiedenen Möglichkeiten der Identitätsentwicklung aus, der „Stagnation“ (Verharren in einer der früheren Stufen), der „linearen Progression“ (gradliniges Durchlaufen aller Stufen) und des „Recycling“ (Rückfall in eine vorherige Stufe) (vgl. Marks, Settles, Cooke, Morgan & Sellers, 2004).

Cross' Modell gilt als Ausgangspunkt für viele neuere Forschungsentwicklungen zum Konstrukt einer schwarzen Identität.

Milliones' Developmental Model of Black Consciousness

Mitte der siebziger Jahre entsteht das Entwicklungs-Modell von Milliones, das stark an Cross' Modell der Nigrescence angelehnt ist. Zudem ist es von Thomas' Theorie der fünfstufigen Identitätsentwicklung beeinflusst (vgl. Marks, Settles, Cooke, Morgan & Sellers, 2004). Milliones geht von einer vierstufigen Entwicklung der schwarzen Identität aus (Preconscious, Confrontation, Internalization und Integration), beginnend an einem Ausgangspunkt, wo das schwarze Individuum weiße Stereotype internalisiert hat und einem schwarzen Bewusstsein eher negativ gegenüber steht. Es folgt eine Phase fast militanter positiver Attituden gegenüber der eigenen schwarzen Gruppe und negativer Gefühle und Bewertungen gegenüber der weißen Außenwelt. Abgelöst wird dieses Stadium von einer Phase der Internalization, in der die positiven schwarzen Attitüden verinnerlicht sind, ohne weiße Sichtweisen völlig zu verdammen. Das Endstadium beschreibt einen Zustand der Integration, das Individuum wehrt sich gegen Unterdrückung; Weiße und all jene Schwarzen, die noch nicht das finale Stadium des schwarzen Bewusstseins erreicht haben, werden mit Toleranz betrachtet. Erfasst werden kann das Modell mit Hilfe des von Milliones ebenfalls entwickelten 65-Item-Fragebogens, dem

Developmental Inventory of Black Consciousness (DIB-C). Unklar bleibt, ob eine Übertragung des Modells auf schwarze Gruppen außerhalb der USA möglich ist; eine Untersuchung in Südafrika 1993 zeigte, dass nicht alle Stufen im dortigen Sample nachweisbar waren (vgl. Taylor, Brown & Denton, 1996; Marks, Settles, Cooke, Morgan & Sellers, 2004).

Baldwins African Self-Consciousness

In den 1980er Jahren entwickelt Baldwin ein ganz eigenes Konzept, das die Struktur und Natur einer schwarzen Persönlichkeit beschreiben soll. Dabei wird davon ausgegangen, dass alle Menschen afrikanischen Ursprungs eine einzigartige Kernkomponente in ihrer Persönlichkeitsstruktur besitzen, die er als African-Self-Consciousness (ASC) bezeichnet und die einer schwarzen Identität gleichzusetzen ist. Beschrieben wird eine Weltansicht und Herangehensweise ans Leben, die direkt von einer Spiritualität im Wesen beeinflusst ist, die allen Menschen afrikanischen Ursprungs eigen sei, die er als African 'Self-Extension Orientation' bezeichnet. Baldwin geht dabei von einer biogenetischen Anlage aus, räumt jedoch ein, dass der ASC dennoch durch die Erfahrungen des einzelnen Individuums beeinflussbar ist. Erfasst wird der ASC über die 42-Item-African-Self-Consciousness-Scale (vgl. Kambon, 1996; Marks, Settles, Cooke, Morgan & Sellers, 2004).

Konzept der schwarzen Identität im National Survey of Black Americans (NSBA)

1979 kommt es zur ersten großen nationalen Befragung schwarzer Amerikaner, dem National Survey of Black Americans (NSBA), in der auch die „racial“ identity miterfasst wird. Konzeptualisiert wird die schwarze Identität als das Ausmaß, in dem Individuen ihre Ideen, Gefühle und Gedanken als ähnlich denen anderer schwarzer Amerikaner wahrnehmen. Erfasst wurde die „racial“ identity durch die Frage, wie nahe sie sich anderen schwarzen Amerikanern unterschiedlichsten Hintergrunds und sozioökonomischen Status' fühlen.

Die vorliegenden Daten der NSBA-Umfrage wurden von verschiedenen Forschern genutzt, um eigene Konzepte einer „racial“ Identity zu entwickeln. Es stehen sich dabei eindimensionale und multidimensionale Konzepte mit drei oder fünf Komponenten gegenüber. Die eindimensionalen Modelle stellen die Nähe zur eigenen Gruppe als Kernkomponente heraus. Ein mehrdimensionales Modell ist

beispielsweise jenes von Demo und Hughes (1990), das die Komponenten Nähe, schwarzer Separatismus und Evaluation der eigenen schwarzen Gruppe als Faktoren identifiziert. Gewonnen werden die Komponenten mit Hilfe faktorenanalytischer Techniken. Zu den Konzepten mit fünf vermuteten Komponenten der schwarzen Identität gehört das Modell von Allen et al. (2001). Als Komponenten werden hier die Nähe zur schwarzen Elite, die Nähe zur schwarzen Masse, positive Stereotype, negative Stereotype und schwarze Autonomie genannt.

3.3.3 Schwarze Identität - Modelle in der vorliegenden Studie

Im folgenden Abschnitt werden jene Modelle der schwarzen Identität vorgestellt und die daran gebundenen diagnostischen Instrumente präsentiert, die in der vorliegenden Studie zur Erfassung dieses Aspektes der sozialen Identität angewendet werden. Die Entscheidung für diese Modelle wird begründet.

3.3.3.1 Model of Ethnic Identity von Phinney

Phinneys in den 1990er Jahren entwickeltes Modell der ethnischen Identität geht davon aus, dass die ethnische Identität eines Individuums Teil seines Selbstkonzepts ist und sich zum einen auf das Wissen des Einzelnen bezieht, Mitglied einer bestimmten sozialen Gruppe zu sein, und zum anderen die Bewertung und Bedeutung dieser Gruppenmitgliedschaft beinhaltet. Ihr Modell lehnt sich somit an Tajfels Theorie der sozialen Identität an, ethnische Identität wird als eine Form der sozialen Identität verstanden. Wohl wissend, dass es Faktoren gibt, die für die ethnische Identität der einzelnen Gruppen einzigartig sind, geht es hier um die Erfassung jener Aspekte, die universell, also für unterschiedlichste ethnische Gruppen gelten, also nicht ausschließlich für Schwarze Menschen. So geht sie davon aus, dass die Selbstidentifikation des Einzelnen als Mitglied der Gruppe Voraussetzung für die Ausbildung einer ethnischen Identität ist. Phinney (1992) postuliert auch, dass der Umgang mit anderen Angehörigen der eigenen ethnischen Gruppe und Aktivitäten, die sich auf die Kultur der Gruppe beziehen, Teil der ethnischen Identität sind. Ein weiterer Aspekt, den das Modell enthält, ist, dass das Individuum respektvolle Gefühle gegenüber der Mitgliedschaft in der eigenen ethnischen Gruppe hat, hier spiegeln sich Emotionen wie Stolz auf die eigene

Gruppe und den kulturellen Hintergrund wider. Phinney (1991) geht davon aus, dass ethnische Identität sich im Laufe von Kindheit und Jugend entwickelt und in dieser Zeit Veränderungen unterliegt. Die ethnische Identität, die in der Jugend erhoben wird, bezeichnet daher nur jene Stufe, in der sich das Individuum während dieser Zeitspanne seines Lebens befindet (vgl. auch vgl. Marks, Settles, Cooke, Morgan & Sellers, 2004). Phinney (1990) geht davon aus, dass sich eine ethnische Identität linear im Laufe der Adoleszenz entwickelt und optimaler Weise in einer „achieved identity“ mündet, die dann über die Zeit stabil bleibt. Jedoch nicht jeder Erwachsene erreicht auch Stufe 3 dieses Identitätsmodells. Phinneys Modell ist beeinflusst von der Theorie der Entwicklung der Identität nach Erickson (1968) und Marcias Operationalisierung dieser Stufen (Marcia, 1980).

Sie beschreibt folgende drei Identitätsstadien: „Diffuse/Foreclosed“, „Moratorium“ und „Achieved“. Das erste Stadium, eine Mischung aus „Diffuse“ und „Foreclosed“, bezeichnet den Zustand Erwachsener, die kein eigenes Verständnis ihrer Gruppenmitgliedschaft haben. Bei einem Jugendlichen bedeutet es, dass dieser seiner ethnischen Herkunft keine Bedeutung beimisst oder kein Verständnis für die Bedeutung der ethnischen Wurzeln hat, seine Identität jedoch noch nicht hinreichend erforscht hat. Häufig wurden lediglich Muster der eigenen Familie unreflektiert übernommen. Im zweiten Stadium, Moratorium genannt, bewegen sich jene Jugendlichen, die ihre ethnische Herkunft beleuchten und Zeit darauf verwenden, sich mit dieser Identität zu befassen, sich mit Vorurteilen und Diskriminierung auseinandersetzen. Dabei haben sie noch kein klares, festgelegtes Verständnis für ihre ethnische Zugehörigkeit. Das dritte Stadium in Phinneys Modell, „Achieved Identity“ genannt, beschreibt das erwachsene Verständnis der eigenen ethnischen Gruppenzugehörigkeit verbunden mit ihrer Akzeptanz (vgl. Marks, Settles, Cooke, Morgan & Sellers, 2004). Erfasst werden die Ausprägungen der verschiedenen Identitätsaspekte mit Hilfe des Multigroup Ethnic Identity Measure (Phinney, 1992).

Die ethnische Identität im Sinne Phinneys entspricht der Definition der sozialen Identität im Rahmen der Theorie der sozialen Identität. Die ethnische Identität Schwarzer Menschen im Stadium der Achieved Identity kann als Form der sozialen Identität verstanden werden. Auf den deutschen Kontext bezogen spiegelt der von ihr erfasste Prozess des Ethnic Identity Achievement eine Form der (schwarzen) Identitätsarbeit wider, wie sie für Afrodeutsche vermutlich häufig gilt, und deutet einen durch das Individuum zu durchlaufenden, selbst initiierten Entwicklungsweg

hin zu einer schwarzen Identität an. Die ausgiebige Beschäftigung mit dem eigenen Hintergrund, die detaillierte Auseinandersetzung mit der eigenen sozialen Gruppe der Schwarzen wird als Schritt hin zur Bildung einer schwarzen Identität verstanden. Sie wird daher auch in der vorliegenden Studie mit Hilfe der entsprechenden Unterskala „Ethnic Identity Achievement“ des Fragebogens erfasst.

3.3.3.2 Multidimensional Model of African American Racial Identity

von Sanders Thompson

Sanders Thompson schlägt ein Vier-Parameter-Modell einer schwarzen Identität vor und geht somit davon aus, dass schwarze Identität verschiedene Komponenten enthält (Sanders Thompson, 1992, 1994, 1995). Individuen können sich ihrer Ansicht nach unterschiedlich stark mit verschiedenen Aspekten der Schwarzen Gruppe identifizieren und so unterschiedliche Ausprägungen in verschiedenen Dimensionen einer schwarzen Identität zeigen. Identität setzt sich bei der Autorin aus verschiedenen Facetten zusammen.

Angeregt wird sie von den fünf Dimensionen, die in Asantes Modell zum schwarzen Bewusstsein (vgl. Asante, 1980) im Focus stehen. Asante (1980) geht dabei davon aus, dass der Prozess hin zu einem ausgeprägten schwarzen Bewusstsein in progressiven Entwicklungsschritten verläuft. Dabei beginne der Prozess mit einer Akzeptanz der körperlichen Merkmale der eigenen Gruppe und münde nach Durchlaufen der Stufen des psychologischen und soziopolitischen Commitments in einer afrozentrischen Orientierung. Angelehnt ist das Modell von Sanders Thompson auch an ein Vorgängermodell zur schwarzen Identität von Hilliard (1985), die die vier Parameter physische, kulturelle, soziopolitische und psychologische Identifikation als Elemente einer schwarzen Identität nennt. Sanders Thompson versucht, mit ihren Annahmen die verschiedenen wichtigen Schwerpunkte anderer Modelle zu integrieren. In Studien gelang es ihr, diese Komponenten auch empirisch nachzuweisen (vgl. Sanders Thompson, 1992, 1994). Im Gegensatz zu vielen vorab vorgestellten Modellen geht sie nicht von einer linearen Entwicklung einer schwarzen Identität aus, die zu einem optimalen Zielpunkt führt. Das Modell von Sanders Thompson ist somit kein Entwicklungsmodell (vgl. Marks, Settles, Cooke, Morgan & Sellers, 2004).

Die Dimension „Physis“ zeigt an, in wie weit das einzelne Individuum die typischen körperlichen Merkmale schwarzer Individuen akzeptiert, zu ihnen steht und mit ihnen zufrieden ist. Die kulturelle Dimension überprüft das Wissen um die soziale Tradition und die kulturellen Wirkungsbereiche Schwarzer Menschen einschließlich Sprache, Kunst und Literatur. Die soziopolitische Komponente wiederum überprüft den Informationsgrad, den der Einzelne zu spezifischen ökonomischen, sozialen und politischen Themen der Schwarzen Menschen des eigenen Landes hat. Die vierte Dimension, psychologische Komponente genannt, erfasst das Ausmaß des Stolzes darauf, schwarz zu sein, und das Ausmaß des Zugehörigkeitsgefühls und der Nähe zur eigenen Gruppe und wird in der vorliegenden Studie als hervorgehobener, emotionaler Aspekt der schwarzen Identität verstanden, der die Kernfrage nach der empfundenen Verbundenheit mit der Gruppe, der emotionalen Bindung an sie beschreibt. Aber auch hier sind Aspekte enthalten, die eine politisch-emanzipatorische Haltung beschreiben (vgl. Marks, Settles, Cooke, Morgan & Sellers, 2004). In den USA entwickelt, enthalten Modelle zur schwarzen Identität immer auch Verbindungen zu politischen Denkweisen, da das Erleben und Verhalten des einzelnen schwarzen US-amerikanischen Bürgers nicht unberührt bleibt von der dort offenkundigen politisch-emanzipatorischen Bewegung.

Sanders Thompson erfasst die Komponenten ihres Modells mit Hilfe der Subskalen der Multidimensional Racial Identification Scale (MRIS). In der vorliegenden Studie werden die Aspekte physische und psychologische schwarze Identität im deutschen Sample erhoben.

3.3.3.3 Multidimensional Model of Racial Identity von Sellers, Shelton, Rowley und Chavous

Ein weiteres multidimensionales Modell der schwarzen Identität wurde von Sellers und Kollegen entwickelt (1998). Es lehnt sich dabei inhaltlich an unterschiedliche Vorgängermodelle zur „racial“ identity an. Definiert wird die schwarze Identität hier für African Americans als „the significance and qualitative meaning that individuals attribute to their membership within the Black racial group within their self-concepts“ (Sellers, Shelton, Rowley, Chavous, 1998, S. 23). Dabei geht das Modell von drei Grundannahmen aus. Zum einen wird Identität als relativ stabile Eigenschaft verstanden, die dennoch manchmal von situativen Bedingungen

beeinflusst werden kann (vgl. Sellers et al. 1998). Eine weitere Annahme ist, dass Menschen ganz unterschiedliche Identitäten besitzen, die hierarchisch aufgebaut sind. Das Modell betont die grundsätzliche Wichtigkeit, die die Hautfarbe im Selbstkonzept des Individuums spielt. Die relative Wichtigkeit, die die Zugehörigkeit zur Gruppe der Schwarzen für das einzelne Individuum hat, ist Indikator für die Qualität dieser Identität. Zum Dritten erklärt das Modell die Wahrnehmung und Auffassung des Einzelnen darüber, was es heißt, schwarz zu sein, zu einem validen Indikator einer „racial“ identity. Nicht Verhaltensindikatoren, sondern Selbstbeschreibungen werden gewählt. Wichtig ist zu beachten, dass es kein Werturteil darüber gibt, was eine gesunde und was eine ungesunde Identität ist. Das Multidimensional Model of „racial“ Identity (MMRI) trennt zwischen der Wichtigkeit der Mitgliedschaft in der Gruppe der Schwarzen und ihrer inhaltlichen Bedeutung. So kann die Mitgliedschaft zwar für verschiedene Individuen von gleichermaßen hoher Wichtigkeit sein, es können dennoch völlig unterschiedliche Vorstellungen darüber bestehen, was es heißt, schwarz zu sein.

Das MMRI beschreibt vier Komponenten einer schwarzen Identität. Die Dimensionen Centrality und Saliency beziehen sich auf die Bedeutung der Hautfarbe im Selbstkonzept. Centrality beschreibt, inwieweit der eigene schwarze Hintergrund, die Zugehörigkeit zur Gruppe der Schwarzen, eine stabile, zentrale Kernkomponente der individuellen Persönlichkeit über die Zeit hinweg ist; enthalten ist auch ein Aspekt, der eine politisch-emanzipatorische Haltung indiziert. Demgegenüber steht die Dimension Saliency, die die Wichtigkeit des eigenen Schwarzseins in einem bestimmten, spezifischen Moment erfasst, immer mit Blick darauf, dass die Bedeutung situationsabhängig sein kann. Als weitere Komponenten beinhaltet das Modell die Dimensionen Ideology und Regard. „Racial“ Ideology beschreibt die Vorstellung und Meinung des einzelnen Gruppenangehörigen darüber, wie schwarze Amerikaner in der US-amerikanischen Gesellschaft agieren sollen. Die Autoren nennen hier vier verschiedene Ideologien, die auftreten können. Die Dimension Regard spiegelt die gefühlsmäßige Bewertung und kognitive Evaluation der Gruppe der Schwarzen wider. Unterteilt wird die Komponente in die Bereiche Private versus Public Regard. Private Regard beschreibt hierbei die eigene Sicht auf die Mitgliedschaft in der Gruppe der schwarzen Amerikaner, während es beim Public Regard um die wahrgenommene negative oder positive Außensicht, also nicht-schwarzer Menschen auf die eigene Gruppe, geht. Erfasst werden können die drei

stabilen Komponenten (Centrality, Ideology, Regard) über den Multidimensional Inventory of Black Identity (MIBI).

Die Entscheidung für die Verwendung der eben beschriebenen Modelle fällt vor folgendem Hintergrund. Marks et al. (2004) machen deutlich, dass Sanders Thompson und Sellers et al. mit ihren Modellen vor allem an der Beschreibung der Struktur und des Wesens einer schwarzen Identität interessiert sind und dass mit Hilfe der Modelle Unterschiede in der Ausprägung einer schwarzen Identität zwischen verschiedenen Individuen erfasst und beschrieben werden können. Ein Ziel der vorliegenden Arbeit ist, Kernaspekte einer schwarzen Identität für die Mitglieder der afrodeutschen Minderheit zu identifizieren. Bisher liegen keinerlei Daten zur schwarzen Identität für diese Minoritätsgruppe vor. Die Modelle sind daher eine gute Wahl, um erste Erkenntnisse zur Struktur dieser Identitätsform zu gewinnen, interindividuelle Unterschiede zu erfassen und diese möglicherweise zu erklären.

Die physische und die psychologische Komponente der schwarzen Identität nach Sanders Thompson (1992, 1994, 1995) werden in der Gruppe der Afrodeutschen erfasst, da zum einen mit der physischen Komponente jener Aspekt der Äußerlichkeit in den Mittelpunkt rückt, der für Afrodeutsche zentraler Ausgangspunkt für alle hergeleiteten und beschriebenen Prozesse und Phänomene der besonderen Lebenssituation als Minoritätenangehörige ist. Die psychologische Komponente der schwarzen Identität drückt die emotionale Verbundenheit mit der Gruppe aus, welche einen Kernaspekt der schwarzen Identität repräsentiert. Die Skala Centrality nach Sellers et al. (1989b) wird ausgewählt, weil mit ihr die Bedeutsamkeit der schwarzen Identität für das Individuum erfasst wird. Hierüber kann die Relevanz der Zugehörigkeit zur Gruppe der Schwarzen im Persönlichkeitsgebilde des einzelnen Afrodeutschen erhoben werden.

Mit der Public-Regard-Komponente der schwarzen Identität wird die für die Argumentation der vorliegenden Studie relevante wahrgenommene Außensicht auf die Gruppe abgebildet, die im deutschen Kontext vermutlich eine besondere Bedeutung spielt und die Ausgangspunkt vieler wichtiger Identitätsbildungsprozesse Afrodeutscher ist. So bestimmt die Wahrnehmung darüber, wie die weiße Außenwelt die eigene Gruppe der Schwarzen betrachtet, der vorliegenden Argumentation folgend, die Bildung einer reaktiven schwarzen Gruppenidentität entscheidet mit. Die Private-Regard-Komponente der schwarzen Identität drückt die

eigene Bewertung der Gruppenmitgliedschaft aus und bildet damit den in der Theorie der sozialen Identität relevanten Bewertungsaspekt einer Gruppenmitgliedschaft ab.

Phinneys Modell fokussiert auf Aspekte, die mit der Entwicklung einer schwarzen Identität in Zusammenhang stehen. In der vorliegenden Studie wird jene Unterskala gewählt, die die individuelle Entdeckung und Erarbeitung des eigenen schwarzen Hintergrunds durch das Individuum beschreibt. Dies geschieht vor dem Hintergrund, dass Entwicklungsprozesse einer schwarzen Identität in Deutschland viel weniger mit einer einfachen Übernahme von vorliegenden klaren Identitätsbildern bei erwachsenen Bezugspersonen in Verbindung stehen als vielmehr mit dem selbst motivierten, aufwändigen Erarbeiten des schwarzen Hintergrunds. Die individuelle Identitätsarbeit wird als eine wichtige Voraussetzung für die Entwicklung der verschiedenen Facetten der schwarzen Identität verstanden.

Im Verlaufe der letzten 25 Jahre wurde in den USA und Großbritannien eine Vielzahl von Studien durchgeführt, die sich mit der Frage nach den verschiedenen Entwicklungsbedingungen für eine schwarze Identität und deren Effekten auf Variablen wie Selbstwert, Lebenszufriedenheit und Handlungsfähigkeit der Individuen befassen. In den folgenden Abschnitten sollen einige der Annahmen und Befunde vorgestellt werden.

3.3.4 Afrodeutsche und schwarze Identität

In den vorangegangenen Abschnitten wurde das Konstrukt schwarze („racial“) soziale Identität ausführlich und in seiner historischen Entwicklung im US-amerikanischen sozialwissenschaftlichen Forschungsraum vorgestellt. Bevor in folgenden Abschnitten Determinanten und Effekte einer schwarzen Identität – wie sie in der internationalen Forschung diskutiert werden – vorgestellt und auf die Gruppe der Afrodeutschen übertragen werden, wird zunächst noch einmal kurz auf die vermuteten Kernprozesse der Bildung einer schwarzen Identität in Deutschland eingegangen.

Wie in früheren Kapiteln erläutert, ist die Ausbildung einer national-kulturellen Identität als einer basalen Form der sozialen Identität in der sozialwissenschaftlichen Forschung vielfach als selbstverständlicher, universell geltender Prozess mit selbstwertdienlicher Funktion beschrieben worden (vgl. z.B. Billig, 1995,

Mummendey & Simon, 1997, Salazar, 1998). Für die Schwarze Deutsche Minderheit muss jedoch vermutet werden, dass ein solcher Prozess der Identifikation mit der deutschen Gruppe und die Entwicklung einer deutschen kulturellen Identität durch einige Gegebenheiten für viele ihrer Mitglieder zumindest erschwert, wenn nicht sogar verhindert wird. In den vorangegangenen Kapiteln wurden die spezifische Situation von Schwarzen Deutschen ausführlich illustriert und die möglichen Konsequenzen für die Bildung einer sozialen Identität bezogen auf die Zugehörigkeit zur deutschen heimatlichen Nation und Kultur und zur Gruppe der Schwarzen erläutert. Es wird vermutet, dass sich diese wiederholende Ausgrenzungserfahrung und mangelnde Akzeptanz zum einen in einer möglicherweise verhinderten Bildung oder Ausprägung einer national-kulturellen deutschen Identität widerspiegeln kann und zum anderen mit der Bildung einer (reaktiven) schwarzen sozialen Identität in Zusammenhang steht.

Der Theorie der sozialen Identität folgend, scheinen verschiedene individuelle Lösungswege - Identity-Management-Strategien - möglich, um die psychologischen Spannungsmomente, die durch den Ausschluss aus einer relevanten national-kulturellen Kategorie und Zuordnung in eine von der Mehrheitsgesellschaft als niederrangige wahrgenommene soziale Gruppe für den Einzelnen entstehen, zu reduzieren. So haben einige Afrodeutsche vermutlich den Ausschluss aus der heimatlichen Gruppe akzeptiert und negative Außenbewertungen der eigenen Minoritätsgruppe internalisiert. Die Möglichkeit der Bildung einer schwarzen Identität ist so verwehrt. Andere Gruppenmitglieder wählen vermutlich eine Form der so genannten sozialen Mobilität, nämlich die völlige Identifizierung mit der weißen deutschen Mehrheitsgesellschaft bei gleichzeitiger Nichtbeachtung der eigenen schwarzen Gruppenzugehörigkeit. Ein sozialer Abstand zu anderen Schwarzen Menschen geht hiermit einher, eine deutsche national-kulturelle Identität wird unter Missachtung oder wegen nicht wahrgenommener fehlender Fremdkategorisierung und Nicht-Akzeptanz durch die weiße Umwelt dennoch gebildet. In einer weiteren möglichen Strategie nutzen einige Afrodeutsche vermutlich einen so genannten „Vergleich nach unten“, um das eigene Spannungsmoment zu reduzieren. Über den vermeintlich positiv endenden Vergleich mit schwarzen Gruppen, die in der (weißen) deutschen gesellschaftlichen Wertennorm noch unterhalb der afrodeutschen Minderheit angesiedelt sind, versucht der Einzelne, das persönliche Befinden zu verbessern (vgl. Kap. 2.5.2).

Schwarze Identität als Lösungsweg für das deutsche Dilemma

Im vorherigen Abschnitt werden verschiedene Identity-Management-Strategien und - bezogen auf diese Reaktionsweisen - mögliche Teilgruppen Schwarzer Deutscher beschrieben. Im Mittelpunkt der vorliegenden Studie steht jedoch die Untersuchung der Bildung einer schwarzen sozialen Identität als psychologische Reaktion auf die oben beschriebene herausfordernde Lebensrealität. Diese wird im Folgenden näher mit ihren Bedingungen und Effekten beschrieben.

Simon und Mummendey (1997) argumentieren dabei, dass Individuen, die durch ihre soziale Umwelt stets im Sinne einer bestimmten sozialen Kategorienzugehörigkeit betrachtet und behandelt werden (hier also der Gruppe der Schwarzen und „Fremden“), als Reaktion eine soziale Identität ausbilden, die diesen Aspekt klar beinhaltet. Tatum (1997) beschreibt einen ähnlichen Prozess für US-Amerikaner, diese würden häufig über ihre Hautfarbengruppenzugehörigkeit definiert. Dabei werde die Gruppe von der dominierenden weißen Majorität als untergeordnet definiert. Auf eine Gruppenzugehörigkeit, die stets Klassifizierungsursache mit hoher Bedeutung sei, werde vom Individuum selbst besondere Aufmerksamkeit gerichtet. Übersetzt auf die Gruppe der Afrodeutschen hieße dies, dass die stets von ihrer weißen Außenwelt als schwarz und damit „negativ-anders“ klassifizierten einzelnen Mitglieder der schwarzen Minorität sich - in Folge einer solchen Fremdkategorisierung, Ausgrenzung und Isolationserfahrung - vermutlich mit diesem Aspekt ihrer Person besonders auseinandersetzen müssen. Vermutet wird, dass viele Afrodeutsche beginnen, sich mit ihrem schwarzen Hintergrund und der besonderen Situation ihrer sozialen Gruppe, als deren Mitglied sie sich dann verstehen können, beschäftigen, also Identitätsarbeit „leisten“. Durch die geleistete Identitätsarbeit erwirbt der Einzelne Kenntnisse über die eigene Zugehörigkeit zur sozialen Gruppe der Schwarzen und darüber, welche Rolle die eigene Gruppe im deutschen Gesellschaftsgefüge spielt, und entwickelt eine differenzierte individuelle Wahrnehmung dazu, wie die eigene Gruppe von der weißen Umgebung bewertet wird. Es wird davon ausgegangen, dass auch für Deutschland gilt, dass Personen, die feststellen, dass die eigene (schwarze) Gruppe politisch und wirtschaftlich kaum repräsentiert ist und in den Medien negativ dargestellt wird, ihrer Gruppenmitgliedschaft eine besondere Bedeutung beimessen (Phinney, 1990). Eine wahrgenommene negative Bewertung der eigenen Gruppe durch die weiße Mehrheitsgesellschaft und die Identitätsarbeit befördern vermutlich

die Bildung einer schwarzen Identität. Die von der Majorität negativ definierte Gruppenzugehörigkeit der Minorität wird positiv umbewertet, das Individuum kann sich einer Gruppe zuordnen und sein Anschlussmotiv befriedigen. Der Einzelne kann sich klar einer schwarzen Gruppe als sozialer Identitätskategorie zuordnen und dann möglicherweise eine ausgeprägte emotional hoch bewertete Nähe zur eigenen schwarzen Gruppe entwickeln, die zentral im Identitätsgefüge steht und für das Selbstverständnis von zentraler Bedeutung ist. Es kommt zu einer (positiven) Identifikation mit der eigenen schwarzen Gruppe, die für einige Mitglieder auch einen politisch-emanzipatorischen Aspekt beinhaltet, der sich aus der negativ wahrgenommenen aktuellen Position der Gruppe ableitet.

Dabei unterscheidet sich der Prozess der Bildung einer schwarzen Identität für viele Afrodeutsche von jenen Entwicklungsprozessen, die in anderen Minoritäten vonstatten gehen. Es gibt in vielen anderen Staaten schwarze Minderheiten in weißen Mehrheitsgesellschaften. Im Unterschied zu Deutschland wachsen die Angehörigen in den USA oder Großbritannien jedoch zumeist in Familienverbänden mit Angehörigen gleicher (schwarzer) Hautfarbe auf. Die Bildung einer schwarzen Identität kann über die Sozialisation in einem schwarzen sozialen Umfeld vermittelt werden. Dieser Prozess gilt für Schwarze Deutsche nur bedingt. Hierzulande überwiegt vermutlich ein Prozess, in dem sich das einzelne Individuum mit der Zugehörigkeit zur Gruppe der Schwarzen Menschen in anderer, oben beschriebener Form auseinandersetzt. Es bedarf offenbar einer bewussten Auseinandersetzung, häufig ohne familiäre Vorbilder (vgl. u.a. vgl. Kap. 1.5.5).

Das bedeutet selbstverständlich nicht, dass nicht parallel auch Bedingungen, die in der US-amerikanischen oder britischen schwarzen sozialwissenschaftlichen Forschung als Determinanten einer schwarzen sozialen Identität identifiziert wurden, in Deutschland die Bildung einer schwarzen Identität befördern können, wenn sie existieren. Bestimmte Faktoren in Kindheit, Jugend und frühem Erwachsenenalter entscheiden auch hierzulande mit darüber, ob ein individueller Lösungsweg in Richtung schwarze Gruppenidentität entsteht oder aber eher eine assimilitative Strategie, wie sie oben beschrieben wurde, gewählt wird.

3.3.5 Bedingungsvariablen einer schwarzen Identität

Die internationale empirische Forschung zur schwarzen Identität fokussiert auf unterschiedliche Aspekte und kann in zwei Schwerpunktbereiche gegliedert werden. Einer erfasst die unterschiedlichsten Determinanten einer solchen schwarzen Gruppenidentität, der andere Forschungsstrang beschäftigt sich mit den Korrelaten und Effekten einer schwarzen sozialen Identität (vgl. Demo & Hughes, 1990).

In der internationalen Forschung werden unterschiedliche Faktoren genannt, die die Bildung einer schwarzen Identität (mit)bedingen. Hierzu können das Geschlecht, verschiedene soziale und gesellschaftliche Gegebenheiten, familiäre Bedingungen und Rassismus als mögliche Faktoren unterschieden werden. Es wird für diese Bedingungsfaktoren zunächst der internationale Stand der Forschung referiert, anschließend werden Übertragungen auf die Gruppe der Afrodeutschen vorgenommen, für die bislang keinerlei empirische Daten vorliegen.

3.3.5.1 Geschlecht

Phinney (1990) berichtet über unterschiedliche Studien, die den Einfluss des Geschlechts auf die Ausprägung ethnischer Identitäten – im Verständnis Phinneys damit auch schwarzer Identitäten – nachweisen. Dabei zeigt sich für verschiedene ethnische Gruppen, dass Frauen höhere Werte in der ethnischen Identität aufweisen als Männer, für eine jüdische Minorität in Kanada finden sich jedoch gegenläufige Ergebnisse. Phinney (1990) kommt zu dem Ergebnis, dass diese Studienergebnisse bislang keine klare Aussage zu Geschlechtsunterschieden bei der Bildung einer ethnischen (schwarzen) Identität zulassen.

Für die Gruppe der Afrodeutschen stellt sich die Frage, ob Frauen und Männern sich in der Bildung und Ausprägung einer schwarzen Identität unterscheiden. Phinney (1990, S. 509) spricht von Frauen als „the carriers of ethnic traditions“, demnach müssten afrodeutsche Frauen eine stärker ausgeprägte schwarze Gruppenidentität zeigen als Männer.

3.3.5.2 Sozial-gesellschaftliche Faktoren

Kohorteneffekte

Tizard und Phoenix (2002) berichten aus einer Studie von Korgen aus dem Jahr 1998 von Kohorteneffekten in der schwarzen Identität von schwarzen Amerikanern mit einem weißen Elternteil. So gebe es Identitätsunterschiede, je nach dem, ob Personen vor oder nach 1965 geboren seien. Die jüngere Gruppe tendiert danach eher zur Ausbildung einer doppelten, also schwarz-weißen Gruppenidentität. Offenbar spielen somit auch gesellschaftliche Faktoren eine Rolle, verschiedene Kohorten werden zu unterschiedlichen Zeiten geboren und wachsen unter unterschiedlichen gesellschaftlichen Bedingungen aus. Offenbar spiegeln sich diese Unterschiede auch in der Bildung der Gruppenidentität wider.

Für Deutschland kann auch von einem Unterschied der Ausprägung der schwarzen Identität zwischen Kohorten ausgegangen werden. Die verschiedenen Gruppen von Schwarzen Deutschen wurden in früheren Kapiteln vorgestellt (vgl. Kap. 1.3), vermutet wird dabei vor allem, dass der Isolationsgrad des einzelnen schwarzen Individuums in früheren Jahren höher war, als es beispielsweise heute der Fall ist. Vermutet werden damit in Zusammenhang stehende Unterschiede in der Ausprägung der schwarzen Identität. Die Gruppe der Schwarzen Menschen ist in Deutschland über die Jahre hinweg immer sichtbarer geworden (vgl. Kap. 1.4). Eine Anbindung an Mitglieder der schwarzen deutschen Gemeinschaft ist für jüngere Afrodeutsche leichter zu erreichen, der Isolationsgrad ist vermutlich gegenüber früheren Zeiten gesunken. Die Ausbildung einer schwarzen Identität über die Anbindung an afrodeutsche Gruppen scheint für jüngere Afrodeutsche somit eher möglich als bei Angehörigen älterer Generation der Gruppe.

Sozioökonomischer Status

In anderen Staaten werden Zusammenhänge zwischen Variablen wie dem sozioökonomischen Status und der Ausprägung einer schwarzen Identität untersucht. Für die USA berichtet Sanders Thompson (1991) beispielsweise von Zusammenhängen zwischen sozialer Klasse und Ausbildung der schwarzen Identität. So zeigen sich bei Kindern aus Mittelklassefamilien höhere Ausprägungen der schwarzen Identität als bei Kindern, die aus der Unter- oder Oberschicht stammen. Dort herrscht nach Meinung der Autorin eine eher eurozentristische Sicht

der Gesellschaft vor, die die geringere Ausbildung der schwarzen Identität bedinge. Der Zusammenhang zwischen sozialer Klasse und Identitätsausprägung gilt jedoch nicht für schwarze Erwachsene.

Bildung und Wohnumgebung

Andere von Sanders Thompson (1991) referierte Studien zeigen die Relevanz der Variablen Bildung in den USA. So zeigten höher gebildete schwarze Amerikaner eine ausgeprägtere „racial“ Identität als jene Gruppenangehörigen mit geringerer Bildung.

Für Großbritannien wird von einem Zusammenhang zwischen der Wohnumgebung (rein weiß versus multi-„racial“) und der Ausprägung der auf die Hautfarbe bezogenen Identität berichtet (vgl. Tizard & Phoenix, 2002). Das Aufwachsen in einer so genannten multiracial area steht in positivem Zusammenhang zur Höhe der Ausprägung einer schwarzen Identität.

Für Deutschland kann lediglich vermutet werden, dass das Bildungsniveau der Minderheitenangehörigen ebenfalls in Zusammenhang mit der Entwicklung und Ausprägung einer schwarzen Identität steht. Vor allem die hierzulande zu leistende individuelle Identitätsarbeit erfordert vermutlich eine besondere kognitive Auseinandersetzung mit vielen Inhalten, die bei höherem Bildungsstand eher und leichter umzusetzen sind. Eine schlichte und unreflektierte Übernahme von existierenden Identitätsmodellen ist für Afrodeutsche eher selten möglich.

Auch die Größe und geographische Lage des Wohnortes in Kindheit, Jugend und Erwachsenenalter kann Einfluss nehmen auf Ausbildung und Ausprägung der schwarzen Identität von Afrodeutschen. Vermutet wird, dass ein Umfeld mit einem höheren Anteil von Menschen nicht-weißer Hautfarbe eher zur Bildung einer schwarzen Identität führt als ein rein weißes Umfeld. Vermutet werden Kleinstadt-Großstadt-Unterschiede, aber möglicherweise auch Unterschiede zwischen dem Aufwachsen in neuen und alten Bundesländern.

3.3.5.3 Familiäre Bedingungen

Mit Thompson Sanders (1991b) wird davon ausgegangen, dass der Kontakt zu anderen Schwarzen Menschen Einfluss auf die Ausprägung der Identifikation mit

der Gruppe der Schwarzen hat. Es kann postuliert werden, dass damit auch die Hautfarbenkonstellation in der Herkunftsfamilie in Zusammenhang steht mit der späteren Ausbildung einer schwarzen sozialen Identität.

Johnson (1992) berichtet, dass die Hautfarbe der Mutter Einfluss nimmt auf die Hautfarbenpräferenz der Kinder und ihre Gruppenidentität. Für Schwarze Deutsche kann abgeleitet werden, dass Afrodeutsche Kinder mit einem schwarzen und einem weißen Elternteil eher (leichter) eine schwarze Identität ausbilden, wenn die Mutter schwarz ist. Die Hautfarbe der Mutter, der wichtigsten Sozialisationsinstanz also, hat den Forschungsergebnissen zufolge größeren Einfluss auf die Bildung einer sozialen Identität, die auf die Hautfarbe bezogen ist, als die des Vaters. Es kann davon ausgegangen werden, dass auch schwarze deutsche Kinder sich in jungen Jahren häufig ihrer (weißen) Mutter als nächster Bezugsperson enger zugehörig fühlen. Den Ausführungen früherer Kapitel entsprechend gilt für Afrodeutsche, dass viele Angehörige dieser Gruppe aus der Verbindung einer weißen Mutter und eines schwarzen Vaters stammen. Die Hautfarbe der zumeist wichtigsten Bezugsperson, der Mutter, ist bei Schwarzen Deutschen somit mehrheitlich weiß. Dies dürfte die Identifikation mit der Gruppe der Schwarzen und Bildung einer schwarzen Identität nicht befördern (vgl. Kap. 1.2 und 1.5.5).

Generell wird davon ausgegangen, dass der familiäre Kontext ein Setting ist, welches Selbstbild, Werte und Überzeugungen eines Kindes stark beeinflusst. Durch die innerfamiliäre Sozialisation werden familiäre Normen und Moralvorstellungen übermittelt. Kinder-Eltern-Interaktion, Zugehörigkeitsgefühl, Identifizierung und Modelllernen sind von Bedeutung (vgl. Demo & Hughes, 1990). Rockquemore und Laszloffy (2005) betonen, dass Kinder im familiären Umfeld die wichtigsten und prägendsten Botschaften über ihre eigene Identität erhalten. Die Autorinnen sprechen in Bezug auf die Ausbildung einer Hautfarben-Identität gar von der besonderen Verantwortung Eltern schwarzer Kinder. Mit Carter und Helms (1988) kann davon ausgegangen werden, dass die Sozialisationserfahrung Schwarzer Menschen einen immensen Einfluss auf die Bildung und Ausprägung einer schwarzen Identität im Erwachsenenalter hat. Hierzu zählen elterliche und weitere familiäre Einflüsse, aber auch Bedingungen und Interaktionen in Bildungsinstitutionen und weiteren gesellschaftlichen Kontexten. Demo und Hughes (1990) berichten für die USA nach Durchsicht der Daten des National Black Survey von einem deutlichen Zusammenhang zwischen Inhalten und Botschaften der

elterlichen Sozialisation und der Bildung und Ausprägung einer schwarzen Identität. Jene schwarzen US-Amerikaner, die von ihren Eltern die Botschaft erhielten, alle Menschen, egal welcher Hautfarbe, seien gleich, zeigten eine engere emotionale Anbindung an die eigene Schwarze Gruppe als jene Schwarzen, denen von elterlicher Seite vermittelt wurde, dass sie hart arbeiten müssten, um im Leben zu reüssieren, oder jene schwarzen Amerikaner, denen Weiße als höherwertig dargestellt wurden (vgl. Sanders Thompson, 1995).

Für Deutschland wird davon ausgegangen, dass schwarze Sozialisation in den weißen Familien Afrodeutscher keine oder kaum Bedeutung hat. Das Thema Schwarzsein spielte vor Geburt des afrodeutschen Kindes keinerlei Rolle im Leben der weißen Familienangehörigen. Vermutet werden kann, dass die Hautfarbe hierzulande in vielen Fällen nicht in die Sozialisation einfließt, wie dies für schwarze US-amerikanische Familien berichtet wird. Vermutet wird für Deutschland eher, dass das Thema Hautfarbe durch weiße Familienmitglieder ignoriert wird oder aber zum Teil gar in einer negativen Konnotation erscheint (vgl. Kap. 1.5.2.2 und 1.5.5). Existiert keine schwarze Sozialisation, kann der positive Zusammenhang zwischen dieser und der Ausbildung einer schwarzen sozialen Identität in Deutschland vermutlich nicht gezeigt werden.

Studien zu Menschen mit zwei unterschiedlichen *weißen* ethnischen Hintergründen zeigen, dass bestimmte Faktoren die Präferenz für die eine oder andere ethnische Gruppe und die Identifizierung mit dieser beeinflussen. Rockquemore und Brunson (2002, S. 53) nennen für die Gruppe der Schwarzen das persönliche Wissen über den jeweiligen (schwarzen) ethnischen Hintergrund, den eigenen (von außen eher einer schwarzen oder weißen Gruppe zugeordneten) Nachnamen, aber auch die eigene physische Erscheinung als mögliche Determinanten einer schwarzen Identität. Übertragen auf die Gruppe der Afrodeutschen hieße dies, dass das persönliche Wissen über den eigenen schwarzen Hintergrund Einfluss hat auf die mögliche Ausbildung einer schwarzen Identität. Der Vor- und Nachname Schwarzer Deutscher kann von der weißen Mehrheitsgesellschaft eher als typisch deutsch wahrgenommen werden oder aber einen Klang haben, der mit einem anderen, nicht-deutschen Kulturkreis assoziiert wird. Vermutet wird, dass die sozial geteilte Zuordnung des Namens als typisch deutsch oder aber „ausländisch“ ebenfalls Einfluss nimmt auf die individuelle Auseinandersetzung mit dem eigenen schwarzen Hintergrund und so in Zusammenhang steht mit der Bildung und Ausprägung einer

schwarzen Identität. Nach Rockquemore und Brunson (2002, S. 53) steht auch die Physis in Zusammenhang mit der Ausbildung einer schwarzen Identität. Vermutlich gilt auch für Deutschland, dass, je offensichtlicher eine Person vom von der weißen Mehrheitsgesellschaft gedachten Bild des prototypischen Deutschen entfernt ist, es umso eher zu einer Aufmerksamkeitsleistung und in Konsequenz zu einer eigenen Auseinandersetzung mit dem schwarzen Hintergrund und einer Entwicklung einer schwarzen Identität kommt.

3.3.5.4 Sozialisation im Erwachsenenalter und Identitätsarbeit

Demo und Hughes (1990) gehen davon aus, dass auch Sozialisationsprozesse jenseits des Jugendalters Einfluss auf die Bildung und Ausprägung einer schwarzen Identität haben. Dabei geht es um den Einfluss von Prozessen im Erwachsenenalter, die nicht an kindliche Sozialisationserfahrungen und familiäre Hintergründe gebunden sind. Empirische Forschungsergebnisse deuten darauf hin, dass die Qualität der Interaktion mit Familienangehörigen und Freunden, aber auch religiöses Engagement im US-amerikanischen Raum Einfluss auf die Bildung und Ausprägung einer schwarzen Identität nehmen.

Die Qualität der sozialen Interaktion in der (schwarzen) Familie und mit Freunden steht in positiver Beziehung zu Maßen, die das Empfinden von Nähe zu anderen Schwarzen Menschen und schwarzen Separatismus erfassen (vgl. Demo & Hughes, 1990). Für die USA berichten die Autoren auch von der großen Bedeutung eines Kirchengemeinschafts als Sozialisationsvariable im Erwachsenenalter. Die Kirche bietet Schwarzen Menschen die Möglichkeit, wichtige und von außen respektierte Positionen zu bekleiden, die ihnen in der weiß dominierten Gesellschaft sonst oft verweigert würden. Hier machen der Einzelne Erfahrungen und knüpfen Verbindungen, die die Bewertung der eigenen schwarzen Gruppe positiv erhöhen.

Mit Demo und Hughes (1990) kann davon ausgegangen werden, dass auch oder gerade bei Schwarzen Deutschen Sozialisationsprozesse jenseits des Jugendalters Einfluss auf die Bildung und Ausprägung einer schwarzen Identität haben. Es kann für Deutschland vermutet werden, dass andere Einflussfaktoren eine Rolle spielen als jene, die in empirischen Forschungsergebnissen für die USA von großer Relevanz sind. Die Qualität der Interaktion mit Familienangehörigen und Freunden und religiöses Engagement dürften aufgrund der anderen Lebensrealität für

Afrodeutsche als Bedingungsfaktoren einer schwarzen Identität nicht gleichermaßen im Zentrum stehen. Die Qualität der sozialen Interaktion in der Familie und mit Freunden kann für viele Afrodeutsche nicht (wie in den USA) in positiver Beziehung zu Maßen, die das Empfinden von Nähe zu anderen Schwarzen Menschen und schwarzem Separatismus erfassen, stehen, wenn diese Familienangehörigen und Freunde weiß sind. Dennoch kann für Deutschland vermutet werden, dass viele Afrodeutsche erst im jungen Erwachsenenalter vermehrt mit anderen Schwarzen Menschen in Kontakt treten (können). Den biografischen Schilderungen einiger Schwarzer Deutscher folgend, lernen diese erst nach Ende ihrer Jugendzeit andere Schwarze Menschen kennen. Die Bildung der Community zu Beginn der 1980er Jahre hat dieses Phänomen sicher befördert. Somit wird davon ausgegangen, dass für viele Afrodeutsche gilt, dass der Eintritt in die Schwarze Deutsche Community die Entwicklung einer schwarzen Identität mit befördert hat. Schwarze Rückzugsräume stehen offenbar in Zusammenhang mit der Ausprägung der schwarzen Identität, sie gelten als identitätsstabilisierend. Es kann in Anlehnung an amerikanische Modelle zur Entwicklung der „racial“ Identity davon ausgegangen werden, dass schwarze Rückzugsräume auch für Afrodeutsche eine positive Wirkung auf die Ausbildung und Ausprägung der schwarzen Identität haben. Hierbei sei noch einmal auf die Besonderheit hingewiesen, dass Afrodeutsche - anders als Migranten - nicht in einer schwarzen nationalen Heimatkultur verwurzelt sind und daher zunächst nicht automatisch Anschluss bei Schwarzen (nicht-deutschen) Landsleuten finden.

Viele Afrodeutsche ordnen sich erst im Erwachsenenalter klar einer schwarzen Gruppe zu, es wird davon ausgegangen, dass hier häufig ein Prozess der individuellen Identitätsarbeit geleistet wird; das Individuum erschließt sich in der Adoleszenz oder noch später relevante schwarze kulturelle und politische Inhalte und formiert so eine schwarze soziale Identität.

3.3.5.5 Rassismus

Rassismus in Deutschland wurde in einem früheren Abschnitt beschrieben und eingeordnet (vgl. Kap. 1.5.6).

Sanders Thompson (1991, 1995, 1995) zeigt für den US-amerikanischen Raum in empirischen Studien einen positiven Zusammenhang zwischen wahrgenommenem

Rassismus und Maßen, die zentrale Komponenten einer schwarzen Identität abbilden. Unklar bleibt bei den gefundenen Zusammenhängen, welche Wirkrichtung dahinter steht. So kann das Erleben rassistischer Situationen die Ausbildung einer schwarzen Identität befördern. Umgekehrt könnte - für eine Lebensrealität, wie sie Afrodeutsche vorfinden - angenommen werden, dass erst die Ausbildung einer schwarzen Identität (befördert auch durch eine ausgeprägte Identitätsarbeit) die eindeutige Wahrnehmung von rassistisch geprägten Situationen ermöglicht. Demzufolge kann eine verstärkte Wahrnehmung von Rassismus und Diskriminierung Resultat einer höheren Sensibilität in Folge der Ausbildung einer schwarzen Identität sein.

3.3.6 Effekte einer schwarzen Identität

Nach Phinney und Kohatsu (1997) ist eines der Kernforschungsthemen der ethnischen und „racial“ Identität die Überprüfung des Zusammenhangs der Ausprägung einer solchen sozialen Identität mit Kriterien wie dem Wohlbefinden und der erlebten Lebensqualität von Mitgliedern ethnischer oder „racial“ Minderheiten. Pillay (2005) verdeutlicht, dass unterschiedlichste Variablen mit der schwarzen Identität in Beziehung gesetzt wurden. Empirische Studien zeigen, dass die Ausprägung der „racial“ Identity in den USA und Großbritannien positiv mit Variablen wie Selbstwert und Selbstwirksamkeitsüberzeugung (Hare, 1988; Hughes & Demo, 1989), schulischem Erfolg (Fodham, 1988; Fodham & Ogbu, 1986; Graham, 1994; Hudson, 1991) sowie Studien- und Berufserfolg (Hutchinson, 2001) korreliert. Es zeigen sich deutliche (positive) Zusammenhänge zwischen der Ausprägung der „racial“ Identity und dem Ausmaß an Kompetenzerleben und Wohlbefinden (Phinney, 1990). Es besteht ein negativer Zusammenhang zu depressiver Verstimmtheit (vgl. Phinney, 1990), Schulabbruch, Essstörungen, Drogenmissbrauch und kriminellen Verhalten (vgl. Jones Thomas & Speight, 1999). Variablen wie Stressempfinden korrelieren ebenso wie delinquentes Verhalten negativ mit der Ausprägung der „racial“ Identity (McCreary, Slavin & Berry, 1996). Marks, Settles, Cooke, Morgan und Sellers (2004) nennen Studien, die einen positiven Zusammenhang zwischen der Ausprägung der schwarzen Identität und Maßen psychosozialer Kompetenz belegen. Die Ausbildung einer „racial“ Identity reduziert nach Crocker & Major (1989) die Gefahr der Entwurzelung,

Isolation und Einsamkeit der Mitglieder der Minderheitengruppe, die klar von der Mehrheitsgesellschaft ausgegrenzt werden.

Für eine positive Lebensgestaltung von Schwarzen Menschen, die als Minorität in einer weißen Gesellschaft leben, ist im amerikanischen wie britischen Lebensraum die förderliche Wirkung einer „racial“ Identity als Teil der sozialen Identität somit vielfach empirisch nachgewiesen. Diese Form der sozialen Identität hat offensichtlich viele positive Auswirkungen auf das Erleben und Verhalten. Unklar ist bisher, inwieweit diese Ergebnisse auf Deutschland übertragen werden können.

Für Deutschland stellt sich die Frage, ob die Ausbildung einer schwarzen sozialen Identität auch hier ausschließlich positiv mit Variablen wie Wohlbefinden, Lebensqualität und Selbstwert in Zusammenhang steht. Afrodeutsche, die eine schwarze soziale Identität ausgebildet haben, sind sich der besonderen Rolle ihrer Gruppe in der hiesigen Gesellschaft bewusst. Vermutlich werden sie Rassismus und Diskriminierung stärker wahrnehmen, als es Gruppenangehörige tun, die sich weniger oder kaum mit ihrer Minoritätsposition auseinandergesetzt haben. Schwarze Identität bedeutet somit auch höhere Belastung durch Rassismus bedingten Stress. Einher geht damit eine Zunahme des Erlebens von Distanz gegenüber der deutschen Mehrheitsgesellschaft. Wie bei Migranten dürfte auch hier (zumindest zeitweise) ein Bedürfnis nach Rückzug aus der Mehrheitsgesellschaft hin in eine Community entstehen. Anders als schwarze Briten oder Amerikaner ist diese jedoch nicht im Alltag verfügbar. Vermutet werden kann, dass Afrodeutsche mit schwarzer Identität das Bedürfnis nach Rückhalt in einer schwarzen Gruppe nicht ausreichend befriedigen können und so mit einer psychologischen Herausforderung konfrontiert sind, die sich möglicherweise auch in einem negativen Zusammenhang zwischen schwarzer Identität und Lebenszufriedenheit abbilden könnte.

In den bisherigen Abschnitten wurde die Gruppe der Afrodeutschen im Detail beschrieben und ihre besondere Lebensrealität vorgestellt. Die Theorie der sozialen Identität ist als Bezugsrahmen der theoretischen Überlegungen dargestellt worden, die relevanten theoretischen Konstrukte der Studie wurden präsentiert und eingeordnet. Im folgenden Kapitel werden die konkreten Fragestellungen für die empirische Untersuchung auf Grundlage der bisherigen Überlegungen vorgestellt und erörtert. Es werden Hypothesen formuliert und ein Rahmenmodell entwickelt.

Kapitel 4: Präzisierung der Fragestellungen und Ableitung der Hypothesen

Im folgenden Abschnitt werden die Fragestellungen der Arbeit präzisiert. Zudem werden verschiedene Hypothesen zu den Bedingungsfaktoren und Effekten der Kernkonstrukte national-kulturelle deutsche soziale Identität und schwarze soziale Identität sowie zu deren Zusammenwirken formuliert.

4.1 Präzisierung der Fragestellungen

Die Identität (auch Selbstkonzept oder Selbst) eines jeden Individuums besteht aus verschiedenen Elementen. Die Identität als Gesamtgebilde umfasst, in Form einer kognitiven Abbildung, das gesamte im Langzeitgedächtnis gespeicherte Wissen des Menschen über sich selbst (Herkner, 2001). Unterteilt werden kann die Identität in eine personale und eine soziale Identität. Dabei beinhaltet die personale Identität alle idiosynkratischen Elemente des Selbstkonzeptes. Das Individuum sieht sich in der persönlichen Identität nach Blanz (1999) vor allem „als ein einzigartiges Individuum, das sich von allen anderen Menschen unterscheidet“. Der zweite und für die vorliegende Studie relevante Teil der Identität eines Menschen beinhaltet jene Aspekte, die sich aus der Zugehörigkeit des Einzelnen zu unterschiedlichsten sozialen Kategorien/Gruppierungen ergeben. Dieser Teil wird als soziale Identität des Individuums bezeichnet und steht im Zentrum der Untersuchung.

Die vorliegende empirische Studie stellt die Untersuchung verschiedener sozialer Identitäten von Afrodeutschen in den Mittelpunkt. Diese stehen mit der spezifischen Lebensrealität der Angehörigen dieser Minderheit in Zusammenhang. Einen fruchtbaren Zugang zur Analyse der spezifischen Lebenssituation von Afrodeutschen und deren Effekt auf die Identitätsentwicklung bietet dabei die Theorie der sozialen Identität (S.I.T.) von Tajfel und Turner (Tajfel, 1970, 1982; Tajfel & Turner 1979, 1986).

Eine Grundannahme der Theorie der sozialen Identität ist, dass jedes Individuum ein soziales Kategoriensystem besitzt, das ihm dazu dient, andere Menschen einzuordnen, zu beschreiben und sein Verhalten gegenüber diesen zu steuern. Jedes Individuum ordnet sich selbst ebenfalls einen Platz in seinem sozialen Kategorisierungssystem zu. Dem motivationalen Postulat der Theorie folgend strebt

jeder Mensch nach einem positiven Selbstkonzept und - als Bestandteil dessen - nach einer positiven sozialen Identität. Menschen sind daher bemüht, die Eigengruppe im Vergleich zu anderen Gruppen positiv abschneiden zu lassen, um so auch das eigene individuelle Selbstwertgefühl zu erhalten oder zu stärken (Tajfel & Turner, 1986) (vgl. Kap. 2.2).

Obwohl in Deutschland als Deutsche geboren, aufgewachsen und sozialisiert, hierzulande beheimatet und somit eindeutig Träger der deutschen national-kulturellen Werte und Normen, werden Schwarze Deutsche von ihrer Umgebung, ihren (weißen) Landsleuten also, zumeist nicht als deutsche Mitbürger wahrgenommen. Ein physisches Merkmal, die Pigmentierung der Haut, verhindert, dass Schwarze Deutsche zu selbstverständlichen Mitgliedern ihrer heimatlichen Gesellschaft werden (vgl. Mecheril, 1994; Mazón & Steingröver, 2005). Afrodeutsche werden von der weißen deutschen Mehrheit der (richtigen) sozialen Kategorie „schwarz“ zugeordnet, die mit der (falschen) Kategorie „(migrierte/r) Afrikaner/-in“ gleichgesetzt wird. Die Kategorie „Afrikaner/-in“ hat aus Sicht der weißen Mehrheitsgesellschaft keine Schnittmenge mit der Kategorie „deutsch“ (vgl. Asante, 1996; Wright, 2004; Mazón & Steingröver, 2005). Die sozialen Kategorisierungen stehen in enger Verbindung mit Bewertungen. Die Kategorie „Inländer“ ist in der sozialen Wahrnehmung einer Mehrheit der Deutschen positiv besetzt, die Kategorie „Ausländer“ geht in der deutschen Gesellschaft häufig mit negativen Bewertungen einher (Mitulla, 1996). Schwarzen Deutschen wird die Zugehörigkeit zu einer als elementar und selbstwertdienlich beschriebenen sozialen Gruppe, der deutschen national-kulturellen, verweigert (Billig, 1995, Mummendey & Simon, 1997, Bornwasser & Wakenhut, 1999, Cohrs, 2005). Sie werden einer im Wertekanon untergeordneten Gruppe zugeordnet, der Gruppe der Ausländer. Hinzu kommt die wahrgenommene Be- und Abwertung als Schwarzer Mensch, die von Stereotypen, Diskriminierung und Rassismus durch die „eigenen“ (weißen) Landsleute, das „eigene“ Volk geprägt ist (vgl. z.B. Mecheril, 1994; Sow, 2008) (vgl. Kap. 1.5).

In der Studie wird unter anderem der Frage nachgegangen, welche psychologisch relevanten Prozesse diese (national-kulturellen) Fehlkategorisierungen, erfahrene Ausgrenzung und Abwertung bei den Angehörigen der betroffenen Gruppe, den Schwarzen Deutschen, auslösen. Im Fokus der Untersuchung stehen dabei die deutsche national-kulturelle und die schwarze soziale Identität (vgl. Kap. 3.1 und

3.3). Es wird der Frage nachgegangen, inwieweit und unter welchen Bedingungen Schwarze Deutsche eine deutsche national-kulturelle soziale Identität und/oder eine schwarze soziale Identität ausbilden. Der Theorie der sozialen Identität entsprechend muss davon ausgegangen werden, dass die Ausbildung einer deutschen national-kulturellen sozialen Identität durch die Fremdwahrnehmung als Ausländer durch die weiße Mehrheitsgesellschaft für Mitglieder der schwarzen deutschen Minderheit zumindest erschwert wird. Überprüft wird auch, inwieweit und unter welchen Bedingungen Afrodeutsche trotz offensichtlich meist fehlender schwarzer Referenzgruppe und distinkter schwarzer Community in Kindheit und Jugend eine schwarze, also eine auf ihre Hautfarbe bezogene, Identität ausbilden. Hierbei wird insbesondere analysiert, ob die Umbewertung der oben beschriebenen negativen Kategorienzuordnung durch Ausprägung einer schwarzen sozialen Identität (reaktive Gruppenidentität) eine erfolgreiche Möglichkeit der Spannungsreduktion darstellen kann (vgl. Hutnik, 1992; Hall, 1991, 1993).

Neben diesen beschriebenen Kernkonstrukten, der deutschen national-kulturellen und schwarzen Identität, die erfasst und auch in ihrer Wechselwirkung vorgestellt und untersucht werden, werden theoretisch hergeleitete Entwicklungsbedingungen und Effekte einer schwarzen Identität überprüft. Die Studie untersucht Faktoren, die Einfluss auf Ausprägungsrad und –qualität der schwarzen Identität nehmen können. Empirisch erfasst werden hierzu unterschiedliche mögliche Bedingungsvariablen wie die wahrgenommene Akzeptanz im familiären Umfeld, das Isolationsempfinden in Kindheit und Jugend oder das Vorhandensein schwarzer Personen im Umfeld während der Kindheit und Adoleszenz. Auch soziodemographische Variablen zur Abbildung des Backgrounds in Kindheit und Adoleszenz werden als potenzielle Bedingungsvariablen erhoben und mit dem Konstrukt der schwarzen Identität in Beziehung gesetzt. Weiterhin werden Variablen erhoben, die mögliche Effekte einer vorhandenen schwarzen Identität erfassen, hierzu zählen globale Lebenszufriedenheit und Selbstwertgefühl. Auch rassistische Erfahrungen von Schwarzen Deutschen und das gewählte Eigenlabel Afrodeutscher zur Beschreibung der Zugehörigkeit zur Gruppe der Schwarzen werden erstmals empirisch erfasst und hinsichtlich ihrer Zusammenhänge mit anderen Konstrukten untersucht.

4.2 Hypothesen

Im folgenden Abschnitt werden zunächst die Hypothesen abgeleitet, die sich auf die Entwicklung, Ausprägung und Effekte der national-kulturellen deutschen Identität beziehen. Es werden dann jene Hypothesen zur Entwicklung, Ausprägung und den Effekten einer schwarzen Identität hergeleitet. Im Folgenden werden dann die beiden sozialen Identitäten in ihrer Wechselwirkung erläutert und die entsprechenden Hypothesen formuliert. Abschließend werden die verschiedenen Konstrukte in einem komplexen hypothetischen Wirkmodell zueinander in Beziehung gesetzt.

4.2.1 Hypothesen zu Entwicklung, Ausprägung und Effekten einer national-kulturellen deutschen Identität

Afrodeutschen wird die Zugehörigkeit zu ihrer national-kulturellen deutschen Gruppe von der weißen Mehrheitsgesellschaft vielfach abgeschrieben. Der Theorie der sozialen Identität folgend, kann sich eine soziale Identität – hier die deutsche national-kulturelle – nur dann voll ausbilden, wenn Selbst- und Fremdkategorisierung in die entsprechende Kategorie übereinstimmen. Es kann daher davon ausgegangen werden, dass die Fremdkategorisierung als nicht-deutsch zu einer Reduzierung der Identifikation mit der eigenen nationalen Gruppe führt. Mit Hutnik (1991) wird zudem davon ausgegangen, dass Afrodeutsche als Mitglieder einer Minorität, die einen inferioren Status gegenüber Mitgliedern der weißen Mehrheit hat, nicht selbstverständlich eine deutsche nationale Identität ausbilden (vgl. Kap. 2.5).

Da keine Vergleichsstudie für die deutsche Gesamtbevölkerung mit identischer Erfassung der deutschen kulturellen Identität vorliegt, kann der postulierte Unterschied in der Ausprägung der Identität im Vergleich zur weißen deutschen Mehrheit nicht empirisch geprüft werden. Geprüft werden kann jedoch, welche sozialen, familiären und personalen Merkmale mit der Ausprägung der deutschen national-kulturellen Identität in Zusammenhang stehen.

Den Berichten Betroffener folgend, fühlen sich manche Afrodeutsche selbst in der eigenen Familie nicht vollständig zugehörig und akzeptiert. Auch hier erleben einige Schwarze Deutsche Ausgrenzung (vgl. Oguntoye, Opitz, Schulz, 1984). Es wird vermutet, dass diese mangelnde Akzeptanz Auswirkung auf das eigene

Zugehörigkeitsgefühl zur (weißen) nationalen deutschen Referenzgruppe hat, die als Ausgangspunkt der Entwicklung einer deutschen kulturellen Identität gilt. Analog den Ausführungen von Tizard und Phoenix (2002, S. 193) für ein britisches Sample wird vermutet, dass viele Schwarze Deutsche sich aufgrund des wahrgenommenen Ausschlusses weniger stark mit der deutschen Gesellschaft identifizieren und sich ihr in geringerem Maße zugehörig fühlen, als dies ihre weißen Landsleute tun. Auch nach Ayim (1995) fühlen sich viele Afrodeutsche als Fremdkörper in ihrer eigenen Heimat (vgl. Kap. 1.5.2).

Der weiße Elternteil und die restliche weiße Familie - Minisegmente der Mehrheitsgesellschaft – repräsentieren in einigen Familien den Ausschluss durch die soziale weiße deutsche Umwelt, hier im privaten Bezug. Es wird daher davon ausgegangen, dass die Akzeptanz durch den weißen Elternteil und die weitere weiße Familie in Zusammenhang mit der Ausprägung einer deutschen kulturellen Identität in Zusammenhang steht.

Hypothese 1: Die Akzeptanz durch den weißen Elternteil steht in positivem Zusammenhang mit der Ausprägung der deutschen national-kulturellen (sozialen) Identität.

Hypothese 2: Die Akzeptanz durch die restliche weiße Familie steht in positivem Zusammenhang mit der Ausprägung der deutschen national-kulturellen (sozialen) Identität.

Mit Cohrs (2005) wird davon ausgegangen, dass sich die Zugehörigkeit zu einer nationalen Gruppe positiv auf den Selbstwert des Individuums auswirken kann. Die Zugehörigkeit zur national-kulturellen deutschen Gruppe kann - Theorie der sozialen Identität entsprechend - genutzt werden, um den eigenen Selbstwert zu erhöhen, wenn die Gruppe statushoch bewertet wird (vgl. Nick, 2002). Zudem befriedigt die Anbindung an die national-kulturelle Gruppe das Motiv nach Zugehörigkeit, Schutz und Sicherheit (vgl. Bornwasser, 1994), eine Form des Wohlbefindens kann entstehen. Hat eine Person eine national-kulturelle Identität entwickelt, so ist diese vermutlich auch ihrer Lebenszufriedenheit zuträglich (vgl. Kap. 3.1.3). Dies dürfte dann auch für Schwarze Deutsche gelten.

Hieraus leiten sich die folgenden Hypothesen ab.

Hypothese 3: Eine deutsche national-kulturelle (soziale) Identität steht in positivem Zusammenhang mit dem Selbstwert.

Hypothese 4: Eine deutsche national-kulturelle (soziale) Identität steht in positivem Zusammenhang mit der Lebenszufriedenheit.

In verschiedenen Studien wird der Einfluss des Geschlechts auf die Ausprägung der national-kulturellen Identität erfasst. Häufig wird davon ausgegangen, dass Frauen eine höhere Ausprägung der ethnischen und national-kulturellen Identität aufzeigen (Phinney, 1990). Es stellt sich für die afrodeutsche Minderheit die Frage, ob die besondere Eltern-Konstellation Afrodeutscher – weiße deutsche Mutter und schwarzer Vater – mögliche Unterschiede in der Ausprägung der deutschen national-kulturellen oder schwarzen Identität zwischen Frauen und Männern bedingt. So geht Sow (2008) davon aus, dass weiße Mütter Söhnen gegenüber häufiger negative Gefühle hätten, da sie negative Gefühle dem Partner gegenüber auf diese übertragen (vgl. Kap. 1.5.2.2). An dieser Stelle wird der Zusammenhang zwischen dem Geschlecht und der deutschen national-kulturellen Identität formuliert. Auf eine gerichtete Hypothese wird verzichtet.

Hypothese 5: Frauen und Männer unterscheiden sich bezüglich der Höhe der Ausprägung ihrer deutschen national-kulturellen Identität.

4.2.2. Hypothesen zu Entwicklung, Ausprägung und Effekten einer schwarzen Identität

Schwarzen Deutschen wird die Zugehörigkeit zu ihrer als selbstwertdienlich beschriebenen national-kulturellen Gruppe häufig von außen abgeschrieben. Zudem werden Afrodeutsche fälschlicherweise der sozialen Kategorie „Ausländer“ zugeordnet, der sie nicht angehören, die jedoch mit negativen Bewertungen einhergeht (vgl. Kap. 1.5.3). Hieraus müsste – der Theorie der sozialen Identität zufolge – ein aversiver emotionaler Zustand entstehen, der durch die Ausbildung einer reaktiven Gruppenidentität, die sich auf das Merkmal der Ausgrenzung bezieht, reduziert werden kann (vgl. Hall, 1991; Hutnik, 1992). Afrodeutsche nehmen wahr, dass sie sich im Merkmal „Hautfarbe“ von der Mehrheit ihrer Landsleute unterscheiden. Sie erfahren, dass das Merkmal als Wahrnehmungs- und Bewertungskategorie für ihre Außenwelt von hoher Wichtigkeit ist. Daher kann davon ausgegangen werden, dass einige Afrodeutsche dieses Merkmal somit ebenfalls zur Selbstdefinition nutzen und sich mit ihrer Gruppe identifizieren. Die internationale Forschung zur schwarzen Identität zeigt, dass in der sozialen Identität

Schwarzer Menschen in weißen Mehrheitsgesellschaften, den USA oder Großbritannien beispielsweise, die Hautfarbe eine Rolle spielt und meist fester Bestandteil der Identität ist (vgl. Aries & Morehead, 1989).

Es wird dabei davon ausgegangen, dass die schwarze Identität als mehrdimensionales Konstrukt verschiedene Facetten beinhaltet. So ist sie beispielsweise in aktuellen Modellen wie dem Multidimensional Model of African American Racial Identity (Sanders Thompson, 1992, 1994) oder im Multidimensional Model of Racial Identity (Sellers et al., 1998, b) beschrieben. Den Ausführungen in früheren Kapiteln folgend, gibt es einen Kernaspekt der schwarzen Identität, der sich auf eine emotionale Verbundenheit mit der eigenen Schwarzen Gruppe bezieht (Multidimensional Model of African American Racial Identity) und die Bedeutung (Zentralität) dieses Aspekts im eigenen Selbstkonzept betont (Multidimensional Model of Racial Identity). In beiden Dimensionen ist jeweils auch ein Aspekt enthalten, der eine politisch-emanzipatorische Haltung beschreibt und als Form der politischen schwarzen Identitätsdimension verstanden werden kann. Zudem beinhaltet die schwarze Identität eine Facette, die die wahrgenommene Außensicht durch die Mehrheitsgesellschaft, also die wahrgenommene Bewertung der Ingroup (Gruppe der Schwarzen) durch die Outgroup (Gruppe der weißen Deutschen), den „Public Regard“, beleuchtet. Die Public-Regard-Komponente der schwarzen Identität drückt also die Wahrnehmung des Individuums aus, wie die eigene schwarze Gruppe von der (weißen) Außenwelt beurteilt wird. Hohe Werte indizieren eine positive Sicht, niedrige Werte stehen für eine eher negativ wahrgenommene Außensicht auf die eigene Gruppe (vgl. Kap. 3.3.3).

Wahrgenommene Akzeptanz durch die weiße Familie und schwarze Identität

Das Absprechen einer Zugehörigkeit zur nächsten sozialen Gruppe der (weißen) Deutschen befördert, den obigen Ausführungen entsprechend, vermutlich die Bildung einer auf das Ausschlussmerkmal (Hautfarbe) bezogenen schwarzen Identität und eine niedrige Ausprägung der Public-Regard-Komponente der schwarzen Identität. Die Höhe der Akzeptanz durch den weißen Elternteil und die restliche weiße Familie – als Repräsentanten der Mehrheitsgesellschaft – wird als Indikatoren für die Akzeptanz oder aber den Ausschluss durch die soziale weiße deutsche Umwelt verstanden. Mangelnde Akzeptanz deutet auf Ausschluss aus der nächsten Bezugsgruppe hin. Die wahrgenommene Akzeptanz durch den weißen

Elternteil und die weitere weiße Familie steht demnach in Zusammenhang mit der Ausprägung der schwarzen Identität. Hieraus ergeben sich folgende Hypothesen für die vorliegende Gruppe.

Hypothese 6: Die wahrgenommene Akzeptanz durch den weißen Elternteil in Kindheit und Jugend steht in negativem Zusammenhang mit der Ausprägung der emotional-zentralen Komponente der schwarzen Identität: Je geringer die Akzeptanz durch den weißen Elternteil in Kindheit und Jugend, desto höher die Ausprägung der emotional-zentralen schwarzen Identität.

Hypothese 7: Die wahrgenommene Akzeptanz durch die restliche weiße Familie in Kindheit und Jugend steht in Zusammenhang mit der Ausprägung der emotional-zentralen Komponente der schwarzen Identität: Je geringer die Akzeptanz durch die restliche weiße Familie in Kindheit und Jugend, desto höher die Ausprägung der emotional-zentralen schwarzen Identität.

Hypothese 8: Die wahrgenommene Akzeptanz durch den weißen Elternteil in Kindheit und Jugend steht in Zusammenhang mit der Ausprägung der Public-Regard-Komponente der schwarzen Identität: Je geringer die Akzeptanz durch den weißen Elternteil in Kindheit und Jugend, desto negativer wird die Bewertung der Gruppe der Schwarzen durch die weiße Mehrheitsgesellschaft wahrgenommen (Public-Regard-Komponente der schwarzen Identität).

Hypothese 9: Die wahrgenommene Akzeptanz durch die restliche weiße Familie in Kindheit und Jugend steht in Zusammenhang mit der Ausprägung der Public-Regard-Komponente der schwarzen Identität: Je geringer die Akzeptanz durch die restliche weiße Familie in Kindheit und Jugend, desto negativer wird die Bewertung der Gruppe der Schwarzen durch die weiße Mehrheitsgesellschaft wahrgenommen (Public-Regard-Komponente der schwarzen Identität).

Isolationsempfinden und schwarze Identität

Isolationsempfinden resultiert aus der Wahrnehmung, an die Hautfarbe gebundene Konsequenzen als einzelnes Individuum zu erleben und keine anderen Personen zu kennen, denen Gleiches widerfährt. Wer keine anderen Individuen kennt, denen es ähnlich ergeht, fühlt sich isoliert. Isolationsempfindungen beziehen sich auf die Zahl der eigenen Gruppenmitglieder im Umfeld, also auf den Aspekt des Aufwachsens in Vereinzelung als schwarzes Individuum (vgl. z.B. Ayim, 1995; Blackshire-Belay, 1996; Kantara, 2000; Ani, 2003; Wright, 2004; Adams, 2005) (vgl. Kap. 1.5.4). Den theoretischen Annahmen folgend, befördert eine solche Isolationsempfindung die Bildung einer schwarzen Identität, weil sich jener Aspekt im Selbstbild festigt, der Ursache des Isolationsempfindens ist (vgl. Simon & Mummendey, 197; Rockquemore & Brunnsma, 2002).

Diskutiert werden könnte allerdings auch, ob ein Isolationsempfinden, als Folge der Vereinzelung als Schwarzer Mensch, der Bildung einer schwarzen Identität entgegensteht, da Rollenvorbilder zur Übernahme dieses Identitätsaspektes fehlen.

Den theoretischen Annahmen folgend, wird für die Gruppe der Afrodeutschen davon ausgegangen, dass Isolationsempfinden und schwarze Identität in einem positiven Zusammenhang stehen. Hieraus ergeben sich folgende Hypothesen.

Hypothese 10: Das Isolationsempfinden in Kindheit und Jugend steht in positivem Zusammenhang mit der Ausprägung der emotional-zentralen Komponente der schwarzen Identität, d.h. je höher das Isolationsempfinden in Kindheit und Jugend, desto höher die Ausprägung der emotional-zentralen Komponente der schwarzen Identität.

Hypothese 11: Das Isolationsempfinden in Kindheit und Jugend steht in negativem Zusammenhang mit der Ausprägung der Public-Regard-Komponente der schwarzen Identität, d.h. je höher das Isolationsempfinden in Kindheit und Jugend, desto negativer wird die Bewertung der Gruppe der Schwarzen durch die weiße Mehrheitsgesellschaft wahrgenommen (Public-Regard-Komponente der schwarzen Identität).

Hypothese 12: Das Isolationsempfinden in Kindheit und Jugend steht in positivem Zusammenhang mit der Ausprägung der politisch-emanzipatorischen Komponente der schwarzen Identität, d.h. je höher das Isolationsempfinden in Kindheit und Jugend, desto höher die Ausprägung der politisch-emanzipatorischen Komponente der schwarzen Identität.

Identitätsarbeit (Ethnic Identity Achievement) und schwarze Identität

Vermutet wird, dass sich der Identitätsbildungsprozess von Schwarzen Deutschen von dem schwarzer Individuen in Gesellschaften mit selbstverständlich vorhandenen schwarzen Familienbezügen unterscheidet – Afrodeutsche wachsen meist als Schwarzer Mensch in Vereinzelung auf. Sie können daher häufig - anders als beispielsweise schwarze Amerikaner, die innerhalb schwarzer Familienverbände groß werden - nicht eine schwarze Identität einfach und selbstverständlich übernehmen. Für viele Schwarze Deutsche gilt vermutlich, dass sie sich eine solche Form der Identität zunächst selber „erarbeiten“ müssen. Afrodeutsche können sich im Sinne Phinneys (1990) über die Information und Reflexion zu ihrem schwarzen Hintergrund ein eigenes ‚erwachsenes‘ klares Verständnis der Zugehörigkeit zur Gruppe der Schwarzen aneignen. Es wird vermutet, dass sich Afrodeutsche aufgrund ihrer ganz besonderen, von weißen Personen dominierten Sozialisationsbedingungen in einer überwiegend weißen Umgebung und Referenzkultur eine schwarze Identität selbst in Form einer Identitätsarbeit bewusst aneignen müssen (vgl. Kap. 1.5.5.2 und 3.3.3.1). Möglicher Zielpunkt ist dem theoretischen Denkansatz Phinneys (1990) folgend das Erreichen der Stufe der „Achieved Identity“.

Es wird davon ausgegangen, dass ein positiver Zusammenhang zwischen der Erarbeitung von Kenntnissen zum eigenen Gruppenhintergrund, der Identitätsarbeit also, und der Ausprägung der schwarzen Identität besteht. Vermutet wird auch, dass ein Zusammenhang zwischen dem klaren, erarbeiteten Verständnis der Zugehörigkeit zur Minderheitsgruppe (ausgeprägte Identitätsarbeit) und einem politischen Engagement besteht. Afrodeutsche, die sich bewusst mit der besonderen historischen, kulturellen und politischen Situation Schwarzer Menschen auseinandergesetzt haben, sind sich der besonderen, nachteiligen gesellschaftspolitischen Position der schwarzen Minderheit bewusst und nehmen so

die Notwendigkeit einer Veränderung wahr. Vermutlich steigert dies das Bedürfnis nach Engagement in einer Interessensvertretung.

Hypothese 13: Es besteht ein positiver Zusammenhang zwischen dem Ausmaß der Erarbeitung eines Wissens zum eigenen schwarzen Hintergrund (Identitätsarbeit) und der Ausprägung einer emotional-zentralen Facette der schwarzen sozialen Identität, d.h. je stärker ausgeprägt die Identitätsarbeit, desto höher die Ausprägung der emotional-zentralen Facette der schwarzen Identität.

Hypothese 14: Es besteht ein negativer Zusammenhang zwischen der Identitätsarbeit und der Ausprägung des Public Regard, also der Einschätzung, wie Schwarze Menschen durch die weiße Mehrheitsgesellschaft wahrgenommen werden, d.h. je höher die angegebene Identitätsarbeit, desto stärker wird wahrgenommen, dass Schwarze Menschen von ihrer weißen Umgebung eher negativ gesehen werden.

Hypothese 15: Es besteht ein positiver Zusammenhang zwischen dem Ausmaß der Erarbeitung eines Wissens zum eigenen schwarzen Hintergrund (Identitätsarbeit) und der Ausprägung einer politisch-emanzipatorischen Form der schwarzen Sozialen Identität, d.h. je höher die angegebene Identitätsarbeit, desto höher die Ausprägung der politisch-emanzipatorischen Form der schwarzen Identität.

Hypothese 16: Es besteht ein positiver Zusammenhang zwischen dem Ausmaß der Erarbeitung eines Wissens zum eigenen schwarzen Hintergrund (Identitätsarbeit) und dem Engagement in einer Interessensvertretung Schwarzer Menschen.

Schwarze Referenzgruppe und schwarze Identität

Die internationale schwarze sozialwissenschaftliche Forschung betont die Bedeutung einer schwarzen Referenzgruppe für die Entwicklung einer schwarzen Identität, der Kontakt zu anderen Schwarzen Menschen ist hierfür förderlich (vgl. Sanders Thompson, 1991, b; Tizard & Phoenix, 2002). Britischen Studien zufolge hat das Wohnumfeld in Kindheit und Jugend einen Einfluss auf die Ausbildung

einer auf die Hautfarbe bezogenen Identität. Der Anteil Schwarzer Menschen und/oder People of Color steht offenbar im positiven Zusammenhang mit der Ausprägung der schwarzen Identität (vgl. Tizard & Phoenix, 2002; Rockquemore & Brunson, 2002) (vgl. Kap. 3.3.5). Als schwarzer Bezug fungieren vermutlich nicht nur klar sichtbare Communities, sondern auch einzelne schwarze Erwachsene (beispielsweise der Elternteil), gleichaltrige Familienmitglieder oder Peers.

Vermutet wird - analog US-amerikanischen Studienergebnissen - dass es von Bedeutung ist, ob ein Afrodeutscher im familiären und näheren sozialen Umfeld mit oder ohne weitere schwarze Angehörige aufwächst (vgl. Sanders Thompson, 1991b). Es wird davon ausgegangen, dass eine schwarze Referenzgruppe, ein schwarzes soziales Umfeld in Kindheit und Jugend, die Bildung einer schwarzen Identität befördert. Dies gilt sicher auch für Lebensabschnitte, in denen Afrodeutsche außerhalb Deutschlands, möglicherweise in einem Land mit einem höheren Anteil schwarzer Menschen, aufgewachsen sind. Hieraus ergibt sich für Schwarze Deutsche folgende Hypothese.

Hypothese 17: Afrodeutsche, die während ihrer Kindheit und Jugend mit einem schwarzen Elternteil aufwachsen, haben eine höhere Ausprägung der emotional-zentralen Komponente der schwarzen Identität als Afrodeutsche, die ohne schwarzen Elternteil auf- und herangewachsen sind.

Hypothese 18: Je häufiger Afrodeutsche während ihrer Kindheit und Jugend Kontakt zu anderen schwarzen Gleichaltrigen hatten, desto höher ist die Ausprägung der emotional-zentralen Komponente der schwarzen Identität.

Hypothese 19: Es besteht ein Zusammenhang zwischen dem Anteil Schwarzer Menschen im eigenen Wohnumfeld während Kindheit und Jugend und der Ausprägung der emotional-zentralen schwarzen Identität, d.h. je mehr Schwarze Menschen in Kindheit und Jugend im Wohnumfeld präsent waren, desto höher ist die Ausprägung der emotional-zentralen schwarzen Identität.

- Hypothese 20: Es besteht ein Zusammenhang zwischen dem Anteil Schwarzer Menschen im eigenen Wohnumfeld während Kindheit und Jugend und der Ausprägung der Public-Regard-Komponente schwarzen Identität, d.h. je mehr Schwarze Menschen in Kindheit und Jugend im Wohnumfeld präsent waren, desto niedriger ist die Ausprägung der Public-Regard-Komponente der schwarzen Identität.
- Hypothese 21: Es besteht ein Zusammenhang zwischen dem Anteil Schwarzer Menschen im eigenen Wohnumfeld während Kindheit und Jugend und der Ausprägung der politisch-emanzipatorischen Komponente der schwarzen Identität, d.h. je mehr Schwarze Menschen in Kindheit und Jugend im Wohnumfeld präsent waren, desto höher ist die Ausprägung der politisch-emanzipatorischen Komponente der schwarzen Identität.
- Hypothese 22: Afrodeutsche, die während ihrer Kindheit und Jugend auch in einem Land mit einem höheren Anteil Schwarzer Menschen als in Deutschland aufgewachsen sind, haben eine höhere Ausprägung der emotional-zentralen Komponente der schwarzen Identität als Afrodeutsche, die ausschließlich hierzulande aufwuchsen.
- Hypothese 23: Afrodeutsche, die während ihrer Kindheit und Jugend auch in einem Land mit einem höheren Anteil Schwarzer Menschen als in Deutschland aufgewachsen sind, haben eine niedrigere Ausprägung der Public Regard Komponente der schwarzen Identität als Afrodeutsche, die ausschließlich hierzulande aufwuchsen.
- Hypothese 24: Afrodeutsche, die während ihrer Kindheit und Jugend auch in einem Land mit einem höheren Anteil Schwarzer Menschen als in Deutschland aufgewachsen sind, haben eine höhere Ausprägung der politisch-emanzipatorischen Komponente der schwarzen Identität als Afrodeutsche, die ausschließlich hierzulande aufwuchsen.

Qualität der Bindung an eine schwarze Referenzgruppe und schwarze Identität

Die internationale Forschung zur Lebensrealität Schwarzer Menschen mit einem schwarzen und einem weißen Elternteil verdeutlicht die Bedeutung der Qualität der

Beziehungen zu schwarzen und weißen (Bezugs-)Personen in Kindheit und Jugend für die spätere Selbstwahrnehmung und -identifizierung als schwarzer Minderheitenangehöriger. Rockquemore und Brunson (2002) führen in diesem Zusammenhang das Konzept der Push- und Pull-Faktoren ein. Es wird davon ausgegangen, dass die Qualität der Bindung an eine schwarze oder weiße Bezugsperson Einfluss auf die Identifizierung mit der Gruppe und die Ausbildung der schwarzen Identität nimmt. Eine positive Bindungsqualität zu Schwarzen Menschen erhöht demnach die spätere Identifizierung mit der Gruppe der Schwarzen. Die Qualität der Beziehung zu den Elternteilen und Bezugspersonen wird auch darüber deutlich, welchem Elternteil sich der Befragte in Kindheit und Jugend stärker zugehörig gefühlt hat. Auch die wahrgenommene Akzeptanz durch den schwarzen Elternteil und die weiteren Mitglieder der schwarzen Familie wird in der vorliegenden Studie als Indikator der Beziehungsgüte verstanden (vgl. Kap. 1.5.5.3.1).

Hieraus ergeben sich die folgenden Hypothesen.

Hypothese 25: Fühlt sich ein Individuum in Kindheit und Jugend eher einer schwarzen Bezugsperson zugehörig, so ist seine schwarze emotional-zentrale Identität höher, als wenn es sich in Kindheit und Jugend eher seinem weißen Elternteil zugehörig fühlt.

Hypothese 26: Fühlt sich ein Individuum in Kindheit und Jugend eher einer schwarzen Bezugsperson zugehörig, so ist seine Public-Regard-Komponente der Identität höher, als wenn es sich in Kindheit und Jugend eher seinem weißen Elternteil zugehörig fühlt

Hypothese 27: Die wahrgenommene Akzeptanz durch den schwarzen Elternteil in Kindheit und Jugend steht in Zusammenhang mit der Ausprägung der emotional-zentralen Komponente der schwarzen Identität: Je höher die Akzeptanz durch den schwarzen Elternteil in Kindheit und Jugend, desto höher die Ausprägung der emotional-zentralen schwarzen Identität.

- Hypothese 28: Die wahrgenommene Akzeptanz durch den schwarzen Elternteil in Kindheit und Jugend steht in Zusammenhang mit der Ausprägung der Public-Regard-Komponente der schwarzen Identität: Je höher die Akzeptanz durch den schwarzen Elternteil in Kindheit und Jugend, desto geringer die Ausprägung der Public-Regard-Komponente der schwarzen Identität.
- Hypothese 29: Die wahrgenommene Akzeptanz durch die restliche schwarze Familie in Kindheit und Jugend steht in Zusammenhang mit der Ausprägung der emotional-zentralen Komponente der schwarzen Identität: Je höher die Akzeptanz durch die restliche schwarze Familie in Kindheit und Jugend, desto höher die Ausprägung der emotional-zentralen schwarzen Identität.
- Hypothese 30: Die wahrgenommene Akzeptanz durch die restliche schwarze Familie in Kindheit und Jugend steht in Zusammenhang mit der Ausprägung der Public-Regard-Komponente der schwarzen Identität: Je höher die Akzeptanz durch die restliche schwarze Familie in Kindheit und Jugend, desto geringer die Ausprägung der Public-Regard-Komponente der schwarzen Identität.

Schwarze Sozialisation und schwarze Identität

Für die USA gilt eine schwarze Sozialisation schwarzer Kinder als wichtiger und fester Bestandteil der Erziehungspraxis und wird in direktem Zusammenhang mit der Bildung und Ausprägung einer schwarzen Identität genannt. Elterliche Botschaften zur Hautfarbe stehen danach in direkter Verbindung mit der späteren schwarzen Identität als Teil des Selbst (vgl. z.B. Stevenson & Davis, 2004) (vgl. Kap. 1.5.5.3.2 und 3.3.5). Vermutet wird, dass ein solcher Zusammenhang auch auf Deutschland übertragbar ist. Dabei wird allerdings davon ausgegangen, dass eine solche Sozialisation für Afrodeutsche eher Ausnahme als Regel war und ist. Es ergeben sich die folgenden Hypothesen.

Hypothese 31: Es besteht ein Zusammenhang zwischen der „racial“ Sozialisierung von Afrodeutschen und der Ausprägung der emotional-zentralen Komponente der schwarzen Identität. Je ausgeprägter die Sozialisation in Bezug auf die Hautfarbe, desto höher die Ausprägung der emotional-zentralen schwarze Identität.

Hypothese 32: Es besteht ein Zusammenhang zwischen der „racial“ Sozialisierung von Afrodeutschen und der Ausprägung der Public-Regard-Komponente (wahrgenommene Außensicht auf die Gruppe) der schwarzen Identität. Je ausgeprägter die Sozialisation in Bezug auf die Hautfarbe, desto negativer wird die Bewertung der Gruppe der Schwarzen durch die weiße Mehrheitsgesellschaft wahrgenommen (Public-Regard-Komponente der schwarzen Identität).

Hypothese 33: Es besteht ein Zusammenhang zwischen der „racial“ Sozialisierung von Afrodeutschen und der Ausprägung der politisch-emanzipatorischen Komponente der schwarzen Identität. Je höher die Sozialisation in Bezug auf die Hautfarbe, desto höher die Ausprägung der politisch-emanzipatorischen Komponente der schwarzen Identität.

Geschlecht und schwarze Identität

In verschiedenen Studien wird der Einfluss des Geschlechts auf die Ausprägung der schwarzen und nationalen Identität erfasst (Phinney, 1990). Dabei zeigen sich unterschiedliche Ergebnisse. In einigen Studien weisen Männer, in anderen Frauen höhere Werte in der von Phinney (1990) „ethnisch“ genannten Gruppenidentität auf. Häufig wird davon ausgegangen, dass Frauen Hüterinnen der ethnischen Traditionen sind. Bei der Gruppe der Afrodeutschen wirft dies die Frage auf, ob sie die deutsche Identität `hüten´ oder eine neu entwickelte, erarbeitete schwarze Identität. Es stellt sich zudem die Frage, ob die besondere Eltern-Konstellation Afrodeutscher – weiße deutsche Mutter und schwarzer Vater – mögliche Unterschiede in der Ausprägung der deutschen national-kulturellen oder schwarzen Identität zwischen Frauen und Männern bedingen kann. So geht Sow (2008) davon aus, dass weiße Mütter Söhnen gegenüber häufiger negative Gefühle hätten, da sie negative Gefühle dem Partner gegenüber auf diese übertragen (vgl. Kap. 1.5.2.2 und 3.3.5.1).

Die folgende Hypothese beschreibt den vermuteten Unterschied in der Ausprägung der schwarzen Identität zwischen den Geschlechtern. Die Formulierung einer gerichteten Hypothese ist wegen der oben berichteten widersprüchlichen Ergebnisse nicht möglich.

Hypothese 34: Frauen und Männer unterscheiden sich bezüglich der Höhe der Ausprägung ihres emotional-zentralen Aspektes der schwarzen Identität.

Alter, Kohorte und schwarze Identität

Korgen (1998) zeigt in einer Studie für die USA auf, dass es Unterschiede in der Ausprägung der schwarzen Identität in Abhängigkeit vom Geburtsjahr gibt. Nach 1965 geborene schwarze Amerikaner mit einem weißen Elternteil entwickeln demnach eher eine schwarz-weiße Identität als vor 1965 Geborene (vgl. Kap. 3.3.5.2). Offenbar spielen gesellschaftliche Faktoren eine Rolle, Angehörige unterschiedlicher Kohorten wachsen unter unterschiedlichen gesellschaftlichen Bedingungen auf. Offenbar spiegeln sich diese Unterschiede auch in der Bildung der Gruppenidentität wider. Auch in Deutschland unterscheiden sich Angehörige verschiedener Kohorten möglicherweise in der Ausprägung der schwarzen Identität (vgl. Kap. 1.3). Vermutlich ist der wahrgenommene Ausschluss aus der Kerngesellschaft früher noch sehr viel stärker ausgeprägt gewesen, als es heute der Fall ist. Den theoretischen Überlegungen vorhergehender Abschnitte folgend würde dies eine stärkere Ausprägung der schwarzen Identität in älteren Kohorten bedeuten. Für Deutschland existieren vor allem biographische Aufzeichnungen Afrodeutscher aus früh geborenen Kohorten, die sich mit ihrer Position als Schwarze Menschen auseinandersetzen. Auch die schwarze Bewegung entstand in den 1980er Jahren und wurde somit von in den 1950ern und 1960er Jahren geborenen Afrodeutschen gegründet. Diese Fakten stützen die Argumentation. Klar ist auch, dass mit dem Alter die Wahrscheinlichkeit geleisteter Identitätsarbeit steigt, die sich wiederum förderlich auf die Bildung einer schwarzen Identität auswirkt. Hierzu wird eine eigene Hypothese formuliert.

Die Gruppe der Schwarzen Menschen in Deutschland ist über die Jahre hinweg immer sichtbarer geworden. Eine Anbindung an Mitglieder der afrodeutschen Gemeinschaft ist für jüngere Afrodeutsche leichter zu erreichen. Werden

internationale Forschungsergebnisse auf Deutschland übertragen, die die Bedeutung einer schwarzen Bezugsgruppe für die Entwicklung einer schwarzen Identität betonen, so hätten jüngere Kohorten den höheren Ausprägungsgrad. Die Ausbildung einer schwarzen Identität über die Anbindung an afrodeutsche Gruppen scheint für jüngere Afrodeutsche somit eher möglich, als dies bei Angehörigen älterer Generation der Gruppe möglich war/ist. Gerichtete Hypothesen können daher nicht formuliert werden.

Hypothese 35: Es besteht ein positiver Zusammenhang zwischen dem Alter und der Ausprägung der Identitätsarbeit zur schwarzen Identität: Je älter eine Person ist, desto höher ist ihre (bisher) geleistete Identitätsarbeit.

Hypothese 36: Es besteht ein Zusammenhang zwischen dem Alter und der Ausprägung der emotional-zentralen Komponente der schwarzen Identität.

Hypothese 37: Es besteht ein Zusammenhang zwischen dem Alter und der Ausprägung der politisch-emanzipatorischen Komponente der schwarzen Identität.

Hypothese 38: Es besteht ein Zusammenhang zwischen dem Alter und der Ausprägung der Public-Regard-Komponente der schwarzen Identität.

Die internationale Forschung zur schwarzen Identität zeigt, dass diese in positivem Zusammenhang mit verschiedenen Variablen steht, die Ausdruck des Wohlbefindens von Individuen sind. Im folgenden Abschnitt werden Hypothesen zu den Effekten einer schwarzen Identität formuliert.

Effekte einer schwarzen Identität - Selbstwert und Lebenszufriedenheit

Die Ausprägung einer schwarzen emotional-zentralen Identität bedeutet für das Individuum die Anbindung an eine distinkte soziale Gruppe und befördert schon durch die Erfüllung des Anschlussmotivs die Lebenszufriedenheit und den Selbstwert (vgl. z.B. Hughes & Demo, 1989; Crocker & Major, 1989; Phinney, 1990) (vgl. Kap. 3.3.6). Auch für Deutschland werden solche positiven Zusammenhänge für die Kernkomponente der schwarzen Identität, die emotional-zentrale Form, vermutet.

Hypothese 39: Es besteht ein positiver Zusammenhang zwischen der Ausprägung der emotional-zentralen Komponente der schwarzen Identität und der Ausprägung des globalen Selbstwertgefühls.

Hypothese 40: Es besteht ein positiver Zusammenhang zwischen der Ausprägung der emotional-zentralen Komponente der schwarzen Identität und der Ausprägung der globalen Lebenszufriedenheit.

Vermutet werden kann auch, dass eine gering ausgeprägte Public-Regard-Komponente - die wahrgenommene negative Außensicht auf die Gruppe also - dem Selbstwert und der Lebenszufriedenheit eher nicht zuträglich ist. Abgeleitet werden daher die folgenden Hypothesen.

Hypothese 41: Es besteht ein positiver Zusammenhang zwischen der Ausprägung der Public-Regard-Komponente der schwarzen Identität und der Ausprägung des globalen Selbstwertgefühls; je positiver die Außensicht auf die eigene schwarze Gruppe wahrgenommen wird, desto höher der Selbstwert.

Hypothese 42: Es besteht ein positiver Zusammenhang zwischen der Ausprägung der Public-Regard-Komponente der schwarzen Identität und der Ausprägung der globalen Lebenszufriedenheit; je positiver die Außensicht auf die eigene schwarze Gruppe wahrgenommen wird, desto höher die Lebenszufriedenheit.

Fraglich bleibt, in welchem Zusammenhang die politisch-emanzipatorische Komponente der schwarzen Identität und der Selbstwert in Verbindung stehen. Mit diesem Aspekt geht der Anspruch auf gesellschaftlicher Teilhabe und emanzipatorischer Entwicklung der Gruppe einher. Vermutet wird, dass diese Aspekte immer auch die Auseinandersetzung mit dem Status Quo der Gruppe beinhalten. Basierend auf einer Analyse der aktuellen Situation wird ein positiverer Zielzustand angestrebt. Diese erforderliche Auseinandersetzung mit dem aktuell in vielen Aspekten niederrangigen Status der eigenen Gruppe ist dem Selbstwert und der Lebenszufriedenheit vermutlich nicht zuträglich. Folgende Hypothesen werden hieraus abgeleitet.

Hypothese 43: Es besteht ein negativer Zusammenhang zwischen der Ausprägung der politisch-emanzipatorischen Komponente der schwarzen Identität und der Ausprägung des globalen Selbstwertgefühls.

Hypothese 44: Es besteht ein negativer Zusammenhang zwischen der Ausprägung der politisch-emanzipatorischen Komponente der schwarzen Identität und der Ausprägung der globalen Lebenszufriedenheit.

Bedeutung einer schwarzen Identität für die Rassismuswahrnehmung und den rassismusbedingten Stress

Es ist davon auszugehen, dass Rassismus, wie in anderen Gesellschaften auch, in Deutschland permanent existiert und Afrodeutsche davon in unterschiedlichster Form betroffen sind und eine davon ausgelöste Stressempfindung erleben (vgl. Kap. 1.5.6 und 3.3.5.5). Dabei wird vermutet, dass die Wahrnehmung von Rassismus, also die klare Einordnung von Vorkommnissen als rassistische Gegebenheiten, dann eher möglich ist, wenn sich das betroffene Individuum seiner Gruppenzugehörigkeit kognitiv und emotional bewusst ist, d.h. eine schwarze emotional-zentrale Identität besitzt. Sollte das Individuum seiner Hautfarbe keinerlei Bedeutung beimessen, wird es viele rassistische Vorfälle nicht klar einordnen können und eine darauf bezogene Stressempfindung nicht wahrnehmen. Individuen unterscheiden sich auch in der Ausprägung ihrer Public-Regard-Komponente der schwarzen Identität, also der wahrgenommenen Bewertung der eigenen Gruppe durch die weiße Außenwelt. Eine frühe Form der wahrgenommenen Bewertung durch die Außenwelt vermittelt sich vermutlich über die Akzeptanz durch das nähere (weiße) soziale Umfeld, die Familienmitglieder also. Je nachdem, ob diese Wahrnehmung eher positiv oder negativ für die eigene Gruppe ausfällt, wird sich die Rassismuswahrnehmung unterscheiden. Gleiches gilt vermutlich auch für die politisch-emanzipatorische Komponente der schwarzen Identität; je stärker ein Individuum auch diesen Aspekt schwarzer Identität in seinem Selbst verankert hat, umso stärker ist es vermutlich in der Lage, Rassismus als solchen wahrzunehmen. Vermutet werden kann somit auch, dass politisches Engagement in Interessensvertretungen schwarzer Menschen mit einer stärkeren Wahrnehmung von Race-Related Stress einhergeht, gedacht in einer Wechselwirkungsbeziehung.

Vermutet wird aber auch, dass Individuen, die sich von ihrem schwarzen Elternteil und ihrer schwarzen Familie akzeptiert und eingebunden fühlten, eher die Möglichkeit hatten, bei stressvollen rassistischen Situationen soziale Unterstützung von Personen aus dem engen sozialen Umfeld zu erhalten. Mit diesen teilen sie die Problematik des Rassismus, und diese vermitteln ihnen Strategien zum besseren

Umgang mit dem daraus resultierenden Stress. Die Wahrnehmung von Situationen als rassistisch wird demnach befördert, ihr Stress reduziert sich jedoch durch den Social Support.

Hypothese 45: Es besteht ein positiver Zusammenhang zwischen der Ausprägung der emotional-zentralen Komponente der schwarzen Identität und der Höhe des Race-Related Stress.

Hypothese 46: Es besteht ein negativer Zusammenhang zwischen der Ausprägung der Public-Regard-Komponente der schwarzen Identität und der Höhe des Race-Related Stress.

Hypothese 47: Es besteht ein positiver Zusammenhang zwischen der Ausprägung der politisch-emanzipatorischen Komponente der schwarzen Identität und der Höhe des Race-Related Stress.

Hypothese 48: Es besteht ein positiver Zusammenhang zwischen dem Engagement in einer Interessensvertretung Schwarzer Menschen und der Höhe des Race-Related Stress.

Hypothese 49: Die wahrgenommene Akzeptanz durch den schwarzen Elternteil in Kindheit und Jugend steht in Zusammenhang mit der Höhe des Race-Related Stress.

Hypothese 50: Die wahrgenommene Akzeptanz durch die restliche schwarze Familie in Kindheit und Jugend steht in Zusammenhang mit der Höhe des Race-Related Stress.

Bedeutung einer schwarze Identität für die Wahl des Eigenlabels

Eigenbezeichnungen der Mitglieder der untersuchten Gruppe wie „Afrodeutsche“ oder „Schwarze Deutsche“ werden als Form eines emanzipatorischen Aktes verstanden, sich von Fremdtitulierungen zu befreien (vgl. z.B. Wiedenroth-Coulibaly, 2005, a). Mit Lalonde und Boatswain (2000) wird eine Veränderung in der Selbstbezeichnung auch als Form der sozialen Kreativität im Sinne der Theorie der sozialen Identität verstanden, positive Identität kann durch eine positive Selbstbezeichnung erreicht werden (vgl. Kap. 1.1.1). Die Verwendung der emanzipatorisch-politisch geprägten Labels setzt demnach voraus, dass eine Form der schwarzen Identität vorhanden ist. Es kann zudem davon ausgegangen werden,

dass sich Personen mit ihrer besonderen Situation als Schwarze Menschen auseinandergesetzt haben müssen, um ein solches politisch geprägtes Label zu verwenden. Emanzipatorisch geprägte Eigenlabels werden somit als Indikatoren einer schwarzen Identität verstanden. Es ergeben sich demnach folgende Hypothesen.

Hypothese 51: Es besteht ein positiver Zusammenhang zwischen der Ausprägung der emotional-zentralen Komponente der schwarzen Identität und der Verwendung emanzipatorischer Eigenlabels wie „Afrodeutsch“, „Schwarze Deutsche“ und „Schwarz“.

Hypothese 52: Es besteht ein positiver Zusammenhang zwischen der Ausprägung der politisch-emanzipatorischen Komponente der schwarzen Identität und der Verwendung emanzipatorischer Eigenlabels wie „Afrodeutsch“, „Schwarze Deutsche“ und „Schwarz“.

Hypothese 53: Es besteht ein positiver Zusammenhang zwischen der Ausprägung der Identitätsarbeit zur schwarzen Identität und der Verwendung emanzipatorischer Eigenlabels wie „Afrodeutsch“, „Schwarze Deutsche“ und „Schwarz“.

4.2.3 Hypothesen zur Beziehung von national-kultureller deutscher Identität zu schwarzer Identität

Afrodeutsche nehmen wahr, dass die weiße deutsche Mehrheit sie vielfach aufgrund ihrer Hautfarbe aus der gesellschaftlichen Mitte ausschließt. Sie erfahren negative Wertungen der eigenen schwarzen Gruppe. Ein Anschluss an die Gruppe, die die negativen Bewertungen vollzieht, die deutsche also, ist kaum möglich. Die Entwicklung einer deutschen national-kulturelle Identität wird behindert. Heraus folgt die anschließende Hypothese.

Hypothese 54: Die wahrgenommene wertende Außensicht durch die weiße Mehrheitsgesellschaft (Outgroup) auf die eigene schwarze Gruppe nimmt Einfluss auf die Ausprägung der deutschen Identität. Je negativer die Bewertung der Gruppe der Schwarzen durch die weiße Mehrheitsgesellschaft wahrgenommen wird (Public-Regard-Komponente der schwarzen Identität), desto geringer ist auch die Ausprägung der deutschen Identität.

Bei Afrodeutschen führt die Kategorisierung in die Gruppe der Schwarzen und Ausländer (und damit Ausschluss aus der Gruppe der Deutschen) beim Vergleich mit der Gruppe der weißen deutschen Mehrheit zu einer negativen sozialen Distinktheit in der Selbst- und Fremdwahrnehmung (vgl. Kap. 1.5.3). Da jeder Mensch gern einer positiv bewerteten Gruppe angehört, sind Prozesse erforderlich, die den aversiven Zustand, der mit der von außen vorgenommenen und möglicherweise geteilten Zuordnung zu einer niederrangigen Gruppe einhergeht, für Afrodeutsche auflösen, um eine positive Selbstwertschätzung zu erreichen. Vermutet wird, dass die Bildung einer auf die eigene Hautfarbe bezogenen Identität hier zur Spannungsreduzierung führen kann. Je stärker der Ausschluss aus der Gruppe der Deutschen wahrgenommen wird, umso geringer die Identifikation mit der deutschen Gruppe und umso größer vermutlich das Bedürfnis nach einer Lösung der Spannungsreduktion und somit Entwicklung einer reaktiven Gruppenidentität. Aus den Ausführungen wird auch deutlich, dass die deutsche national-kulturelle und eine schwarze (soziale) Identität damit vermutlich in ihren Ausprägungen gegenläufig sind und in einer negativen Wechselwirkung stehen. Es ergibt sich folgende Hypothese.

Hypothese 55: Die Ausprägung der Identifikation mit der Gruppe der Deutschen steht in negativem Zusammenhang mit der Ausprägung der emotionalen Identifikation mit der Gruppe der Schwarzen. Je höher eine emotional-zentrale schwarze Identität ausgeprägt ist, umso geringer ist die deutsche national-kulturelle Identität ausgeprägt.

Der politisch-emanzipatorische Aspekt der schwarzen Identität beinhaltet emanzipatorische Ansichten, die eine Veränderung des von Weißen dominierten politischen Systems enthalten und die Stärkung der schwarzen Position im Sinne einer Emanzipation fordern. Daher kann vermutet werden, dass beide Identitäten (die deutsche und die politisch-emanzipatorisch schwarze) sich wechselseitig negativ beeinflussen. Es ergibt sich folgende Hypothese.

Hypothese 56: Die Ausprägung der Identifikation mit der Gruppe der Deutschen steht in negativem Zusammenhang mit der Ausprägung der politisch-emanzipatorischen Form der Identifikation mit der Gruppe der Schwarzen. Je höher eine politisch-emanzipatorische schwarze Identität ausgeprägt ist, umso geringer ist die deutsche national-kulturelle Identität ausgeprägt.

4.2.4 Hypothesen zu weiteren relevanten Aspekten der Lebensrealität von Afrodeutschen, Einflussfaktoren von Selbstwert, Lebenszufriedenheit und Race-Related-Stress

Es gilt ganz selbstverständlich für Afrodeutsche wie für alle anderen Menschen auch, dass die Akzeptanz der eigenen Hautfarbe für das eigene Wohlbefinden von Wichtigkeit ist. So berichten einige Schwarze Deutsche in ihren Aufzeichnungen davon, sich durch andere Menschen, selbst im nächsten sozialen (weißen) Umfeld, nicht mit ihrer Hautfarbe akzeptiert gefühlt zu haben (vgl. Kap. 1.5.2). Diese Verhinderung des Anschlussmotivs an die nächste soziale Gruppe, die Familie also, dürfte sich auf Selbstwert und Lebenszufriedenheit auswirken. Hieraus ergeben sich Hypothesen zur Wirkung mangelnder Akzeptanz durch die weiße Familie auf Selbstwert und Lebenszufriedenheit Schwarzer Deutscher. Es ergeben sich die folgenden Hypothesen.

Hypothese 57: Die wahrgenommene Akzeptanz durch den weißen Elternteil in Kindheit und Jugend steht in positivem Zusammenhang mit der Ausprägung des Selbstwertes.

Hypothese 58: Die wahrgenommene Akzeptanz durch die restliche weiße Familie in Kindheit und Jugend steht in positivem Zusammenhang mit der Ausprägung des Selbstwertes.

Hypothese 59: Die wahrgenommene Akzeptanz durch den weißen Elternteil in Kindheit und Jugend steht in positivem Zusammenhang mit der Ausprägung der Lebenszufriedenheit.

Hypothese 60: Die wahrgenommene Akzeptanz durch die restliche weiße Familie in Kindheit und Jugend steht in Zusammenhang mit der Ausprägung der Lebenszufriedenheit.

Zudem wird überprüft, inwieweit die Akzeptanz durch den schwarzen Elternteil und die weitere schwarze Familie mit dem Selbstwert und der Lebenszufriedenheit in Zusammenhang stehen. Für Afrodeutsche gilt vielfach, dass sie ohne enge Verbindung zum schwarzen Elternteil aufgewachsen sind. Alle an die Hautfarbe gebundenen Besonderheiten ihrer Lebensrealität haben viele Afrodeutsche ohne schwarzen Familienbezug bewältigen müssen (Asante, 1996; Sephocle, 1996; Adams, 2005; Bantu i. Waechter, 2008) (vgl. Kap. 1.5.5.2). Dieses soziologische und psychologische Phänomen wird von den Autoren negativ bewertet. Hieraus lässt sich folgern, dass die Anbindung und daran gebundene Akzeptanz durch einen schwarzen Elternteil und eine weitere schwarze Familie sich positiv auf das Wohlbefinden und den Selbstwert auswirken. Folgende Hypothesen werden formuliert.

Hypothese 61: Die wahrgenommene Akzeptanz durch den schwarzen Elternteil in Kindheit und Jugend steht in positivem Zusammenhang mit der Ausprägung des Selbstwertes.

Hypothese 62: Die wahrgenommene Akzeptanz durch die restliche schwarze Familie Elternteil in Kindheit und Jugend steht in positivem Zusammenhang mit der Ausprägung des Selbstwertes.

Hypothese 63: Die wahrgenommene Akzeptanz durch den schwarzen Elternteil in Kindheit und Jugend steht in positivem Zusammenhang mit der Ausprägung der Lebenszufriedenheit.

Hypothese 64: Die wahrgenommene Akzeptanz durch die restliche schwarze Familie in Kindheit und Jugend steht in positivem Zusammenhang mit der Ausprägung der Lebenszufriedenheit.

Jeder Mensch hat ein Bedürfnis nach Anbindung an eine nahe Referenzgruppe (Isaacs, 1975). Heckmann (1992, S. 112) geht von einem Bedürfnis von Menschen nach primärgruppenhaften Beziehungen aus, von dem Wunsch also, nicht in Isolation zu leben. Zudem ist bei Anbindung an eine Gruppe der selbstwertdienliche Abruf der Zugehörigkeit von Wichtigkeit. Wird das Motiv nach Anbindung an eine Referenzgruppe nicht erfüllt, so dürfte sich dies im Wohlbefinden und Selbstwert abbilden. Hieraus ergeben sich folgende Hypothesen.

Hypothese 65: Das wahrgenommene Isolationsempfinden in Kindheit und Jugend steht in negativem Zusammenhang mit dem Selbstwert des Individuums.

Hypothese 66: Das wahrgenommene Isolationsempfinden in Kindheit und Jugend steht in negativem Zusammenhang mit der Lebenszufriedenheit des Individuums.

Der Race-Related Stress wurde bereits als Effekt der schwarzen Identität diskutiert und in Hypothesen umgesetzt. An dieser Stelle soll kurz auf weitere Variablen eingegangen werden, die mit der Ausprägung des Race-Related Stress in Verbindung stehen können. Es kann davon ausgegangen werden, dass Afrodeutsche mit Rassismus konfrontiert sind (vgl. z.B. Kampmann, 1994; Asante, 1996; Blackshire-Belay, 2001; Kantara, 2006; Sow, 2008). Aus der Wahrnehmung resultiert eine besondere Form des Stressempfindens (Ayim, 1995; Utsey & Ponterotto, 1996; Sanders Thompson, 1996). Es gilt, dass Support in belastenden Lebenssituationen dienlich ist, um den Stress, den diese Situation auslöst, zu reduzieren. Eine solche Form des Supports existiert auch für belastende rassistische Lebensereignisse (vgl. Kap. 1.5.6).

Afrodeutsche wachsen in einer Umgebung von Weißen auf, die nie unmittelbar betroffen sind und daher das Ausmaß rassistischer Belastungssituation häufig fehl einschätzen (Wright, 2004; Beck-Gernsheim, 2004; Sow, 2008). Werden Afrodeutsche in ihrer Familie aufgrund ihrer Hautfarbe nicht akzeptiert, so verstärkt sich die Fehleinschätzung rassistischer Situationen. Erhält das Individuum keine Unterstützung, ist der Stress gegenüber jenen Afrodeutschen erhöht, die Akzeptanz auch in rassistisch dominierten Situationen erleben. Es ergeben sich folgende Hypothesen.

Hypothese 67: Je geringer die wahrgenommene Akzeptanz durch den weißen Elternteil, desto höher die Ausprägung des Race-Related Stress.

Hypothese 68: Je geringer die wahrgenommene Akzeptanz durch die restliche weiße Familie, desto höher die Ausprägung des Race-Related Stress.

Afrodeutsche fühlen sich aufgrund ihrer Hautfarbe isoliert, wenn sie wahrnehmen, dass sie als einziger Schwarzer Mensch in weißer Umgebung leben. Isolation beinhaltet schon per Definition, dass Herausforderungen allein bewältigt werden

müssen. Für die USA ist die positive Bedeutung der Unterstützung in rassistischen Situationen nachgewiesen (Demo & Hughes, 1990). Wer in Isolation lebt, hat eine solche Unterstützung vermutlich nicht erfahren. Es ergibt sich folgender Zusammenhang zum Race-Related Stress.

Hypothese 69: Es besteht ein positiver Zusammenhang zwischen dem wahrgenommenen Isolationsempfinden in Kindheit und Jugend und der Höhe des Race-Related Stress.

4.3 Integratives Wirkmodell

Die oben beschriebenen Einzelhypothesen können in einem Gesamtmodell integriert werden. Ein solches Modell stellt die theoretischen Annahmen zu den komplexen Wirkbeziehungen der untersuchten Variablen zusammenfassend dar. Der Focus liegt dabei auf zentralen Wirkbeziehungen, nicht alle Variablen, die in Einzelhypothesen eingehen, werden hier aufgenommen. Das Modell wird mit Hilfe eines Strukturgleichungsmodells empirisch geprüft.

Afrodeutschen wird die Zugehörigkeit zu ihrer eigenen heimatlichen Gruppe vielfach abgesprochen, als Schwarze gelten sie für ihre weiße Außenwelt - infolge klarer Kategorisierungsfehler - häufig als Nicht-Deutsche. Die fehlende Fremdkategorisierung in die soziale Gruppe der Deutschen und damit die Nicht-Anerkennung als ein der Gruppe zugehöriges Mitglied be- oder verhindert vermutlich die eigene Identifikation mit dieser sozialen Gruppe der Deutschen und somit die Ausbildung einer national-kulturellen deutschen sozialen Identität. Erleben Afrodeutsche eine mangelnde Akzeptanz durch ihre weiße soziale Umgebung, repräsentiert durch die weiße Familie, kann es zu einer Reduzierung der eigenen Identifikation mit der deutschen Bezugsgruppe kommen. Afrodeutsche hingegen, die sich durch ihre weiße Familie eher akzeptiert oder bedingungslos angenommen fühlen, also keine Ausgrenzung im direkten Umfeld erleben, können eher ein Zugehörigkeitsgefühl zur deutschen Heimatgruppe entwickeln und vielleicht eine deutsche Identität ausbilden.

Afrodeutsche wachsen häufig vereinzelt ohne jegliche schwarze Bezüge auf. An die Hautfarbe gebundene Erlebnisse können nicht im Kollektiv wahrgenommen und verarbeitet werden. Vermutlich entwickelt sich somit ein Gefühl der Isolation in Bezug auf die Hautfarbe. Das Erleben eines Isolationsgefühls als Schwarzer Mensch

in Kindheit und Jugend steht vermutlich (auch) mit der Akzeptanz durch die eigene weiße Familie in einem Zusammenhang. Fühlt sich ein Afrodeutscher von seiner Umgebung völlig akzeptiert und in die Gruppe eingebunden, ist das Erleben von Isolation aufgrund der Hautfarbe vermutlich geringer, als wenn eine Ausgrenzung aufgrund der Hautfarbe in nächster familiärer Umgebung wahrgenommen wird (negativer Zusammenhang). Wird eine solche Ausgrenzung empfunden, ist deutlich, dass sie auf die Hautfarbe zurückgeht. Dem Individuum wird klar, dass es sich hier von anderen unterscheidet. Die Ausgrenzungserfahrung kann nicht geteilt werden, ein Isolationsgefühl ist vorhanden (vgl. Kap. 1.5).

Eine erlebte mangelnde Akzeptanz befördert daher Isolationsgefühle als Schwarzer Mensch. Die wahrgenommene Isolation ist an die Hautfarbe gebunden. Der Annahme folgend, dass sich Individuen, die stets aufgrund eines bestimmten Merkmals charakterisiert werden, diesem selbst hohe Aufmerksamkeit schenken, ist davon auszugehen, dass Afrodeutsche, die aufgrund ihrer Hautfarbe mangelnde Akzeptanz, Vereinzelung und anschließend Isolation wahrnehmen, ihrem Schwarzsein selbst eine erhöhte Aufmerksamkeit schenken und sich mit ihm auseinandersetzen. Ein Prozess der Auseinandersetzung mit der eigenen schwarzen Gruppe wird befördert (Identitätsarbeit). Der Einzelne befasst sich mit den Besonderheiten der eigenen schwarzen Gruppe, beispielsweise ihrer Historie und kulturellen Inhalte, und reflektiert die an die Gruppenzugehörigkeit gebundenen Konsequenzen im sozialen Miteinander. Isolationsempfinden und Identitätsarbeit stehen in positivem Zusammenhang.

Sowohl über die `Identitätsarbeit` als auch direkt steht das wahrgenommene Isolationsgefühl in positivem Zusammenhang mit der Ausbildung einer emotional-zentralen Komponente der schwarzen Identität und der Wahrnehmung dazu, wie die eigene schwarze Gruppe von der weißen Außenwelt gesehen wird (Public-Regard-Komponente der schwarzen Identität). Dieser Zusammenhang ist negativ.

Je stärker ein Individuum sich mit seiner besonderen Situation als Schwarzer Mensch auseinandergesetzt hat, umso eher nimmt es wahr, dass die weiße Referenzumgebung negativ auf die Gruppe blickt. Gibt es keine Auseinandersetzung mit der besonderen Situation Schwarzer Menschen ist die Public-Regard-Komponente höher ausgeprägt, d.h. desto positiver wird die Bewertung der Gruppe der Schwarzen durch die weiße Mehrheitsgesellschaft wahrgenommen (Public-

Regard-Komponente der schwarzen Identität). Die politisch-emanzipatorische Dimension der schwarzen Identität wird über die Identitätsarbeit befördert.

Dass es einen Zusammenhang zwischen den verschiedenen Komponenten einer schwarzen Identität gibt, ist konstruktinmanent, auch ihre Richtung ist Teil des Konstruktverständnisses. Die emotional-zentrale und die politisch-emanzipatorische schwarze Identität stehen in positivem Zusammenhang. Es wird weiter davon ausgegangen, dass die Public-Regard-Komponente der schwarzen Identität - die wahrgenommene Fremdbewertung der eigenen schwarzen Gruppe durch die weiße Umgebung - in negativem Zusammenhang sowohl mit der emotional-zentralen Komponente der schwarzen Identität als auch mit politisch-emanzipatorischen Komponente der Identität steht. Wird wahrgenommen, dass die weiße Außenwelt Schwarze Menschen eher positiv betrachtet, sind die emotional-zentrale und die politisch-emanzipatorische Komponente niedrig ausgeprägt. Wird die Außensicht auf die eigene schwarze Gruppe eher als negative gesehen, d.h. die Bewertung der Gruppe der Schwarzen durch die weiße Mehrheitsgesellschaft wird negativ wahrgenommen (Public-Regard-Komponente der schwarzen Identität), sind die emotional-zentrale und die politisch-emanzipatorische schwarze Identität höher ausgeprägt.

Für das vorliegende Wirkmodell wird vermutet: nimmt das Individuum wahr, dass seine Gruppe von außen negativ beurteilt wird, so fördert diese „Außenbedrohung“ die emotional-zentrale Anbindung an die Gruppe und die politisch-emanzipatorische Form der schwarzen Identität. Die politisch-emanzipatorische Komponente wiederum wird auch von der emotional-zentralen Komponente befördert.

Alle drei Komponenten der schwarzen Identität stehen in einem Zusammenhang zur deutschen national-kulturellen Identität. Vermutet wird ein Wechselwirkungsprozess. Die wertende Außensicht auf die eigene Gruppe der Schwarzen, der Public Regard, steht in positivem Zusammenhang mit der Ausprägung der deutschen national-kulturellen Identität. Je negativer die Bewertung der Gruppe der Schwarzen durch die weiße Mehrheitsgesellschaft wahrgenommen (Public-Regard-Komponente der schwarzen Identität) wird, desto geringer auch die Ausprägung der deutschen national-kulturellen Identität und umgekehrt.

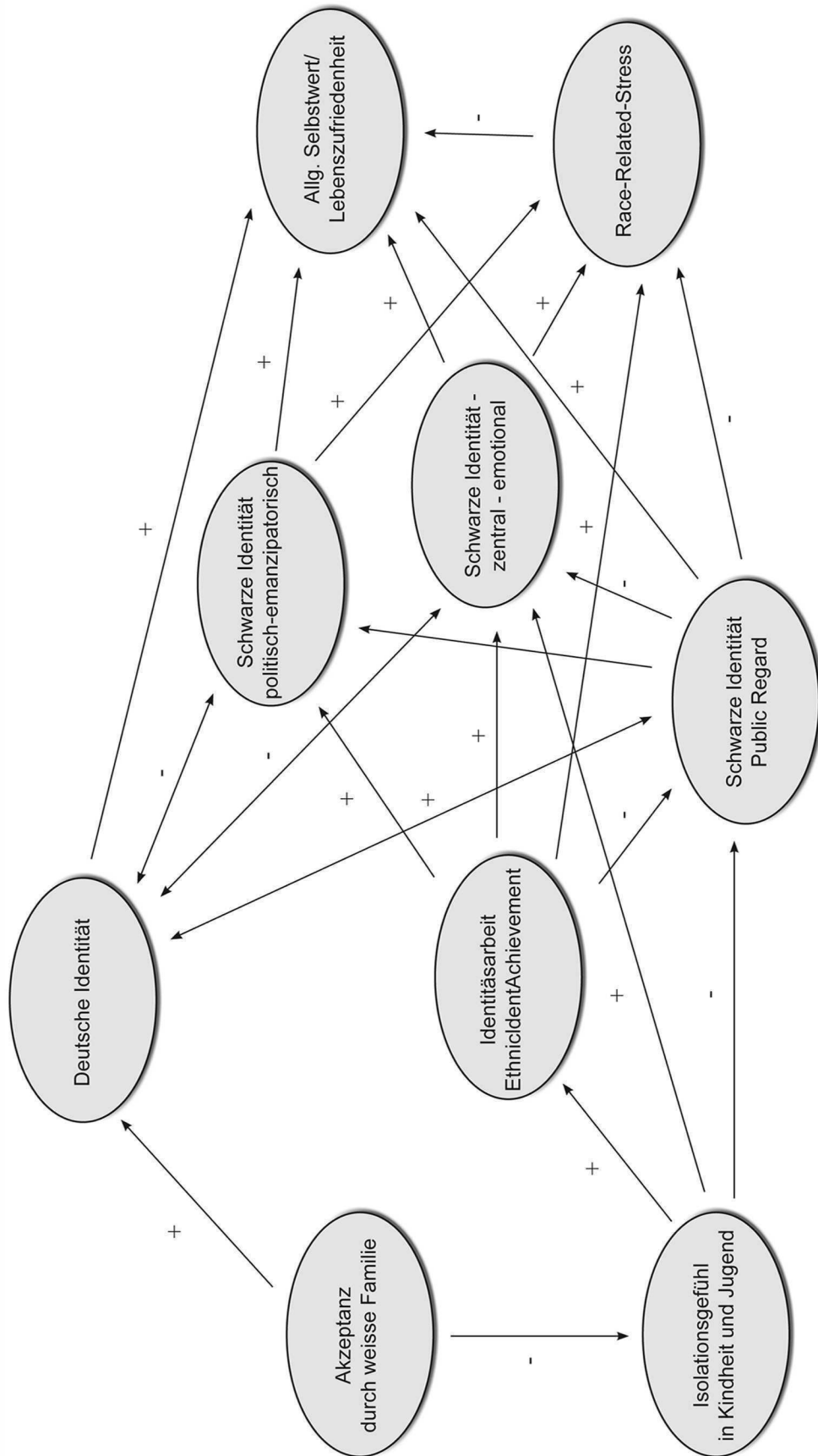
Je stärker der individuell wahrgenommene Ausschluss (mangelnde Akzeptanz), umso geringer die deutsche national-kulturelle Identität und umso größer das Bedürfnis nach Spannungsreduktion über die Bildung einer reaktiven, positiv

besetzen schwarzen emotional-zentralen Identität. Eine politisch-emanzipatorische Form der schwarzen Identität steht in Zusammenhang mit einer Veränderung der eigenen Gruppenposition und wendet sich somit immer auch gegen das weiß dominierte politische System. Beide Identitäten stehen also in negativem Zusammenhang.

Sowohl die deutsche national-kulturelle als auch die einzelnen Komponenten der schwarze Identität (emotional-zentral, Public Regard, politisch-emanzipatorisch) stehen in Zusammenhang mit den Variablen Selbstwert und Lebenszufriedenheit. Beide Formen der sozialen Identität dienen der Theorie der sozialen Identität folgend dem Selbstwert. Auch die Lebenszufriedenheit wird über die gelungene Anbindung an eine nahe Referenzgruppe und die daran anschließende soziale Identität gefördert.

Die Identitätsarbeit und alle drei Komponenten der schwarzen Identität zeigen Zusammenhänge zu Rassismuswahrnehmung und dem dadurch ausgelösten Stress. Vermutet wird, dass die sich über einen längeren Zeitraum hinweg entwickelnde schwarze Identität mit der Rassismuswahrnehmung positiv in Zusammenhang steht, nur bei entwickelter schwarzer Identität wird Rassismus auch als solcher wahrgenommen. Der Race-Related Stress wirkt seinerseits negativ auf Lebenszufriedenheit und Selbstwert.

Abbildung 1: *hypothetisches Gesamt-Wirkmodell*



Kapitel 5: Beschreibung der Untersuchung

Im folgenden Abschnitt werden zunächst Design und Ablauf der Studie vorgestellt, bevor die Rekrutierung der Stichprobe und ihre Zusammensetzung beschrieben werden. Zudem wird die Repräsentativität der Stichprobe diskutiert. Anschließend wird die Operationalisierung aller erhobenen Konstrukte ausführlich vorgestellt.

5.1. Untersuchungsdesign und -ablauf

Es handelt sich bei der vorliegenden empirischen Untersuchung um eine Querschnittsstudie. Dieses Design ermöglicht eine ökonomische Datenerhebung innerhalb eines überschaubaren Zeitraums. Die Erhebung der Variablen erfolgte mittels einer umfangreichen 19-seitigen Fragebogen-Batterie, die als Paper-Pencil-Version (Kosten für die Rücksendung wurden von der Verfasserin übernommen) oder im Online-Format bearbeitet wurde.

Zunächst erfolgte die Entwicklung des Fragebogens. Das Verfahren setzt sich zusammen aus neu entwickelten (Unter-) Skalen, die aus Überlegungen zum Forschungsbereich abgeleitet wurden, aus übersetzten und erstmals für die deutsche Gruppe adaptierten Skalen, die bisher lediglich im US-amerikanischen Raum publiziert und angewandt wurden, sowie bewährten Skalen, die bereits in deutscher Übersetzung vorliegen. Aus der internationalen Literatur wurden außerdem für die Forschungsfragen der Studie relevante Variablen abgeleitet, die über selbst entwickelte Einzelitems erfasst wurden. Die Instrumente zur Erfassung der verschiedenen relevanten Konstrukte werden im Abschnitt zur Operationalisierung im Detail vorgestellt. Im Rahmen einer Pilotstudie im Sommer 2004 bei einer großen Veranstaltung der Schwarzen Deutschen Community wurde die Fragebogenbatterie afrodeutschen Teilnehmerinnen und Teilnehmern vorgelegt. So konnte diese getestet werden. Die anschließende Hauptuntersuchung fand zwischen Sommer 2005 und Frühjahr 2006 statt.

5.2 Die Stichprobe

In der vorliegenden Studie werden Afrodeutsche zu ihrer Lebensrealität und verschiedenen sozialen Identitäten befragt. Im Mittelpunkt der Erhebung stehen

soziale Identitäten. Da die meisten Identitätsbildungsprozesse erst nach Abschluss der Adoleszenz abgeschlossen sind, werden ausschließlich Erwachsene befragt. Wie in früheren Kapiteln bereits ausführlich erwähnt, liegen in Deutschland keinerlei empirische Daten vor, die zuverlässig Aufschluss über die Größe der schwarzen deutschen Population geben. Auch über die Zusammensetzung der Gruppe hinsichtlich soziodemographischer Variablen liegen keine gesicherten Erkenntnisse vor. Es sind auch keine Ausführungen zur Verteilung bestimmter psychologischer Variablen in der Grundgesamtheit zu finden (vgl. Kap. 1.4 und 1.5.1). Eine Zufallsauswahl aus der nicht bekannten Grundgesamtheit ist daher nicht möglich.

5.2.1 Rekrutierung der Stichprobe – Informationen und Hürden

Die Stichprobenrekrutierung gestaltete sich schwierig; um eine hinreichende Stichprobengröße zu erreichen, mussten wesentlich mehr Zeit und Arbeit investiert werden als geplant. Der Rücklauf erwies sich auch nach Gesprächen mit vielen Einzelpersonen, Organisationen und Verbänden als geringer als vorab vermutet. Rückmeldungen einzelner Teilnehmer machten deutlich, dass vor allem die Länge des Erhebungsinstrumentes und das Thema, das zentrale und offenbar oft schmerzhaft Aspekte der eigenen Identität berührt, mit denen sich viele Individuen nicht gerne auseinandersetzen, hierfür verantwortlich sind. Der Fragebogen wurde daher über Monate hinweg permanent verbreitet und beworben, um die für die statistischen Berechnungen erforderliche Mindestzahl von Versuchspersonen zu erzielen.

Informationen an potentielle Teilnehmer

Verschiedene Organisationen und Einzelpersonen wurden zunächst per Mail, einige per Telefon kontaktiert. Forschungsthema und -schwerpunkt sowie die Relevanz des Themas wurden in allgemein verständlicher Form dargestellt. Die Befragten wurden darüber informiert, dass bisher keinerlei empirische Daten zur besonderen Lebenssituation Schwarzer Deutscher vorliegen und die Studie dazu diene, diesen blinden Fleck der Forschung zu verringern und so einen Beitrag zur Erweiterung der schwarzen sozialwissenschaftlichen Forschung zu leisten. Sie wurden zudem davon in Kenntnis gesetzt, dass die Studie von einer schwarzen deutschen Wissenschaftlerin im Rahmen eines Promotionsprojektes durchgeführt wird, das

vom Studienwerk Villigst e.V. in Form eines Stipendiums unterstützt wird. Alle Teilnehmenden hatten die Möglichkeit, die Doktorandin, die die Studie durchführt, per Mail zu kontaktieren, Fragen zu stellen oder Anregungen zu geben. Die angesprochenen Einzelpersonen und Mitglieder der Organisationen wurden dann um ihre Teilnahme an der Studie gebeten. Gleichzeitig wurde sie um Mithilfe bei der Verteilung des Fragebogens ersucht. Es wurde selbstverständlich allen Teilnehmenden zugesagt, Einblick in die Ergebnisse zu erhalten, sobald diese vorliegen.

5.2.1.1 Rekrutierung bei Verbänden, Organisationen und über Online-Angebote für Schwarze Deutsche

Über die Studie wurde auf bundesweiten Veranstaltungen wie dem jährlich stattfindenden Bundestreffen Schwarzer Menschen informiert, alle Teilnehmer hatten die Möglichkeit, den Fragebogen vor Ort zu bearbeiten oder ihn mit nach Hause zu nehmen, ihn dort auszufüllen und anschließend per Post an die Studienleiterin zu schicken.

Über die Studie wurde auch über einen Aufruf auf der Homepage der Initiative Schwarze Menschen in Deutschland (ISD) e.V. informiert. Die Regionalgruppen des Verbandes wurden ebenfalls kontaktiert und um Mithilfe bei der Verbreitung der Information über die Studie gebeten. Der Fragebogenlink zum Online-Bogen wurde hierüber verbreitet, es gab zudem die Möglichkeit, den Fragebogen im Papierformat anzufordern. Es erfolgten mehrmals Informationen zur Studie und Aufrufe, an ihr teilzunehmen, über Afronet, den größten Mailverteiler für Schwarze Deutsche. Verbreitet wurden Studieninformation und Fragebogen auch über Afrolink, ein Online Angebot für Afrodeutsche. Über die Studie wurde außerdem über die Organisationen ADEFRA e.V. (Initiative Schwarzer Deutscher Frauen), Der Braune Mob e.V. (Verein für Schwarze Deutsche in Medien und Öffentlichkeit) und AfroGay (Black Gay Community Deutschland) informiert, der Link zum Online-Fragebogen wurde auch so verbreitet. Hierzu waren vorab zum Teil ausführliche erklärende Ausführungen erforderlich. Über das Verzeichnis BlackYelloPages der cyberNomads (Schwarzes Deutsches Wissensarchiv im Internet) konnten Kontakte zu unterschiedlichsten schwarzen Vereinen und Verbänden im gesamten Bundesgebiet aufgenommen werden, die Studieninformation und Fragebogen(link) ebenfalls zum Teil weiterleiteten. Kontakte wurden zudem unter anderem mit dem

Verband binationaler Familien und Partnerschaften (iaf e.V.) und dem Rückkehrerreferat des Deutschen Entwicklungsdienstes (DED) aufgenommen, um so möglicherweise über die Eltern Schwarzer Deutscher die Studieninformation und den Fragebogenlink an die Kinder weiterzuleiten. Beide Organisationen waren nach Erläuterungen bereit, einen Aufruf über ihren Mailverteiler zu senden.

Kontaktiert wurden auch Schwarze deutsche Personen des öffentlichen Lebens, die über ihre Homepages, Agenten oder Manager über Studie und Fragebogen informiert wurden.

5.2.1.2 Rekrutierung über private Kontakte zu Schwarzen Deutschen

In der deutschen schwarzen Community konnte der Fragebogen auch über ein Schneeballsystem weiter gestreut werden, so baten einige Schwarze Deutsche um die Fragebogenunterlagen, die über andere Afrodeutsche von der Studie gehört hatten. Der Fragebogen wurde daraufhin in der Papierversion verschickt, oder es wurde über den Fragebogenlink informiert. Es wurden vielfältige private Kontakte von Familienmitgliedern, Freunden und Bekannten genutzt, um die Informationen zur Studie und den Fragebogen zu streuen. Über migrierte Akademiker, Studenten in den 1960-er und 1970-er Jahren, zu denen Kontakt bestand oder wieder hergestellt werden konnte, wurden ihre inzwischen erwachsenen Schwarzen deutschen Kinder über die Studie und den Fragebogenlink informiert.

5.2.1.3 Rekrutierung über Aushänge und Handzettel

Mit Hilfe von Aushängen an der Universität Lüneburg und Handzetteln, die in verschiedenen Kontexten an Schwarze Deutsche verteilt wurden, wurden auch Einzelpersonen rekrutiert. Auch in den Vorlesungen von Prof. Schumacher wurde die Studie vorgestellt und die Studierenden wurden gebeten, darüber nachzudenken, ob ihnen Afrodeutsche bekannt seien, die an der Erhebung teilnehmen könnten.

Insgesamt gingen bis Ende 2006 247 auswertbare Fragebögen ein.

5.2.2 Beschreibung der Stichprobe

Bei der vorliegenden Stichprobe handelt es sich um eine Gelegenheitsstichprobe, die nicht den Anspruch auf Repräsentativität für die Gruppe der Afrodeutschen erhebt.

Rekrutiert wurde auf unterschiedlichen Wegen. Unter anderem wurden die Teilnehmer der vorliegenden Gelegenheitsstichprobe über Organisationen und per Schneeballsystem rekrutiert (vgl. Kap. 5.2.1.1, 5.2.1.2 und 5.2.1.3). Nachteile und Probleme dieser Zusammensetzung werden noch diskutiert (vgl. Rost, 2005). Im Vordergrund der vorliegenden Studie stand zu jeder Zeit, aus einer bevölkerungsstatistisch nicht erfassten Untergruppe der deutschen Bevölkerung die für eine inferenzstatistische Verrechnung der Daten erforderliche ausreichende Zahl von Teilnehmern zu gewinnen.

Es erfolgt zunächst eine erste Beschreibung der Stichprobe; sie wird anschließend auch in Bezug auf ihre Repräsentativität weiter diskutiert. Weiterführende Ergebnisse werden im späteren Kapitel zur Ergebnisdarstellung vorgestellt.

Insgesamt gingen Fragebögen von $n = 247$ Personen ein, von denen 196 die in den vorangegangenen theoretischen Kapiteln detailliert erläuterten (psychologisch begründeten) Kriterien für die Zugehörigkeit zur Gruppe der Afrodeutschen erfüllen. In die Stichprobe aufgenommen wurden somit Personen, bei denen (1) mindestens ein leiblicher Elternteil schwarz ist/war, (2) die einen deutschen Elternteil/eine deutsche Bezugsperson haben, bei dem/der sie aufgewachsen sind, und die (3) vorwiegend in Deutschland aufgewachsen sind (vgl. Kap. 1.2). Es wurde eine zwölfjährige Person ausgeschlossen, da die Identitätsentwicklung zu diesem Zeitpunkt nicht abgeschlossen ist (vgl. Kap. 5.2.1).

Der Fragebogen konnte als Paper-Pencil-Version oder im Online Format bearbeitet werden, von den 196 in die Auswertung eingehenden Fragebögen wurden 130 online ausgefüllt. 66 wurden als Paper-Pencil-Version bearbeitet. Von den 66 Paper-Pencil-Versionen wurden 39 auf dem Bundestreffen der Initiative Schwarze Menschen in Deutschland (ISD) in München im Sommer 2005 ausgefüllt (siehe Tabelle 2).

Tabelle 2 - Form der Datenerhebung in der Stichprobe

	Paper-Pencil-Variante	Online Variante	gesamt
Anzahl	66	130	196
Prozent	33,7%	66,3%	100%

Erhoben wurde, welcher Gruppe (schwarz, weiß) die Befragten ihre leiblichen Eltern zuordnen, es zeigt sich, dass der überwiegende Teil (90,6%) eine weiße Mutter und einen schwarzen Vater hat. Lediglich bei 2,8% der Befragten ist der Vater weiß und die Mutter schwarz, 6,7% geben an, zwei schwarze Elternteile zu haben.

Tabelle 3 - Gruppenzugehörigkeit der leiblichen Eltern der Probanden

		Gruppenzugehörigkeit leiblicher Vater		
		schwarz	weiß	gesamt
Gruppenzugehörigkeit leibliche Mutter	schwarz	12	5	17
		6,7%	2,8%	9,4%
	weiß	163	0	163
		90,6%	0,0%	90,6%
	gesamt	175	5	180
		97,2%	2,8%	100,0%

Die Stichprobe setzt sich aus 130 Frauen (66,7%) und 66 Männern (33,3%) zusammen.

Tabelle 4 - Geschlechterverteilung in der Stichprobe

	Anzahl	Prozent
Frauen	130	66,3%
Männer	66	33,7%
gesamt	196	100,0%

Der Altersmittelwert liegt bei 30 Jahren mit einer Standardabweichung von $SD = 8,6$. Die Altersmittelwerte unterschieden sich nicht bedeutsam zwischen der Gruppe der Männer und der der Frauen.

Tabelle 5 - Altersverteilung in der Stichprobe

Alter	Frauen	Männer	gesamt
n	129	63	192
MW	29,6	30,7	30,0
SD	7,7	10,2	8,6

Zur Verdeutlichung der Altersverteilung sind die Personen in der folgenden Tabelle in fünf Jahre umfassende Altersintervalle zusammengefasst.

Tabelle 6 - Altersverteilung getrennt nach Geschlecht

	Frauen		Männer		gesamt	
	Anzahl	Prozent	Anzahl	Prozent	Anzahl	Prozent
15-19 Jahre	13	10,1%	8	12,7%	21	10,9%
20-24 Jahre	20	15,5%	10	15,9%	30	16,6%
25-29 Jahre	32	24,8%	12	19,0%	44	22,9%
30-34 Jahre	25	19,4%	15	23,8%	40	20,8%
35-39 Jahre	26	20,2%	7	11,1%	33	17,2%
40-44 Jahre	10	7,8%	8	12,7%	18	9,4%
45-49 Jahre	3	2,3%	2	3,2%	5	2,6%
50-79 Jahre	0	0,0%	0	0,0%	0	0,0%
80-84 Jahre	0	0,0%	1	1,6%	1	0,5%
gesamt	129	100,0%	63	100,0%	192	100,0%

Zu ihrem Familienstand befragt, geben 18,1% an, verheiratet zu sein und mit Partner oder Partnerin aktuell zusammen zu leben, 3,1% sind verheiratet, leben jedoch getrennt. 1,6% der befragten Schwarzen Deutschen sind verwitwet, 6,2% geschieden. Der überwiegende Teil (71%) gibt als Familienstand 'ledig' an. Die folgende Tabelle zeigt die genauen Daten, aufgeschlüsselt nach dem Geschlecht der befragten Personen.

Tabelle 7 - Familienstand getrennt nach Geschlecht

Familienstand		verheiratet und zusammen lebend	verheiratet und getrennt lebend	verwitwet	ledig	geschieden	gesamt
Frauen	Anzahl	22	6	3	91	6	128
	Prozent	17,2%	4,7%	2,3%	71,1%	4,7%	100,0%
Männer	Anzahl	13	0	0	46	6	65
	Prozent	20,0%	0,0%	0,0%	70,8%	9,2%	100,0%
gesamt	Anzahl	35	6	3	137	12	193
	Prozent	18,1%	3,1%	1,6%	71,0%	6,2%	100,0%

Zu einer möglichen aktuell bestehenden festen Partnerschaft befragt, geben 61,2% der Befragten an, momentan in einer festen Partnerschaft zu leben, 37,3% verneinen dies. Die folgende Tabelle zeigt die detaillierte Aufstellung der Daten, unterteilt nach dem Geschlecht der befragten Personen.

Tabelle 8 - Partnerschaft getrennt nach Geschlecht

feste Partnerschaft		ja	nein	gesamt
Frauen	Anzahl	75	49	124
	Prozent	60,5%	39,5%	100,0%
Männer	Anzahl	37	22	59
	Prozent	62,7%	37,3%	100,0%
gesamt	Anzahl	112	71	183
	Prozent	61,2%	38,8%	100,0%

35,6% der befragten Afrodeutschen geben an, Kinder zu haben; 64,4% sind ohne Nachwuchs. Die Daten finden sich in der folgenden Tabelle wiederum nach Geschlecht aufgeschlüsselt.

Tabelle 9 - *Eigene Kinder getrennt nach Geschlecht*

Kinder		ja	nein	gesamt
Frauen	Anzahl	45	80	125
	Prozent	36,0%	64,0%	100,0%
Männer	Anzahl	22	41	63
	Prozent	34,9%	65,1%	100,0%
gesamt	Anzahl	67	121	188
	Prozent	35,6%	64,4%	100,0%

Jene Personen, die Kinder haben, wurden auch zu der Anzahl befragt. Die Antworten sind in der folgenden Tabelle aufgeschlüsselt.

Tabelle 10 - *Anzahl der Kinder getrennt nach Geschlecht*

Anzahl der Kinder	Häufigkeit	Prozent
1 Kind	31	48,4%
2 Kinder	27	42,2%
3 Kinder	4	6,3%
4 Kinder	1	1,6%
5 Kinder	1	1,6%
gesamt	64	100,0%
MW	1,7	
MD	2,0	
SD	0,8	

Die Afrodeutschen, die den Fragebogen bearbeitet haben, leben zu 66,3% in einer Großstadt, 21,1% wohnen in einer mittelgroßen Stadt, 12,6% geben an, in einer Kleinstadt oder einem Dorf zu leben. In der nachfolgenden Tabelle wird diese Verteilung zusätzlich getrennt für die Geschlechter dargestellt.

Tabelle 11 - *Größe des aktuellen Wohnorts getrennt nach Geschlecht*

Aktueller Wohnort	Frauen		Männer		gesamt	
	Anzahl	Prozent	Anzahl	Prozent	Anzahl	Prozent
Großstadt	85	68,0%	41	64,1%	126	66,3%
Mittelgroße Stadt	24	19,2%	15	23,4%	39	21,1%
Kleinstadt	6	4,8%	6	9,4%	12	6,3%
Dorf	10	8,0%	2	3,1%	12	6,3%
gesamt	125	100,0%	64	100,0%	189	100,0%

87,2% der Befragten geben an, aus den alten Bundesländern zu stammen, 12,8% geben an, in den neuen Bundesländern und/oder der DDR aufgewachsen zu sein.

Tabelle 12 - *Aufgewachsen in den Neuen Bundesländern/DDR oder Alten Bundesländern/BRD*

überwiegend aufgewachsen in	Anzahl	Prozent
alte Bundesländer/BRD	170	87,2%
neue Bundesländer/DDR	25	12,8%
gesamt	195	100,0%

Zu ihrem höchsten Schulabschluss befragt, geben 10,2% an, zum Zeitpunkt der Befragung noch Schüler oder Schülerin gewesen zu sein, 21,5% haben einen Haupt- oder Realschulabschluss oder die Polytechnische Oberschule abgeschlossen, 68,4% haben einen Fachhochschulabschluss oder das Abitur. Die für Männer und Frauen aufgeschlüsselten Daten finden sich in den folgenden Tabellen.

Tabelle 13 - Verteilung der höchsten Schulabschlüsse in der Stichprobe, detailliert

höchster Schulabschluss	kein Schulabschluss.	z.Z. SchülerIn allgemeinbildende Vollzeitschule	z.Z. berufsorientierende Aufbau/Fachschule	Hauptschulabschluss.	Realschulabschluss.	Abschluss Polytechnische Oberschule	Fachhochschulreife	Allgemeine/fachgebundene Hochschulreife, Abitur	anderer Schulabschluss.	gesamt
	Frauen	Anzahl 0	8 6,6%	3 2,5%	2 1,7%	19 15,7%	3 2,5%	13 10,7%	71 58,7%	2 1,7%
Männer	Anzahl 0	7 12,1%	0 0,0%	6 10,3%	8 13,8%	0 0,0%	7 12,1	30 51,7%	0 0,0%	58 100,0%
gesamt	Anzahl 0	15 8,4%	3 1,7%	8 4,5%	27 15,1%	3 1,7%	20 11,2%	101 56,4%	2 1,1%	179 100,0%
	Prozent 0,0%									
	Prozent 0,0%									

Die folgende Tabelle fasst jeweils unterschiedliche Schulabschlüsse zu übersichtlicheren Ordnungskategorien zusammen. Herausgenommen wurden die beiden Personen, die „anderer Schulabschluss“ angaben.

Tabelle 14 - Verteilung der höchsten Schulabschlüsse in der Stichprobe, zusammengefasst

höchster Schulabschluss		z.Z. Schüler/in	Hauptschulabschlusss	Realschule/Polytechn. Oberschule	Fach-/allg. Hochschulreife	gesamt
Frauen	Anzahl	11	2	22	84	119
	Prozent	9,2%	1,7%	18,5%	70,6%	100,0%
Männer	Anzahl	7	6	8	37	58
	Prozent	12,1%	10,3%	13,8%	63,8%	100,0%
gesamt	Anzahl	18	8	30	121	177
	Prozent	10,2%	4,5%	16,9%	68,4%	100,0%

Zu ihrer Ausbildung befragt, geben 4,2% der Studienteilnehmer an, keine Ausbildung abgeschlossen zu haben und sich auch aktuell in keinem Ausbildungsverhältnis oder Studium zu befinden. 25,9% der Befragten befinden sich aktuell in Studium oder Ausbildung. 69,9% geben an, eine Ausbildung oder ein Studium bereits abgeschlossen zu haben. In der folgenden Tabelle werden diese Daten nach dem Geschlecht unterteilt aufgeführt.

Tabelle 15 - Verteilung des aktuellen Ausbildungsstandes in der Stichprobe

höchster Berufsabschluss		keinen Abschluss/ nicht i. Ausb.	noch in Ausbildung od. Studium	Abgeschlossene Ausbildung	gesamt
Frauen	Anzahl	5	23	66	94
	Prozent	5,3%	24,5%	70,2%	100,0%
Männer	Anzahl	1	14	33	48
	Prozent	2,1%	29,2%	68,8%	100,0%
gesamt	Anzahl	6	37	99	142
	Prozent	4,2%	26,0%	69,9%	100,0%

Die folgende Tabelle illustriert im Detail die Untergruppen der noch in Ausbildung befindlichen Personen (37 Personen, 26% der Stichprobe). 6,3% dieser

Afrodeutschen befinden sich in einer beruflichen Ausbildung, 19,6% von ihnen sind zum Zeitpunkt der Befragung als Studentinnen oder Studenten eingeschrieben.

Tabelle 16 - Anteil von Probanden in Ausbildung oder Studium

noch in Ausbildung befindlich		in beruflicher Ausbildung	Student/in
Frauen	Anzahl	5	18
	Prozent	5,3%	19,1%
Männer	Anzahl	4	10
	Prozent	8,1%	20,8%
gesamt	Anzahl	9	28
	Prozent	6,3%	19,7%

Von den 99 Personen (69,9% der befragten Afrodeutschen), die bereits eine abgeschlossene Ausbildung haben, geben 21,2% an, eine beruflich-betriebliche Ausbildung absolviert zu haben, 13,1% haben eine beruflich-schulische Ausbildung abgeschlossen, 8,1% eine Fach-/Meister-/Technikerschule oder Berufsakademie besucht. 12,1% geben als höchsten beruflichen Abschluss einen Fachhochschulabschluss an, 42,2% haben einen Hochschulabschluss. In der folgenden Tabelle erfolgt zusätzlich eine Ergebnisdarstellung getrennt für Frauen und Männer.

Tabelle 17 - Verteilung der höchsten Berufsabschlüsse in der Stichprobe

höchster Berufsabschluss	beruflich- betriebliche Ausbildung		beruflich- schulische Ausbildung		Fach-Meister-Techniker-Schule/ Akademie		Fachhochschul-abschluss		Hochschul-abschluss		Sonstiger beruflicher Abschluss	
	Anzahl	Prozent	Anzahl	Prozent	Anzahl	Prozent	Anzahl	Prozent	Anzahl	Prozent	Anzahl	Prozent
Frauen	0	0,0%	8	6,6%	3	2,5%	2	1,7%	19	15,7%	3	2,5%
	0	0,0%	7	12,1%	0	0,0%	6	10,3%	8	13,8%	0	0,0%
Männer	0	0,0%	15	8,4%	3	1,7%	8	4,5%	27	15,1%	3	1,7%
	0	0,0%										
gesamt	0	0,0%										
	0	0,0%										

5.2.3 Abweichungen der Stichprobe von der deutschen Gesamtbevölkerung

Die vorliegende Stichprobe von Afrodeutschen weicht bei der Verteilung einiger Parameter deutlich von der gesamtdeutschen Bevölkerung, wie sie im Datenreport 2006 vorgestellt wird, ab. Diese Abweichungen in der Geschlechterverteilung, der Altersstruktur, der Verteilung der Wohnortgröße und bei den Bildungsvariablen werden im folgenden Abschnitt kurz vorgestellt und eingeordnet.

In der vorliegenden Stichprobe zeigt sich im Vergleich zur Geschlechterverteilung in der deutschen Gesamtbevölkerung ein sehr viel höherer Frauenanteil. Für die Gesamtbevölkerung gilt, dass bis zum Alter von etwa 50 Jahren der Anteil der Männer überwiegt, in der Gruppe der Menschen zwischen 50 und 60 ist der Anteil der Geschlechter annähernd gleich, in der Altersgruppe ab 60 Jahre überwiegt dann der Frauenanteil (vgl. Datenreport 2006). Bei der vorliegenden Stichprobe von Afrodeutschen handelt es sich um eine Gruppe, deren Mitglieder bis auf eine Person das 50. Lebensjahr noch nicht erreicht haben. Für die Gesamtgruppe der Afrodeutschen ist von keiner von der Gesamtbevölkerung abweichenden Geschlechterverteilung auszugehen. Insofern dürfte die Stichprobe in Bezug auf die Geschlechterverteilung mit ihrem Anteil von zwei Dritteln Frauen gegenüber einem Drittel Männer verzerrt sein.

Im Datenreport (2006) für die Bundesrepublik Deutschland ist die Altersstruktur der deutschen Gesamtbevölkerung der Übersicht halber in zusammengefassten Altersklassen aufgeführt. Demnach gilt für die gesamte Bevölkerung in Deutschland, dass 32,3% zwischen 15 und 40 Jahre, 34,6% zwischen 40 und 65 Jahre und 18,6% über 64 Jahre alt sind.

Für die vorliegende Stichprobe der befragten Afrodeutschen zeigt sich eine gänzlich andere Altersverteilung. Die Gruppe der 15- bis 40-Jährigen (87% Anteil an der Stichprobe) ist deutlich überrepräsentiert im Vergleich zur Gruppe der 40- bis 64-Jährigen (12% Anteil an der Stichprobe, dabei keine Person älter als 49 Jahre) und der Gruppe der über 64-Jährigen (mit einer Person 0,5% Anteil an der vorliegenden Stichprobe). Damit gehen die verschiedenen Kohorten von Schwarzen Deutschen nicht gleichermaßen gruppenstark in die Studie ein. Befragt werden konnte lediglich ein Mitglied der Gruppe, das noch im „Dritten Reich“ aufwuchs. Nur 5 Personen aus der Stichprobe sind zum Erhebungszeitpunkt 45 bis 49 Jahre alt und somit noch in der zweiten Hälfte der 1950er und Anfang der 1960er Jahren geboren; aber auch sie

gehören damit nicht mehr jener in der Literatur häufig beschriebenen Gruppe Schwarzer Menschen in Deutschland an, die zwischen 1945 und Anfang der 1950er Jahre geboren wurde (vgl. Ayim, 1987, Lemke Muniz de Faria, 2002). Alle anderen befragten Afrodeutschen gehören einer der jüngeren Kohorten Schwarzer Deutscher an.

Hier stellt sich die Frage, ob die Altersverteilung in der Stichprobe der Verteilung in der Gesamtgruppe der Schwarzen Deutschen entspricht oder ob es sich um eine verzerrte Stichprobe handelt. Es wird davon ausgegangen, dass die Gruppengröße Schwarzer Menschen in Deutschland in den 1960er und 1970er Jahren ansteigt (vgl. Ayim, 1997, Asante, 1996). Dies könnte eine Erklärung dafür sein, dass nach 1960 geborene Afrodeutsche, Angehörige der jüngeren Generationen von Schwarzen Deutschen, in weit größerer Zahl an der Befragung teilnehmen. Genauso könnten aber auch Rekrutierungsformen und –wege eher jüngere Menschen angesprochen haben. Da keine verlässlichen Zahlen zu den Gruppengrößen der unterschiedlichen Generationen von Afrodeutschen vorliegen, kann nicht abgeschätzt werden, inwieweit das Zahlenverhältnis der Kohorten untereinander, wie es in der vorliegenden Stichprobe abgebildet ist, repräsentativ für die Population der Schwarzen Deutschen ist (vgl. Kap. 1.3).

Die Verteilung in der bundesdeutschen Gesamtbevölkerung ist laut Datenreport 2006 für das Jahr 2004 folgende: 6,7% der Bevölkerung leben in Gemeinden mit weniger als 200 Einwohnern, 35,3 % in Gemeinden mit 2000 bis 20.000 Einwohnern, 27,3 % in Gemeinden mit 20.000 bis 100.000 Einwohnern, 30,7% in Großstädten. Ein direkter Vergleich der afrodeutschen Stichprobe mit den Daten des Reports ist wegen der unterschiedlichen Kategorienbildung (in der Studie wurden folgende Antwortkategorien vorgegeben: Großstadt, mittelgroße Stadt, Kleinstadt, Dorf) nur eingeschränkt möglich. Auffällig ist jedoch der in der vorliegenden Stichprobe hohe Anteil von Befragten, die angeben, in Großstädten zu leben (66,3%). Da keine verlässlichen Zahlen zu Wohnorten Afrodeutscher vorliegen, kann auch hier nicht abgeschätzt werden, inwieweit der hohe Anteil Großstadtbewohner, wie er in der vorliegenden Stichprobe abgebildet ist, repräsentativ für die Gesamtgruppe der Schwarzen Deutschen ist. Die Zahlen deuten jedoch darauf hin, dass Schwarze Deutsche vermehrt in Großstädten leben.

Für die deutsche Gesamtbevölkerung werden im Mikrozensus 2004 so genannte höherwertige Bildungsabschlüsse zu einer Kategorie zusammengefasst. Es ergibt

sich für die Bevölkerung ein Anteil von 41% mit einem solchen Abschluss (19% Realschulabschluss, 22% Fachhochschul- oder Hochschulreife) (vgl. Datenreport 2006). Im Vergleich hierzu zeigt sich bei der vorliegenden Stichprobe Schwarzer Deutscher ein weitaus größerer Anteil von Befragten mit so genannten höheren Bildungsabschlüssen (16,9% Realschulabschluss/Abschluss polytechnische Oberschule und 68,4 % Fachhochschul- und Hochschulreife).

Verglichen mit den Daten des Mikrozensus 2004 (vgl. Datenreport 2006) für die gesamte deutsche Bevölkerung fällt in der Stichprobe auch der höhere Anteil von Personen mit Fachhochschul- oder Hochschulabschluss auf. Für die Gesamtbevölkerung liegt er bei 12%, bei den 30- bis unter 40-Jährigen haben 18% einen Fachhochschul- oder Hochschulabschluss. Für die vorliegende Stichprobe von Schwarzen Deutschen liegt er hingegen bei 38%.

Auch hier bleibt aufgrund mangelnder verlässlicher Zahlen zur Gruppe unklar, inwieweit die vorliegende Stichprobe die Gesamtgruppe Schwarzer Deutscher abbildet. Die Daten deuten jedoch auf einen erhöhten Anteil höherer Schulabschlüsse und Hochschulabschlüsse gegenüber der Gesamtbevölkerung hin.

5.2.4 Repräsentativität der Stichprobe

Die Repräsentativität der vorliegenden Stichprobe für die gesamte Gruppe der Afrodeutschen kann nicht definitiv geklärt werden. Durch das Vorgehen bei der Rekrutierung der Stichprobe (Online, über Organisationen und private Kanäle) kann es zu systematischen Verschiebungen in der Zusammensetzung der Stichprobe gekommen sein.

Mögliche Stichprobenverzerrung durch Rekrutierungsform

Es muss berücksichtigt werden, dass gerade bei Online-Befragungen so genannte abdeckungsbezogene Fehler auftreten, also bestimmte Gruppen der Bevölkerung weniger stark repräsentiert sind als andere. Diese resultieren aus der Tatsache, dass nicht alle Mitglieder einer Auswahlgesamtheit gleichermaßen mit dem Medium Internet vertraut sind und/oder über die notwendigen Zugangsmöglichkeiten verfügen. So unterscheiden sich in der vorliegenden Studie die Wahrscheinlichkeiten von verschiedenen Mitgliedern der Population der Schwarzen

Deutschen, in die Stichprobe aufgenommen zu werden. So ist der Zugang zum Internet auch heute noch nicht umfassend, und Unterschiede zwischen Personen mit und ohne Web-Zugang sind empirisch erfasst und dokumentiert. Unterschiede finden sich in Bezug auf Variablen wie Einkommen, Bildung, Geschlecht, Alter (vgl. Couper & Coutts, 2006). Die Wahrscheinlichkeit, Personen mit höherem Einkommen, höherer Bildung oder jüngerer Kohorten anzusprechen, ist gegenüber Personen mit niedrigerem Einkommen, geringerer Bildung und älterer Kohorten erhöht.

Mögliche Stichprobenverzerrung durch Thema Identität

Analog zu US-amerikanischen Studien zur schwarzen Identität kann auch bei der vorliegenden Erhebung vermutet werden, dass Personen, die für sich entschieden haben, *nicht* an der Studie teilzunehmen, sich systematisch von jenen Schwarzen Deutschen unterscheiden, die den Fragebogen bearbeitet haben (vgl. Sanders Thompson, 1991). Wer sich bereit erklärt, einen Fragebogen zu Aspekten seiner schwarzen Identität zu bearbeiten, hat sich vermutlich eher schon einmal mit dem Thema auseinandergesetzt als jene Schwarzen Deutschen, die ihn nicht ausfüllen.

Für die untersuchte Gruppe der Afrodeutschen liegen keinerlei empirische Daten zur Verteilung der erhobenen Variablen in der Gesamtpopulation der Schwarzen Deutschen vor. Die vermutete Verzerrung der Stichprobe für bestimmte Variablen kann daher nur durch einen Vergleich mit Daten für die gesamtdeutsche Gruppe diskutiert werden. Vor dem Hintergrund der Daten des Datenreports 2006 wird vermutet, dass es sich bei der vorliegenden Stichprobe um eine hinsichtlich Alter und Geschlecht verzerrte Auswahl aus der Grundgesamtheit der Gruppe der Afrodeutschen handelt.

So ist der Frauenanteil vermutlich erhöht, die Altersgruppen der jüngeren Afrodeutschen sind vermutlich überrepräsentiert. Auch wenn davon ausgegangen werden kann, dass sich der Anteil Schwarzer Deutscher seit den 1940-er Jahren stetig deutlich erhöhte, so scheinen ältere Jahrgänge dennoch unterrepräsentiert zu sein (vgl. Kap. 1.3).

Auffallend ist auch der hohe Bildungsstand der befragten Studienteilnehmer im Vergleich zur gesamtdeutschen Bevölkerung. Ebenfalls deutlich ist, dass der Anteil der befragten Personen, die angeben, in einer Großstadt zu leben, gegenüber der

gesamtdeutschen Bevölkerung erhöht ist. Bei Bildungsstand und Wohnort muss unklar bleiben, ob die in der Studie vorliegende Verteilung jener „wahren“ Verteilung in der Gesamtpopulation der Schwarzen Deutschen entspricht oder ob es sich um eine Verzerrung handelt. Wenn mit Ayim (1997, S. 149) davon ausgegangen wird, dass sich der Anteil der schwarzen Bevölkerungsgruppe in den 1960-er und 1970-er Jahren durch die Vergrößerung der Studentenzahlen aus vielen afrikanischen Staaten, die zur Unabhängigkeit gelangten, vergrößert hat und aus der Verbindung dieser Migranten mit weißen Deutschen eine neue, zahlenmäßig große Gruppe von Afrodeutschen entsteht (vgl. Asante, 1996), dann kann auch vermutet werden, dass sich der hohe Bildungsstand der migrierten Elternteile in den Bildungsabschlüssen der befragten Nachfolgegeneration widerspiegelt (vgl. Kap. 1.3 und 1.4). Dieser Argumentation folgend wäre davon auszugehen, dass die Gruppe der Afrodeutschen - zumindest in dieser Kohorte - ein höheres Bildungsniveau aufweist als der gesamtdeutsche Durchschnitt. Ob die Verteilung der Bildungsabschlüsse in der vorliegenden Stichprobe repräsentativ ist, muss aber offen bleiben.

5.3 Operationalisierung der Variablen

Im Folgenden wird die Operationalisierung der in der Studie erhobenen Variablen im Detail vorgestellt. Da viele Verfahren in der vorliegenden Erhebung erstmals im deutschen Sprachraum verwendet wurden, werden die Ergebnisse der Güteprüfungen ausführlich dargestellt. Neben explorativen Faktorenanalysen wurden auch konfirmatorische (strukturprüfende) Faktorenanalysen durchgeführt. Zudem werden die Ergebnisse für die Gütekriterien der klassischen Testtheorie berichtet. Eine Übersicht zu Hintergrund und Methodik konfirmatorischer Faktorenanalysen findet sich im späteren Kapitel der Ergebnisdarstellung (vgl. Kap. 6.2.3.1), dort werden auch die Methoden der Strukturgleichungsmodelle mit ihren Voraussetzungen und Gütemaßen detaillierter dargestellt.

Einige Skalen mussten nach inhaltlichen Überlegungen in ihrer Itemzusammensetzung verändert werden. Die Veränderungen werden im Überblick dargestellt. Die Skalen werden erstmals für eine Schwarzen Deutsche Stichprobe verwendet, daher sind aufgetretene Besonderheiten für mögliche Nachfolgerhebungen von besonderem Interesse.

In der vorliegenden Studie wurden verschiedene Konstrukte erfasst, für die bisher keine Messinstrumente vorliegen. Daher wurden eigene Items zur Erhebung dieser Konstrukte entwickelt, die ebenfalls im folgenden Abschnitt vorgestellt werden. Gefolgt wird dem Prinzip der rationalen Konstruktion (vgl. Rammstedt, 2006). Die Formulierung der Items berücksichtigt die Regeln der Fragebogenformulierung nach Porst (2000). Für alle Skalen, die in den folgenden Abschnitten vorgestellt werden (vgl. Kap. 5.3.1 bis 5.3.8), gilt, dass sie durch Mittelwertsbildung der zugehörigen Items gebildet werden.

Zunächst werden in den nächsten Abschnitten (vgl. Kap. 5.3.1 bis 5.3.8) die verschiedenen Operationalisierungen der deutschen national-kulturellen sozialen Identität und der schwarzen sozialen Identität vorgestellt. Anschließend wird die Operationalisierung der schwarzen „Identitätsarbeit“ erläutert. Die Operationalisierung von Bedingungsvariablen einer deutschen national-kulturellen wie einer schwarzen Identität werden vorgestellt. Die Operationalisierung des Konstrukts der Rassismuswahrnehmung und des daraus resultierenden Stress´ wird vorgestellt und die Messung der schwarzen Sozialisation erläutert. Anschließend wird erörtert, wie Effektivvariablen wie Lebenszufriedenheit, Selbstwert und Selbstwirksamkeitserwartung erfasst werden.

5.3.1 Deutsche national-kulturelle (soziale) Identität

Die deutsche national-kulturelle soziale Identität wird über zwei verschiedene Skalenadaptionen erhoben, die im folgenden Abschnitt vorgestellt werden.

5.3.1.1 Subskala „Deutsche Identität“ von Orth, Broszkiewicz und Schütte

Mit Hilfe der von Orth et al. (1996) entwickelten Skalen können Variablen, die im Rahmen der Theorie der sozialen Identität relevant sind, erfasst werden (Skalen zur sozialen Identität, zur Ego-Stereotypisierung und zur Eigengruppen-Favorisierung). Die Skala wurde ursprünglich entwickelt, um in einer der Studie von Orth et al. (1996) polnische Migranten in Deutschland zu ihrer deutschen und polnischen Identität zu befragen. Einige Aussagen in den Items bilden daher beide nationalen Identitäten in Relation ab. Nach Aussage der Autoren ist die Skala aber auf verschiedene ethnische Minderheiten übertragbar (vgl. Orth et al., 1996).

Verwendet werden in der vorliegenden Studie nur jene Items, die die Identifikation mit der deutschen nationalen Gruppe erfassen und die nicht ihre Relation zu einer anderen Nationalität bewerten. Im vorliegenden Fall wurde diese ursprünglich sieben Items umfassende Unterskala der deutschen nationalen Identität daher um drei Items reduziert.

In der vorliegenden Studie werden die Items SID 1 (*„Ich fühle mich als Deutsche/r“*), SID 3 (*„Ich bin froh, dass ich ein/e Deutsche/r bin“*), SID 4 (*„Es ist mir wichtig, dass ich ein/e Deutsche/r bin“*) und SID 5 (*„Ich bin stolz, dass ich ein/e Deutsche/r bin“*) der Subskala Deutsche Identität von Orth übernommen. Das Item SID 5 wurde dabei in seiner Formulierung leicht verändert und mit dem Wortlaut *„Ich bin stolz, Deutsche/r zu sein“* in den Fragebogen aufgenommen, das Item SID3 wird ebenfalls in einer leicht veränderten Formulierung verwendet und lautet *„Ich bin froh, Deutsche/r zu sein“*. Diese Umformulierung wurde vorgenommen, um analoge Formulierungen zu Items zur Erfassung der schwarzen Identität zu erhalten (*„Ich bin stolz, schwarz zu sein“* und *„Ich bin froh, schwarz zu sein“*). Dies erklärt auch die Bezeichnungen der Items mit MIBI 10deu und MIBI 13deu, die die Übertragung der Wortlaute der Items 10 und 13 der Skala „Multidimensional Inventory of Black Identity“ (MIBI) zur Erfassung der schwarzen Identität auf die entsprechenden Items der Orth-Skala beschreiben (vgl. Kap. 3.3.3.3 und 5.3.2.2).

Beantwortet werden die Items mit Hilfe einer 7-stufigen Antwortskala (1 = „stimmt überhaupt nicht“ bis 7= „stimmt vollkommen“). Höhere Werte zeigen eine höhere Ausprägung der deutschen national-kulturellen sozialen Identität an.

Es zeigt sich für die vorliegende Stichprobe bei der explorativen Faktorenlösung eine einfaktorielle Lösung. Die folgenden Tabellen zeigen die Item- und Skalenkennwerte an.

Tabelle 18 - *Itemkennwerte der Subskala „Deutsche Identität“ von Orth et al.*

Itembezeichnung Studie	ursprüngl. Itembezeichnung		M	SD	$r^{(it-i)}$
OrthNI 1	SID-1	Ich fühle mich als Deutsche/r.	4,69	1,66	,55
OrthNI 3	SID-4	Es ist mir wichtig, dass ich ein/e Deutsche/r bin.	3,34	1,69	,70
MIBI 10deu	SID-3	Ich bin froh, Deutsche/r zu sein.	3,54	1,73	,71
MIBI 13deu	SID-5	Ich bin stolz, Deutsche/r zu sein.	2,50	1,55	,62

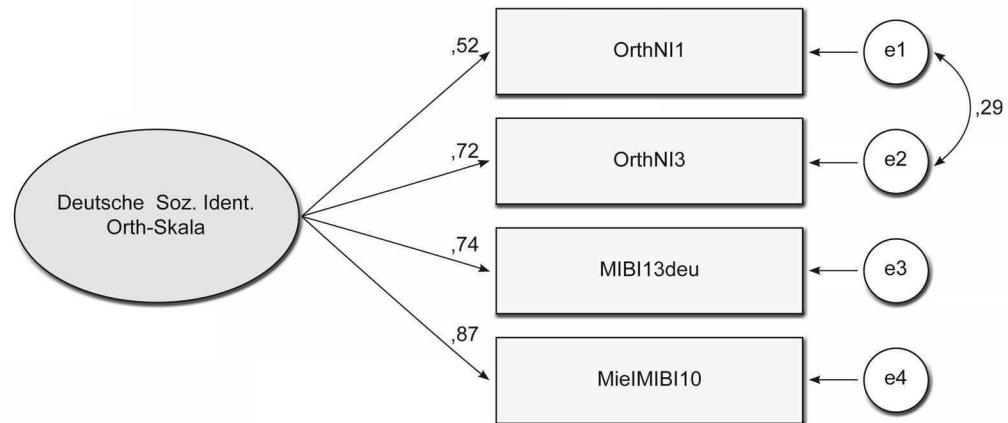
Tabelle 19 - *Skalenkennwerte der Subskala „Deutsche Identität“ von Orth et al.*

M	3,53
SD	1,34
Mo	3,00
Md	3,50
α	,82
Skewness	,23
N	187

Der Durchschnitt der Itemmittelwerte liegt mit $M_i = 3.53$ unterhalb des theoretischen Mittelwertes. Der durchschnittliche Trennschärfeindex der Items ist mit $r_{it} = .65$ im oberen mittleren Bereich der von Lienert und Raatz (1994) angegebenen Spanne von niedrigen ($r_{it} < .30$) und hohen ($r_{it} > .80$) Trennschärfen angesiedelt. Die interne Konsistenz der Skala nach Cronbach's α liegt bei $\alpha = .82$. Nach Lienert und Raatz (1994) ist dieser Reliabilitätswert als zufrieden stellend zu bezeichnen. Eine Skewness von .23 zeigt eine rechtsschiefe Verteilung an.

Die konfirmatorische Faktorenanalyse bildet das einfaktorielle Modell mit guten Fit-Werten ab.

Abbildung 2 - Ergebnis der konfirmatorischen Faktorenanalyse
für die Subskala „Deutsche Identität“ von Orth et al.



CMIN=,003, CMIN/df=,003, p=,953, pclose=,961, RMSEA=,000, CFI=1,000

5.3.1.2 Subskala „Identification“ von Mael und Ashforth

Mael und Ashforth (1992) entwickelten - basierend auf der Theorie der sozialen Identität - ein Instrument, mit dessen Hilfe eine spezifische Form der sozialen Identifikation, nämlich die Identifikation eines Individuums mit einer Organisation ('organizational identification'), der es angehört, erfasst werden kann.

Bei hoher Identifikation werden Erfolg oder Misserfolg der Organisation von ihnen im Rahmen dieser Skala auch als Erfolg oder Misserfolg der eigenen Person verstanden. Dabei bewegen sich die Autoren im theoretischen Rahmengerüst der Theorie der sozialen Identität, verstehen die Zugehörigkeit zu einer Organisation als Klassifizierung in eine soziale Kategorie oder Gruppe. Dieser fühlt sich das Individuum mehr oder weniger zugehörig und sieht sich selbst als Mitglied. Der Einzelne fühlt sich psychologisch der Gruppe verbunden, das individuelle Schicksal ist nicht unabhängig von dem der Gruppe.

In der vorliegenden Studie wird die Unterskala „Organizational Identification“ zur Erfassung der Identifizierung mit der Gruppe der Deutschen adaptiert. Hierzu wurden die Items zunächst übersetzt, rückübersetzt und wie folgt in der adaptierten Version verwendet: „Wenn jemand die Deutschen kritisiert, fühle ich mich persönlich beleidigt.“ (ID 1, Originalitem: „When someone criticizes (name of school), it feels like a personal insult“), „Ich interessiere mich sehr dafür, wie Andere (Nicht-Deutsche) die Deutschen beurteilen.“ (ID 2, Originalitem „I am very

interested in what others think about (name of organization)), „Wenn ich von Deutschen spreche, sage ich meistens eher „wir“ als „sie“.“ (ID 3, Originalitem „When I talk about this organization, I usually say „we“ rather than „they“), „Die Erfolge von Deutschen sind auch meine Erfolge.“ (ID 4, Originalitem „This organization’s successes are my successes“), „Wenn jemand die Deutschen lobt, fühle ich mich geschmeichelt.“ (ID 5, Originalitem „When someone praises this school, it feels like a personal compliment“), „Wenn die Medien etwas Kritisches über Deutsche berichten, ist mir das peinlich.“ (ID 6, Originalitem „If a story in the media criticized the organization, I would feel embarrassed“). Bewertet werden die Aussagen mit Hilfe einer 5-stufigen Antwortskala (1 = „stimmt überhaupt nicht“ bis 5 = „stimmt vollkommen“). Hohe Werte indizieren eine höhere Identifikation mit der Gruppe der Deutschen.

Die folgenden Tabellen geben die Item- und Skalenkennwerte an.

Tabelle 20 - Itemkennwerte der Subskala „Identification“

(mit der Gruppe der Deutschen) von Mael und Ashforth

Item		M	SD	r ² (it-i)
Iden1	Wenn jemand die Deutschen kritisiert, fühle ich mich persönlich beleidigt.	2,35	,98	,67
Iden2	Ich interessiere mich sehr dafür, wie Andere (Nicht-Deutsche) die Deutschen beurteilen.	2,92	1,05	,42
Iden3	Wenn ich von Deutschen spreche, sage ich meistens eher „wir“ als „sie“.	2,91	1,27	,63
Iden4	Die Erfolge von Deutschen sind auch meine Erfolge.	2,41	1,04	,66
Iden5	Wenn jemand die Deutschen lobt, fühle ich mich geschmeichelt.	2,27	1,01	,72
Iden6	Wenn die Medien etwas Kritisches über Deutsche berichten, ist mir das peinlich.	2,02	1,04	,62

Tabelle 21 - Skalenkennwerte der Subskala „Identification“

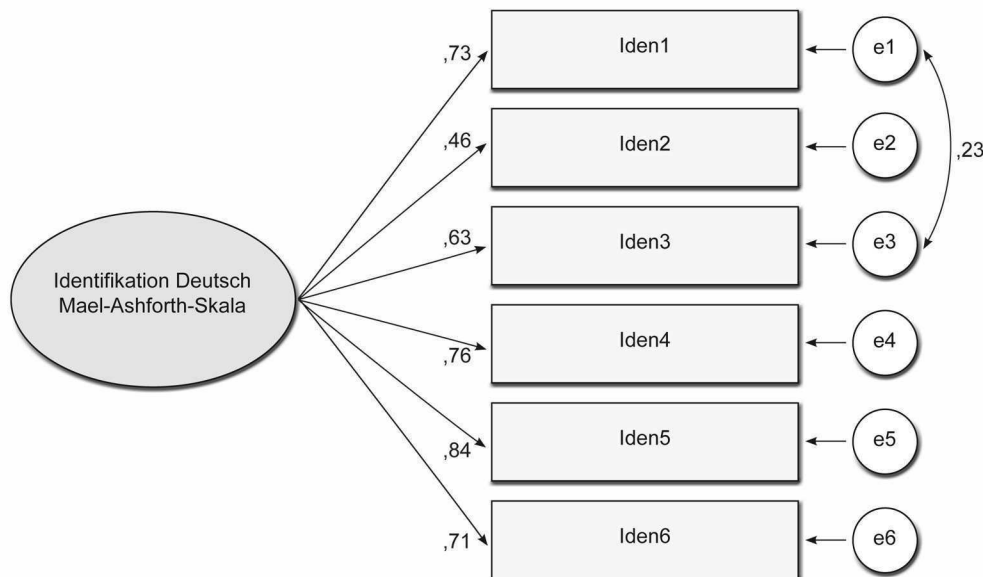
(Gruppe der Deutschen) von Mael und Ashforth

M	2,49
SD	,82
Mo	2,00
Md	2,50
α	,84
Skewness	,32
N	197

Es zeigt sich für die vorliegende Stichprobe bei der explorativen Faktorenlösung eine einfaktorielle Lösung. Der Durchschnitt der Itemmittelwerte liegt mit $M_i = 2,49$ unterhalb des theoretischen Mittelwertes. Der durchschnittliche Trennschärfeindex ist mit $r_{it} = .62$ im oberen mittleren Bereich der von Lienert und Raatz (1994) angegebenen Spanne von niedrigen ($r_{it} < .30$) und hohen ($r_{it} > .80$) Trennschärfen angesiedelt. Die interne Konsistenz der Skala nach Cronbach's α liegt bei $\alpha = .84$. Nach Lienert und Raatz (1994) ist dieser Reliabilitätswert als zufrieden stellend zu bezeichnen. Mit einer Skewness von .32 wird eine rechtsschiefe Verteilung angezeigt.

Die konfirmatorische Faktorenanalyse zeigt für das einfaktorielle Modell gute Fit-Werte.

Abbildung 3 - Ergebnis der konfirmatorischen Faktorenanalyse für die Subskala „Identification“ (Gruppe der Deutschen) von Mael und Ashforth



CMIN=3,897, CMIN/df=,487, p=,866, pclose=,950, RMSEA=,000, CFI=1,000

5.3.2 Schwarze (soziale) Identität

Verschiedene Skalen wurden zur Messung dieses relevanten Konstruktes der schwarzen Identität vorgelegt. Die Instrumente, die bisher ausschließlich im US-amerikanischen Kulturkreis verwendet wurden, wurden zunächst alle übersetzt und an den deutschen Kulturraum adaptiert.

Es zeigen sich zwischen den einzelnen (Sub-)Skalen große inhaltliche Überschneidungen in verschiedenen Aspekten und teilweise hohe Interkorrelationen.

Daher wurden - inhaltlichen und methodischen Überlegungen folgend - aus verschiedenen Skalen neue Subskalen zusammengesetzt.

Es werden zunächst die beiden vorgelegten amerikanischen Skalen zur Erfassung der schwarzen sozialen Identität, die Multidimensional Racial Identification Scale von Sanders Thompson und das Multidimensional Inventory of Black Identity von Sellers et al. in ihrer Originalzusammensetzung vorgestellt und kulturelle Spezifika bei der Bearbeitung durch eine afrodeutsche Stichprobe erläutert. Es werden dabei

die aus den deutschen Gegebenheiten abgeleiteten drei neu gebildeten Skalen zur Erfassung einer politisch-emanzipatorischen Komponente, der Public-Regard-Komponente und der emotional-zentralen Komponente der schwarzen Identität präsentiert. Da es sich um erstmals in Deutschland angewandte Skalen handelt, werden auch aus inhaltlich-methodischen Gründen eliminierte Subskalen kurz mit ihren Kennwerten vorgestellt.

Skalenneubildungen zur Erhebung der schwarzen sozialen Identität - Übersicht

Um die Lesbarkeit und Übersicht des folgenden Abschnitts zu erhöhen, wird an dieser Stelle im Vorgriff auf kommende detaillierte Erläuterungen kurz die Zusammensetzung der drei neu gebildeten Skalen zur Erfassung der schwarzen Identität in dieser Studie angerissen. Ihre Entwicklung folgt inhaltlichen wie methodischen Überlegungen.

So setzt sich die politisch-emanzipatorische schwarze soziale Identität aus ausgewählten Items der Subskala „Psychological Racial Identity“ der Multidimensional Racial Identification Scale von Sanders Thompson zusammen. Die Public-Regard-Komponente der schwarzen sozialen Identität wird aus fünf Items der ursprünglich sechs Items umfassenden Unterskala „Public Regard“ des Multidimensional Inventory of Black Identity von Sellers et al. gebildet. Die emotional-zentrale schwarze soziale Identität schließlich setzt sich - skalenübergreifend - aus Items der Subskala „Psychological Racial Identity“ der Multidimensional Racial Identification Scale von Sanders Thompson und der Subskala „Centrality“ des Multidimensional Inventory of Black Identity von Sellers et al. zusammen.

Adaptierte Skalen

Abschließend wird kurz auf die adaptierten Skalen von Orth sowie Mael und Ashforth zur Erfassung der schwarzen Identität eingegangen. Beide werden eliminiert, die Parallelmessung zur deutschen sozialen Identität muss daher aufgegeben werden.

5.3.2.1 Multidimensional Racial Identification Scale - Revised (MRIS-R)

von Sanders Thompson

Sanders Thompson schlägt ein 4-dimensionales Modell der Racial Identity vor (vgl. Kap. 3.3.3.2). Davon werden in der vorliegenden Studie die Komponenten „Physical Racial Identity“ und „Psychological Racial Identity“ im Fragebogen erfasst. Die „Physical Identity“ bezeichnet das Gefühl der Akzeptanz von/des Wohlfühlens mit physischen Besonderheiten, also dem Äußeren Schwarzer Menschen. Die „Psychological Racial Identity“ beschreibt den Stolz auf die eigene schwarze Gruppe und die individuelle Verbundenheit mit ihr (vgl. Sanders Thompson, 1995). Für Deutschland wird somit erfasst, inwieweit Afrodeutsche die typischen äußeren Merkmale Schwarzer Menschen für sich akzeptieren und sich als Schwarze mit ihrer Physis wohlfühlen. Zum anderen wird erhoben, inwieweit sich Schwarze Deutsche mit der Gruppe der Schwarzen emotional-psychologisch verbunden fühlen.

Die von Sanders Thompson vorgeschlagene Subskala „Psychological Racial Identity“ enthält 11 Items, die Subskala „Physical Racial Identity“ setzt sich aus 6 Items zusammen. Beantwortet werden die Aussagen auf einer 5-stufigen Antwortskala mit den Antwortstufen „stimmt überhaupt nicht“ (1), „stimmt eher nicht“ (2), „stimmt teils-teils“ (3), „stimmt überwiegend“ (4) und „stimmt vollkommen“ (5). Hohe Skalenwerte stehen für eine dominierende „African-American-orientation“, während niedrige Werte im Sinne einer durch die weiße Mehrheitsgesellschaft geprägten „amerikanischen mainstream-Orientierung“ interpretiert werden (vgl. Sanders Thompson, 1992).

5.3.2.1.1 Subskala Psychological Racial Identity

Für die Unterskala „Psychological Racial Identity“ werden folgende deutsche Übersetzungen verwendet: „Ich bin berührt von den Problemen, die Schwarze Menschen haben.“ (Item 1, Originalitem „I’m very concerned about the problems black people have“), „Stärke und Zusammenhalt in der Gemeinschaft der Afrodeutschen sind mir persönlich sehr wichtig.“ (Item 2, Originalitem „I am committed to strength and cohesion in the black family“), „Schwarze Deutsche brauchen eine breitere politische Vertretung.“ (Item 3, Originalitem „African Americans need more political representation“), „Ich fühle eine emotionale Verpflichtung gegenüber der Gemeinschaft der Afrodeutschen.“ (Item 4,

Originalitem „I feel commitment to the African American community“), „Ich finde es sehr wichtig, dass Schwarze Deutsche in allen Berufsgruppen vertreten sind.“ (Item 5, Originalitem „I am committed to increasing African American representation in all occupations“), „Die Beiträge und die gesellschaftliche Bedeutung von Schwarzen Deutschen sollten dokumentiert und allen nahe gebracht werden.“ (Item 6, Originalitem „The contributions and role of African Americans should be documented and taught to everyone“), „Schwarze Schauspielerinnen und Schauspieler und Models sind genauso attraktiv wie "Nicht-Schwarze" in Film und Fernsehen.“ (Item 7, Originalitem „Black actresses, actors, models are as attractive as those of other groups in film and on T.V.“), „Ich bin stolz, Schwarze/r Deutsche/r zu sein.“ (Item 8, Originalitem „I am proud to be African American“), „Ich empfinde eine starke Verbundenheit mit anderen Schwarzen Menschen.“ (Item 9, Originalitem „I have a strong attachment to other black people“), „Es ist wichtig, Themen im öffentlichen Bewusstsein zu halten, die für Schwarze wichtig sind.“ (Item 10, Originalitem „It is important to keep up with issues important to black people“), „Ich setze mich dafür ein, die Diskriminierung, die Schwarze Deutsche erleben, zu reduzieren.“ (Item 11, Originalitem „I am committed to changing discrimination African Americans experience“).

Abweichende Faktorenstruktur für die vorliegende deutsche Stichprobe

Die explorativ-faktorenanalytischen Untersuchungen zeigen für die vorliegende deutsche Stichprobe eine andere Faktorenstruktur, als sie von Sanders Thompson berichtet wird. In der vorliegenden Stichprobe zeigen sich drei Faktoren.

Tabelle 22 - *Explorative Faktorenanalyse für die Items der Unterskala "Psychological" des MRIS von Sanders Thompson*

Skalen Racial Identity psychological				
Item	Beschreibung	Komp.	Komp.	Komp.
		1	2	3
MRIS9	Ich empfinde eine starke Verbundenheit mit anderen Schwarzen Menschen.	0,81	-0,07	0,10
MRIS2	Stärke und Zusammenhalt in der Gemeinschaft der Afrodeutschen sind mir persönlich sehr wichtig.	0,78	0,22	0,16
MRIS4	Ich fühle eine emotionale Verpflichtung gegenüber der Gemeinschaft der Afrodeutschen.	0,77	0,19	-0,01
MRIS1	Ich bin berührt von den Problemen, die Schwarze Menschen haben.	0,71	0,15	-0,18
MRIS11	Ich setze mich dafür ein, die Diskriminierung, die Schwarze Deutsche erleben, zu reduzieren.	0,54	0,26	0,13
MRIS6	Die Beiträge und die gesellschaftliche Bedeutung von Schwarzen Deutschen sollten dokumentiert und allen nahe gebracht werden.	0,22	0,78	0,04
MRIS5	Ich finde es sehr wichtig, dass Schwarze Deutsche in allen Berufsgruppen vertreten sind.	-0,04	0,72	0,06
MRIS10	Es ist wichtig, Themen im öffentlichen Bewusstsein zu halten, die für Schwarze wichtig sind.	0,44	0,66	-0,11
MRIS3	Schwarze Deutsche brauchen eine breitere politische Vertretung.	0,54	0,57	-0,03
MRIS7	Schwarze Schauspielerinnen und Schauspieler und Models sind genauso attraktiv wie „Nicht-Schwarze“ in Film und Fernsehen.	0,05	0,17	-0,76
MRIS8	Ich bin stolz, Schwarze/r Deutsche/r zu sein.	0,12	0,20	0,61
Extraktionsmethode: Hauptkomponentenanalyse. Rotationsmethode: Varimax mit Kaiser-Normalisierung.				
a	Die Rotation ist in 4 Iterationen konvergiert.			

Eliminierte Items

Die Analysen zeigen, dass die Items 7 („Schwarze Schauspielerinnen und Schauspieler und Models sind genauso attraktiv wie "Nicht-Schwarze" in Film und Fernsehen.“) und 8 („Ich bin stolz, Schwarze/r Deutsche/r zu sein.“) aufgrund ihrer schlechten psychometrischen Kennwerte eliminiert werden müssen. Item 7 und 8 zeigen keine eindeutige Ladung auf einen der ersten beiden Faktoren, sondern bilden einen eigenen. Inhaltlich ist dies nicht zu erklären. Die negative Ladung des Items 7 deutet darauf hin, dass es von vielen Probanden nicht passend zu beantworten war. Der Wortlaut „Schwarze Schauspielerinnen und Schauspieler und Models sind genauso attraktiv wie "Nicht-Schwarze" in Film und Fernsehen“ beinhaltet nicht die Möglichkeit der Antwort, dass diese für attraktiver gehalten werden als Mitglieder der Vergleichsgruppe der Nicht-Schwarzen.

Zuordnung der verbleibenden Items

Auch die nach der Eliminierung der Items 7 und 8 verbleibenden anderen neun Items der ursprünglichen Unterskala „Psychological Racial Identity“ laden nicht auf einen Faktor. So laden die Items 1, 2, 4, 9 und 11 auf einen Faktor, die Items 5, 6, 10 auf einen zweiten Faktor. Item 3 lädt auf beide Faktoren, muss aus inhaltlichen Überlegungen aber klar dem zweiten Faktor zugerechnet werden.

Inhaltlich interpretiert bilden die Items 1, 2, 4, 9 und 11 eine Unterform des psychologischen Commitments ab, die die emotionale Verbundenheit mit der eigenen schwarzen deutschen Gruppe betont. Inhaltlich nicht plausibel ist dabei jedoch die Zugehörigkeit von Item 11, das eher einen politischen Aspekt der Identität betont und zudem die Beschreibung eines Verhaltens beinhaltet.

Die Items 1, 2, 4, 9 zeigen eine große inhaltliche Verbindung zu Items der Unterskala `Centrality` des Multidimensional Inventory of Black Identity (MIBI) von Sellers et al. (1997), die in einem späteren Abschnitt vorgestellt wird (vgl. Kap. 5.3.2.2). Die Items des vorliegenden Fragebogens werden daher mit inhaltlich passenden Items des MIBI zu einer neuen Subskala zusammengeführt. In einem weiteren Abschnitt (vgl. Kap. 5.3.2.3) wird diese neue Zusammensetzung zur Messung einer emotional-zentralen Komponente der schwarzen Identität beschrieben.

Item 11 des MRIS wird - inhaltlichen Überlegungen folgend - der neu gebildeten Unterskala einer politisch-emanzipatorischen Identität zugeordnet, die Beschreibung und Testung dieser Skala folgt direkt im nächsten Abschnitt (vgl. Kap. 5.3.2.1.2).

5.3.2.1.2 Politisch-emanzipatorische schwarze Identität - Skalenneubildung

Im vorangegangenen Abschnitt (vgl. Kap. 5.3.2.1.1) wurde erläutert, dass sich für die vorliegende deutsche Stichprobe eine andere Faktorenstruktur der ursprünglichen Subskala „Psychological Racial Identity“ findet, als sie von der Autorin für den US-amerikanischen Kontext genannt wird. Die Items 3, 5, 6 und 10 laden auf einen gemeinsamen Faktor. Item 11 kann inhaltlichen Überlegungen folgend ebenfalls diesem Faktor zugerechnet werden.

Inhaltlich beschrieben bildet die neu gebildete Subskala den Wunsch der Teilhabe der eigenen Gruppe am gesellschaftlichen System und nach Sichtbarkeit der Gruppe in verschiedenen Bereichen ab. Dieser Aspekt kann daher als politisch-emanzipatorischer Teil der Identität betrachtet und in einer eigenen Skala abgebildet werden.

Es zeigen sich die folgenden Item- und Skalenkennwerte.

Tabelle 23 - *Itemkennwerte der Subskala „Politisch-emanzipatorische Identität“ - Neubildung*

Item		M	SD	r _(it-i)
MRIS3	Schwarze Deutsche brauchen eine breitere politische Vertretung.	4,22	,95	,64
MRIS5	Ich finde es sehr wichtig, dass Schwarze Deutsche in allen Berufsgruppen vertreten sind.	4,58	,81	,34
MRIS6	Die Beiträge und die gesellschaftliche Bedeutung von Schwarzen Deutschen sollten dokumentiert und allen nahe gebracht werden.	4,23	,95	,61
MRIS10	Es ist wichtig, Themen im öffentlichen Bewusstsein zu halten, die für Schwarze wichtig sind.	4,31	,80	,64
MRIS11	Ich setze mich dafür ein, die Diskriminierung, die Schwarze Deutsche erleben, zu reduzieren.	3,82	1,10	,42

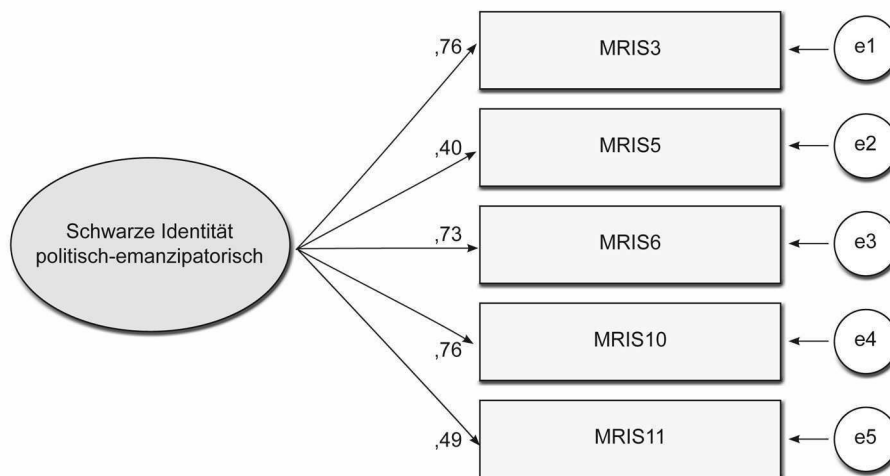
Tabelle 24 - Skalenkennwerte der Subskala „Politisch-emanzipatorische Identität“ -
Neubildung

M	4,23
SD	,66
Mo	4,60
Md	4,40
α	,75
Skewness	-,92
N	198

Der Durchschnitt der Itemmittelwerte der Unterskala psych2 liegt mit $M_i = 4,23$ im obersten Bereich des Antwortspektrums. Der durchschnittliche Trennschärfeindex ist mit $r_{it} = .53$ im mittleren Bereich der von Lienert und Raatz (1994) angegebenen Spanne von niedrigen ($r_{it} < .30$) und hohen ($r_{it} > .80$) Trennschärfen angesiedelt. Die interne Konsistenz der Skala nach Cronbach's α liegt bei $\alpha = .75$. Nach Lienert und Raatz (1994) ist dieser Reliabilitätswert noch als ausreichend zu bezeichnen. Mit einem Skewness-Wert von $-.92$ ist die Verteilung linksschief.

Die Items 3, 5, 6, 10 und 11 werden auf ihre einfaktorielle Struktur untersucht. Es zeigen sich gute Fit-Werte für ein Konstrukt, das einen politisch-emanzipatorischen Aspekt der schwarzen Identität abbildet.

Abbildung 4 - Ergebnis der konfirmatorischen Faktorenanalyse für die Skala
„Politisch-emanzipatorische Identität“ - Neubildung



CMIN=3,893, CMIN/df=,779, p=,565, pclose=,738, RMSEA=,000, CFI=1,000

Aufgrund der zufriedenstellenden psychometrischen Kennwerte kann die neugebildete Subskala „politisch-emanzipatorische schwarze Identität“ weiter in die Verrechnung eingehen.

Im Folgenden wird zunächst auf die zweite vorgelegte Unterskala der Multidimensional Racial Identification Scale, die „Physical Racial Identity“, eingegangen, anschließend wird das Instrument Multidimensional Inventory of Black Identity (MIBI) von Sellers et al. vorgestellt, bevor ausführlich erläutert wird, wie die Items 1, 2, 4 und 9 der Unterskala „Psychological Racial Identity“ schließlich verrechnet und interpretiert werden.

5.3.2.1.3 Subskala Physical Racial Identity (eliminiert)

Auch wenn die Subskala „Physical Racial Identity“ aufgrund inhaltlich-methodischer Überlegungen eliminiert werden muss, soll in Folgenden ein kurzer Überblick über die vorgelegten Items und die Ergebnisse der explorativen Faktorenanalyse gegeben werden.

Für die Unterskala „Physical Racial Identity“ werden die folgenden Items verwendet: „Ich empfinde es als unpassend, typische Afro-Frisuren bei formellen

und von Weißen dominierten Anlässen zu tragen.“ (Item 12, R, Originalitem „I feel that it is inappropriate to wear natural hairstyles at formal or racially mixed social functions“), „Ich empfinde es als unpassend, bei der Arbeit typische Afro-Frisuren zu tragen.“ (Item 13, R, Originalitem „I feel that it is inappropriate to wear natural hairstyles to work“), „Schwarze sind weniger attraktiv, wenn sie ihre Haare natürlich (afro) tragen.“ (Item 14, R, „Blacks are less attractive when wearing natural hairstyles“), „Ich finde einen afrikanischen Kleidungs-Stil unattraktiv.“ (Item 15, R, Originalitem „I think that African-style clothing is unattractive“), „Schwarze mit hellerer Haut sehen im Allgemeinen besser aus als solche mit dunklerer Haut.“ (Item 16, R, Originalitem „Blacks with lighter skin tones are generally better looking than those with darker skin tones“), „Schwarze mit einer schmalen Nase sind im Allgemeinen attraktiver als die mit einer breiten Nase.“ (Item 17, R, Originalitem „African Americans with a slender nose are more attractive than those with a broad nose“).

Die explorative Faktorenanalyse zeigt für die vorliegende deutsche Stichprobe eine gänzlich andere Faktorenstruktur, als sie bei Sanders Thompson vorzufinden ist. Die Items der ursprünglichen Unterskala `Physical Racial Identity` laden nicht auf einen Faktor, sondern zeigen für die vorliegende Stichprobe eine zweifaktorielle Lösung auf. So laden die Items 14, 15, 16 und 17 auf einen Faktor, die Items 12 und 13 bilden einen eigenen zweiten Faktor.

Tabelle 25 - *Explorative Faktorenanalyse für die Unterskala „Physical“ des MRIS von Sanders Thompson*

Skalen Racial Identity physisch			
Item	Beschreibung	Komp.	Komp.
		1	2
MRIS17	Schwarze mit einer schmalen Nase sind im Allgemeinen attraktiver als die mit einer breiten Nase.	0,79	0,06
MRIS16	Schwarze mit hellerer Haut sehen im Allgemeinen besser aus als solche mit dunklerer Haut.	0,76	0,05
MRIS15	Ich finde Kleidung im afrikanischen Stil unattraktiv.	0,72	0,15
MRIS14	Schwarze mit typischer Afro-Frisur sind weniger attraktiv.	0,62	0,08
MRIS12	Ich empfinde es als unpassend, typische Afro-Frisuren bei formellen und von Weißen dominierten Anlässen zu tragen.	0,09	0,93
MRIS13	Ich empfinde es als unpassend, bei der Arbeit typische Afro-Frisuren zu tragen.	0,13	0,93

Statistischen und inhaltlichen Überlegungen folgend scheint es weder sinnvoll, die Skala in der Gesamtform noch zwei neu gebildete Subskalen weiter in die Auswertung einfließen zu lassen, die Skala wird daher aus der vorliegenden Studie eliminiert.

5.3.2.2 Multidimensional Inventory of Black Identity (MIBI) von Sellers, Rowley, Chavous, Shelton und Smith

Sellers et al. (1997) definieren „racial“ identity als Ausmaß, in dem das eigene Schwarzsein zentral im Selbstbild des Einzelnen verankert ist. Sellers et al. (1997) schlagen ein 4-dimensionales Modell vor, das die Aspekte Zentralität und Salienz der Hautfarbe im Selbstkonzept auf der einen und die qualitative Bewertung der Hautfarbe (privat/öffentlich) auf der anderen Seite beinhaltet (vgl. Kap. 3.3.3.3). In der vorliegenden Studie werden die Parameter „Centrality“, „Public“ und „Private Regard“ erfasst. Die ebenfalls enthaltene Dimension „Ideology“ (siehe Kap. 3.3.3.3)

wird unter anderem wegen ihrer kulturellen Prägung durch und ihren Bezug auf die US-amerikanische Gesellschaft nicht erfasst.

5.3.2.2.1 Subskala Centrality

„Centrality“ beschreibt die Stabilität und Dominanz, die die Hautfarbe im individuellen Selbstkonzept des Individuums hat. Erfasst wird, inwieweit die Hautfarbe ein Kernstück des persönlichen Selbstkonzepts bildet. Erhoben wird, wie häufig sich jemand mit Bezug auf die eigene schwarze Hautfarbe definiert. Es wird dabei von einem hierarchischen Gebilde vieler unterschiedlicher sozialer Identitäten im Selbstkonzept eines Menschen ausgegangen. Diese können unterschiedlich zentral sein (vgl. Cokley & Helm, 2001). Der Fragebogen enthält acht Items zur Dimension „Centrality“.

Für die Unterskala „Centrality“ lauten die Items wie folgt: „Im Großen und Ganzen hat Schwarz zu sein wenig damit zu tun, wie ich mich fühle.“ (Item 1, R, Originalitem „Overall, being Black has very little to do with how I feel about myself“), „Im Allgemeinen ist Schwarz-zu-sein ein wichtiger Teil meines Selbstbildes.“ (Item 2, Originalitem „In general, being Black is an important part of my self-image“), „Mein Schicksal ist mit dem Schicksal anderer Schwarzer Menschen verbunden.“ (Item 3, Originalitem „My destiny is tied to the destiny of other Black people“), „Schwarz-zu-sein, ist unwichtig für mein Gefühl, was für ein Mensch ich bin.“ (Item 4, R, Originalitem „Being Black is unimportant to my sense of what kind of person I am“), „Ich fühle mich stark zugehörig zur Gruppe der Schwarzen.“ (Item 5, Originalitem „I have a strong sense of belonging to Black people“), „Ich empfinde eine starke Bindung an andere Schwarze Menschen.“ (Item 6, Originalitem „I have a strong attachment to other Black people“), „Schwarz zu sein ist ein wichtiger Teil dessen, was ich bin.“ (Item 7, Originalitem „Being Black is an important reflection of who I am“), „Schwarz zu sein spielt keine bedeutende Rolle in meinen sozialen Beziehungen.“ (Item 8, R, Originalitem „Being Black is not a major factor in my social relationships“). Bewertet werden die Aussagen mit Hilfe einer 7-stufigen Antwortskala (1 = „stimmt überhaupt nicht“ bis 7 = „stimmt vollkommen“). Hohe Werte entsprechen einer hohen Ausprägung der Centrality-Komponente. Negativ gepolte Items werden umkodiert.

Tabelle 26 - Itemkennwerte der Subskala "Centrality" des MIBI von Sellers et al.

Item		M	SD	$r_{(it-i)}$
MIBI1	Im Großen und Ganzen hat Schwarz zu sein wenig damit zu tun, wie ich mich fühle. (R)	3,98	1,91	,57
MIBI2	Im Allgemeinen ist Schwarz zu sein ein wichtiger Teil meines Selbstbildes.	5,56	1,35	,59
MIBI3	Mein Schicksal ist mit dem Schicksal anderer Schwarzer Menschen verbunden.	4,56	1,72	,60
MIBI4	Schwarz zu sein ist unwichtig für mein Gefühl, was für ein Mensch ich bin. (R)	3,96	2,08	,53
MIBI5	Ich fühle mich stark zugehörig zur Gruppe der Schwarzen.	4,76	1,65	,68
MIBI6	Ich empfinde eine starke Bindung an andere Schwarze Menschen.	4,65	1,64	,65
MIBI7	Schwarz zu sein ist ein wichtiger Teil dessen, was ich bin.	5,45	1,49	,61
MIBI8	Schwarz zu sein spielt keine bedeutende Rolle in meinen sozialen Beziehungen. (R)	4,00	1,98	,52

Die negativ formulierten Items wurden bereits umcodiert.

Tabelle 27 - Skalenkennwerte der Subskala "Centrality" des MIBI von Sellers et al.

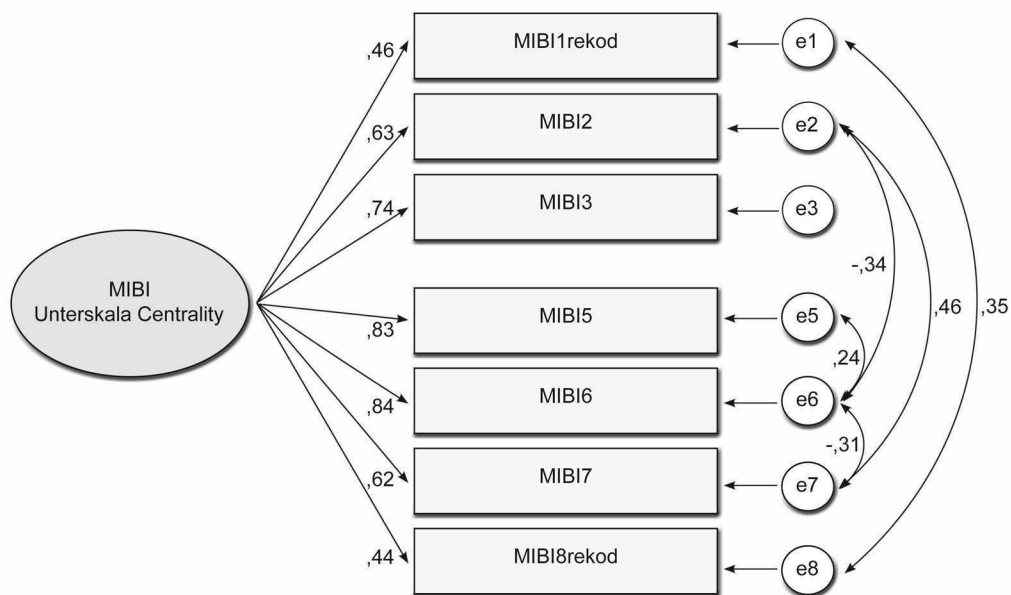
M	4,63
SD	1,21
Mo	4,38
Md	4,63
α	,85
Skewness	-,17
N	196

Der Mittelwert der Stichprobe für die Skala liegt mit $M_i = 4,63$ im oberen Bereich des Antwortspektrums. Der durchschnittliche Trennschärfeindex ist mit $r_{it} = .59$ im mittleren Bereich der von Lienert und Raatz (1994) angegebenen Spanne von niedrigen ($r_{it} < .30$) und hohen ($r_{it} > .80$) Trennschärfen angesiedelt. Die interne Konsistenz der Skala nach Cronbach's α liegt bei $\alpha = .85$. Nach Lienert und Raatz

(1994) ist dieser Reliabilitätswert als zufrieden stellend zu bezeichnen. Eine Skewness von -0.17 zeigt eine leicht linksschiefe Verteilung an.

Die konfirmatorische Faktorenanalyse zeigt für das einfaktorielles Modell gute Fit-Werte, eliminiert werden muss Item 4.

Abbildung 5 - Ergebnis der konfirmatorischen Faktorenanalyse für die Subskala "Centrality" des MIBI von Sellers et al.



CMIN=9,330, CMIN/df=1,037, $p=,407$, $pclose=,670$, RMSEA=,016, CFI=,999

Centrality wird nicht in der oben beschriebenen Form gebildet, inhaltlichen Überlegungen folgend scheint eine Zusammenfügung der Items 1, 2, 3, 5, 6 und 7 mit den Items 1, 2, 4 und 9 aus der im vorherigen Abschnitt vorgestellten Skala „Psychological Racial Identity“ von Sanders Thompson sinnvoll. Diese neu gebildete Subskala wird im Abschnitt 5.3.2.3 im Detail vorgestellt.

Zunächst werden die weiteren Unterskalen des Fragebogens von Sellers et al. vorgestellt.

5.3.2.2.2 Subskala Private Regard (eliminiert)

Auch wenn die Subskala „Private Regard“ aufgrund inhaltlich-methodischer Überlegungen eliminiert werden muss, wird ein kurzer Überblick über die vorgelegten Items und die Ergebnisse der explorativen Faktorenanalyse gegeben.

Die Regard-Komponente bezieht sich auf die affektive und evaluative Bewertung der Gruppe. Erfasst wird das Ausmaß der positiven oder negativen Gefühle des Individuums selbst (Private regard) gegenüber der schwarzen Gruppe und seiner eigenen Mitgliedschaft in dieser oder die wahrgenommene bewertende Außensicht (Public Regard) auf die Gruppe. Unterteilt ist das Konstrukt in die Komponenten „Public Regard“ und „Private Regard“. „Public Regard“ erfasst die Annahme des Individuums darüber, wie Außenstehende, also Nicht-Gruppenangehörige, die eigene schwarze Gruppe bewerten. „Private Regard“ misst, inwieweit das Individuum selbst positiv oder negativ zur eigenen schwarzen Gruppe und seiner Mitgliedschaft in ihr steht. Die Komponente entspricht in anderen Modellen Maßen, die psychologische Nähe zur eigenen schwarzen Gruppe oder Stolz auf die eigene Hautfarbe erfassen. Die Skala von Sellers et al. enthält je sechs Items zu den beiden Unterdimensionen der Regard-Komponente (vgl. Sellers, Rowley, Chavous, Shelton & Smith, 1997). Bewertet werden die Aussagen mit Hilfe einer 7-stufigen Antwortskala (1 = „stimmt überhaupt nicht“ bis 7 = „stimmt vollkommen“). Hohe Werte entsprechen bei beiden Subskalen einer hohen Ausprägung der Regard-Komponente.

Die Unterskala „Private Regard“ enthält folgende Items: „Ich habe positive Gefühle gegenüber Schwarzen Menschen.“ (Item 9, Originalitem „I feel good about black people“), „Ich bin froh, Schwarz zu sein.“ (Item 10, Originalitem „I am happy that I am Black“), „Ich finde, dass Schwarze Bedeutendes erreicht und große Fortschritte erzielt haben.“ (Item 11, Originalitem „I feel that Blacks have made major accomplishments and advancements“), „Ich bedaure oft, Schwarz zu sein.“ (Item 12, R, Originalitem „I often regret that I am Black“), „Ich bin stolz, Schwarz zu sein.“ (Item 13, Originalitem „I am proud to be Black“), „Ich finde, dass Schwarze wertvolle Beiträge zur deutschen Gesellschaft geleistet haben.“ (Item 14, Originalitem „I feel that the Black Community has made valuable contributions to the society“).

Abweichende Datenstruktur für deutsche Stichprobe

Die Datenlage der vorliegenden Stichprobe bildet in der explorativen Faktorenanalyse keine einfaktorielle Lösung ab, sondern zeigt ein zweifaktorielles Modell an. Die Faktorenanalyse muß ohne Item 9 erfolgen, das wegen seiner geringen Kommunalität eliminiert werden musste. Die Items 11 und 14 bilden einen Faktor, die Items 10, 12 und 13 einen zweiten ab.

Tabelle 28 - *Explorative Faktorenanalyse für die Items 11 bis 14 der Subskala „Private Regard“ des MIBI von Sellers et al.*

Item	Beschreibung	Kommunalitäten	
		Anfänglich	Extraktion
MIBI10	Ich bin froh, Schwarz zu sein.	1	0,79
MIBI11	Ich finde, dass Schwarze Bedeutendes erreicht und große Fortschritte erzielt haben.	1	0,75
MIBI12	Ich bedauere oft, Schwarz zu sein	1	0,52
MIBI13	Ich bin stolz, Schwarz zu sein.	1	0,62
MIBI14	Ich finde, dass Schwarzen wertvolle Beiträge zur deutschen Gesellschaft geleistet haben.	1	0,81

MIBI private regard			
Item	Beschreibung	Komponente	
		1	2
MIBI10	Ich bin froh, Schwarz zu sein.	0,89	0,04
MIBI11	Ich bin stolz, Schwarz zu sein.	0,78	0,12
MIBI12	Ich bedauere oft, Schwarz zu sein	0,70	0,19
MIBI13	Ich finde, dass Schwarzen wertvolle Beiträge zur deutschen Gesellschaft geleistet haben.	0,01	0,90
MIBI14	Ich finde, dass Schwarze Bedeutendes erreicht und große Fortschritte erzielt haben.	0,28	0,82

Tabelle 29 - *Explorative Faktorenanalyse für die Items 10 bis 14 der Subskala „Private Regard“ des MIBI von Sellers et al.*

Den psychometrischen Kennwerten und anschließenden inhaltlichen Überlegungen folgend, fließen die Werte der Unterskala „private regard“ nicht weiter in die Auswertungen ein.

5.3.2.2.3 Subskala Public Regard

Die Items der Unterskala „Public Regard“ lauten wie folgt: „Generell sind Schwarze Menschen bei anderen gut angesehen.“ (Item 15, Originalitem „Overall Blacks are consired good by others“), „Andere Menschen respektieren Schwarze.“ (Item 16, Originalitem „In general, others respect Black people“), „Die meisten Menschen sind der Meinung, dass Schwarze im Durchschnitt weniger leistungsstark als andere Gruppen sind.“ (Item 17, R, Originalitem „Most people consider Blacks, on the average, to be more ineffective than other racial groups“), „Schwarze werden von einer breiten Gesellschaftsschicht nicht respektiert.“ (Item 18, R, Originalitem „Blacks are not respected by the broader society“), „Im Allgemeinen sehen andere Gruppen Schwarze Menschen positiv.“ (Item 19, Originalitem „In general, other groups view Blacks in a positive manner“), „Die Gesellschaft sieht Schwarze Menschen als Zugewinn.“ (Item 20, Originalitem „Society views Black people as asset“).

Bewertet werden die Aussagen mit Hilfe einer 7-stufigen Antwortskala (1 = stimmt überhaupt nicht bis 7 = stimmt vollkommen).

Es zeigt sich die erwartete einfaktorielle Lösung.

Tabelle 30 - *Itemkennwerte der Subskala "Public Regard" des MIBI von Sellers et al.*

Item		M	SD	$r_{(it-i)}$
MIBI15	Generell sind Schwarze Menschen bei anderen gut angesehen.	3,04	1,23	,64
MIBI16	Andere Menschen respektieren Schwarze.	3,11	1,18	,72
MIBI17	Die meisten Menschen sind der Meinung, dass Schwarze im Durchschnitt weniger leistungsstark als andere Gruppen sind.	3,51	1,58	,57
MIBI18	Schwarze werden von einer breiten Gesellschaftsschicht nicht respektiert.	2,92	1,52	,58
MIBI19	Im Allgemeinen sehen andere Gruppen Schwarze Menschen positiv.	3,28	1,24	,68
MIBI20	Die Gesellschaft sieht Schwarze Menschen als Zugewinn.	2,75	1,17	,63

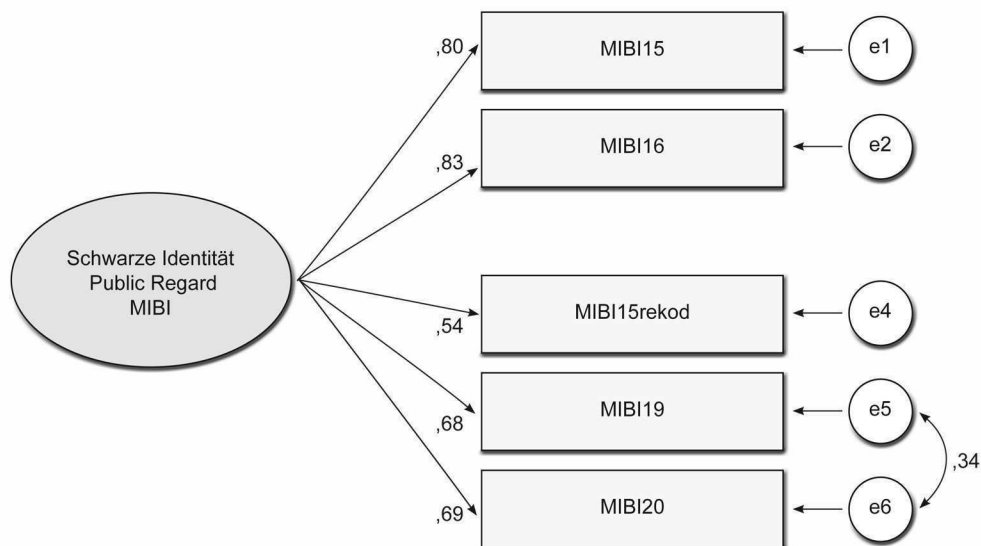
Tabelle 31 - *Skalenkennwerte der Subskala "Public Regard" des MIBI von Sellers et al.*

M	3,11
SD	1,00
Mo	3,33
Md	3,17
α	,85
Skewness	-,02
N	196

Der Durchschnitt der Itemmittelwerte der Unterskala psych1 liegt mit $M_i = 3,11$ im unteren Bereich des Antwortspektrums. Der durchschnittliche Trennschärfeindex ist mit $r_{it} = .63$ im oberen Bereich der von Lienert und Raatz (1994) angegebenen Spanne von niedrigen ($r_{it} < .30$) und hohen ($r_{it} > .80$) Trennschärfen angesiedelt. Die interne Konsistenz der Skala nach Cronbach's α liegt bei $\alpha = .85$. Nach Lienert und Raatz (1994) ist dieser Reliabilitätswert als zufrieden stellend zu bezeichnen. Mit einem Wert von $-.02$ ist die Verteilung leicht linksschief.

Auch die konfirmatorische Faktorenanalyse zeigt bei guten Fit-Werten eine einfaktorielle Struktur. Item 17 wird eliminiert.

Abbildung 6 - Ergebnis der konfirmatorischen Faktorenanalyse für die Subskala "Public Regard" des MIBI von Sellers et al.



CMIN=6,035, CMIN/df=1,509, p=,197, RMSEA=,058, CFI=,993

5.3.2.3 Emotional-zentrale Identität - Skalenneubildung

An dieser Stelle wird an Ausführungen aus den Passagen zu Items der Unterskala 'Psychological Racial Identity' der Multidimensional Racial Identification Scale von Sanders Thompson (vgl. Kap. 5.3.2.1.1) und Items der Unterskala 'centrality' des Multidimensional Inventory of Black Identity von Sellers et al. (vgl. Kap. 5.3.2.2.1) angeknüpft. Dort wurde schon angerissen, dass Items aus beiden Subskalen zu einer neuen Unterskala zur Erfassung einer emotional-zentralen Komponente der schwarzen Identität zusammengefügt werden.

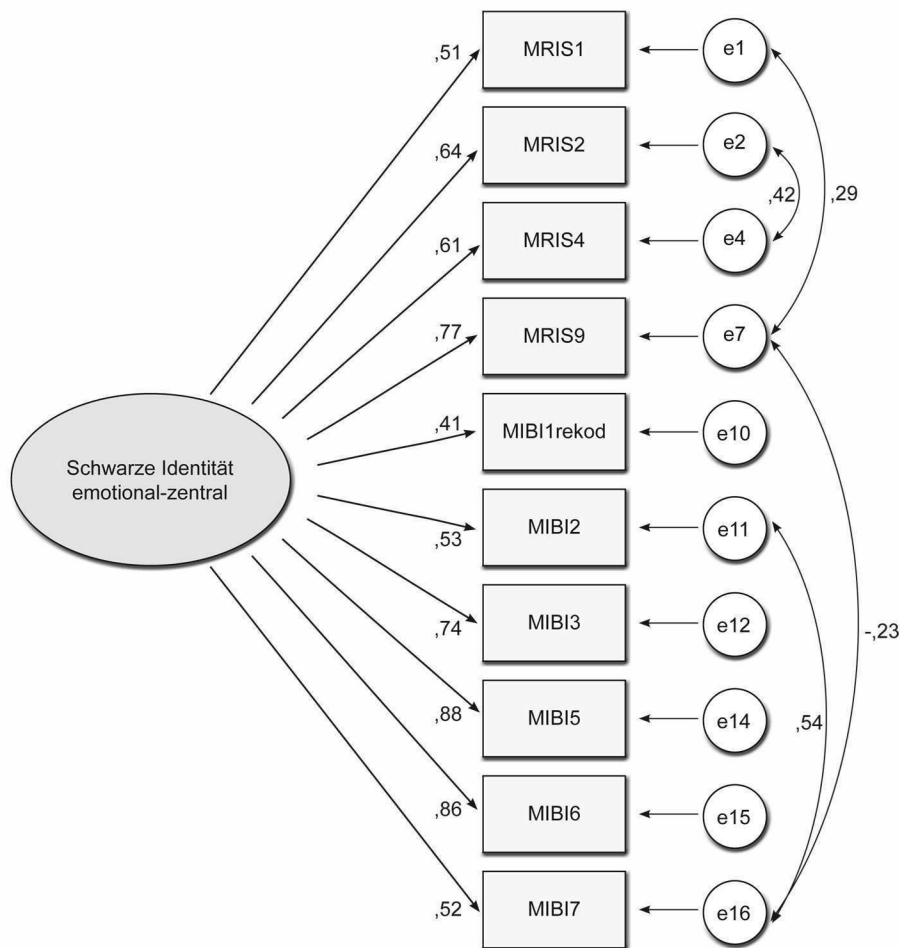
Der Theorie der sozialen Identität entsprechend, bilden die affektiven Komponenten, die emotionale Verbundenheit mit der Gruppe und die subjektive Bedeutsamkeit der Gruppenzugehörigkeit im Selbstkonzept die Grundpfeiler einer sozialen Identität.

Bei genauer inhaltlicher Betrachtung der Items 1, 2, 4 und 9 der Unterskalen „Psychological Racial Identity“ des MRIS von Sanders Thompson und der Items 1, 2, 3, 5, 6 und 7 der Unterskala „Centrality“ des MIBI von Sellers et al. wurde

deutlich, dass die Items offenbar diese umfassende Kernfacette eines Konstruktes der schwarzen Identität erfassen, die sich zusammensetzt aus einer emotionalen Verbundenheit mit der Gruppe und der Bedeutung, die dieses Schwarz-Sein für die Beschreibung der eigenen Person hat, wie wichtig sie also fürs Selbstkonzept ist.

Die Items gehen diesen theoretisch-inhaltlichen Überlegungen folgend in die konfirmatorische Faktorenanalyse ein, es zeigt sich eine einfaktorielle Struktur mit akzeptablen Fit-Werten.

Abbildung 7 - Ergebnis der konfirmatorischen Faktorenanalyse für die Skala „Emotional-zentrale Identität“ - Neubildung



CMIN=68,750, CMIN/df=2,218, p=,000, pclose=,030, RMSEA=,079, CFI=,0961

Zu beachten ist, dass in den Itemwortlauten die Mitglieder der Referenzgruppe mal als Afrodeutsche, mal als Schwarze Menschen bezeichnet werden. Die Datenstruktur

zeigt keinerlei Hinweis, dass die befragten Studienteilnehmer zwischen der Gruppe der Schwarzen und der Gruppe der Afrodeutschen unterscheiden. Der Grad der Verbundenheit mit beiden Gruppen hängt offenbar eng zusammen.

Es ergeben sich folgende Item- und Skalenkennwerte für die neu gebildete Skala.

Tabelle 32 - *Itemkennwerte der Skala „Emotional-zentrale Identität“ - Neubildung*

Item		M	SD	r ^(it-i)
MRIS1	Ich bin berührt von den Problemen, die Schwarze Menschen haben.	4,31	,76	,52
MRIS2	Stärke und Zusammenhalt in der Gemeinschaft der Afrodeutschen sind mir persönlich sehr wichtig.	3,79	1,13	,63
MRIS4	Ich fühle eine emotionale Verpflichtung gegenüber der Gemeinschaft der Afrodeutschen.	3,53	1,20	,58
MRIS9	Ich empfinde eine starke Verbundenheit mit anderen Schwarzen Menschen.	3,94	,95	,68
MIBI1	Im Großen und Ganzen hat Schwarz zu sein wenig damit zu tun, wie ich mich fühle. (R)	3,99	1,91	,43
MIBI2	Im Allgemeinen ist Schwarz zu sein ein wichtiger Teil meines Selbstbildes.	5,57	1,34	,57
MIBI3	Mein Schicksal ist mit dem Schicksal anderer Schwarzer Menschen verbunden.	4,58	1,71	,70
MIBI5	Ich fühle mich stark zugehörig zur Gruppe der Schwarzen.	4,78	1,65	,80
MIBI6	Ich empfinde eine starke Bindung an andere Schwarze Menschen.	4,66	1,64	,75
MIBI7	Schwarz zu sein ist ein wichtiger Teil dessen, was ich bin.	5,46	1,48	,55

Tabelle 33 - *Skalenkennwerte der Skala „Emotional-zentrale Identität“ -**Neubildung*

M	4,46
SD	,98
Mo	4,40
Md	4,50
α	,88
Skewness	-,35
N	196

Der durchschnittliche Trennschärfeindex ist mit $r_{it} = .62$ im oberen Bereich der von Lienert und Raatz (1994) angegebenen Spanne von niedrigen ($r_{it} < .30$) und hohen ($r_{it} > .80$) Trennschärfen angesiedelt. Die interne Konsistenz der Skala nach Cronbach's α liegt bei $\alpha = .88$. Nach Lienert und Raatz (1994) ist dieser Reliabilitätswert als zufrieden stellend zu bezeichnen. Mit einem Wert von $-.35$ ist die Verteilung linksschief.

Somit geht die neugebildete Subskala „emotional-zentralen schwarze Identität“ in die weiteren Berechnungen ein.

5.3.2.4 Adaptierte Subskala „Deutsche Identität“ von Orth, Broszkiewicz und Schütte (eliminiert)

Die an die Gruppe der Schwarzen adaptierte Subskala „Deutsche Identität“ muss aufgrund inhaltlich-methodischer Überlegungen eliminiert werden. Dennoch wird ein kurzer Überblick über die vorgelegten Items, ihre Kennwerte und die Ergebnisse der konfirmatorischen Faktorenanalyse gegeben.

Analog zur Bildung einer Skala zur Erfassung der deutschen national-kulturellen Identität wurde die Skala von Orth et al. (1996) auch für die Messung der schwarzen Identität verändert. Verwendet werden in der vorliegenden Studie jene Items, die die Identifikation mit der Gruppe der Schwarzen erfassen und nicht ihre Relation zu einer anderen sozialen Identität bewerten.

Die ursprünglich sieben Items umfassende Unterskala wurde um drei Items reduziert. In der vorliegenden Studie werden die Items wie folgt adaptiert und

verwendet: SID 1 („Ich fühle mich als Schwarze/r“), SID 3 („Ich bin froh, dass ich ein/e Schwarze/r bin“), SID 4 („Es ist mir wichtig, dass ich ein/e Schwarze/r bin“) und SID 5 („Ich bin stolz, Schwarze/r zu sein“). Das Item SID 3 wurde in seiner Formulierung leicht verändert und mit dem Wortlaut „Ich bin froh, Schwarz zu sein“ aufgenommen, um so dem Item 10 des MIBI ganz zu entsprechen. Item SID 5 wurde ebenfalls in seiner Formulierung verändert und mit dem Wortlaut „Ich bin stolz, Schwarze/r zu sein“ in den Fragebogen aufgenommen. Diese Umformulierung wurde vorgenommen, da sie so im Wortlauf genau dem Item 13 des MIBI zur Erfassung der schwarzen Identität entspricht. Beantwortet werden die Aussagen mit Hilfe einer 7-stufigen Antwortskala (1 „stimmt überhaupt nicht“ bis 7 „stimmt vollkommen“). Höhere Werte indizieren eine höhere schwarze Identität.

Tabelle 34 - *Itemkennwerte der Subskala „Deutsche Identität“ (Gruppe der Schwarzen) von Orth et al.*

Item	Ursprüngl. Itemtitel		M	SD	$r^{(it-i)}$
MIBI10	SID-3	Ich bin froh, Schwarz zu sein.	5,83	1,28	,54
MIBI13	SID-5	Ich bin stolz, Schwarze/r zu sein.	5,37	1,88	,58
OrthBI1	SID-1	Ich fühle mich als Schwarze/r.	5,47	1,68	,51
OrthBI3	SID4	Es ist mir wichtig, dass ich ein/e Schwarze/r bin.	4,98	1,67	,72

Tabelle 35 - *Skalenkennwerte der Subskala „Deutsche Identität“ (Gruppe der Schwarzen) von Orth et al.*

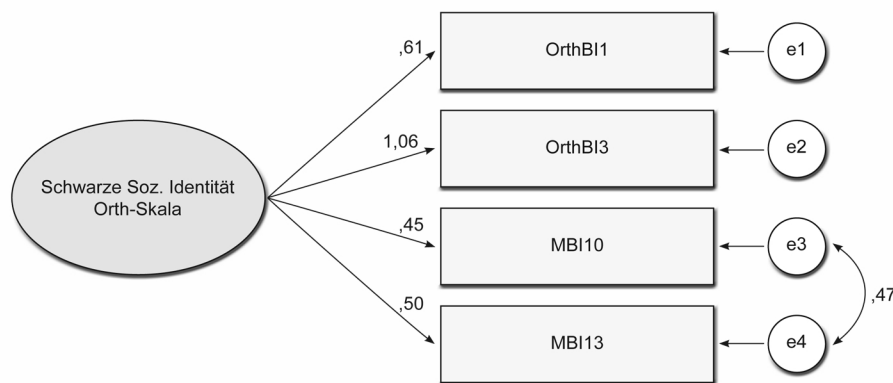
M	5,38
SD	1,30
Mo	7,00
Md	5,50
α	,78
Skewness	-,60
N	195

Der Durchschnitt der Itemmittelwerte der Unterskala liegt mit $M_i = 5,38$ im oberen Bereich des Antwortspektrums. Der durchschnittliche Trennschärfeindex ist mit $r_{it} = .59$ im mittleren Bereich der von Lienert und Raatz (1994) angegebenen Spanne von

niedrigen ($r_{it} < .30$) und hohen ($r_{it} > .80$) Trennschärfen angesiedelt. Die interne Konsistenz der Skala nach Cronbach's α liegt bei $\alpha = .78$. Nach Lienert und Raatz (1994) ist dieser Reliabilitätswert noch als ausreichend zu bezeichnen.

Die konfirmatorische Faktorenanalyse zeigt hingegen Werte, die eindeutig den Verzicht auf die Skala indizieren. Es zeigt sich eine Ladung über 1, dies deutet an, dass das Modell so nicht verwendet werden kann.

Abbildung 8 - Ergebnis der konfirmatorischen Faktorenanalyse für die Subskala „Deutsche Identität“, (adaptiert für Gruppe der Schwarzen) von Orth et al.



CMIN=,089, CMIN/df=,089, $p=,766$, $p_{close}=,805$, RMSEA=,000, CFI=1,000

Die Skala geht nicht weiter in die Studie ein.

5.3.2.5 Subskala „Identification“ von Mael und Ashforth (eliminiert)

Auch die an die Gruppe der Schwarzen adaptierte Subskala „Identification“ wird aufgrund inhaltlich-methodischer Überlegungen eliminiert. Dennoch wird ein kurzer Überblick über die vorgelegten Items und ihre Kennwerte sowie die Ergebnisse der konfirmatorischen Faktorenanalyse gegeben.

Das von Mael und Ashforth (1992) entwickelte Instrument zur Erfassung der Identifikation mit einer Organisation (organizational identification) wird zur Erfassung der schwarzen Identität verwendet (zur Ursprungsskala vgl. Kap. 5.3.1.2).

Die Items der Unterskala werden wie folgt adaptiert und verwendet: „Wenn jemand Schwarze kritisiert, fühle ich mich persönlich beleidigt.“ (ID 1, Originalitem: „When someone criticizes (name of school), it feels like a personal insult“), „Ich interessiere mich sehr dafür, wie weiße Personen Schwarze Menschen beurteilen.“ (ID 2, Originalitem „I am very interested in what others think about (name of school)“), „Wenn ich von Schwarzen Menschen spreche, sage ich meistens eher "wir" als "sie".“ (ID 3, Originalitem „When I talk about this school, I usually say „we“ rather than „they““), „Die Erfolge Schwarzer Menschen sind auch meine Erfolge.“ (ID 4, Originalitem „This school’s successes are my successes“), „Wenn jemand Schwarze Menschen lobt, fühle ich mich geschmeichelt.“ (ID 5, Originalitem „When someone praises this school, it feels like a personal compliment“), „Wenn die Medien etwas Kritisches über Schwarze Menschen berichten, ist mir das peinlich.“ (ID 6, Originalitem “If a story in the media criticized the organization, I would feel embarrassed“).

Bewertet werden die Aussagen mit Hilfe einer 5-stufigen Antwortskala (1 = stimmt überhaupt nicht bis 5 = stimmt vollkommen). Höhere Werte indizieren eine höhere Identifikation mit der Gruppe der Schwarzen.

Tabelle 36 - *Itemkennwerte der Subskala „Identifcation“ (Gruppe der Schwarzen) von Mael und Ashforth*

Item		M	SD	r (it-i)
Id1	Wenn jemand Schwarze kritisiert, fühle ich mich persönlich beleidigt.	3,97	,98	,34
Id2	Ich interessiere mich sehr dafür, wie weiße Personen Schwarze Menschen beurteilen.	3,28	1,27	,35
Id3	Wenn ich von Schwarzen Menschen spreche, sage ich meistens eher „wir“ als „sie“.	3,65	1,17	,32
Id4	Die Erfolge Schwarzer Menschen sind auch meine Erfolge.	3,13	1,21	,47
Id5	Wenn jemand Schwarze Menschen lobt, fühle ich mich geschmeichelt.	2,67	1,14	,53
Id6	Wenn die Medien etwas Kritisches über Schwarze Menschen berichten, ist mir das peinlich.	2,37	1,12	,30

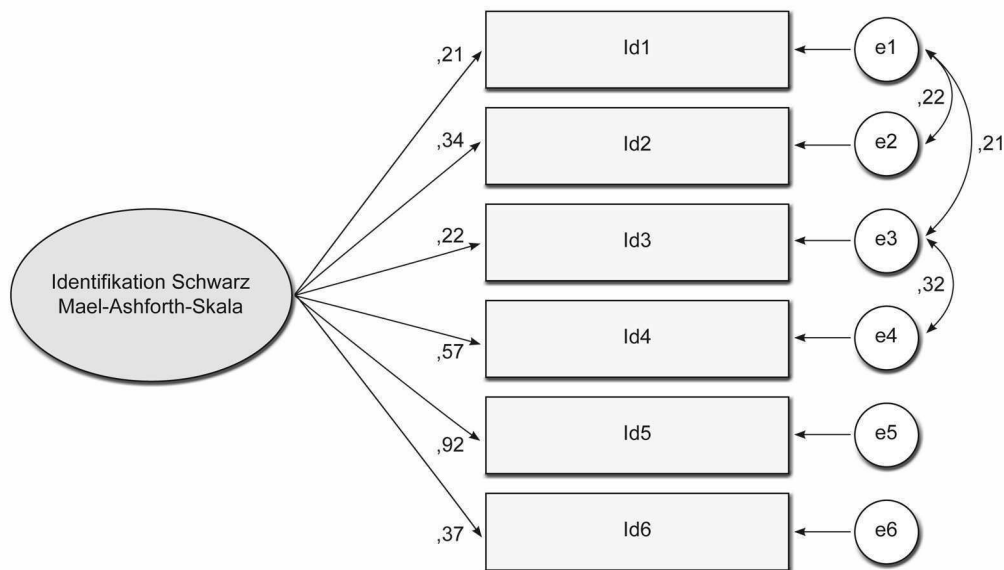
Tabelle 37 - Skalenkennwerte der Subskala „Identification“ (Gruppe der Schwarzen) von Mael und Ashforth

M	3,18
SD	,69
Mo	3,17
Md	3,17
α	,65
Skewness	-,08
N	193

Der Durchschnitt der Itemmittelwerte der Unterskala liegt mit $M_i = 3,18$ im oberen Bereich des Antwortspektrums. Der durchschnittliche Trennschärfeindex ist mit $r_{it} = .38$ im niedrigen Bereich der von Lienert und Raatz (1994) angegebenen Spanne von niedrigen ($r_{it} < .30$) und hohen ($r_{it} > .80$) Trennschärfen angesiedelt. Die interne Konsistenz der Skala nach Cronbach's α liegt bei $\alpha = .65$. Nach Lienert und Raatz (1994) ist dieser Reliabilitätswert als nicht ausreichend zu bezeichnen.

In der konfirmatorischen Faktorenanalyse zeigen sich zum Teil sehr niedrige Ladungen und ein schlechter Fit, eine Verwendung der Skala erscheint nicht sinnvoll.

Abbildung 9 - Ergebnis der konfirmatorischen Faktorenanalyse für die Subskala „Identification“ (Gruppe der Schwarzen) von Mael und Ashforth



CMIN=6,627, CMIN/df=1,105, p=,357, pclose=,577, RMSEA=,026, CFI=,995

Die Skala wird in der vorliegenden Studie somit nicht mehr berücksichtigt.

5.3.3 Schwarze Identitätsarbeit

Für die Gruppe der Afrodeutschen gilt die Erarbeitung des eigenen schwarzen Hintergrundes als möglicherweise relevantes Konstrukt für die Entstehung einer schwarzen Identität. Eine deutschsprachige Skala zur Erhebung einer solchen Identitätsarbeit liegt bisher nicht vor, sie wurde daher aus der Unterskala „Ethnic Identity Achievement“ des Multigroup Ethnic Identity Measure von Phinney herausgearbeitet. Im folgenden Abschnitt wird zunächst die Originalskala vorgestellt, anschließend wird das aus einer Subskala abgeleitete Instrument zur Erfassung der „Identitätsarbeit“ präsentiert.

5.3.3.1 Subskala „Ethnic Identity Achievement“ des Multigroup Ethnic Identity Measure von Phinney

Da es sich bei der Skala „Ethnic Identity Achievement“ des Multigroup Ethnic Identity Measure von Phinney um eine sehr bekannte Skala handelt, wird diese

zunächst in der Ursprungsversion vorgestellt, und die Gütemaße für die vorliegende afrodeutsche Stichprobe werden genannt. Anschließend wird die neu gebildete Skala Identitätsarbeit beschrieben.

Ethnische Identität wird von Phinney im Sinne der Theorie der sozialen Identität als Teil der sozialen Identität verstanden, der sich aus dem Wissen um die Zugehörigkeit zu einer sozialen Gruppe, der Bewertung und der emotionalen Bedeutung der Mitgliedschaft in der Gruppe ergibt (vgl. Kap. 3.3.3.1). Der Parameter „Ethnic Identity Achievement“ beschreibt dabei den Endpunkt eines Prozesses der ethnischen Identitätsformation, das vorhandene sichere Selbstverständnis als Mitglied einer ethnischen Gruppe. Im Fragebogen wird erhoben, inwieweit eine solche sichere Identität in Bezug auf die eigene ethnische Gruppe besteht. Es gibt ein Kontinuum zwischen dem Pol eines völligen Mangels an Erkundung des eigenen Hintergrunds und der Verbundenheit mit der eigenen ethnischen Gruppe bis hin zum Pol einer umfassenden Erforschung des eigenen Backgrounds und einer großen Verbundenheit mit der ethnischen Gruppe.

Die Items werden übersetzt und wie folgt an den deutschen Kulturraum angepasst: „Ich habe Zeit damit verbracht, mehr über meine eigene ethnische (schwarze) Gruppe herauszufinden, wie Geschichte und Traditionen.“ (MEIM 1, Originalitem „I have spent time to find out more about my own ethnic group, such as its history, traditions and customs“), „Ich habe ein klares Gefühl für meinen schwarzen Hintergrund und seine Bedeutung für mich.“ (MEIM 3, Originalitem „I have a clear sense of my ethnic background and what it means for me“), „Ich denke viel darüber nach, wie mein Leben durch die Zugehörigkeit zur Gruppe der Schwarzen beeinflusst wird.“ (MEIM 5, Originalitem „I think a lot about how my life will be affected by my ethnic group membership“), „Ich bin mir *nicht* sehr klar über die Rolle meiner Hautfarbe in meinem Leben.“ (MEIM 8, R, Originalitem „I am not very clear about the role of my ethnicity in my life“), „Ich habe *nicht* viel Zeit darauf verwendet, mehr über die Kultur und Geschichte meiner ethnischen (schwarzen) Gruppe herauszufinden.“ (MEIM 10, R, Originalitem „I really have not spent much time trying to learn more about the culture and history of my ethnic group“), „Ich verstehe sehr gut, was mein Schwarzsein für das Verhältnis zu meiner eigenen schwarzen Gruppe und zu anderen Gruppen bedeutet.“ (MEIM 12, Originalitem „I understand pretty well what my ethnic group membership means to me, in terms how to relate to my own group and other groups“), „Um mehr über meinen

ethnischen (schwarzen) Background zu lernen, habe ich viel mit anderen Menschen darüber gesprochen.“ (MEIM 13, Originalitem „In order to learn more about my ethnic background, I have often talked to other people about my ethnic group“). Beantwortet werden die Aussagen auf einer 4-stufigen Antwortskala. Der Skalenwert wird durch Mittelung der Itemkennwerte gebildet. Die negativ formulierten Items Nr. 8 und Nr. 10 werden vorab rekodiert. Höhere Werte stehen für eine höhere Ausprägung des Ethnic Identity Achievement.

Tabelle 38 - *Itemkennwerte der Subskala "Ethnic Identity Achievement" des MEIM von Phinney*

Item		M	SD	r (it-i)
MEIM1	Ich habe Zeit damit verbracht, mehr über meine eigene ethnische (schwarze) Gruppe herauszufinden, wie Geschichte und Traditionen.	3,27	,89	,68
MEIM3	Ich habe ein klares Gefühl für meinen schwarzen Hintergrund und seine Bedeutung für mich.	3,17	,91	,59
MEIM5	Ich denke viel darüber nach, wie mein Leben durch die Zugehörigkeit zur Gruppe der Schwarzen beeinflusst wird.	2,90	,94	,39
MEIM8	Ich bin mir nicht sehr klar über die Rolle meiner Hautfarbe in meinem Leben.	3,23	,90	,40
MEIM10	Ich habe nicht viel Zeit darauf verwendet, mehr über die Kultur und Geschichte meiner ethnischen (schwarzen) Gruppe herauszufinden.	3,14	1,00	63
MEIM12	Ich verstehe sehr gut, was mein Schwarzsein für das Verhältnis zu meiner eigenen schwarzen Gruppe und zu anderen Gruppen bedeutet.	2,98	,93	,44
MEIM13	Um mehr über meinen ethnischen (schwarzen) Background zu lernen habe ich viel mit anderen Menschen darüber gesprochen.	2,88	1,02	,65

Tabelle 39 - *Skalenkennwerte der Subskala "Ethnic Identity Achievement" des MEIM von Phinney*

M	3,08
SD	,63
Mo	3,00
Md	3,14
α	,81
Skewness	-,53
N	195

Der Durchschnitt der Itemmittelwerte liegt mit $M_i = 3,08$ im mittleren Bereich des Antwortspektrums. Der durchschnittliche Trennschärfeindex ist mit $r_{it} = .54$ im mittleren Bereich der von Lienert und Raatz (1994) angegebenen Spanne von niedrigen ($r_{it} < .30$) und hohen ($r_{it} > .80$) Trennschärfen angesiedelt. Die interne Konsistenz der Skala nach Cronbach's α liegt bei $\alpha = .81$. Nach Lienert und Raatz (1994) ist dieser Reliabilitätswert als zufrieden stellend zu bezeichnen.

Die Items der vorgelegten Skala werden jedoch der Fragestellung der Studie folgend in neuer, reduzierter Form gruppiert. Erläuterung und Vorstellung folgen im nächsten Abschnitt.

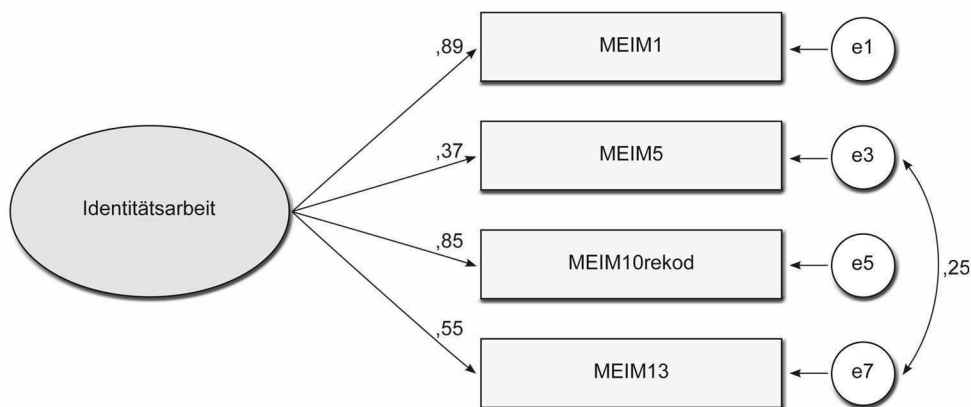
5.3.3.2 Schwarze Identitätsarbeit - Skalenneubildung

Die Items der vorgelegten Skala werden nach inhaltlichen Überlegungen in neuer, reduzierter Form für die vorliegenden Fragestellungen zusammengestellt. Übernommen werden die Items 1, 5, 10 und 13. Zusammengefasst werden mit den drei Items 1, 10 und 13 jene Aussagen, die sich auf die Vergangenheit beziehen und damit retrospektiv darüber Auskunft geben, inwieweit sich die befragte Person mit dem eigenen schwarzen Hintergrund in früheren Zeiten auseinandergesetzt hat. Item 5 bezieht sich auf die aktuelle Situation, beinhaltet aber ebenfalls einen Vorgang der Reflexion, also der geistigen Auseinandersetzung mit der Gruppenzugehörigkeit und somit der aktuellen Identitätsarbeit.

Identitätsarbeit wird als Ausmaß der Auseinandersetzung mit dem Schwarz-Sein in der Vergangenheit und der Reflexion der Bedeutung der Gruppenzugehörigkeit in

der Gegenwart verstanden. Die konfirmatorische Faktorenanalyse zeigt gute Fit-Werte bei eindimensionaler Faktorenstruktur.

Abbildung 10 - Ergebnis der konfirmatorischen Faktorenanalyse für die Subskala "Schwarze Identitätsarbeit" - Neubildung



CMIN=3,943, CMIN/df=3,943, p=,047, pclose=,090, RMSEA=,14, CFI=,985

Tabelle 40 - Itemkennwerte der Subskala "Schwarze Identitätsarbeit" – Neubildung

Item		M	SD	r ^(it-i)
MEIM1	Ich habe Zeit damit verbracht, mehr über meine eigene ethnische (schwarze) Gruppe herauszufinden, wie Geschichte und Traditionen.	3,25	,89	,70
MEIM5	Ich denke viel darüber nach, wie mein Leben durch die Zugehörigkeit zur Gruppe der Schwarzen beeinflusst wird.	2,87	,95	,41
MEIM10	Ich habe nicht viel Zeit darauf verwendet, mehr über die Kultur und Geschichte meiner ethnischen (schwarzen) Gruppe herauszufinden.	3,15	,99	,64
MEIM13	Um mehr über meinen ethnischen (schwarzen) Background zu lernen, habe ich viel mit anderen Menschen darüber gesprochen.	2,89	1,01	,57

Tabelle 41 - *Skalenkennwerte der Subskala "Schwarze Identitätsarbeit" -**Neubildung*

M	3,05
SD	,74
Mo	3,75
Md	3,25
α	,77
Skewness	-,63
N	195

Der Durchschnitt der Itemmittelwerte liegt mit $M_i = 3,05$ im mittleren Bereich des Antwortspektrums. Der durchschnittliche Trennschärfeindex ist mit $r_{it} = .58$ im mittleren Bereich der von Lienert und Raatz (1994) angegebenen Spanne von niedrigen ($r_{it} < .30$) und hohen ($r_{it} > .80$) Trennschärfen angesiedelt. Die interne Konsistenz der Skala nach Cronbach's α liegt bei $\alpha = .77$. Nach Lienert und Raatz (1994) ist dieser Reliabilitätswert noch als ausreichend zu bezeichnen. Zu beachten ist die Reduzierung der Ursprungsskala um drei Items.

In den folgenden Abschnitten werden die Operationalisierungen von weiteren Konstrukten vorgestellt, die mit der schwarzen und/oder einer deutschen national-kulturellen Identität in Zusammenhang stehen und daher ebenfalls erfasst wurden.

5.3.4 Akzeptanz durch die Familie und Push- und Pull-Faktoren

Nach Schachinger (2005) hat jedes Individuum ein Bedürfnis nach Verbundenheit und Gemeinschaft, strebt also danach, auch in seinem nächsten sozialen Umfeld bedingungslos „dazuzugehören“. Erhoben wird, inwieweit Afrodeutsche in ihrer Vergangenheit in ihrem engsten sozialen Umfeld, der Familie also, Akzeptanz bezogen auf den Aspekt Hautfarbe erfahren haben (vgl. Kap. 1.5.2). Die Abfrage erfolgt vor dem Hintergrund, dass - autobiographischen Berichten afrodeutscher Autoren folgend - Ausgrenzungserfahrungen bis in die eigene Familie hinein eine Rolle im Leben vieler Schwarzer Deutscher zu spielen scheinen. Ausgrenzungserfahrung entspricht einer erlebten mangelnden Akzeptanz.

Akzeptanz durch die Familie

Erhoben wird die erlebte Akzeptanz bezogen auf die Hautfarbe durch verschiedene Mitglieder der Familie. Die Abfrage erfolgt jeweils durch ein Einzelitem. Die Probanden geben an, inwieweit sie sich in ihrer Kindheit und Jugend von ihrem schwarzen und von ihrem weißen Elternteil mit ihrer Hautfarbe akzeptiert fühlten. Gleiches geben sie für die restliche schwarze und weiße Familie an. Der genaue Wortlaut ist der folgenden Tabelle zu entnehmen. Eingeschätzt wurde über eine vierstufige Antwortskala mit den Stufen 'völlig akzeptiert' (4), 'ziemlich akzeptiert' (3), 'kaum akzeptiert' (2) bis 'gar nicht akzeptiert' (1). Es ergeben sich hierbei folgende Itemkennwerte.

Tabelle 42 - *Mittelwerte und Standardabweichungen – Items zur Akzeptanz durch die schwarze und weiße Familie*

	MW	SD
Von meinem schwarzen Elternteil fühlte ich mich mit meiner Hautfarbe...	3,9	0,40
Von meiner restlichen schwarzen Familie fühlte ich mich mit meiner Hautfarbe...	3,7	0,52
Von meinem weißen Elternteil fühlte ich mich mit meiner Hautfarbe...	3,7	0,69
Von meiner restlichen weißen Familie fühlte ich mich mit meiner Hautfarbe...	3,3	0,86

Push- und Pull-Faktoren

Das Konzept der Push- und Pull-Faktoren wird von Rockquemore und Brunnsma (2002) eingeführt (vgl. Kap.1.5.5.3.1). Beschrieben wird, dass die soziale Identität (in Bezug auf die eigene Hautfarbe) von Menschen mit einem schwarzen und einem weißen Elternteil auch damit in Zusammenhang steht, wie sie die Güte der Beziehung zu schwarzen und weißen Menschen in Kindheit und Jugend erlebt haben.

Es wird in der vorliegenden Studie daher erfragt, ob sich der Befragte während des Aufwachsens eher mit dem schwarzen oder mit dem weißen Elternteil (oder anderen nahen schwarzen oder weißen Bezugsperson) emotional verbunden fühlte. Es gab folgende drei Antwortkategorien: 'mit dem schwarzen Elternteil/Bezugsperson',

‘mit dem weißen Elternteil/Bezugsperson’, ‘mit dem schwarzen und weißen Elternteil/Bezugsperson gleichermaßen’.

Abbildung 11 - *Item zur Verbundenheit in Kindheit und Jugend*

Während meiner Kindheit und Jugend fühlte ich mich stärker verbunden mit meinem ...

„Hautfarben-Kategorisierung“ durch die Eltern

Es wird in der vorliegenden Studie davon ausgegangen, dass die Fremkategorisierung eine entscheidende Rolle in der sozialen Identitätsentwicklung Schwarzer Deutscher spielt. Daher ist auch von Interesse, welche Kategorisierung Afrodeutsche durch ihre Eltern in Kindheit und Jugend erlebt haben. Es wird somit auch erhoben, in welche Hautfarbenkategorie der schwarze und weiße Elternteil (oder Bezugsperson) den Probanden während Kindheit und Jugend kategorisiert haben.

Abbildung 12 - *Items zur Hautfarbenwahrnehmung der Bezugspersonen*

Mein schwarzer Elternteil/meine weiße Bezugsperson hat mich... Mein weißer Elternteil/meine weiße Bezugsperson hat mich...

Es gab folgende Antwortkategorien: ‘als Schwarze/n gesehen’, ‘als Weiße/n gesehen’, als ‘Schwarzen und Weißen gesehen’.

5.3.5 Kontakt zu Schwarzen Menschen und Isolationsgefühl in Kindheit/Jugend und heute

Kontakt zu anderen Schwarzen

Für die meisten Menschen gilt, dass die Kernmerkmale ihrer äußeren Erscheinung denen ihrer Eltern und weiteren Verwandten sowie anderen Menschen im sozialen

Umfeld entsprechen. Schwarze Menschen werden zumeist in schwarze, weiße Menschen in weiße Familienbezüge geboren, die Frage nach dem Kontakt zu anderen Individuen gleichen Aussehens ist dann überflüssig. Bei Afrodeutschen verhält es sich – den autobiographischen Schilderungen von Mitgliedern der Gruppe folgend – anders (vgl. Kap. 1.5.4 und 1.5.5). Vermutet wird, dass der Anteil Schwarzer Menschen im Umfeld Afrodeutscher während Kindheit und Jugend, aber auch in der aktuellen Lebenssituation mit der Ausprägung einer schwarzen sozialen Identität in Zusammenhang steht (vgl. Kap. 3.3.5.3).

Daher wird das Ausmaß an „Kontakt zu anderen Schwarzen in Kindheit und Jugend“ sowie im Erwachsenenalter erfasst. Erfragt wird die Häufigkeit, in der die Probanden andere afrodeutsche/schwarze Individuen gleichen Alters in ihrer Kindheit und Jugend gesehen und mit ihnen Kontakt hatte. Die Einschätzungen erfolgen mit Hilfe einer fünfstufigen Antwortskala, Antwortoptionen sind `nie` (1), `selten` (2), `gelegentlich` (3), `oft` (4), `immer` (5). Die folgende Tabelle gibt Aufschluss über Mittelwerte und Standardabweichung.

Tabelle 43 - *Mittelwerte und Standardabweichungen – Items zum Kontakt mit anderen Schwarzen in Kindheit und Jugend*

	MW	SD
Wie häufig hatten Sie während Ihrer Kindheit und Jugend Kontakt zu afrodeutschen/schwarzen Gleichaltrigen?	2,7	1,15
Wie häufig haben Sie in Ihrer Umgebung (Wohnumfeld, Kindergarten, Schule etc.) andere afrodeutsche/Schwarze Menschen gesehen?	2,5	1,05

Die Probanden werden auch nach der aktuellen Häufigkeit des persönlichen Kontaktes zu anderen Schwarzen Menschen gefragt und geben an, wie häufig sie in ihrem aktuellen Lebensumfeld andere Schwarze Menschen sehen und mit ihnen in Kontakt stehen. Die Kennwerte sind der folgenden Tabelle zu entnehmen.

Tabelle 44 - *Mittelwerte und Standardabweichungen -**Items zur Erhebung des Kontakts mit anderen Schwarzen heute*

	MW	SD
Wie häufig haben Sie heute Kontakt zu anderen Afrodeutschen/Schwarzen?	3,7	0,98
Wie häufig sehen Sie in Ihrer Umgebung (Wohnumfeld, Kindergarten, Schule etc.) andere Afrodeutsche/Schwarze?	3,6	0,97

Isolationsgefühl

Das Konstrukt Isolation als Schwarzer Mensch beschreibt das Phänomen, spezifische, auf die Hautfarbe bezogene Erfahrungen nicht mit anderen Menschen teilen zu können und sich mit seiner Hautfarbe allein zu fühlen (vgl. Kap. 1.5.4).

Die Befragten geben zudem Auskunft darüber, wie häufig sie sich während ihrer Kindheit und Jugend als Schwarzer Mensch isoliert fühlten. Erhoben wird das Konstrukt über ein Einzelitem. Die Einschätzung erfolgt mit Hilfe einer fünfstufigen Antwortskala, Antwortoptionen sind `nie` (1), `selten` (2), `gelegentlich` (3), `oft` (4), `immer` (5). Die folgende Tabelle gibt Aufschluss über Mittelwerte und Standardabweichung.

Tabelle 45 - *Mittelwert und Standardabweichung -**Item zum Isolationsempfinden in Kindheit und Jugend*

	MW	SD
Wie häufig hatten Sie während Ihrer Kindheit und Jugend das Gefühl der Isolation als Schwarze/r?	2,9	1,2

Erhoben wird auch das aktuelle Isolationsempfinden als Schwarzer Mensch, Frageform und Antwortformat entsprechen der Befragung zur Situation in Kindheit und Jugend. Die Kennwerte sind der folgenden Tabelle zu entnehmen.

Tabelle 46 - *Mittelwert und Standardabweichung -
Item zum Isolationsempfinden heute*

	MW	SD
Wie häufig haben Sie heutzutage das Gefühl der Isolation als Schwarze/r?	2,4	0,96

Neben den in den vorangegangenen Abschnitten ausführlich dargestellten Skalen und Einzelitems wurden weitere Aspekte im Fragebogen erhoben; diese werden nachfolgend erörtert.

5.3.6 Schwarze Sozialisationsinhalte

5.3.6.1 Schwarze Sozialisation - Skala nach Sanders Thompson

Sanders Thompson (1994) geht davon aus, dass Sozialisation Werte, Normen, moralische Vorstellungen und Überzeugungen von einer Generation zur nächsten transportiert. Dabei dient der Sozialisationsprozess ihrer Ansicht nach dazu, das Individuum zu einem aktiven Mitglied der Gesellschaft zu machen, in der es lebt. Für Schwarze Menschen gelte dabei im US-amerikanischen Raum, dass eine spezielle „racial socialization“ helfe, sie auf die besonderen sozialen Bedingungen vorzubereiten, denen sie in der amerikanischen Gesellschaft unterliegen (vgl. Kap. 1.5.5.3.2). Für Afrodeutsche werden ähnliche Zusammenhänge vermutet.

Erfasst wird in der vorliegenden Studie die auf die Hautfarbe bezogene Sozialisation über ein Instrument, das aus einer Arbeit von Sanders Thompson (1994) abgeleitet wird. Die Versuchspersonen wurden in der Studie von Sanders Thompson zu verschiedenen Bereichen einer die Hautfarbe betreffende Sozialisation befragt. Gefragt wurde nach der Häufigkeit von Diskussionen, die die Hautfarbe betreffen, sowohl mit Eltern als auch mit anderen erwachsenen Familienmitgliedern. Erfragt wurde auch, welche Botschaften zum Schwarz-Sein sie von den Erwachsenen erhalten haben. Diese Antworten wurden in vier Themen gruppiert. Es wurden die Bereiche „Racial barrier awareness“ (durch Hautfarbe bedingte Barrieren), „Self-development messages“, „Racial pride messages“, „Egalitarian messages“ identifiziert. Hieraus leitet sich die aufgeschlüsselte Erhebung der vorliegenden Studie ab, die für den deutschen Kulturraum wie folgt übersetzt und adaptiert wurde:

Bitte geben Sie an, wie häufig Sie in Ihrer Kindheit und Jugend mit Ihren Eltern über die folgenden Themen gesprochen haben. „... über Hautfarben bedingte Schranken/Barrieren und Strategien, damit umzugehen.“ (RS 1), „.. darüber, dass sich Schwarze nur selbst entwickeln können, wenn sie besonders hart arbeiten.“ (RS 2), „...über den Stolz auf die Hautfarbe und die Verbundenheit mit anderen Schwarzen Menschen.“ (RS 3), „. darüber, dass alle Menschen gleich seien und eine Bewertung von Menschen nicht nach ihrer Hautfarbe erfolgen sollte.“ (RS 4). Beantwortet werden die Fragen auf einer 4-stufigen Antwortskala mit den Endpunkten „keine Diskussion“ bis „häufige Diskussion“. Höhere Werte deuten damit eine häufigere Diskussion an und indizieren somit eine höhere „Racial Socialization“. Gebildet wird eine Skala „Racial Socialization durch die Eltern“ (RS Eltern). Es wird auch erhoben, inwieweit Schwarze Deutsche mit anderen Erwachsenen aus ihrer Familie die oben genannten Themen diskutiert haben. Die Antwortskala ist identisch.

Tabelle 47 - *explorative Faktorenanalyse für die Skala "Racial Socialization durch die Eltern" nach Sanders Thompson*

Dieser Satzanfang ist allen Items vorgeschaltet: Bitte geben Sie an, wie häufig Sie in Ihrer Kindheit und Jugend mit Ihren Eltern über verschiedene Themen gesprochen haben:		
Item	Beschreibung	Komponente
		1
RS1	.. über Hautfarben bedingte Schranken/Barrieren und Strategien, damit umzugehen.	0,89
RS2	.. darüber, dass sich Schwarze nur selbst entwickeln können, wenn sie besonders hart arbeiten.	0,68
RS3	..über den Stolz auf die Hautfarbe und die Verbundenheit mit anderen Schwarzen Menschen.	0,86
RS4	.. darüber, dass alle Menschen gleich seien und eine Bewertung von Menschen nicht nach ihrer Hautfarbe erfolgen sollte.	0,78

Tabelle 48 - *Itemkennwerte der Subskala "Racial Socialization durch die Eltern" nach Sanders Thompson*

Dieser Satzanfang ist allen Items vorgeschaltet: Bitte geben Sie an, wie häufig Sie in Ihrer Kindheit und Jugend mit Ihren Eltern über verschiedene Themen gesprochen haben:				
Item		M	SD	$r_{(it-i)}$
RS1	... über Hautfarben bedingte Schranken/Barrieren und Strategien, damit umzugehen.	2,31	1,03	,77
RS2	... darüber, dass sich Schwarze nur selbst entwickeln können, wenn sie besonders hart arbeiten.	2,12	1,08	,49
RS3	... über den Stolz auf die Hautfarbe und die Verbundenheit mit anderen Schwarzen Menschen.	2,02	1,01	,71
RS4	... darüber, dass alle Menschen gleich seien und eine Bewertung von Menschen nicht nach ihrer Hautfarbe erfolgen sollte.	2,73	1,07	,59

Tabelle 49 - *Skalenkennwerte der Subskala "Racial Socialization durch die Eltern" nach Sanders Thompson*

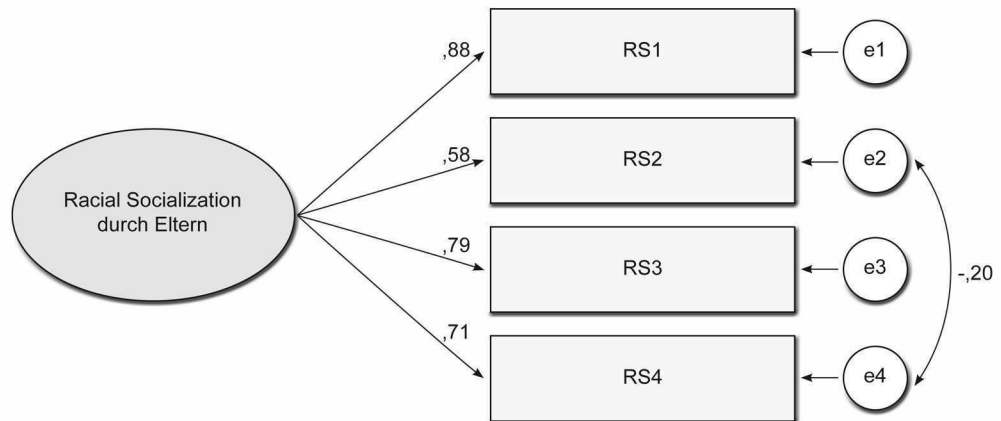
M	2,29
SD	,84
Mo	1,50
Md	2,25
α	,82
Skewness	,39
N	197

Der Durchschnitt der Itemmittelwerte liegt mit $M_i = 2,29$ im unteren mittleren Bereich des Antwortspektrums. Der durchschnittliche Trennschärfeindex ist mit $r_{it} = .64$ im höheren Bereich der von Lienert und Raatz (1994) angegebenen Spanne von niedrigen ($r_{it} < .30$) und hohen ($r_{it} > .80$) Trennschärfen angesiedelt.

Die interne Konsistenz der Skala nach Cronbach's α liegt bei $\alpha = .82$. Nach Lienert und Raatz (1994) ist dieser Reliabilitätswert als zufrieden stellend zu bezeichnen.

Für die einfaktorielle Lösung finden sich gute Fit-Werte in der konfirmatorischen Faktorenanalyse.

Abbildung 13 - *Ergebnis der konfirmatorischen Faktorenanalyse für die Subskala "Racial Socialization durch die Eltern" nach Sanders Thompson*



CMIN=,082, CMIN/df=,082, p=,775, pclose=,812, RMSEA=,000, CFI=1,000

Gebildet wird eine weitere Skala „Racial Socialization durch weitere Familienmitglieder“ (RS Familie), die sich auf andere erwachsene Familienmitglieder bezieht.

Tabelle 50 - *Explorative Faktorenanalyse für die Skala „Racial Socialization durch weitere Familienmitglieder“ nach Sanders Thompson*

Dieser Satzanfang ist allen Items vorgeschaltet: Bitte geben Sie an, wie häufig Sie in Ihrer Kindheit und Jugend mit anderen Erwachsenen aus Ihrer Familie über verschiedene Themen gesprochen haben:		
Item	Beschreibung	Komponente
		1
RS5	.. über Hautfarben bedingte Schranken/Barrieren und Strategien, damit umzugehen.	0,87
RS7	..über den Stolz auf die Hautfarbe und die Verbundenheit mit anderen Schwarzen Menschen.	0,85
RS6	.. über Selbstentwicklung als Schwarzer über die Strategie besonders hart zu arbeiten.	0,78
RS8	.. darüber, dass alle Menschen gleich seien und eine Bewertung von Menschen nicht nach ihrer Hautfarbe erfolgen sollte.	0,76

Tabelle 51 - *Itemkennwerte der Subskala „Racial Socialization durch weitere Familienmitglieder“ nach Sanders Thompson*

Dieser Satzanfang ist allen Items vorgeschaltet: Bitte geben Sie an, wie häufig Sie in Ihrer Kindheit und Jugend mit anderen Erwachsenen aus Ihrer Familie über verschiedene Themen gesprochen haben:				
Item		M	SD	r ^(it-i)
RS5	... über Hautfarben bedingte Schranken/Barrieren und Strategien, damit umzugehen.	1,83	,86	,75
RS6	... darüber, dass sich Schwarze nur selbst entwickeln können, wenn sie besonders hart arbeiten.	1,65	,85	,61
RS7	...über den Stolz auf die Hautfarbe und die Verbundenheit mit anderen Schwarzen Menschen.	1,62	,81	,71
RS8	.. .darüber, dass alle Menschen gleich seien und eine Bewertung von Menschen nicht nach ihrer Hautfarbe erfolgen sollte.	2,21	,99	,59

Tabelle 52 - *Skalenkennwerte der Subskala „Racial Socialization durch weitere Familienmitglieder“ nach Sanders Thompson*

M	1,82
SD	,72
Mo	1,00
Md	1,75
α	,83
Skewness	,91
N	198

Der Durchschnitt der Itemmittelwerte liegt mit $M_i = 1,82$ im unteren Bereich des Antwortspektrums. Der durchschnittliche Trennschärfeindex ist mit $r_{it} = .67$ im höheren Bereich der von Lienert und Raatz (1994) angegebenen Spanne von niedrigen ($r_{it} < .30$) und hohen ($r_{it} > .80$) Trennschärfen angesiedelt.

Die interne Konsistenz der Skala nach Cronbach's α liegt bei $\alpha = .83$. Nach Lienert und Raatz (1994) ist dieser Reliabilitätswert als zufrieden stellend zu bezeichnen.

Die konfirmatorische Faktorenanalyse zeigt jedoch unzureichende Fit-Werte, die Skala „Racial Socialization durch weitere Familienmitglieder“ geht in die weitere Verrechnung der Daten nicht mit ein.

5.3.6.2 Vertrautheit mit der Kultur des schwarzen Elternteils

Es wird erhoben, inwieweit sich die Schwarzen Deutschen Probanden mit der Kultur des Heimatlandes ihres schwarzen Elternteils vertraut fühlen (vgl. Kap. 1.5.5.2). Die Abfrage erfolgt durch ein Einzelitem. Der genaue Wortlaut ist der folgenden Tabelle zu entnehmen. Eingeschätzt wurde über ein vierstufiges Antwortformat mit den Antwortoptionen `sehr vertraut` (4), `ziemlich vertraut` (3), `wenig vertraut` (2) bis `gar nicht vertraut` (1). Es ergeben sich hierbei folgende Itemkennwerte.

Tabelle 53 - *Mittelwert und Standardabweichung - Item zur kulturellen Vertrautheit mit dem Heimatland des schwarzen Elternteils*

	MW	SD
„Die Kultur des Heimatlandes meines schwarzen Elternteils (falls nicht Deutschland) ist mir...“	2,3	0,85

5.3.6.3 Förderung der Beschäftigung mit schwarzen Themen

Die Vermittlung verschiedenster Themenkomplexe, die an das Leben Schwarzer Menschen gebunden sind, ist Teil einer schwarzen Sozialisation eines Kindes oder Jugendlichen. Die Anregung, sich mit Themen, die Schwarze Menschen betreffen, zu befassen, beschreibt einen kognitiven Input, eine intellektuelle Botschaft, sich mit unterschiedlichsten Facetten des Daseins Schwarzer Menschen auseinanderzusetzen. Diese setzt somit keine Erfahrungswerte als Schwarzer Mensch voraus (vgl. Kap. 1.5.5.3.2). Daher könnte sie auch von weißen Bezugspersonen initiiert werden.

Es wird in der vorliegenden Studie erhoben, inwieweit der schwarze und weiße Elternteil (oder Bezugsperson) die Beschäftigung mit Schwarzen Themen während des Aufwachsens gefördert haben. Eingeschätzt wurde über ein fünfstufiges Antwortformat mit den Antwortmöglichkeiten `gar nicht` (1), `kaum` (2), `mittelmäßig` (3), `ziemlich` (4), `sehr` (5). Die Itemkennwerte sind der folgenden Tabelle zu entnehmen.

Tabelle 54 - *Mittelwerte und Standardabweichungen - Items zur Förderung Schwarzer Themen durch die weißen und schwarzen Elternteile/Bezugspersonen*

	MW	SD
Inwieweit hat Ihr schwarzer Elternteil/Bezugsperson Ihre Beschäftigung mit „Schwarzen Themen“ gefördert?	2,6	1,24
Inwieweit hat Ihr weißer Elternteil/Bezugsperson Ihre Beschäftigung mit „Schwarzen Themen“ gefördert?	2,7	1,38

5.3.7 Rassismuswahrnehmung und rassismusbedingter Stress – der Index of Race-Related Stress, Brief-Version (IRRS-B) von Utsey

Unterskalen individueller und institutioneller Rassismus

Es wird davon ausgegangen, dass Diskriminierung und Rassismus konstante Stressoren im Leben Schwarzer Menschen sind (vgl. Seaton, 2006). Der IRRS-B ist ein Maß für den psychologischen Stress, dem schwarze Amerikaner in Folge dieser Phänomene ausgesetzt sind. In Anlehnung an Jones (1972) geht Utsey (1999) von einer multidimensionalen Natur des Rassismus aus. Rassismus wird von ihr als omnipräsenter Stressor beschrieben.

Rassismus erscheint auf drei verschiedenen Ebenen im Leben schwarzer Amerikaner, der individuellen, der institutionellen und der kulturellen. Individueller Rassismus beschreibt die Annahme, die eigene (weiße) Gruppe als höherwertig zu betrachten, und das daraus resultierende unterdrückende Verhalten gegenüber anderen Gruppen. Institutioneller Rassismus manifestiert sich im Vorgehen und den Praktiken unterschiedlicher Institutionen, die - intendiert oder nicht – Rechte, Mobilität, Zugänge oder Privilegien einer bestimmten Gruppe beschränken. Der Aspekt des kulturellen Rassismus beschreibt die Annahme der Angehörigen der Mehrheitsgesellschaft, dass die eigene (weiße) Kultur anderen überlegen ist.

Vor diesem Hintergrund wurde das Messinstrument zur Erfassung eines Race-Related Stress entwickelt und in der vorliegenden Studie an den deutschen Kulturraum angepasst. Der von Utsey und Ponterotto (1996) entwickelte Index of Race-Related Stress (IRRS) ist ein faktorenanalytisch entwickeltes 46-Item-Instrument, das den Stress erfasst, dem schwarze Amerikaner als Resultat ihrer Begegnung mit Rassismus ausgesetzt sind. Der Fragebogen erfasst den wahrgenommenen Rassismus und die Reaktion auf diese Ereignisse von Diskriminierung (Utsey & Ponterotto, 1996). Der IRRS ist ein multidimensionales Instrument mit vier Subskalen (kulturell, institutionell, individuell, kollektiv) und einem globalen Rassismus-Maß. Bei der Bearbeitung des Fragebogens sollen die Befragten angeben, inwieweit sie eine bestimmte rassistische Situation erlebt haben (oder aber ein Familienmitglied) und inwieweit dies zu Kränkung und Ärger geführt hat. Beantwortet werden die Fragen auf einer 5-Punkte-Likert-Skala; höhere Werte indizieren, dass die abgefragten rassistischen Situationen erlebt wurden und mit Kränkung und/oder Ärger reagiert wurde. Die Items der vier Subskalen können

summiert werden, um einen IRRS-Score zu erhalten. Der IRRS ist wegen seiner Länge nur eingeschränkt einzusetzen, da von einer Bearbeitungszeit von 20 bis 35 Minuten ausgegangen wird. Utsey (1999) entwickelte vor diesem Hintergrund eine verkürzte 22-Item-Version. In der vorliegenden Studie werden die zwei Unterskalen individueller und institutioneller Rassismus (insgesamt 12 Items) der insgesamt vier Parameter umfassenden Kurzversion des Fragebogens vorgelegt.

Die sechs Items zum *individuellen* Rassismus wurden wie folgt übersetzt und an den deutschen Kulturraum angepasst: „Verkäufer/innen/Angestellte bedankten sich nicht bei Ihnen oder zeigten keine anderen Formen von Höflichkeit und Respekt, als Sie in einem Geschäft von Weißen/Nicht-Schwarzen einkauften.“ (Item 2, Originalitem „Sales people/clerks did not say thank you or show other forms of courtesey and respect (e.g. put your things in a bag) when you shopped at some White/non-Black owned buisness“), „Beim Einkaufen in einem Geschäft nahm der/die Angestellte an, dass Sie sich bestimmte Dinge nicht leisten können (z. B. wurden Sie zu den Angeboten geführt).“ (Item 7, Originalitem „While shopping at a store the sales clerk assumed that you couldn’t afford certain items (e.g., you were directed toward the items on sale)), „Sie waren Opfer eines Verbrechens, und die Polizei hat Sie so behandelt, als wenn Sie dies als Teil Ihres Schwarzseins hinnehmen müssten.“ (Item 8, Originalitem „You were the victim of a crime and the police treated you as if you should just accept it as part of being black“), „Weiße/NichtSchwarze haben Sie in einem Restaurant, Theater oder Geschäft angestarrt, als wenn Sie dort nichts zu suchen hätten.“ (Item 11, Originalitem „Whites (non-Blacks) have stared at you as if you didn’t belong in the same place with them; whether it was a restaurant, theater, or other place of buisness“), „Während Sie in einem Geschäft einkauften oder versuchten, etwas zu kaufen, wurden Sie ignoriert, als wären Sie kein seriöser Kunde oder als hätten Sie kein Geld.“ (Item 14, Originalitem “While shopping at a store, or when attempting to make a purchase, you were ignored as if you were not a serious customer or didn’t have any money“), „Weiße oder andere Nicht-Schwarze haben Sie behandelt, als wären Sie dumm und als müsste man Ihnen Dinge langsam oder mehrfach erklären“ (Item 21, Originalitem „White people or other non-Blacks have treated you as if you were unintelligent and needed things explained to you slowly or numerous times“).

Zur Erfassung des *institutionellen* Rassismus werden ebenfalls die sechs zugehörigen Items der Originalversion übersetzt und an den deutschen Kulturraum

angepasst. Sie lauten wie folgt: „Ihnen ist körperliche Gewalt angedroht worden durch eine Einzelperson oder eine Gruppe von Weißen/Nicht-Schwarzen.“ (Item 4, Originalitem „You have been threatened with physical violence by an individual or group of Whites/non-Blacks“), „Sie wurden in einem Laden, Restaurant oder Geschäft mit weniger Respekt und Höflichkeit behandelt als Weiße und andere Nicht-Schwarze.“ (Item 9, Originalitem „You were treated with less respect and courtesy than Whites and other non-Blacks while in a store, restaurant, or other business establishment“), „Sie wurden bei einem wichtigen Arbeits-Projekt übergangen, obwohl Sie qualifizierter und kompetenter waren als der/die Weiße/Nicht-Schwarze, dem/der das Projekt übertragen wurde.“ (Item 10, Originalitem „You were passed over for an important project although you were more qualified and competent than the White/non-Black person given the task“), „Sie wurden das Opfer rassistischer Witze von weißen/nicht-schwarzen Autoritätspersonen und haben nicht protestiert aus Angst, das könnte diese gegen Sie aufbringen.“ (Item 13, Originalitem „You have been subjected to racist jokes by Whites/non-Blacks in positions of authority and you did not protest for fear they might have held it against you“), „Sie haben rassistische Bemerkungen oder Kommentare über Schwarze gehört, die offen von Weißen in öffentlichen Ämtern oder anderen einflussreichen Weißen geäußert wurden.“ (Item 18, Originalitem „You have heard racist remarks or comments about Black people spoken with impunity by White public officials or other influential White people“), „Ein Apartment oder eine Wohnung/ein Haus wurde Ihnen verweigert, und Sie haben den Verdacht, dies geschah, weil Sie schwarz sind“. (Item 22, Originalitem „You were refused an apartment or other housing; you suspect it was because you´re black“).

Der Wortlaut der Antwortstufen der 5-stufigen Likert-Skala in der eigenen Übersetzung ist wie folgt: „Das ist mir nie passiert.“ (0), „Dieses Ereignis hat es gegeben, aber es hat mich nicht gekümmert.“ (1), „Dieses Ereignis hat es gegeben, und ich war leicht verstimmt (gekränkt, verärgert).“ (2), „Dieses Ereignis hat es gegeben, und ich war verstimmt (gekränkt, verärgert).“ (3), „Dieses Ereignis hat es gegeben, und ich war äußerst verstimmt (gekränkt, verärgert)“ (4). Problematisch erscheint hier eine Vermischung der Aspekte des Eintretens eines Ereignisses und der emotionalen Reaktion auf ein solches.

Eine detaillierte inhaltliche Analyse der Items erlaubt es, für Deutschland auch von einer eindimensionalen Faktorenstruktur auszugehen. Viele der vorgegebenen Items

konnten inhaltlich nicht zweifelsfrei und eindeutig der Überschrift individueller oder institutioneller Rassismus zugeordnet werden.

Die Faktorenanalyse zeigt folgende Werte.

Tabelle 55 - *Explorative Faktorenanalyse für die Items der Subskalen*

*„institutionell“ und „individuell“ des Index of Race-Related Stress
von Utsey und Ponterotto*

	Komponenten	
	1	2
St2	0,73	0,16
St7	0,78	-0,02
St9	0,73	0,32
St10	0,30	0,53
St11	0,58	0,46
St13	0,05	0,67
St14	0,81	0,14
St18	0,24	0,58
St21	0,53	0,35
St22	0,32	0,51

Auf der nächsten Seite:

Tabelle 56 - *Itemkennwerte für die zusammengeführten Subskalen „institutionell“
und „individuell“ des Index of Race-Related Stress von Utsey und Ponterotto*

Item		M	SD	r (it-i)
St2	Verkäufer/innen/Angestellte bedankten sich nicht bei Ihnen oder zeigten keine anderen Formen von Höflichkeit und Respekt, als Sie in einem Geschäft von Weißen/Nicht-Schwarzen einkauften.	3,08	1,35	,56
St7	Beim Einkaufen in einem Geschäft nahm der/die Angestellte an, dass Sie sich bestimmte Dinge nicht leisten können (z. B. wurden Sie zu den Angeboten geführt).	2,21	1,47	,50
St9	Sie wurden in einem Laden, Restaurant oder Geschäft mit weniger Respekt und Höflichkeit behandelt als Weiße und andere Nicht-Schwarze.	3,20	1,43	,66
St10	Sie wurden bei einem wichtigen Arbeits-Projekt übergangen, obwohl Sie qualifizierter und kompetenter waren als der/die Weiße/Nicht-Schwarze, dem/der das Projekt übertragen wurde.	1,90	1,54	,46
St11	Weiße/Nicht-Schwarze haben Sie in einem Restaurant, Theater oder Geschäft angestarrt, als wenn Sie dort nichts zu suchen hätten.	2,99	1,53	,64
St13	Sie wurden das Opfer rassistischer Witze von weißen/nicht-schwarzen Autoritätspersonen und haben nicht protestiert aus Angst, das könnte diese gegen Sie aufbringen.	2,80	1,75	,34
St14	Während Sie in einem Geschäft einkauften oder versuchten, etwas zu kaufen, wurden Sie ignoriert, als wären Sie kein seriöser Kunde oder als hätten Sie kein Geld.	2,64	1,51	,63
St18	Sie haben rassistische Bemerkungen oder Kommentare über Schwarze gehört, die offen von Weißen in öffentlichen Ämtern oder anderen einflussreichen Weißen geäußert wurden.	3,28	1,65	,44
St21	Weiße oder andere Nicht-Schwarze haben Sie behandelt, als wären Sie dumm und als müsste man Ihnen Dinge langsam oder mehrfach erklären.	2,78	1,54	,53
St22	Ein Apartment oder eine Wohnung/ein Haus wurde Ihnen verweigert, und Sie haben den Verdacht, dies geschah, weil Sie Schwarz sind	2,11	1,59	,46

Tabelle 57 - *Skalenkennwerte für die zusammengeführten Subskalen*

„institutionell“ und „individuell“ des Index of Race-Related Stress von Utsey und Ponterotto

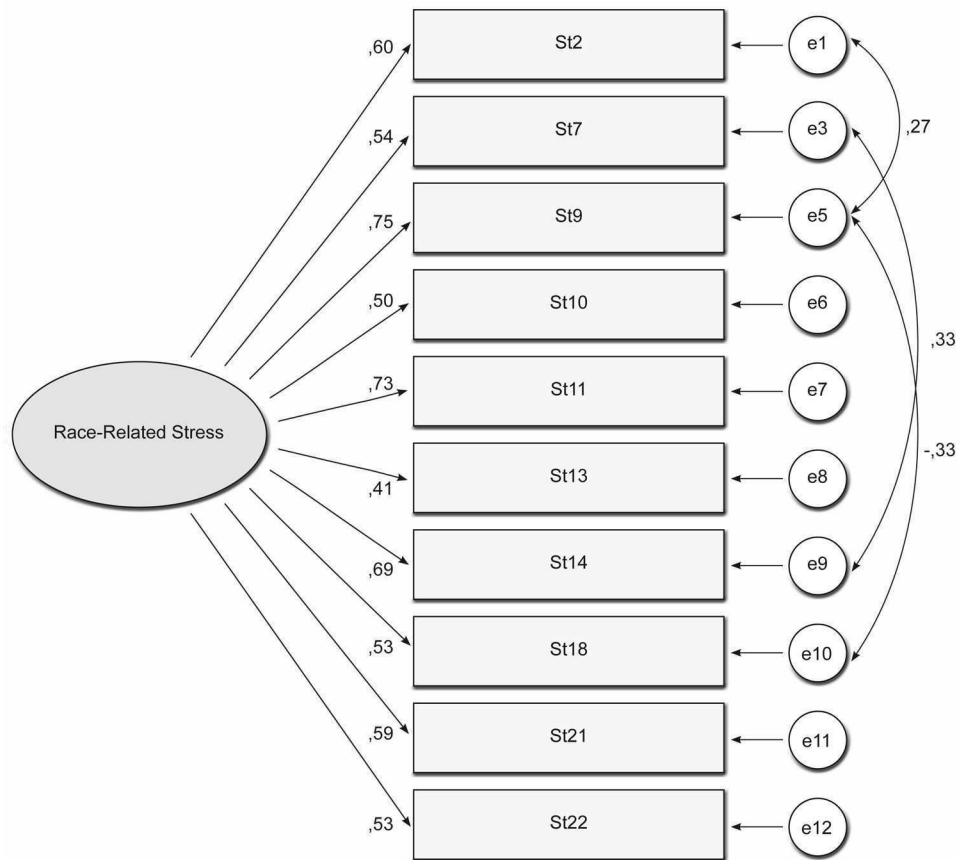
M	2,75
SD	1,00
Mo	2,30
Md	2,60
α	,85
Skewness	,39
N	197

Der Durchschnitt der Itemmittelwerte liegt mit $M_i = 2,75$ im mittleren Bereich des Antwortspektrums. Der durchschnittliche Trennschärfeindex ist mit $r_{it} = .52$ im mittleren Bereich der von Lienert und Raatz (1994) angegebenen Spanne von niedrigen ($r_{it} < .30$) und hohen ($r_{it} > .80$) Trennschärfen angesiedelt.

Die interne Konsistenz der Skala nach Cronbach's α liegt bei $\alpha = .83$. Nach Lienert und Raatz (1994) ist dieser Reliabilitätswert als zufrieden stellend zu bezeichnen. Die Verteilung ist mit einer Skewness von .39 rechtsschief.

Die Items wurden daher, den inhaltlichen Überlegungen folgend, auch in der konfirmatorischen Faktorenanalyse einem einfaktoriellen Muster entsprechend verrechnet. Es zeigen sich für eine solche Faktorenlösung gute Fit-Werte.

Abbildung 14 - Ergebnis der konfirmatorischen Faktorenanalyse für die
zusammengeführten Subskalen „institutionell“ und „individuell“ des
Index of Race-Related Stress von Utsey und Ponterotto



CMIN=31,513, CMIN/df=,985, p=,491, pclose=,890, RMSEA=,000, CFI=1.000

5.3.8 Lebenszufriedenheit, Selbstwert und Selbstwirksamkeitserwartung – Effektvariablen

Es wird davon ausgegangen, dass die Ausprägung der schwarzen Identität mit Variablen wie Selbstwert, Lebenszufriedenheit und Selbstwirksamkeitsempfinden in Zusammenhang steht. Die Erfassung dieser Konstrukte wird in den folgenden Abschnitten beschreiben.

5.3.8.1 The Satisfaction with Life Scale von Diener, Emmons, Larse und Griffin

Erfasst wird die allgemeine, also globale Lebenszufriedenheit (vgl. Kap. 3.3.6) in der vorliegenden Studie mit Hilfe der Satisfaction with Life Scale von Diener,

Emmons, Larsen und Griffin (1985). Die Skala hat ihre theoretische Fundierung in der Theorie des Subjektiven Wohlbefindens von Diener (1984, 2000). Hiernach setzt sich das subjektive Wohlbefinden von Individuen aus einer emotionalen oder affektiven Komponente und einer kognitiv-evaluativen Komponente zusammen.

Das Instrument zur Erfassung der globalen Lebenszufriedenheit setzt sich aus 5 Items mit folgendem Wortlaut zusammen: „In den meisten Bereichen entspricht mein Leben meinen Idealvorstellungen.“ (1), „Meine Lebensbedingungen sind ausgezeichnet.“ (2), „Ich bin mit meinem Leben zufrieden.“ (3), „Bisher habe ich die wesentlichen Dinge erreicht, die ich mir für mein Leben wünsche.“ (4), „Wenn ich mein Leben noch einmal leben könnte, würde ich kaum etwas ändern.“ (5). Die Items werden auf einer siebenstufigen Skala beantwortet (7 = stimme völlig zu bis 1 = stimme überhaupt nicht zu). Durch Mittelung der Itemwerte wird der Skalenwert gebildet. Höhere Werte bedeuten eine höhere Ausprägung der Lebenszufriedenheit.

Tabelle 58 - Itemkennwerte der Skala "Satisfaction with life" von Diener et al.

Item		M	SD	r ^(it-i)
SL1	In den meisten Bereichen entspricht mein Leben meinen Idealvorstellungen.	4,70	1,61	,84
SL2	Meine Lebensbedingungen sind ausgezeichnet.	4,90	1,57	,72
SL3	Ich bin mit meinem Leben zufrieden.	5,23	1,42	,84
SL4	Bisher habe ich die wesentlichen Dinge erreicht, die ich mir für mein Leben wünsche.	5,03	1,46	,74
SL5	Wenn ich mein Leben noch einmal leben könnte, würde ich kaum etwas ändern.	4,28	1,87	,65

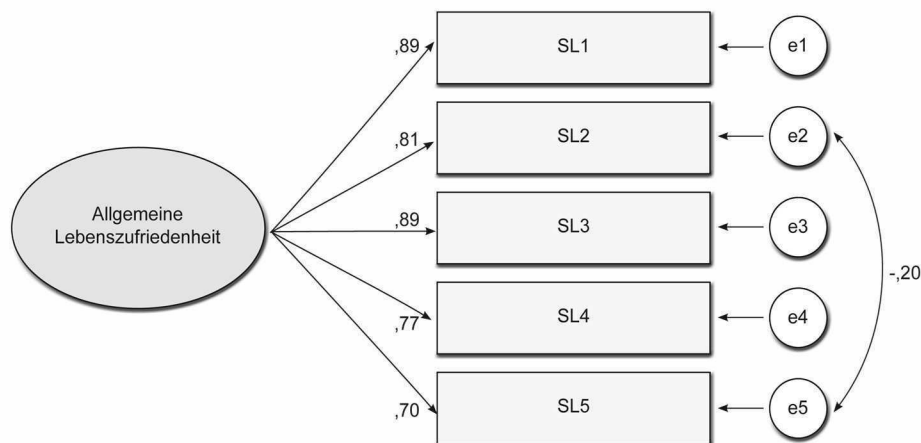
Tabelle 59 - Skalenkennwerte der Skala "Satisfaction with life" von Diener et al.

M	4,82
SD	1,34
Mo	5,00
Md	5,00
α	,90
Skewness	-,58
N	197

Der Durchschnitt der Itemmittelwerte liegt mit $M_i = 4,38$ im oberen Bereich des Antwortspektrums. Der durchschnittliche Trennschärfeindex ist mit $r_{it} = .76$ im hohen Bereich der von Lienert und Raatz (1994) angegebenen Spanne von niedrigen ($r_{it} < .30$) und hohen ($r_{it} > .80$) Trennschärfen angesiedelt. Die interne Konsistenz der Skala nach Cronbach's α liegt bei $\alpha = .90$. Nach Lienert und Raatz (1994) ist dieser Reliabilitätswert als gut zu bezeichnen.

Für die einfaktorielles Faktorenstruktur ergeben sich in der konfirmatorischen Faktorenanalyse gute Fit-Werte.

Abbildung 15 - Ergebnis der konfirmatorischen Faktorenanalyse für die Skala "Satisfaction with life" von Diener et al.



CMIN=4,830, CMIN/df=1,208, $p=.305$, $p_{close}=.485$, RMSEA=.037, CFI=.998

5.3.8.2 Rosenberg-Skala zum Selbstwertgefühl

Das globale Selbstwertgefühl Afrodeutscher (vgl. Kap. 3.3.6) wird in der vorliegenden Studie mit Hilfe der revidierten deutschen Übersetzung der Selbstwertskala von Rosenberg (vgl. Collani & Herzberg, 2003) erfasst. Dabei handelt es sich mit Ausnahme eines Items (Nr. 4) um die Übersetzung von Ferring und Filipp (1996). Ferring und Filipp (1996, S. 284) gehen davon aus, dass das „Selbstwertgefühl als organisierte Einheit aller bereichs- und situationsspezifischen Selbstbewertungen die wesentliche Komponente des Selbstkonzepts abbildet“. Sie verstehen Selbstwert als ein „vergleichsweise zeit- und situationsinvariantes Dispositionsmerkmal, das interindividuell zwischen Personen variiert“. Angesiedelt

ist das Konzept in der Einstellungsforschung. Erhoben wird die Bewertung der eigenen Person. Erfasst wird ein Gesamtbild der Selbsteinschätzung, das aus den positiven und negativen Einstellungen zur eigenen Person aufsummiert ist (vgl. Ferring und Filipp, 1996). Die Rosenberg-Skala setzt sich aus zehn Items zusammen, die positive oder negative Aspekte der Selbsteinschätzung beschreiben. Collani und Herzberg (2003) bieten eine neue Übersetzung des Items 4 an (neue Version: „Ich kann vieles genauso gut wie die meisten anderen Menschen auch“), welches in der ursprünglichen Übersetzungsversion von Fering und Filipp (1996) schlechte psychometrische Kennwerte aufwies (ursprüngliche Version: „Ich besitze die gleichen Fähigkeiten wie die meisten anderen Menschen auch“). Durch die neue Übersetzung zeigen sich bessere psychometrische Kennwerte. Beantwortet werden die Items auf einer vierstufigen Skala (1 = trifft gar nicht zu, 4 = trifft voll und ganz zu). Höhere Werte indizieren eine höhere Ausprägung des globalen Selbstwertgefühls.

Die Items lauten „Alles in allem bin ich mit mir selbst zufrieden.“ (1), „Hin und wieder denke ich, dass ich gar nichts taue.“ (2, R), „Ich besitze eine Reihe guter Eigenschaften.“ (3), „Ich kann vieles genauso gut wie die meisten anderen Menschen auch.“ (4), „Ich fürchte, es gibt nicht viel, worauf ich stolz sein kann.“ (5, R), „Ich fühle mich von Zeit zu Zeit richtig nutzlos.“ (6, R), „Ich halte mich für einen wertvollen Menschen, jedenfalls bin ich nicht weniger wertvoll als andere auch.“ (7), „Ich wünschte, ich könnte vor mir selbst mehr Achtung haben.“ (8, R), „Alles in allem neige ich dazu, mich für einen Versager zu halten.“ (9, R), „Ich habe eine positive Einstellung zu mir selbst gefunden.“ (10). Die Items 2, 5, 6, 8, 9 müssen vor Berechnung des Summenscores rekodiert werden.

Tabelle 60 - *Itemkennwerte der Skala „Allgemeines Selbstwertgefühl“
von Rosenberg*

Item		M	SD	$r_{(it-i)}$
Ro1	Alles in allem bin ich mit mir selbst zufrieden.	3,11	,71	,63
Ro2	Hin und wieder denke ich, dass ich gar nichts tauge.	3,15	,91	,73
Ro3	Ich besitze eine Reihe guter Eigenschaften.	3,59	,56	,55
Ro4	Ich kann vieles genauso gut wie die meisten anderen Menschen auch.	3,69	,51	,52
Ro5	Ich fürchte, es gibt nicht viel, worauf ich stolz sein kann.	3,58	,64	,59
Ro6	Ich fühle mich von Zeit zu Zeit richtig nutzlos.	3,35	,80	,71
Ro7	Ich halte mich für einen wertvollen Menschen, jedenfalls bin ich nicht weniger wertvoll als andere auch.	3,80	,50	,58
Ro8	Ich wünschte, ich könnte vor mir selbst mehr Achtung haben.	3,13	,96	,61
Ro9	Alles in allem neige ich dazu, mich für einen Versager zu halten.	3,50	,77	,68
Ro10	Ich habe eine positive Einstellung zu mir selbst gefunden.	3,31	,79	,70

Tabelle 61 - *Skalenkennwerte der Skala „Allgemeines Selbstwertgefühl“
von Rosenberg*

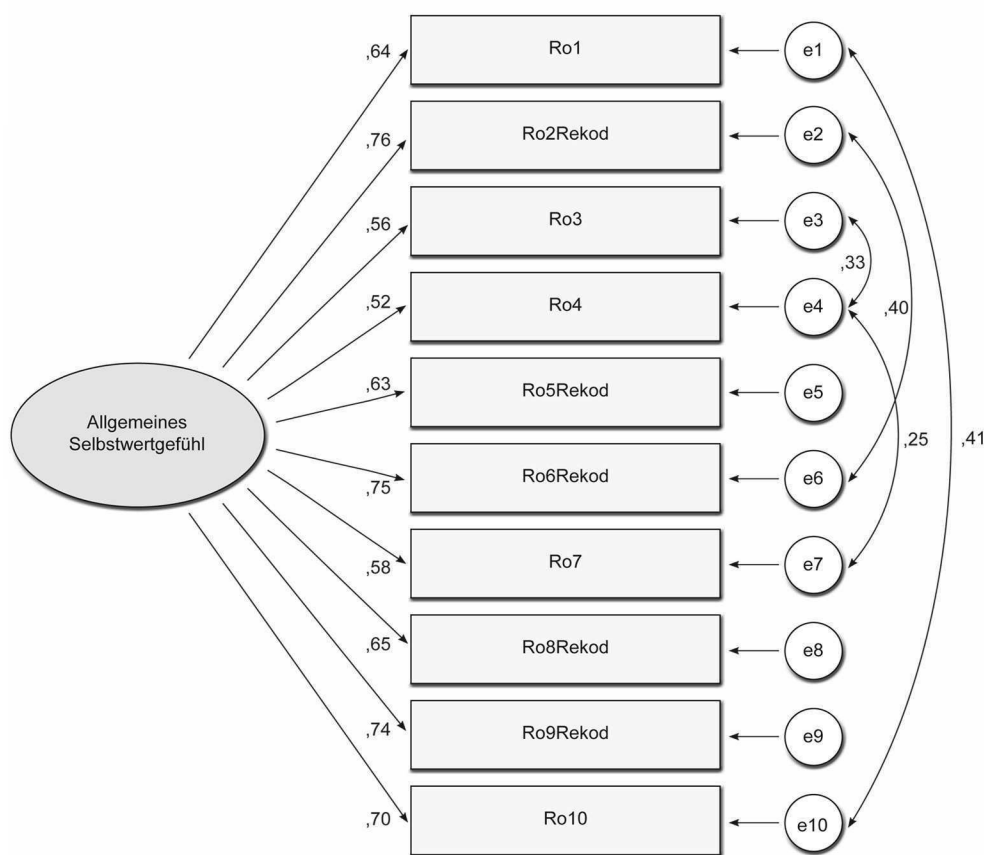
M	3.43
SD	.51
Mo	3.90
Md	3.60
α	,89
Skewness	-1.09
N	196

Der Durchschnitt der Itemmittelwerte liegt mit $M_i = 3,43$ im oberen Bereich des Antwortspektrums. Der durchschnittliche Trennschärfeindex ist mit $r_{it} = .63$ im höheren Bereich der von Lienert und Raatz (1994) angegebenen Spanne von

niedrigen ($r_{it} < .30$) und hohen ($r_{it} > .80$) Trennschärfen angesiedelt. Die interne Konsistenz der Skala nach Cronbach's α liegt bei $\alpha = .89$. Nach Lienert und Raatz (1994) ist dieser Reliabilitätswert als gut zu bezeichnen.

Auch die konfirmatorische Faktorenanalyse bildet die einfaktorielle Struktur mit guten Fit-Werten ab.

Abbildung 16 - Ergebnis der konfirmatorischen Faktorenanalyse für die Skala zur Erfassung des allgemeinen Selbstwertgefühls von Rosenberg



CMIN=54,882, CMIN/df=1,770, p=,005, pclose=,123, RMSEA=,072, CFI=,964

5.3.8.3 Skala zur Erfassung der allgemeinen Selbstwirksamkeitserwartung von Schwarzer und Jerusalem

Erfasst wird die allgemeine Selbstwirksamkeitserwartung Schwarzer Deutscher (vgl. Kap. 3.3.6) mit Hilfe der eindimensionalen Skala zur Erfassung der Allgemeinen Selbstwirksamkeitserwartung von Schwarzer und Jerusalem (1999), einem Selbstbeurteilungsverfahren mit 10 Items. Das Messkonzept findet seinen

theoretischen Hintergrund in dem von Bandura (1997) entwickelten Selbstwirksamkeitskonzept, das sich auch in seiner sozial-kognitiven Theorie wiederfindet. Über die Skala wird die subjektive Annahme erfasst, kritische Anforderungssituationen aus eigener Kraft erfolgreich bewältigen zu können. Das Gelingen wird dabei der eigenen Person zugeschrieben. Es stehen hierbei neue und schwierige Situationen aus verschiedenen Bereichen des eigenen Daseins im Fokus, ebenso wie Barrieren, die es zu überwinden gilt. Jerusalem (1990) und Schwarzer (1994) gehen davon aus, dass mit Hilfe der Skala eine konstruktive Lebensbewältigung vorhergesagt werden kann.

Das Selbstbeurteilungsverfahren setzt sich aus zehn Items zusammen, die die allgemeine optimistische Kompetenzerwartung erfassen, eine schwierige Lage meistern zu können. Alle Items sind gleichsinnig gepolt. Sie lauten wie folgt: „Wenn sich Widerstände auftun, finde ich Mittel und Wege, mich durchzusetzen.“ (1), „Die Lösung schwieriger Probleme gelingt mir immer, wenn ich mich darum bemühe.“ (2), „Es bereitet mir keine Schwierigkeiten, meine Absichten und Ziele zu verwirklichen.“ (3), „In unerwarteten Situationen weiß ich immer, wie ich mich verhalten soll.“ (4), „Auch bei überraschenden Ereignissen glaube ich, dass ich gut mit ihnen zurechtkommen kann.“ (5), „Schwierigkeiten sehe ich gelassen entgegen, weil ich meinen Fähigkeiten immer vertrauen kann.“ (6), „Was auch immer passiert, ich werde schon klarkommen.“ (7), „Für jedes Problem kann ich eine Lösung finden.“ (8), „Wenn eine neue Sache auf mich zukommt, weiß ich, wie ich damit umgehen kann.“ (9), „Wenn ein Problem auftaucht, kann ich es aus eigener Kraft meistern.“ (10). Das Antwortformat ist vierstufig (1 = stimmt nicht bis 4 = stimmt genau), Skalenwerte ergeben sich über Mittelung der Items.

Tabelle 62 - *Itemkennwerte der Skala „Allgemeine Selbstwirksamkeitserwartung“ von Schwarzer und Jerusalem*

Item		M	SD	r ^(it-i)
SWE1	Wenn sich Widerstände auftun, finde ich Mittel und Wege, mich durchzusetzen.	3,32	,61	,58
SWE2	Die Lösung schwieriger Probleme gelingt mir immer, wenn ich mich darum bemühe.	3,41	,54	,56
SWE3	Es bereitet mir keine Schwierigkeiten, meine Absichten und Ziele zu verwirklichen.	2,96	,76	,59
SWE4	In unerwarteten Situationen weiß ich immer, wie ich mich verhalten soll.	2,82	,66	,55
SWE5	Auch bei überraschenden Ereignissen glaube ich, dass ich gut mit ihnen zurechtkommen kann.	3,17	,57	,58
SWE6	Schwierigkeiten sehe ich gelassen entgegen, weil ich meinen Fähigkeiten immer vertrauen kann.	2,98	,76	,69
SWE7	Was auch immer passiert, ich werde schon klarkommen.	3,37	,63	,60
SWE8	Für jedes Problem kann ich eine Lösung finden.	3,16	,68	,61
SWE9	Wenn eine neue Sache auf mich zukommt, weiß ich, wie ich damit umgehen kann.	3,03	,59	,62
SWE10	Wenn ein Problem auftaucht, kann ich es aus eigener Kraft meistern.	3,16	,59	,64

Tabelle 63 - *Skalenkennwerte der Skala „Allgemeine Selbstwirksamkeitserwartung“ von Schwarzer und Jerusalem*

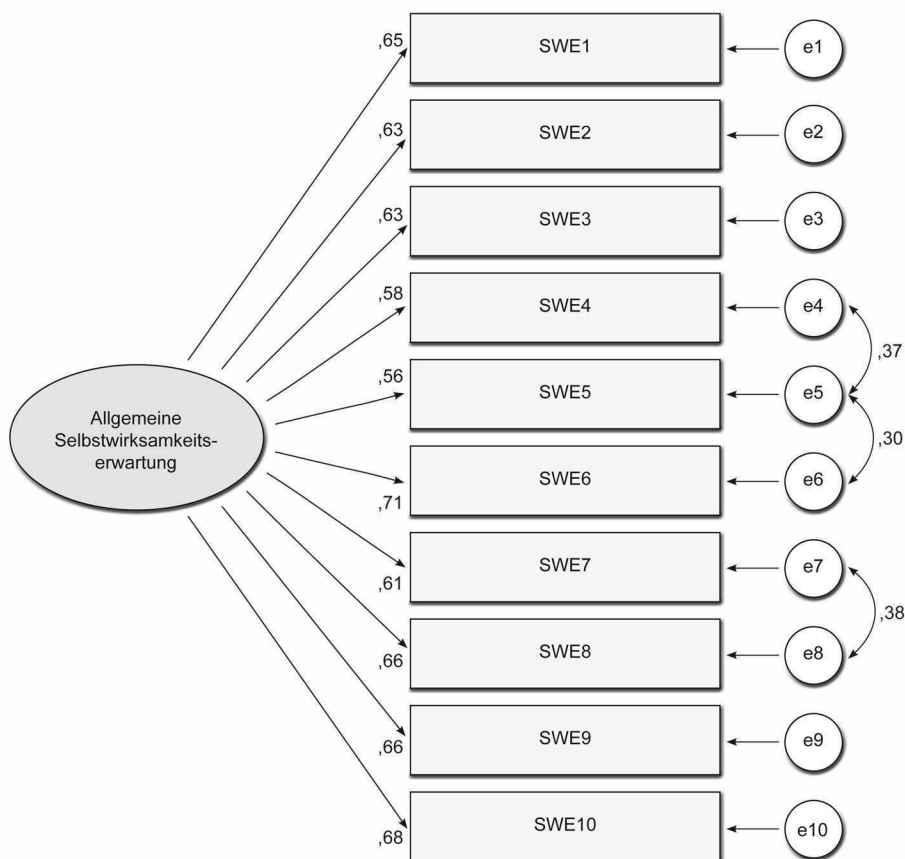
M	3,13
SD	,45
Mo	3,10
Md	3,10
α	,88
Skewness	-,53
N	183

Der Durchschnitt der Itemmittelwerte liegt mit $M_i = 3,13$ im oberen Bereich des Antwortspektrums. Der durchschnittliche Trennschärfeindex ist mit $r_{it} = .60$ im höheren Bereich der von Lienert und Raatz (1994) angegebenen Spanne von niedrigen ($r_{it} < .30$) und hohen ($r_{it} > .80$) Trennschärfen angesiedelt.

Die interne Konsistenz der Skala nach Cronbach's α liegt bei $\alpha = .88$. Nach Lienert und Raatz (1994) ist dieser Reliabilitätswert als gut zu bezeichnen.

Auch die konfirmatorische Faktorenanalyse bildet die einfaktorielle Struktur bei guten Fit-Werten ab.

Abbildung 17 - *Ergebnis der konfirmatorischen Faktorenanalyse für die Skala zur Erfassung der allgemeinen Selbstwirksamkeitserwartung von Schwarzer und Jerusalem*



CMIN=37,156, CMIN/df=1,161, p=,243, pclose=,727, RMSEA=,033, CFI0=,991

Nach der genauen Vorstellung der Operationalisierung der Variablen werden im folgenden Abschnitt (vgl. Kap. 6) die Ergebnisse vorgestellt.

Kapitel 6: Ergebnisdarstellung

Zur Gruppe der Schwarzen Deutschen liegen bisher keinerlei quantitativ ausgerichtete empirische sozialwissenschaftliche Studien vor. Daher sollen zunächst weitere Aspekte der Lebensrealität Afrodeutscher in Ergänzung zur Stichprobenbeschreibung aus dem vorhergehenden Kapitel (Kap. 5.2) detailliert vorgestellt werden. Daran anschließend werden die Ergebnisse der Hypothesenprüfenden Analysen berichtet. Es werden die Ergebnisse der Korrelationsanalysen und Strukturgleichungsmodelle vorgestellt.

6.1 Deskriptive Statistiken

Da bisher keinerlei empirisch gesicherte Daten zur Gruppe der Afrodeutschen vorliegen (vgl. Kap. 1.5.1), werden an dieser Stelle zunächst ausführlich deskriptiv-statistische Befunde zur Lebensrealität Schwarzer Deutscher berichtet.

6.1.1 Familiärer Hintergrund

6.1.1.1 Elternkonstellation – Gruppenzugehörigkeit

Die Probanden wurden detailliert zur Gruppenzugehörigkeit ihrer leiblichen Elternteile befragt. Definiert wird die Gruppe der Afrodeutschen in der vorliegenden Studie anhand eines spezifischen, psychologisch relevanten Erfahrungshintergrunds. Entscheidend ist, dass die befragte Person der Gruppe der Schwarzen angehört und überwiegend „deutsch“ sozialisiert wurde (vgl. Kap. 1.2.3). Die deutsche Sozialisation wird darüber definiert, dass mindestens ein Elternteil/eine der Bezugspersonen, bei denen der Befragte aufgewachsen ist, (Afro-)Deutsche/r ist und der Befragte überwiegend in Deutschland aufgewachsen ist.

Die Gruppenzugehörigkeit der Elternteile kann der folgenden Tabelle entnommen werden. Die Personen, die angeben, zwei afrikanische (1 Person) oder einen afrikanischen und einen weißen, nicht deutschen Elternteil (1 Person) oder einen nicht-deutschen weißen und einen schwarzen amerikanischen Elternteil (1 Person) zu haben, wurden in die Gruppe der Afrodeutschen eingeordnet, weil eine dominierende Sozialisation über (weiße) deutsche Bezugspersonen nachvollzogen werden konnte.

Tabelle 64 - Gruppenzugehörigkeit der leiblichen Eltern – detailliert

		Gruppenzugehörigkeit leiblicher Vater							gesamt
		Afro-deutscher	Afrikaner	Afro-amerikaner	Weißer Deutscher	Afrokaribisch	andere Gruppe, schwarz		
Gruppenzugehörigkeit leibliche Mutter	Afrodeutsche	1 0,5%	6 3,0%	6 2,0%	0 0,0%	0 0,0%	0 0,0%	11 5,6%	
	Afrikanerin	0 0,0%	1 0,5%	0 0,0%	5 2,5%	0 0,0%	0 0,0%	6 3,0%	
	Weißer Deutsche	4 2,0%	139 70,6%	18 9,1%	0 0,0%	10 5,1%	6 3,0%	177 89,8%	
	Weißer, aber nicht Deutsch	0 0,0%	1 0,5%	1 0,5%	0 0,0%	0 0,0%	0 0,0%	2 1,0%	
	andere Gruppe, schwarz	0 0,0%	0 0,0%	0 0,0%	1 0,5%	0 0,0%	0 0,0%	1 0,5%	
	gesamt	5 2,5%	147 74,6%	23 11,7%	6 3,0%	10 5,1%	6 3,0%	197 100,0%	

Der Tabelle ist zu entnehmen, dass der überwiegende Teil der befragten Schwarzen Deutschen eine weiße deutsche Mutter (89,8%) hat. Hier zeigt sich, dass beim größten Teil der Befragten die Mutter und damit die meist wichtigste Sozialisationsinstanz weiß ist und damit einer anderen Hautfarbenkategorie angehört als die befragte Person selber. Die Mutter als wichtigste Sozialisationsinstanz vermittelt als Angehörige der weißen Mehrheitsgesellschaft ganz selbstverständlich (weiße) deutsche kulturelle Gebräuche, Werte, Normen und Verhaltensstile.

Der Vater ist in der befragten Gruppe der Afrodeutschen zu einem großen Prozentsatz Afrikaner (74,6%); 11,7% geben an, einen schwarzen amerikanischen Vater zu haben. Diese Ergebnisse spiegeln damit die Annahmen von Kampmann (1994) zur Gruppe der Afrodeutschen wider, die davon ausgeht, dass die meisten Angehörigen der Gruppe eine weiße deutsche Mutter und einen schwarzen afrikanischen oder amerikanischen Vater hätten. Und auch die weitergehende Vermutung von Asante (1996), wonach der überwiegende Teil der Angehörigen der Gruppe, von ihm „African Germans“ genannt, einen afrikanischen Vater hat, wird durch die Stichprobe bestätigt. Dies entspricht auch den Ergebnissen internationaler Studien, so wird für die USA berichtet, dass Kinder mit einem schwarzen und einem weißen Elternteil zumeist eine weiße Mutter und einen schwarzen Vater hätten (vgl. Rockquemore & Brunson, 2002, Tizard & Phoenix, 2002). Es zeigt sich für die vorliegenden Daten zudem die Annahme von Septhorne (1996) bestätigt, dass ein geringer Teil der Schwarzen Deutschen zwei schwarze deutsche Elternteile hat. Deutlich wird, dass viele Schwarze Deutsche, anders als beispielsweise schwarze Amerikaner, deren Elternteile meist beide (Schwarze) Amerikaner sind, einen Elternteil haben, welcher nicht (afro-)deutsch ist, sondern aus einem anderen Heimatland nach Deutschland übersiedelte. Lediglich 5 Personen (2,5%) geben an, zwei (afro)deutsche Elternteile zu haben. 97,5 % der Befragten haben also auch einen nicht-deutschen Elternteil und sind damit, wie von Kampmann (1994, S. 126) postuliert, „Nachkommen binationaler Beziehungen“ (vgl. Kap. 1.2. und 1.5).

Es zeigt sich für die vorliegende Stichprobe, dass nur ein geringer Teil von 18 Befragten angibt, eine schwarze Mutter zu haben. Aufgrund der geringen Gruppengröße kann in den weiteren inferenzstatistischen Analysen nicht geprüft werden, ob die Hautfarbe der Mutter Einfluss auf die Identitätsbildung der Kinder hat. In der internationalen Forschung wird berichtet, dass die Hautfarbe der Mutter Einfluss nimmt auf die Hautfarbenpräferenz der Kinder und die auf die Hautfarbe

bezogene Identität (vgl. z.B. Johnson, 1992). Vermutet wurde, dass Afrodeutsche mit einer schwarzen Mutter eher eine schwarze Identität ausbilden als Afrodeutsche mit einer weißen Mutter. Diese Annahme kann anhand der vorliegenden Daten nicht geprüft werden (vgl. Kap. 3.3.5.3)

6.1.1.2 Sorgeberechtigte / Bezugspersonen – bei wem aufgewachsen

Erhoben wurde in der Studie, bei wem die Befragten in Kindheit und Jugend überwiegend aufgewachsen sind. Mehrfachnennungen waren möglich. Für die vorliegende Stichprobe finden sich folgende familiäre Konstellationen in der Kindheit und Jugend (Tabelle 65).

Tabelle 65 - *Sorgeberechtigte während Kindheit und Jugend*

Ich bin vorwiegend aufgewachsen bei...	Häufigkeit	Prozent
bei den leiblichen Eltern	43	21,9%
bei der leiblicher Mutter	84	42,9%
bei dem leiblichem Vater	6	3,1%
bei der leiblichen Mutter und einem Adoptivvater	5	2,6%
bei den leiblichen Eltern und weißen Großeltern	7	3,6%
bei den leiblichen Eltern und schwarzen Großeltern	1	0,5%
bei der leiblicher Mutter, einem Adoptivvater und weißen Großeltern	5	2,6%
bei der leiblichen Mutter, den schwarzen oder weißen Großeltern (und einem Adoptivvater)	15	7,7%
bei der leiblichen Mutter und diversen anderen Personen	7	3,6%
bei den weißen Großeltern	7	3,6%
bei Adoptiveltern/Pflegeeltern	10	5,1%
im Kinderheim	3	1,5%
im Kinderheim und bei einer Adoptivmutter oder Adoptiveltern	3	1,5%
gesamt	196	100,0%

Mit 42,9% zeigt sich ein im Vergleich mit der gesamtdeutschen Population vermutlich relativ hoher Anteil von Personen, die ausschließlich bei ihrer leiblichen

Mutter aufgewachsen sind. Werden noch jene Befragten hinzugerechnet, die angeben, bei der leiblichen Mutter und einem Adoptivvater (2,6%), der leiblichen Mutter und den weißen Großeltern (2,6%), der leiblichen Mutter und den weißen wie schwarzen Großeltern (7,7%) oder der leiblichen Mutter und diversen anderen Personen (3,6%) aufgewachsen zu sein, so erhöht sich der Anteil jener Personen, die (zumindest teilweise) mit der leiblichen Mutter, aber ohne den leiblichen Vater aufwachsen sind, auf insgesamt 59,4%. Dabei ist zu beachten, dass bei Mehrfachnennungen nicht feststellbar ist, ob das Aufwachsen bei den verschiedenen angegebenen Bezugspersonen parallel, also gleichzeitig, oder zeitlich hintereinander geschaltet stattfand. Zu beachten ist dabei, dass erwachsene Personen befragt wurden, eine Gruppe also, zu deren Kinder- und Jugendzeit noch eine geringere Alleinerziehendenquote galt, als dies heutzutage der Fall ist. Auch der Anteil von Patchworkfamilien war früher geringer, als er heute ist. Als eine mögliche Referenz zur Orientierung kann der Anteil der Alleinerziehenden an allen Eltern-Kind-Gemeinschaften für die gesamtdeutsche Gruppe gelten, dieser beträgt 2004 in den alten Bundesländern 19% und in den neuen Bundesländern 24% (vgl. Datenreport 2006).

Auffallend scheint auch der Anteil derjenigen, die ohne einen leiblichen Elternteil aufgewachsen sind (11,7%). Bei Adoptiv- und/oder Pflegeeltern aufgewachsen sind 5,1%, im Kinderheim 1,5%, sowohl im Kinderheim als auch bei Adoptiveltern(teil) 1,5%. Wird der Anteil jener Schwarzen Deutschen hinzugerechnet, die ausschließlich bei den weißen Großeltern aufwachsen, so ergibt sich ein Anteil von 11,7%, der bei keinem der beiden leiblichen Elternteile aufgewachsen ist. Hierbei ist zu beachten, dass keine Angaben vorliegen, ob Adoptiv- oder Pflegeeltern schwarz oder weiß waren.

In verschiedenen Berichten zur Lebenssituation Afrodeutscher wird von einem Adoptions- oder Pflegefamilienhintergrund (vgl. z.B. Ayim, 1995; Sephocle, 1996) berichtet. In autobiographischen Aufzeichnungen finden sich häufig Schilderungen darüber, dass die Angehörigen der Gruppe der Schwarzen Deutschen ohne ihren Vater und damit den meist schwarzen Elternteil aufgewachsen seien (vgl. z.B. Geller, 1997, Hügel-Marshall, 1998, Massaquoi, 1999, Usleber, 2002; Ritz, 2009) (vgl. Kap. 1.5.2.2 und 1.5.5.2). Es kann vermutet werden, dass es sich bei den von diesen Autoren berichteten Familienkonstellationen und Bedingungen während des Aufwachsens nicht um singuläre, also Einzelphänomene handelt, sondern dass sich

diese auch in den Familiengeschichten anderer Afrodeutscher wiederfinden. Vermutlich gibt es einen gegenüber der Gesamtbevölkerung erhöhten Anteil von Schwarzen Deutschen, die eine familiäre Sozialisationshistorie aufweisen, die von einem imaginierten prototypischen deutschen Familienhintergrund, dem Aufwachsen mit beiden Elternteilen in den 1950er bis 1980er Jahren, abweicht. Die Daten bekräftigen diese Annahmen.

6.1.1.3 Anwesenheit eines schwarzen Elternteils

Für die vorliegenden Fragestellungen (vgl. Kap. 4) ist die Frage nach dem Anteil von Schwarzen Deutschen, die mit einem schwarzen Elternteil aufgewachsen sind, von besonderem Interesse (vgl. Kap 1.5.5.2). Die folgende Tabelle 66 gibt hierüber Aufschluss.

Tabelle 66 - *Anwesenheit eines schwarzen Elternteils in Kindheit und Jugend*

	Anzahl	Prozent
Nicht mit einem schwarzen Elternteil aufgewachsen	133	68,2%
Bei mindestens einem schwarzen Elternteil aufgewachsen	62	31,8%
gesamt	195	100%

Die Zahlen zeigen an, dass mit 68,2% ein großer Teil der befragten Gruppenteilnehmer ohne einen schwarzen Elternteil aufgewachsen ist. Lediglich knapp ein Drittel der Befragten gibt an, mit mindestens einem schwarzen Elternteil aufgewachsen zu sein. Diese Befunde entsprechen der Annahme, dass viele Afrodeutsche in einer weiß dominierten familiären Umwelt aufgewachsen sind. Demnach unterschieden sich Schwarze Deutsche vielfach von Mitgliedern anderer schwarzer Minderheiten, die zumeist in schwarzen Familienbezügen auf- und heranwachsen. Für viele Afrodeutsche gilt demnach auch, dass ihre Sozialisation und Erziehung über nächste Bezugspersonen vermittelt wurde, die nicht die gleiche Hautfarbe wie sie selbst haben.

6.1.1.4 Gruppenzugehörigkeit und Anwesenheit von Geschwistern

Die Studienteilnehmer wurden auch zu möglichen Geschwistern befragt. 93,4% der befragten Afrodeutschen geben an, Geschwister zu haben.

Tabelle 67 - *Vorhandensein von Geschwistern*

Ich habe Geschwister...	ja	nein	gesamt
Anzahl	183	13	196
Prozent	93,4%	6,6%	100,0%

Die Studienteilnehmer wurden auch gefragt, ob sie mit Geschwistern zusammen aufgewachsen sind (s. Tabelle 68).

Tabelle 68 - *Gemeinsames Aufwachsen mit Geschwistern*

Ich bin mit meinen Geschwistern aufgewachsen...	Anzahl	Prozent
ja	96	54,2%
nein	29	16,4%
teils/teils	52	29,4%
gesamt	177	100,0%

54,2 % der Befragten geben an, mit ihren Geschwistern aufgewachsen zu sein, 16,4% verneinen dies. 29,4% der Teilnehmenden berichten, teilweise mit den Geschwistern aufgewachsen zu sein. Für die vorliegende Stichprobe zeigt sich damit das Phänomen, dass ein relativ hoher Anteil der Befragten, die Geschwister haben, nicht oder nur teilweise (insgesamt 45,8%) mit den eigenen Geschwistern zusammen aufgewachsen ist. Zu beachten ist, dass nicht ausdrücklich nach Geschwistern gefragt wurde, mit denen lediglich ein Elternteil geteilt wird („Halbgeschwister“). Vermutet werden kann, dass es sich bei einigen der genannten Geschwister um solche handelt, mit denen der Befragte einen Elternteil gemein hat. Diese Vermutung wird durch die oben vorgestellten Daten zur Aufwachssituation vieler Befragter gestützt (s. Kap. 6.1.1.1 – 6.1.1.3), die darauf deuten kann, dass einige Mitglieder der befragten Gruppe Geschwister haben, die der Beziehung eines der Elternteile mit einem anderen Partner entstammen.

Die Studienteilnehmer wurden auch zur Hautfarbe ihrer Geschwister befragt.

Tabelle 69 - *Gruppenzugehörigkeit (Hautfarbe) der Geschwister*

Hautfarbe Geschwister	Anzahl	Prozent
nur schwarze Geschwister	114	62,6%
nur weiße Geschwister	13	7,1%
schwarze und weiße Geschwister	49	26,9%
weder weiße noch schwarze Geschwister	6	3,3%
gesamt	182	100,0%

Zur Hautfarbe der Geschwister befragt, gaben 62,6% an, nur Geschwister schwarzer Hautfarbe zu haben, 7,1%, also ein sehr viel geringerer Teil, haben ausschließlich weiße Geschwister. 26,9% der Befragten haben sowohl weiße als auch schwarze Geschwister. Diese Zahlen widersprechen der aus den biographischen Schilderungen abgeleiteten Annahme, dass ein großer Teil von Schwarzen Deutschen mit Geschwistern weißer Hautfarbe aufgewachsen ist und damit in ganz besonderer Weise ein Sonderstatus auch in der Familie vorhanden war.

Die folgende Tabelle (Tabelle 70) zeigt die Ergebnisse noch detaillierter. Die Gruppenzugehörigkeit der Geschwister wird in Zusammenhang mit dem gemeinsamen Aufwachsen beschrieben.

Tabelle 70 - Anwesenheit von Geschwistern und deren Gruppenzugehörigkeit

Hautfarbe der Geschwister		aufgewachsen mit Geschwistern			
		ja	nur teilweise	nein	gesamt
nur schwarze Geschwister	Anzahl	65	26	20	111
	Prozent	72,2%	49,1%	71,4%	64,9%
nur weiße Geschwister	Anzahl	9	0	3	12
	Prozent	10,0%	0,0%	10,7%	7,0%
schwarze und weiße Geschwister	Anzahl	16	27	5	48
	Prozent	17,8%	50,9%	17,9%	28,1%
gesamt	Anzahl	90	53	28	171
	Prozent	100,0%	100,0%	100,0%	100,0%

Die Ergebnisse zeigen, dass es keine Unterschiede in der Verteilung der Gruppenzugehörigkeit der Geschwister zwischen denjenigen gibt, die mit oder aber ohne ihre Geschwister aufgewachsen sind.

6.1.1.5 Namen

Die Studienteilnehmer wurden danach befragt, welche kulturelle Assoziation ihr Name typischerweise auslöst, wie also ihr Vor- und Nachname, die in Kindheit und Jugend getragen wurden, üblicherweise durch die Außenwelt zugeordnet und kategorisiert wurden. Dabei geben um die 39% der Teilnehmer an, einen typisch deutschen Nachnamen getragen zu haben. Ebenfalls etwa 39% trugen einen afrikanischen Nachnamen, bei 7,3% ist der Nachname in Kindheit und Jugend typisch amerikanischen Ursprungs. Über 15% der Teilnehmenden haben einen Nachnamen anderen Ursprungs. Bei den Vornamen geben fast 40% einen typisch deutschen an, 19,4% tragen einen afrikanisch klingenden Vornamen, knapp 10% der Vornamen der Befragten klingen typisch amerikanisch, 31% geben an, einen Vornamen anderen Ursprungs zu tragen.

Tabelle 71 - „Herkunfts“-Klang des eigenen Vor- und Nachnamens

Name als Kind/Jugendliche/r für die weiße Außenwelt typisch...	Nachname als Kind/Jugendliche		Vorname	
	Anzahl	Prozent	Anzahl	Prozent
deutsch	74	38,5%	78	39,8%
afrikanisch	74	38,5%	38	19,4%
amerikanisch	14	7,3%	19	9,7%
anderen Ursprungs	30	15,6%	61	31,1%
gesamt	192	100,0%	196	100,0%

Die folgende Tabelle (Tabelle 71) zeigt die Kombination der Vor- und Nachnamen in der vorliegenden Studie. Es zeigt sich, dass mit 37 Personen knapp 20% der Befragten einen deutschen Vor- und Nachnamen haben. 21,6% der Befragten tragen eine Namenskombination aus afrikanischen Vor- und Nachnamen (16,3%) oder amerikanischen Vor- und Nachnamen (2,6%) oder amerikanischem Vor- und afrikanischem Nachnamen (2,6%).

Tabelle 72 – „Herkunfts“-Klang des eigenen Vor- und Nachnamens - Kreuztabelle

Vor- und Nachname als Kind/Jugendliche/r für die weiße Außenwelt typisch...		Vorname typisch				
		deutsch	afrikanisch	amerikanisch	anderen Ursprungs	gesamt
deutsch	Anzahl	37	6	6	25	74
	Prozent	19,47%	3,16%	3,16%	13,16%	38,95%
afrikanisch	Anzahl	18	31	5	20	74
	Prozent	9,47%	16,32%	2,63%	10,53%	38,95%
amerikanisch	Anzahl	8	0	5	1	14
	Prozent	4,21%	0,0%	2,63%	0,53%	7,37%
anderen Ursprungs	Anzahl	13	0	2	13	28
	Prozent	6,84%	0,0%	1,05%	6,84%	14,74%
gesamt	Anzahl	76	37	18	59	190
	Prozent	40,0%	19,5%	9,5%	31,1%	100,0%

6.1.1.6 Bildungshintergrund der Eltern

Die Studienteilnehmer wurden auch zum Bildungshintergrund ihrer Eltern befragt. Indikatoren hierfür sind die Schul- und Ausbildungsabschlüsse von Mutter und Vater. Die folgenden Tabellen geben detaillierte Auskunft über die Verteilung der Abschlüsse bei den Eltern der Befragten.

Tabelle 73 - *Schulabschlüsse von Mutter und Vater - detailliert*

höchster Schulabschluss Eltern	Mutter		Vater	
	Anzahl	Prozent	Anzahl	Prozent
ohne Schulabschluss	5	2,7%	1	6,0%
Hauptschulabschluss	41	22,3%	11	7,1%
Realschulabschluss	49	26,6%	15	9,6%
Abschluss Polytechnische Oberschule	9	4,9%	7	4,5%
Fachhochschulreife	9	4,9%	5	3,2%
Abitur	67	36,4%	113	72,4%
anderer Schulabschluss	4	2,2%	4	2,6%
gesamt	184	100,0%	156	100,0%

In der folgenden Tabelle werden jeweils mehrere Abschlüsse zu einer Kategorie zusammengefasst. Zudem wurden die Personen, die die Kategorie „anderen Schulabschluss“ wählten, nicht berücksichtigt.

Tabelle 74 - *Schulabschlüsse von Mutter und Vater - Zusammenfassung der Abschlüsse*

höchster Schulabschluss		ohne Schulabschluss	Hauptschule	Realschule/ Polytechn. Oberschule	Hochschulreife	gesamt
Mutter	Anzahl	5	41	58	76	180
	Prozent	2,8%	22,8%	32,2%	42,2%	100,0%
Vater	Anzahl	1	11	22	118	152
	Prozent	0,7%	7,2%	14,5%	77,6%	100,0%

Besonders auffällig ist das insgesamt hohe Bildungsniveau der Eltern der Studienteilnehmer. So liegt der Anteil der Abiturientinnen unter den Müttern bei über 35%, bei den Vätern ist der Prozentsatz mit weit über 70% noch sehr viel höher.

Für die deutsche Gesamtbevölkerung zeigte sich im Mikrozensus vom März 2004 ein Anteil von 41% so genannter höherwertiger Bildungsabschlüsse (19% Realschulabschluss, 22% Fachhochschul- oder Hochschulreife). Werden die Menschen ab einem Alter von 60 Jahren zum Vergleich hinzugezogen, so haben in diesen Altersjahrgängen lediglich 12% die Realschule und 12% das Gymnasium erfolgreich absolviert (vgl. Datenreport, 2006). Wird diese Zusammenfassung höherer Bildungsabschlüsse als Maßzahl auch bei den Eltern der befragten Afrodeutschen verwendet, so kommen die Mütter auf einen Prozentsatz von fast 75%, die Väter auf einen Anteil von über 90% höherwertiger Bildungsabschlüsse. Für Menschen mit nicht-deutschem Pass gilt in Deutschland nach Ergebnissen des Mikrozensus 2004, dass der Anteil der Fachhochschul- und Hochschulabschlüssen in dieser Gruppe gegenüber der deutschen Bevölkerung leicht erhöht ist (vgl. Datenreport 2006). So liegt der Anteil mit 22% Fachhochschul- und Hochschulreifen 2% über dem Wert für die deutsche Bevölkerung. Auch bei diesem Vergleichsmaßstab zeigt sich noch ein sehr viel höherer Anteil von Fachhochschul- und Hochschulabschlüssen für die Eltern der Teilnehmer der Stichprobe.

Demgegenüber stehen 2,8% der Mütter und 0,7% der Väter, die keine Schule mit Abschluss beendet haben. Die Quote bei den Müttern liegt damit bei dem Wert, der für die gesamtdeutsche Bevölkerung auch im Mikrozensus 2004 aufgeführt ist (2,8% für die Gesamtbevölkerung), die Väter liegen mit dem Anteil von 0,7% deutlich darunter (vgl. Datenreport, 2006).

Tabelle 75 - *Berufsabschlüsse von Mutter und Vater*

höchster Berufsabschluss Eltern	Mutter		Vater	
	Anzahl	Prozent	Anzahl	Prozent
keine berufliche Ausbildung	13	7,0%	10	6,8%
beruflich-betriebliche Ausbildung	50	26,7%	20	13,6%
beruflich-schulische Ausbildung	35	18,7%	6	4,1%
Fach-Meister-Technikerschule/ Akademie	12	6,4%	15	10,2%
Fachhochschulabschluss	12	6,4%	5	3,4%
Hochschulabschluss	61	32,6%	79	53,7%
Sonstiges	4	2,1%	4	8,2%
gesamt	187	100,0%	147	100,0%

Die Berufsabschlüsse der Eltern der befragten Studienteilnehmer spiegeln das hohe Bildungsniveau ebenfalls wider, so haben fast 40% der Mütter einen Fachhochschul- oder Hochschulabschluss, bei den Vätern sind es über 55%. Auch diese Zahlen können mit den Ergebnissen des Mikrozensus 2004 verglichen werden, hieraus ergibt sich für die deutsche Gesamtbevölkerung ein Anteil von 51% mit einer Lehre als beruflichem Ausbildungsabschluss, 8% geben an, einen Fachschulabschluss zu haben, der Anteil der Fachhochschul- und Hochschulabsolventen liegt bei 12% (vgl. Datenreport, 2006).

Fraglich ist, ob die vorliegende Stichprobe bezogen auf den Bildungshintergrund der Eltern repräsentativ für die Gesamtpopulation der Afrodeutschen ist. Denkbar ist, dass die Population der in der Studie befragten Jahrgänge vermehrt Eltern mit höheren Bildungsabschlüssen hat. (vgl. Kap. 5.2)

6.1.2 Umfeld in Kindheit und Jugend

6.1.2.1 Größe des Heimatortes

Die Studienteilnehmer wurden zur Größe des Ortes befragt, in dem sie überwiegend aufgewachsen sind. 37,2% der Teilnehmenden sind in einer Großstadt aufgewachsen,

27,2% stammen aus einer mittelgroßen Stadt, 23% kommen aus einer Kleinstadt und 12,6% vom Dorf.

Tabelle 76 - *Größe des Heimatortes*

Ich bin überwiegend aufgewachsen in...	Anzahl	Prozent
Großstadt	71	37,2%
Mittelgroße Stadt	52	27,2%
Kleinstadt	44	23,0%
Dorf	24	12,6%
gesamt	191	100,0%

Bereits im Kapitel zur Stichprobenbeschreibung wird die Verteilung der Bevölkerung auf verschiedene Wohnortgrößen-Kategorien in der bundesdeutschen Gesamtbevölkerung laut Datenreport 2006 für das Jahr 2004 berichtet. Eine Einordnung der Daten der vorliegenden Stichprobe der Schwarzen Deutschen ist wegen der unterschiedlichen Kategorienbildung und einer Frage, die sich auf die Vergangenheit und damit möglicherweise gänzlich andere Statistiken bezieht, nicht möglich. Hervor sticht jedoch auch hier das Phänomen, dass ein großer Anteil (37,2%) angibt, in einer Großstadt aufgewachsen zu sein. Der Anteil übertrifft den gesamtdeutschen Bevölkerungsanteil von Großstadtbewohnern im Jahr 2004 um fast 7%.

6.1.2.2 Schwarze Referenzgruppe

Auslandsaufenthalte

Die Studienteilnehmer wurden weiterhin dazu befragt, ob sie (zeitweise) auch in einem Land aufgewachsen sind, in dem der Anteil der schwarzen Bevölkerung an der Gesamtbevölkerung größer ist als in Deutschland. Mit der Frage nach diesen Auslandsaufenthalten soll überprüft werden, inwieweit Schwarze Deutsche während ihrer Kindheit und Jugend möglicherweise in Bezügen gelebt habe, die nicht weitgehend oder ausschließlich weiß dominiert waren, wie es in Deutschland der Fall ist. Zudem kann es als Indikator des näheren Bezugs zu einer schwarzen Kultur interpretiert werden.

19,3% der Afrodeutschen geben an, auch in einem entsprechenden anderen Land aufgewachsen zu sein, 80,7% der Befragten verneinen diese Frage. Damit zeigt sich für den überwiegenden Teil der Gruppe, dass diese ausschließlich in Deutschland und somit in weiß dominierten öffentlichen Bezügen aufgewachsen sind.

Tabelle 77 - *Zeitweises Aufgewachsen im Ausland*

Ich bin auch in einem Land aufgewachsen, indem der Anteil Schwarzer Menschen größer als in Deutschland ist...	Anzahl	Prozent
ja	36	19,3%
nein	151	80,7%
gesamt	187	100,0%

Kontakte zu anderen Schwarzen in Deutschland

Die folgenden Ergebnisse stehen vor dem Hintergrund der vielen Schilderungen, in denen stets die Besonderheit der Mitglieder der afrodeutschen Minderheit betont wird, als einziger Schwarzer Mensch in einer weiß dominierten Mehrheitsgesellschaft und damit weißen Umgebung aufgewachsen zu sein (vgl. z.B. Oguntoye, Opitz, Schultz, 1986, Kantara, 2000) (Kap. 1.5). Daher werden die Studienteilnehmer danach gefragt, wie häufig sie in ihrer Kindheit und Jugend andere Schwarze Menschen gesehen oder mit ihnen Kontakt gehabt haben.

Auf die Frage, wie oft die Studienteilnehmer in ihrer Kindheit und Jugend andere afrodeutsche oder andere Schwarze Menschen in ihrem weiteren sozialen Umfeld gesehen haben, geben 60,8% an, dass dies nie oder selten der Fall gewesen sei, bei 21,4% war es gelegentlich der Fall. Lediglich 17,8% der Befragten geben an, oft oder immer andere Schwarze Menschen in ihrer Umgebung gesehen zu haben.

Tabelle 78 - *Wahrnehmung anderer Schwarzer in Kindheit und Jugend*

Wie häufig haben Sie in Ihrer Umgebung (Wohnumfeld, Kindergarten, Schule etc.) andere afrodeutsche/Schwarze Menschen gesehen?	Häufigkeit	Prozent
nie	25	12,8%
selten	94	48,0%
gelegentlich	42	21,4%
oft	23	11,7%
immer	12	6,1%
gesamt	196	100,0%
MW	2,5	
SD	1,05	

Diese Ergebnisse spiegeln die verschiedenen Schilderungen zur besonderen Situation von Schwarzen Deutschen wider. Offenbar gilt für einen Großteil der Gruppe, dass sie sich während ihrer Kindheit und Jugend nicht innerhalb einer Gruppe/Community von Menschen bewegt haben, die das Merkmal, das sie zur Minderheit macht, nämlich die Hautfarbe und alle daran gebundenen sozialen Konstruktionen, teilt. Dies entspricht Schilderungen, wonach viele Schwarze Deutsche in ihrem Leben häufig ohne andere Schwarze Menschen in weiß dominierten sozialen Umwelten lebten (vgl. Blackshire-Belay, 1996, Wright, 2004). Mit 17,8% ist nur ein geringer Teil der befragten Schwarzen Deutschen in einem Umfeld aufgewachsen, in dem sie oft oder immer andere Schwarze Menschen gesehen haben. Frageform und Antworten geben keinen Aufschluss darüber, wie groß die Anzahl der schwarzen Menschen war, die immer oder oft gesehen wurde.

Zum näheren Kontakt mit anderen Schwarzen Menschen befragt, geben 47,2% an, nie oder selten Kontakt zu anderen Gruppenangehörigen gehabt zu haben. Bei 24,9% ist dies gelegentlich der Fall gewesen. Eine Gruppe von 27,9% der Studienteilnehmer hatte in der Kindheit und Jugend oft oder immer Kontakt zu anderen Schwarzen Menschen.

Tabelle 79 - Kontakt zu anderen Schwarzen in Kindheit und Jugend

Wie häufig hatten Sie während Ihrer Kindheit/Jugend Kontakt zu afrodeutschen/schwarzen Gleichaltrigen?	Häufigkeit	Prozent
nie	31	15,7%
selten	62	31,5%
gelegentlich	49	24,9%
oft	43	21,8%
immer	12	6,1%
gesamt	197	100,0%
MW	2,7	
SD	1,15	

Es zeigt sich, dass ein geringerer Prozentsatz angibt, nie oder selten Kontakt zu anderen Afrodeutschen/Schwarzen gehabt zu haben (47,2%), als andere Afrodeutsche/Schwarze gesehen zu haben (nie/selten zusammen 60,8%). Offenbar besteht das Phänomen, in einer Umgebung mit wenig oder keinen anderen Schwarzen Menschen gelebt zu haben, aber dennoch in Kontakt mit anderen Gruppenmitgliedern gestanden zu haben. Die folgende Tabelle stellt die Ergebnisse zu beiden Fragen gegenüber.

Tabelle 80 - Wahrnehmung von und Kontakt zu anderen Schwarzen in Kindheit und Jugend

	andere Schwarze gesehen		Kontakt zu anderen Schwarzen	
	Häufigkeit	Prozent	Häufigkeit	Prozent
nie	25	12,8%	31	15,7%
selten	94	48,0%	62	31,5%
gelegentlich	42	21,4%	49	24,9%
oft	23	11,7%	43	21,8%
immer	12	6,1%	12	6,1%
gesamt	196	100,0%	197	100,0%
MW	2,5		2,7	
SD	1,05		1,15	

Isolationsempfinden

Ayim und Amoateng-Kantara (1987) nennen das Isolationsgefühl Afrodeutscher als ein Kernmerkmal ihres Daseins. Vor allem in Schilderungen zur Kindheit und Jugend von Afrodeutschen wird das Phänomen der Isolation bezüglich der Hautfarbe hervorgehoben (vgl. z.B. Hügel-Marshall, 1998, Massaquoi, 1999) (vgl. Kap. 1.5.4). Daher wurden auch die Studienteilnehmer dazu befragt, inwieweit sie sich mit ihrer Hautfarbe während ihrer Kindheit und Jugend isoliert fühlten. Hier geben 34,3% der Befragten an, sich oft oder immer als Schwarzer Mensch isoliert gefühlt zu haben, bei 31,3% war dies gelegentlich der Fall. Lediglich 34,4% der Befragten geben an, sich nie oder selten isoliert gefühlt zu haben.

Tabelle 81 - *Isolationsempfinden als Schwarzer in Kindheit und Jugend*

Wie häufig hatten Sie während Ihrer Kindheit/ Jugend das Gefühl der Isolation als Schwarze/r?	Isolationsgefühl	
	Häufigkeit	Prozent
nie	31	15,9%
selten	36	18,5%
gelegentlich	61	31,3%
oft	49	25,1%
immer	18	9,2%
gesamt	195	100,0%
MW	2,9	
SD	1,2	

6.1.3 Kategorisierung, Akzeptanz und Verbundenheit in Kindheit und Jugend

Hautfarbenkategorisierung durch die Eltern

Die Teilnehmer der Studie wurden um ihre Meinung dazu gebeten, wie sie ihr schwarzer und weißer Elternteil bezüglich der Hautfarbe ihrer Ansicht nach eingeordnet und wahrgenommen habe.

Tabelle 82 - *Sicht der Gruppenzugehörigkeit durch schwarzen Elternteil/
schwarze Bezugsperson*

	Schwarze/n	Weiß/e/n	Schwarze/n und Weiß/e/n	gesamt
Mein schwarzer Elternteil/schwarze Bezugsperson hat mich als ... gesehen	55	4	93	152
	36,2%	2,6%	61,2%	100,0%

Für ihren schwarzen Elternteil geben 36,2% an, dass dieser sie als Schwarzen wahrgenommen habe, 2,6% haben die Wahrnehmung, dass dieser sie als weiß gesehen habe. Mit 61,2% gibt die Mehrheit der Befragten an, dass sie ihr schwarzer Elternteil als schwarz und weiß gesehen habe.

Die afrodeutschen Studienteilnehmer wurden auch dazu befragt, wie sie ihr weißer Elternteil wahrgenommen und eingruppiert habe.

Tabelle 83 - *Sicht der Gruppenzugehörigkeit durch weißen Elternteil/
weiße Bezugsperson*

	Schwarze/n	Weiß/e/n	Schwarze/n und Weiß/e/n	gesamt
Mein weißer Elternteil/weißeBezugsperson hat mich als ... gesehen	24	20	142	186
	12,9%	10,8%	76,3%	100,0%

Für den weißen Elternteil geben 12,9% der Antwortenden an, dass sie der weiße Elternteil als schwarz gesehen habe, 10,8% geben an, vom weißen Elternteil als weiße Person wahrgenommen worden zu sein. Mit 76,3% gibt auch hier eine Mehrheit der Befragten an, dass sie ihr weißer Elternteil sowohl schwarz als auch weiß wahrgenommen habe.

Die folgende Tabelle stellt die Ergebnisse für beide Elternteile gegenüber.

Tabelle 84 - *Sicht der Gruppenzugehörigkeit durch schwarzen und weißen Elternteil/schwarze und weiße Bezugsperson*

	Schwarze/n	Weiß/n	Schwarze/n und Weiß/n	gesamt
Mein schwarzer Elternteil/schwarze Bezugsperson hat mich als ... gesehen	55	4	93	152
	36,2%	2,6%	61,2%	100,0%
Mein weißer Elternteil/weiße Bezugsperson hat mich als ... gesehen	24	20	142	186
	12,9%	10,8%	76,3%	100,0%

Die Zahlen zeigen, dass schwarze und weiße Elternteile in der Wahrnehmung ihrer Kinder diese bezüglich ihrer Hautfarbe unterschiedlich kategorisieren. So sieht mit über 36% ein größerer Teil schwarzer Elternteile das eigene afrodeutsche Kind als schwarz, bei den weißen Elternteilen ist der Anteil mit 12,9% sehr viel geringer. Ebenfalls unterschiedlich ist der Anteil bei der Kategorisierung Schwarzer Deutscher Kinder als weiß; diese Einordnung erfolgte nach Ansicht der Befragten bei 10,8% der weißen Elternteile, lediglich 2,6% der schwarzen Elternteile kategorisieren in dieser Form. Sowohl schwarze wie weiße Elternteile kategorisieren ihre afrodeutschen Kinder zu einem großen Prozentsatz als schwarz *und* weiß, bei den schwarzen Elternteilen ist dies bei 61,2% der Fall, von den weißen Elternteilen nimmt mit 76,3% ein größerer Anteil ein solche Eingruppierung vor.

Akzeptanz

Die Studienteilnehmer wurden dazu befragt, inwieweit sie sich von ihrem schwarzen Elternteil mit ihrer Hautfarbe akzeptiert fühlten (vgl. Kap. 1.5.5).

Tabelle 85 - Akzeptanz durch schwarzen Elternteil und schwarze Familie

Von meinem schwarzen Elternteil fühlte ich mich mit meiner Hautfarbe ...								
Von meiner restlichen schwarzen Familie fühlte ich mich mit meiner Hautfarbe...								
		gar nicht akzeptiert	kaum akzeptiert	ziemlich akzeptiert	völlig akzeptiert	gesamt	MW	SD
schwarzer Elternteil	Anzahl	1	0	19	137	157	3,9	0,40
	Prozent	0,6%	0,0%	12,1%	87,3%	100,0%		
restliche schwarze Familie	Anzahl	1	1	42	107	151	3,7	0,52
	Prozent	0,7%	0,7%	27,8%	70,9%	100,0%		

Hier geben 87,3% an, sich von ihrem schwarzen Elternteil völlig akzeptiert gefühlt zu haben. Etwa 12%, also 19 Personen, fühlten sich von ihrem schwarzen Elternteil ziemlich akzeptiert, eine Person gibt an, sich mit seiner Hautfarbe vom schwarzen Elternteil gar nicht akzeptiert gefühlt zu haben. Es wurde ebenfalls erhoben, inwieweit sich die Teilnehmenden mit der eigenen Hautfarbe durch die restliche schwarze Familie akzeptiert fühlten. Hier geben 70,9% eine völlige Akzeptanz an, 27,8% fühlten sich ziemlich akzeptiert. Jeweils eine Person und damit 0,7% fallen in die Antwortkategorie „gar nicht“ und „kaum akzeptiert“.

Tabelle 86 - Akzeptanz durch weißen Elternteil und weiße Familie

Von meinem weißen Elternteil fühlte ich mich mit meiner Hautfarbe ...								
Von meiner restlichen weißen Familie fühlte ich mich mit meiner Hautfarbe...								
		gar nicht akzeptiert	kaum akzeptiert	ziemlich akzeptiert	völlig akzeptiert	gesamt	MW	SD
weißer Elternteil	Anzahl	4	12	27	148	191	3,7	0,69
	Prozent	2,1%	6,3%	14,1%	77,5%	100,0%		
restliche weiße Familie	Anzahl	10	22	66	95	193	3,3	0,86
	Prozent	5,2%	11,4%	34,2%	49,2%	100,0%		

Die Teilnehmenden wurden dazu befragt, inwieweit sie sich mit ihrer Hautfarbe von ihrem weißen Elternteil akzeptiert fühlten (vgl. Kap. 1.5.2). Hier geben 77,5% an,

dass sie sich völlig akzeptiert fühlten, 6,3% hingegen kaum. 2,1% geben an, sich gar nicht akzeptiert gefühlt zu haben. Damit stehen über dreiviertel der Befragten, die sich in ihrer Hautfarbe vom weißen Elternteil völlig und uneingeschränkt akzeptiert fühlten, knapp 23% der Stichprobe gegenüber, die sich nicht völlig selbstverständlich und bedingungslos von ihrem weißen Elternteil mit ihrer Hautfarbe angenommen fühlten. Für diese Untergruppe haben vermutlich jene in der Literatur beschriebenen Phänomene der Sonderrolle und Ausgrenzungserfahrung innerhalb der Familie gegolten, die in einem ambivalenten Verhältnis zur weißen Mutter münden (vgl. Wright, 2004). In dieser Gruppe können auch die Afrodeutschen vermutet werden, deren Mütter sich für den Nachwuchs aus einer „unstandesgemäßen“ Verbindung schämen und ihm daher nicht die uneingeschränkte Akzeptanz zukommen lassen können (vgl. Oguntoye, Opitz, Schulz, 1984; Kampmann, 1994). In der Studie sind dies womöglich die 8,4%, die sich kaum oder gar nicht akzeptiert fühlten.

Die Studienteilnehmer geben auch an, inwieweit sie sich von ihrer restlichen weißen Familie mit ihrer Hautfarbe akzeptiert fühlten (vgl. Kap. 1.5.2): Hier geben mit 49,2% 95 Personen aus der Gruppe der Befragten an, sich völlig akzeptiert gefühlt zu haben. Demgegenüber stehen insgesamt 98 Personen, deren Wahrnehmung eine eingeschränkte Akzeptanz durch die Familienangehörigen war, nämlich 34,2%, die sich ziemlich akzeptiert fühlten, 11,4%, die sich mit ihrer Hautfarbe durch die weiße Familie kaum akzeptiert sahen, und 5,2%, die sich gar nicht akzeptiert fühlten. Diese Daten zeigen, dass die Akzeptanz eines schwarzen Familienmitglieds von entfernteren Angehörigen als dem weißen Elternteil als völlig uneingeschränkt und selbstverständlich mit knapp 50% bei weniger als der Hälfte der befragten Schwarzen Deutschen der Fall ist. Die folgende Tabelle stellt die Ergebnisse für die beiden familiären Gruppen gegenüber.

Tabelle 87 - Akzeptanz durch schwarzen Elternteil und Familie und
weißen Elternteil und Familie – zusammenfassende Übersicht

		gar nicht akzeptiert	kaum akzeptiert	ziemlich akzeptiert	völlig akzeptiert	gesamt	MW	SD
schwarzer Elternteil	Anzahl	1	0	19	137	157	3,9	0,40
	Prozent	0,6%	0,0%	12,1%	87,3%	100,0%		
restliche schwarze Familie	Anzahl	1	1	42	107	151	3,7	0,52
	Prozent	0,7%	0,7%	27,8%	70,9%	100,0%		
weißer Elternteil	Anzahl	4	12	27	148	191	3,7	0,69
	Prozent	2,1%	6,3%	14,1%	77,5%	100,0%		
restliche weiße Familie	Anzahl	10	22	66	95	193	3,3	0,86
	Prozent	5,2%	11,4%	34,2%	49,2%	100,0%		

Verbundenheit mit schwarzem oder weißem Elternteil in Kindheit und Jugend

Die Studienteilnehmer wurden dazu befragt, welchem Elternteil/welcher Bezugsperson sie sich in ihrer Kindheit und Jugend stärker verbunden fühlten (vgl. Kap. 1.5.5.3).

Tabelle 88 - Verbundenheit mit schwarzem und weißem Elternteil
in Kindheit und Jugend

Während meiner Kindheit/Jugend fühlte ich mich stärker verbunden mit meinem ...	Anzahl	Prozent
schwarzen Elternteil	16	8,3%
weißen Elternteil	111	57,5%
schwarzen und weißen Elternteil gleichermaßen	66	34,2%
gesamt	193	100,0%

8,3% geben an, zu ihrem schwarzen Elternteil/einer schwarzen Bezugsperson die stärkste Verbundenheit gehabt zu haben. Über 57% geben an, dass sie sich stärker ihrem weißen Elternteil/einer weißen Bezugsperson verbunden fühlten. 34,2% fühlen sich ihrem schwarzen und weißen Elternteil/einer schwarzen und weißen

Bezugsperson gleichermaßen verbunden. Bei diesen Daten ist zu beachten, dass der schwarze Elternteil vielfach (bei 68,2% der Befragten) während Kindheit und Jugend nicht anwesend war (vgl. Kap. 6.1.1.3).

6.1.4 Schwarze Sozialisation in Kindheit und Jugend

Vor dem Hintergrund der internationalen Forschung, die die Wichtigkeit einer schwarzen Sozialisation von schwarzen Kindern und Jugendlichen betont, wurden die Studienteilnehmer dazu befragt, inwieweit ihr schwarzer und weißer Elternteil die Beschäftigung mit schwarzen Themen gefördert hat (vgl. Kap. 1.5.5). Dies ist ein Element einer schwarzen Sozialisation. Die folgenden Tabellen geben hierüber Auskunft.

Bei der Tabelle wurde beachtet, welche Angaben die Teilnehmer zum Aufwachsen machten (vgl. Kap. 6.1.1.2). Für die folgenden Auswertungen wurden jene Personen ausgeschlossen, die nicht mit dem jeweils angesprochenen Elternteil aufgewachsen sind. Es wurden also nur jene Befragten berücksichtigt, die mit dem jeweiligen Elternteil auch aufgewachsen sind. So kann vermieden werden, dass eine fehlende Sozialisation, die durch ein Elternteil gar nicht erfolgte, weil es nicht (in der Erziehung) präsent war, mit in die Aufstellung eingeht.

Die folgende Tabelle zeigt die Ergebnisse.

Tabelle 89 - Förderung der Beschäftigung mit schwarzen Themen

Inwieweit hat Ihr schwarzer Elternteil Ihre Beschäftig. mit schwarzen Themen gefördert?								
Inwieweit hat Ihr weißer Elternteil Ihre Beschäftig. mit schwarzen Themen gefördert?								
	gar nicht	kaum	mittel-	ziemlich	sehr	gesamt	MW	SD
schwarzer Elternteil	5	9	24	11	12	61	3,26	1,18
	8,2%	14,8%	39,3%	18,0%	19,7%	100,0%		
weißer Elternteil	39	35	40	20	26	160	2,74	1,38
	24,4%	21,8%	25,0%	12,5%	16,3%	100,0%		

Bei 46,2% der Afrodeutschen wurde die Beschäftigung mit schwarzen Themen vom weißen Elternteil kaum oder gar nicht gefördert. 25% der Afrodeutschen Studienteilnehmer berichten, dass ihr weißer Elternteil die Beschäftigung mit schwarzen Themen mittelmäßig gefördert hat, 28,8% der befragten Schwarzen

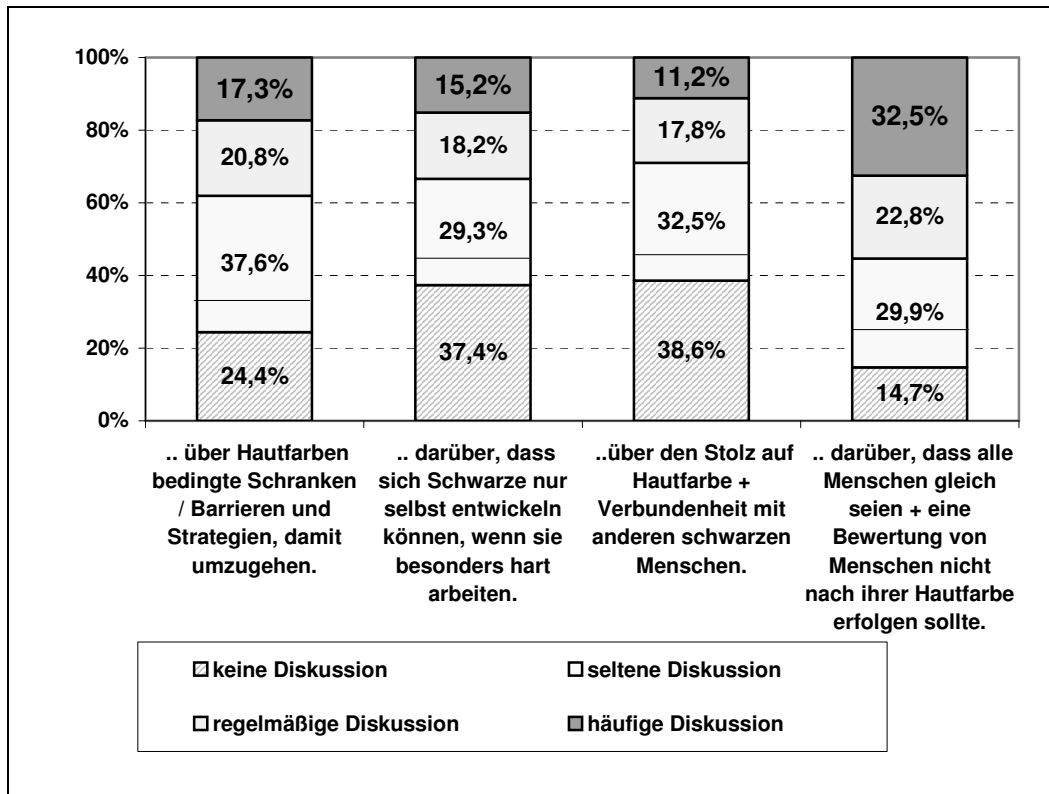
deutschen Studienteilnehmer geben an, dass ihr weißer Elternteil die Beschäftigung mit schwarzen Themen ziemlich oder sehr gefördert hätte.

Dem steht ein Anteil schwarzer Elternteile von 23% gegenüber, der die Beschäftigung mit schwarzen Themen gar nicht oder kaum gefördert hat, der Anteil derjenigen, die angeben, dass ihr schwarzer Elternteil die Beschäftigung mit schwarzen Themen mittelmäßig gefördert hat, liegt bei fast 40%. 37,7% der anwesenden schwarzen Elternteile haben die Beschäftigung mit schwarzen Themen bei ihren afrodeutschen Kindern ziemlich oder sehr gefördert.

Die Zahlen unterscheiden sich von denen, die für die USA genannt werden, insofern, als dort eine schwarze Sozialisation als fester Bestandteil der Erziehung durch die ebenfalls schwarzen Eltern gilt. Der hohe Anteil von Elternteilen, die die Beschäftigung mit schwarzen Themen kaum oder gar nicht fördern, zeigt für Deutschland ein anderes Bild. Weiße Elternteile vernachlässigen vielfach die Beschäftigung ihrer Kinder mit schwarzen Themen, schwarze Eltern hingegen fördern sie zum großen Teil mittelmäßig, etwas über ein Drittel der schwarzen Elternteile regt die Beschäftigung mit schwarzen Themen ziemlich oder sehr an.

Die Sozialisation durch die Eltern wurde auch mit Hilfe der oben beschriebenen Skala nach Sanders Thompson erfragt. Die Ergebnisse werden in Abbildung 18 verdeutlicht.

Abbildung 18 – Deskriptive Auswertung der Befragung mit der *Skala zur „Racial Socialization“ in der Familie*



Die Abb. 18 zeigt, dass über „Hautfarben bedingte Schranken und Barrieren“, „über die Selbstentwicklung durch besonders harte Arbeit“ und „den Stolz auf die eigene Hautfarbe“ in über 60% der Familien nicht oder nur selten gesprochen wurde. Die Themen „Selbstentwicklung nur durch besonders harte Arbeit“ und das positiv belegte Thema „Stolz auf die eigene Hautfarbe“ fehlten in fast 40% der Familien in Deutschland gänzlich. Positive Botschaften des Stolzes auf die eigene Hautfarbe wurden lediglich in einem Drittel der Familien regelmäßig oder häufig diskutiert.

Anders verhält es sich in den Familien der Befragten mit der Sozialisationsbotschaft, dass „alle Menschen gleich seien und eine Bewertung nicht nach der Hautfarbe erfolgen solle“. Eine solche Botschaft fehlte nur in 14,7% der Familien völlig, in über 55% der Familien der befragten Studienteilnehmer wurde eine solche Botschaft regelmäßig bis häufig diskutiert.

6.1.5 Aktuelle Lebensrealität

Die bisher gezeigten Ergebnisse beziehen sich zumeist auf Gegebenheiten in Kindheit und Jugend oder erinnerte Wahrnehmungen aus früheren Lebensabschnitten

der Befragten. Im folgenden Abschnitt werden Aspekte der aktuellen Lebensrealität beschrieben.

6.1.5.1 Selbstbezeichnung

Die Studienteilnehmer wurden danach gefragt, welche Bezeichnung(en) sie wählen, um sich selbst in Bezug auf ihre Hautfarbe zu labeln (vgl. Kap. 1.1). Vorgegeben wurden dabei verschiedene Begriffe, die als Eigendefinitionen aus der Gruppe selbst heraus entwickelt wurden. Hinzugefügt wurde auch die Bezeichnung „Deutscher“ ohne Bezug auf die Hautfarbe und die Bezeichnung Afrikaner in Anlehnung an jene Definitionen, die Afrika als Mutterkontinent aller Schwarzer Menschen sehen (vgl. Wiedenroth-Coulibaly, 2005,a). Die folgende Tabelle zeigt die Häufigkeitsverteilung für die Bezeichnungen. Mehrfachnennungen waren möglich.

Tabelle 90 - Häufigkeit der Verwendung vorgegebener Eigenlabels

Ich selber bezeichne mich als...	Häufigkeit der Nennung (n = 198)	
	Anzahl	Prozent
Afrodeutsche/r	115	58,1%
Schwarze/r Deutsche/r	78	39,4%
Schwarze/r	45	22,7%
Afro	24	12,1%
Afrikanische/r Deutsche/r	19	9,6%
Afrikaner/in	9	4,5%
Deutsche/r	65	32,8%
Sonstiges	39	19,7%

Die Labels Afrodeutsche/r, Schwarze/r Deutsche/r, Schwarze/r und Afrikanische Deutsche werden in der Literatur (auch) als politische Begriffe angeführt, deren Benutzung die Emanzipation von Fremdbetitelungen ausdrückt. Mit Boatswain und Lalonde (2000) ist die Selbstentwicklung einer Gruppenbezeichnung eine Form der sozialen Kreativität im Sinne der Theorie der sozialen Identität, die positive Identität entstehen lassen kann. Die Zahlen spiegeln demnach vermutlich zum Teil auch wider, wie hoch der Anteil von Gruppenangehörigen ist, die selbst mit ihrer Eigenlabelung emanzipatorisch als Mitglied der Minderheit agieren und damit

möglicherweise zu einer positiven Ausprägung der eigenen sozialen Identität als Gruppenmitglied beitragen. Andererseits kann eine Selbstbezeichnung immer auch unreflektiert übernommen werden.

Es zeigt sich, dass das Label Afrodeutsch von mehr als der Hälfte der Befragten verwendet wird, 39,4% wählen die Bezeichnung Schwarze/r Deutsche/r. 22,7% nennen sich Schwarze/r. Weniger Personen der befragten Studienteilnehmer wählen die Bezeichnungen Afro, Afrikanische/r Deutsche/r oder Afrikaner/in zur begrifflichen Selbstdefinition. Etwa ein Drittel der Befragten bezeichnet sich zudem auch als deutsch. Dieser Prozentsatz dürfte die Gruppe Schwarzer Deutscher von der Gruppe ihrer weißen Landleuten vermutlich stark unterscheiden.

Die Teilnehmer der Erhebung hatten zudem die Möglichkeit, unter der Rubrik sonstige Bezeichnungen eigene Labels zu nennen, die sie zur Selbstbeschreibung und -definition verwenden. Die folgende Tabelle gibt hierüber Aufschluss. Die genannten Bezeichnungen wurden unverändert übernommen. Mehrfachnennungen waren wiederum möglich.

Tabelle 91 - Verwendung anderer, nicht vorgegebener Eigenlabels

Sonstige Eigenlabels	Anzahl der Nennung
Halbschwarze/r	3
Mulatte/in	2
Mischling	1
Farbige Deutsche	1
Gemischte Deutsche	1
Dunkelhäutiger Deutscher	1
Cocktail	1
Anderer Deutscher	1
Schwarzer Mensch in Deutschland	1
Deutscher mit extra Status	1
Germaican (German/Jamaican)	1
GermaNoir	1
Best of two cultures	1
deutsch-nigerianisch	1

Fortsetzung Tabelle 91

zimbabwisch/deutsch	1
Somalia/Deutsch	1
karibisch-deutsch	1
Afroeuropäerin	1
Afroamerikanerin	1
Afro-Caribbean	1
Euroafrikaner	1
Europäer/in	2
Amerikaner	1
Jamaikaner	1
Somalier	1
Nigerianer	1
Mensch/Mensch mit meinem Namen	7
Weltbürger	1
gesamt	38

Die Befragten nannten insgesamt 28 weitere Labels, einige wurden mehrfach aufgeführt. Dabei wurden mit den Selbstbezeichnungen „Halbschwarzer“ (drei Nennungen), „Mulatte“ (zwei Nennungen), „Mischling“, „Farbige Deutsche“, „Gemischte Deutsche“, „Dunkelhäutiger Deutscher“ und „Cocktail“ Betitelungen gewählt, die negativ konnotiert sind und auf diskriminierenden Fremdbeschreibungen basieren (vgl. z.B. Lemke Muniz de Faria (2002, S. 9) und nach Ayim (1995) Geringschätzung symbolisieren. Eine mögliche Interpretation der Daten ist, dass einige Schwarze Deutsche Fremdbezeichnungen durch die Außenwelt, von Mitgliedern der weißen Majorität also, kritiklos übernommen haben. Dies könnte nach der Theorie der sozialen Identität als Ausdruck einer internalisierten negativen Identität interpretiert werden.

Andere genannte Bezeichnungen betonen die Sondersituation Schwarzer Menschen in Deutschland („Anderer Deutscher“, „Deutscher mit Extrastatus“) oder betonen die binationale/biregionale oder bikontinentale Herkunft durch Wortkombinationen aus Deutsch mit einem weiteren Staats- oder Nationenbezeichnung (Somalia/Deutsch, zimbabwisch-deutsch, deutsch-nigerianisch) beziehungsweise einer Region oder

eines ganzen Kontinents (z.B., karibisch-deutsch, Afro-Caribbean, Afroeuropäerin und Euoafrikaner, Afroamerikanerin). Andere Nennungen beziehen sich auf einen nicht-deutschen Staat oder einen Kontinent, über dessen Zugehörigkeit sich der Befragte labelt (Europäer, Amerikaner, Jamaikaner, Somalier, Nigerianer). Weitere Bezeichnungen betonen ganz die Individualität des Einzelnen ohne Bezug auf eine nationale oder regionale Gruppenzugehörigkeit (Mensch mit meinem Namen, Weltbürger).

6.1.5.2 Schwarze Referenzgruppe und Isolationsempfinden

Die Studienteilnehmer wurden auch zu ihrer aktuellen Lebenssituation befragt. Auf die Frage, wie häufig sie aktuell andere Schwarze Menschen in ihrer Umgebung sehen, geben 14,8% an, nie oder selten andere Schwarze Menschen in ihrer Umgebung zu sehen. 29,1% antworten auf die Frage, gelegentlich andere Schwarze Menschen zu sehen. Mit 56,1% gibt mehr als die Hälfte der Studienteilnehmer an, oft oder immer andere Schwarze Menschen in ihrer Wohnumgebung zu sehen.

Tabelle 92 - Häufigkeit der Sicht anderer Schwarzer heute

Wie häufig sehen Sie in Ihrer Umgebung (Wohnumfeld, Arbeit etc.) andere Afrodeutsche/Schwarze?	Häufigkeit	Prozent
nie	3	1,5%
selten	26	13,3%
gelegentlich	57	29,1%
oft	78	39,8%
immer	32	16,3%
gesamt	196	100,0%
MW	3,6	
SD	0,97	

Die Studienteilnehmer wurden auch zu Kontakten zu anderen Schwarzen Menschen in ihrer aktuellen Lebenssituation befragt. Hier geben 10,1% an, nie oder selten Kontakt zu anderen Mitgliedern der Gruppe zu haben, bei einem Drittel der Teilnehmer ist dies gelegentlich der Fall. Über 57% der Befragten geben an, oft oder immer Kontakt zu anderen Schwarzen Menschen zu haben.

Tabelle 93 - *Häufigkeit des Kontakts zu anderen Schwarzen heute*

Wie häufig haben Sie Kontakt zu anderen Afrodeutschen/Schwarzen?	Häufigkeit	Prozent
nie	4	2,0%
selten	16	8,1%
gelegentlich	63	32,0%
oft	70	35,5%
immer	44	22,3%
gesamt	197	100,0%
MW	3,7	
SD	0,98	

Tabelle 94 - *Deskriptive Statistik zur Abfrage der Sicht von und des Kontakts zu anderen Schwarzen heute – zusammenfassende Übersichtstabelle*

Aktuelle Situation	andere Afros gesehen		Kontakt zu anderen Afros	
	Häufigkeit	Prozent	Häufigkeit	Prozent
nie	3	1,5%	4	2,0%
selten	26	13,3%	16	8,1%
gelegentlich	57	29,1%	63	32,0%
oft	78	39,8%	70	35,5%
immer	32	16,3%	44	22,3%
gesamt	196	100,0%	197	100,0%
MW	3,6		3,7	
SD	0,97		0,98	

Die Teilnehmer der Studie wurden ebenfalls dazu befragt, wie sich ihre nächste soziale Umgebung, ihr Freundes- und Bekanntenkreis zusammensetzt. Über die Hälfte der Teilnehmer (53,6%) hat einen Freundes- und Bekanntenkreis, der sich überwiegend aus weißen Menschen zusammensetzt. Bei 34,7% sind Freunde und Bekannte sowohl schwarz als auch weiß, eine kleinere Gruppe von 11,7% und damit 23 Personen gibt an, überwiegend schwarze Freunde und Bekannte zu haben.

Tabelle 95 - *Hautfarbe der Freunde und Bekannten*

Meine Freunde und Bekannte sind ...	Anzahl	Prozent
überwiegend schwarz	23	11,7%
schwarz und weiß	68	34,7%
überwiegend weiß	105	53,6%
gesamt	196	100,0%

Die aufgeführten Daten zu Kontakten zu anderen Schwarzen Menschen (Tabelle 95) und zur Hautfarbe der Mitglieder des eigenen Bekanntenkreises in der aktuellen Lebenssituation der befragten Afrodeutschen deuten an, dass viele Afrodeutsche in keiner distinkten Schwarzen Community leben, wie es beispielsweise in den USA viele Schwarze Menschen tun. Eine Teilgruppe der afrodeutschen Studienteilnehmer lebt jedoch sehr wohl (teilweise) in schwarzen Bezügen und hat einen Freundes- und Bekanntenkreis mit Mitgliedern der gleichen Gruppe. Möglicherweise handelt es sich hier um Bezüge, die nicht in der gesamtgesellschaftlichen Öffentlichkeit sofort sichtbar sind. Es spricht dafür, dass für einige Afrodeutsche gilt, eine Community zu haben, die Blackshire-Belay (1996) eine „community of culture, or a psychological attachment to community, based of similarity of experiences“ nennt (vgl. Kap. 1.5).

Isolationsempfinden als Schwarzer Mensch

Vor dem Hintergrund der besonderen Bedeutung von Isolationsempfindungen in Kindheit und Jugend werden die Teilnehmer auch zu aktuellen Isolationsgefühlen als Schwarzer Mensch befragt.

Tabelle 96 - *Deskriptive Statistik zur Abfrage des aktuellen Isolationsempfindens*

Aktuelle Situation	Häufigkeit	nie	selten	gelegentlich	oft	immer	gesamt	MW	SD
Isolationsgefühl	Anzahl	38	61	69	28	0	196	2,4	0,96
	Prozent	19,4%	31,1%	35,2%	14,3%	0,0%	100,0%		

Lediglich 14,3% der Befragten geben an, auch als Erwachsene oft Isolationsgefühle zu haben. Ein Drittel der Gruppe (35,2%) gibt gelegentliches Isolationsempfinden an. Die Hälfte der Befragten hat nie oder selten Isolationsgefühle als Schwarzer.

6.1.5.3 Gruppenzugehörigkeit des Lebenspartners

Die Teilnehmer der vorliegenden Studie wurden auch zur Gruppenzugehörigkeit ihres Partners oder ihrer Partnerin befragt. Dies geschieht vor dem Hintergrund, dass Minoritätsangehörige dazu tendieren, sich Partner innerhalb der eigenen Gruppe zu suchen (vgl. Simpson & Yinger, 1965) (vgl. Kap. 2.5.1). Überprüft werden sollte, ob dies auch für eine spezielle Minorität wie die der Afrodeutschen gilt.

Tabelle 97: *Gruppenzugehörigkeit der Partnerin/des Partners - drei Gruppenkategorien*

Mein/e Partner/in ist...		Schwarze/r	Weißer/r	Andere Gruppe	gesamt
Befragte Frauen	Anzahl	30	51	3	84
	Prozent	35,7%	60,7%	3,6%	100,0%
Befragte Männer	Anzahl	17	22	3	42
	Prozent	40,5%	52,4%	7,1%	100,0%
gesamt	Anzahl	47	73	6	126
	Prozent	37,3%	57,9%	4,8%	100,0%

Insgesamt überwiegt mit 57,9% der Anteil der Befragten, die angeben, einen weißen Partner/eine weiße Partnerin zu haben, also eine Person, die nicht der eigenen Gruppe angehört. Auffällig sind dabei die Unterschiede zwischen den Geschlechtergruppen der befragten Studienteilnehmer. So ist der Anteil weißer Partner/Partnerinnen bei den Frauen mit etwa 60% höher als bei den befragten Männern, die lediglich zu etwa 52% angeben, eine weiße Partnerin/einen weißen Partner zu haben. Bei den Frauen haben 35,7% einen schwarzen Partner/Partnerin, 3,6% geben an, mit einem Partner/einer Partnerin zusammen zu sein, der/die einer anderen Gruppe angehört. Bei den befragten afrodeutschen Männern sind es 40,5%, die eine schwarze Partnerin/einen schwarzen Partner haben, bei 7,1% gehören Partner/Partnerin einer anderen Gruppe an. Es zeigt sich insgesamt, dass der Anteil derjenigen, die einen Partner/eine Partnerin mit gleicher Gruppenzugehörigkeit in

Bezug auf die Hautfarbe wie sie selbst haben, bei insgesamt 37,3% liegt und damit für die vorliegende Stichprobe die Minderheit bildet. Dennoch erscheint dieser Anteil sehr hoch, wenn auf die Gesamtgruppenstärke der Schwarzen (Deutschen) hierzulande fokussiert wird.

In der folgenden Tabelle findet sich die Gruppenzugehörigkeit der Partner in weiter aufgeschlüsselter Form.

Tabelle 98 - *Gruppenzugehörigkeit des Partners/der Partnerin - sechs Gruppenkategorien*

		Gruppenzugehörigkeit der Partnerin/ des Partners						
		afro-deutsch	afrikanisch	afro-amerikanisch	afro-karibisch	weiß	andere Gruppe	gesamt
befragte Frauen	Anzahl	11	14	1	2	51	5	84
	Prozent	13,1%	16,7%	1,2%	2,4%	60,7%	6,0%	100,0%
befragte Männer	Anzahl	13	3	1	0	22	3	42
	Prozent	31,0%	7,1%	2,4%	0,0%	52,4%	7,1%	100,0%
gesamt	Anzahl	24	17	2	2	73	8	126
	Prozent	19,0%	13,5%	1,6%	1,6%	57,9%	6,3%	100,0%

Deutliche Unterschiede zwischen den Geschlechtern finden sich auch für diejenigen, die einen afrodeutschen Partner haben; so sind es bei den befragten Frauen 13,1%, bei den Männern 31%. Auch für jene Studienteilnehmer, die angeben, einen afrikanischen Partner zu haben, finden sich Geschlechtsunterschiede. So stehen einem Prozentsatz von 7,1% bei den Männern 16,7% der Frauen gegenüber.

Werden die Gruppen der Partner, wie in der folgenden Tabelle illustriert, zu den Kategorien Afrodeutscher, Schwarzer, nicht afrodeutsch und Weißer zusammengefasst, so zeigt sich das Bild der Geschlechterunterschiede noch deutlicher. Augenfällig ist die unterschiedliche Verteilung innerhalb der Gruppe der Befragten, die einen schwarzen nicht afrodeutschen Partner haben. Sind dies in der Gruppe der Männer nur 9,5%, so sind es bei den weiblichen Studienteilnehmern über 22%, die angeben, einen schwarzen nicht afrodeutschen Partner zu haben.

Tabelle 99 - *Gruppenzugehörigkeit des Partners/der Partnerin - vier Gruppenkategorien*

		Gruppenzugehörigkeit der Partnerin/ des Partners				
		Afro-deutsche/r	Schwarze/r, nicht afrodeutsch	Weißer/r	Anderes	gesamt
befragte Frauen	Anzahl	11	19	51	3	84
	Prozent	13,1%	22,6%	60,7%	3,6%	100,0%
befragte Männer	Anzahl	13	4	22	3	42
	Prozent	31,0%	9,4%	52,4%	7,1%	100,0%
gesamt	Anzahl	24	23	73	6	126
	Prozent	19,0%	18,3%	57,9%	4,8%	100,0%

Tabelle 100 - *Gruppenzugehörigkeit des Partners und aktueller Wohnort*

Gruppe Partnerin		Wohnort				
		Großstadt	Mittelgroße Stadt	Kleinstadt	Dorf	gesamt
afrodeutsch	Anzahl	17	5	1	0	23
	Prozent	19,3%	20,8%	20,0%	0,0%	18,4%
schwarz/nicht afrodeutsch	Anzahl	19	2	0	2	23
	Prozent	21,6%	8,3%	0,0%	25,0%	18,4%
weiß	Anzahl	48	16	3	6	73
	Prozent	54,5%	66,7%	60,0%	75,0%	58,4%
andere Gruppe	Anzahl	4	1	1	0	6
	Prozent	4,5%	4,2%	20,0%	0,0%	4,8%
gesamt	Anzahl	88	24	5	8	125
	Prozent	100,0%	100,0%	100,0%	100,0%	100,0%

Eingeordnet wurde die Gruppenzugehörigkeit der Partner auch mit Blick auf die Größe des aktuellen Wohnorts der Befragten. Der vermutete Trend, dass Afrodeutsche in Großstädten eher einen schwarzen Partner haben als jene Gruppenangehörigen, die in mittelgroßen Städten, in Kleinstädten oder auf dem Land leben, konnte für die hier vorliegende Stichprobe nicht abgebildet werden.

6.1.5.4 Vertrautheit mit der Heimatkultur des schwarzen Elternteils

Die Studienteilnehmer wurden zur Vertrautheit mit der Heimatkultur ihres schwarzen Elternteils befragt (vgl. Kap. 1.5.5).

Tabelle 101 - *Ausmaß der Vertrautheit mit der Heimatkultur des schwarzen Elternteils*

Die Kultur des Heimatlandes meines schwarzen Elternteils (falls nicht Deutschland) ist mir...	Anzahl	Prozent
gar nicht vertraut	29	14,9%
wenig vertraut	93	47,7%
ziemlich vertraut	53	27,2%
sehr vertraut	20	10,3%
gesamt	195	100,0%

Zur dieser Vertrautheit befragt, geben über 60% der Studienteilnehmer an, gar nicht oder wenig mit dieser vertraut zu sein. Lediglich 37,5% der afrodeutschen Befragten fühlen sich mit der Heimatkultur des schwarzen Elternteils ziemlich oder sehr vertraut.

Tabelle 102 - *Ausmaß der Sprachkenntnisse des Heimatlandes des schwarzen Elternteils*

Ich spreche die/eine Sprache des Heimatlandes meines schwarzen Elternteils (falls nicht deutsch)	Anzahl	Prozent
ja	73	37,8%
nein	120	62,2%
gesamt	193	100,0%

Zu den Sprachkenntnissen des Heimatlandes des schwarzen Elternteils befragt, geben 37,8% an, diese Sprachkenntnisse zu besitzen. 62,2% verneinen diese Frage.

Zu beachten ist, dass vermutlich auch jene Afrodeutschen, die einen Elternteil haben, der einen Kulturraum seine Heimat nennt, in dem eine Sprache gesprochen wird, die zu jenen gehört, die auch in deutschen Schulen bei höheren Bildungsabschlüssen häufig lange gelehrt werden (englisch, französisch, spanisch), angeben,

Sprachkenntnisse des Heimatlandes des schwarzen Elternteils zu besitzen. Bei diesen Personen dürfen Sprachkenntnisse dann allerdings nicht als Indikator kultureller Verbundenheit interpretiert werden.

Die Ergebnisse zur Vertrautheit mit der Heimatkultur des schwarzen Elternteils und den möglichen dazugehörigen Sprachkenntnissen entsprechen Schilderungen aus der Literatur, wonach Schwarze Deutsche häufig weder die Sprache noch die Kultur des Landes/der Region des schwarzen Elternteils kennen (vgl. Sephocle, 1996). Diese Kultur ist damit für viele Afrodeutsche eine fremde.

6.1.5.5 Engagement in Interessensvertretungen

Weiterhin wurden die Studienteilnehmer gefragt, ob sie sich in einer Interessensvertretung für Schwarze Menschen engagieren.

Tabelle 103 - *deskriptive Statistik zur Abfrage des Engagements in Interessensvertretungen*

Ich engagiere mich in Gruppen, die die Interessen von Afrodeutschen/Schwarzen vertreten	Häufigkeit	Prozent
nein	122	62,6%
ja	73	37,4%
gesamt	195	100,0%

Mit 37,4% ist lediglich eine Minderheit politisch in einer schwarzen Interessensvertretung aktiv.

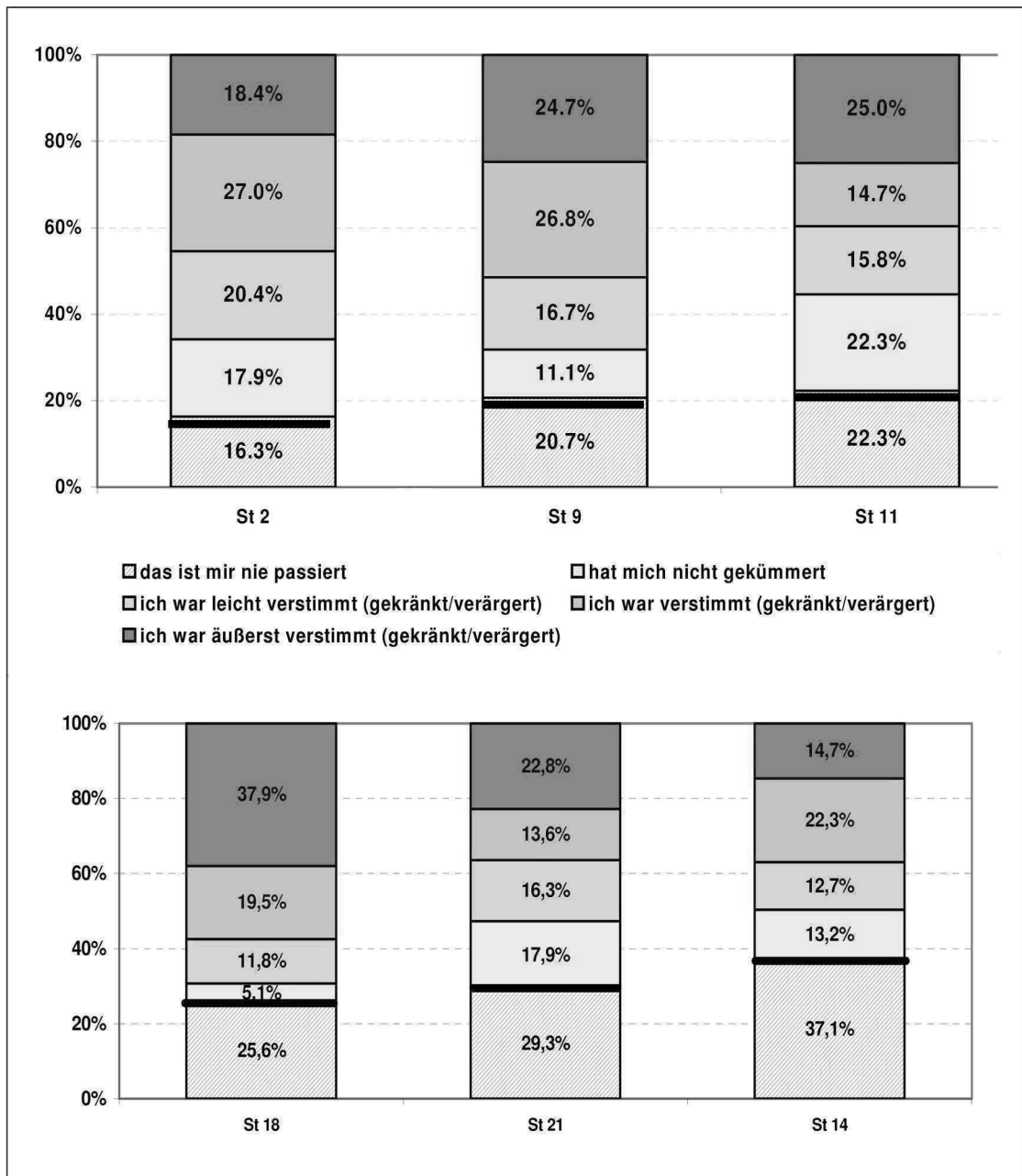
6.1.6.6 Erlebter Rassismus

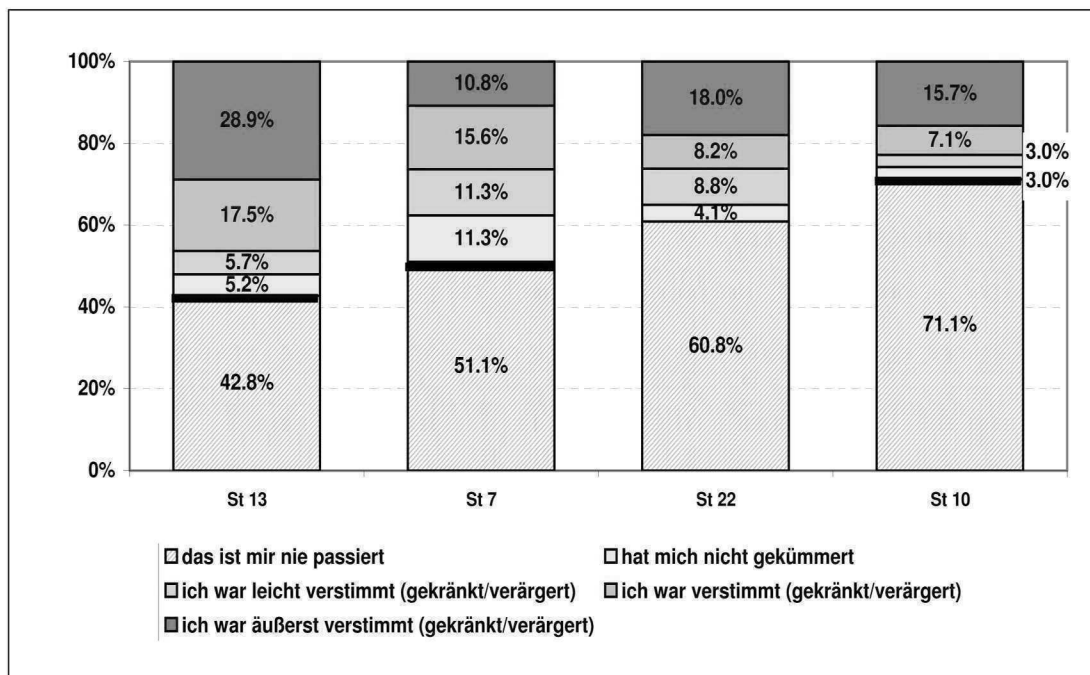
Zudem wurden die Studienteilnehmer zu rassistischen Erfahrungen befragt (vgl. Kap. 1.5.6) Erhoben wird über die oben beschriebene Skala zur Erfassung des Race-Related Stress, ob sie oder ein ihnen nahe stehender Schwarzer Mensch bestimmte rassistische Situationen erlebt haben und in welchem Ausmaß sie diese Situation verärgert und/oder gekränkt habe. Die folgende Auswertung gibt eine Übersicht darüber, wie viele der befragten Personen ein solches Ereignis erlebt haben (oder ihnen nahe stehende Personen) und in welcher Weise sie davon berührt waren.

Abbildung 19 - Wortlaut der Items der zusammengefassten Unterskalen
 „institutionell“ und „individuell“ des Index of Race-Related Stress

Item	
St2	Verkäufer/innen/Angestellte bedankten sich nicht bei Ihnen oder zeigten keine anderen Formen von Höflichkeit und Respekt, als Sie in einem Geschäft von Weißen/Nicht-Schwarzen einkauften.
St7	Beim Einkaufen in einem Geschäft nahm der/die Angestellte an, dass Sie sich bestimmte Dinge nicht leisten können (z. B. wurden Sie zu den Angeboten geführt).
St9	Sie wurden in einem Laden, Restaurant oder Geschäft mit weniger Respekt und Höflichkeit behandelt als Weiße und andere Nicht-Schwarze.
St10	Sie wurden bei einem wichtigen Arbeits-Projekt übergangen, obwohl Sie qualifizierter und kompetenter waren als der/die Weiße/Nicht-Schwarze, dem/der das Projekt übertragen wurde.
St11	Weiße/Nicht-Schwarze haben Sie in einem Restaurant, Theater oder Geschäft angestarrt, als wenn Sie dort nichts zu suchen hätten.
St13	Sie wurden das Opfer rassistischer Witze von weißen/nicht-schwarzen Autoritätspersonen und haben nicht protestiert aus Angst, das könnte diese gegen Sie aufbringen.
St14	Während Sie in einem Geschäft einkauften oder versuchten, etwas zu kaufen, wurden Sie ignoriert, als wären Sie kein seriöser Kunde oder als hätten Sie kein Geld.
St18	Sie haben rassistische Bemerkungen oder Kommentare über Schwarze gehört, die offen von Weißen in öffentlichen Ämtern oder anderen einflussreichen Weißen geäußert wurden.
St21	Weiße oder andere Nicht-Schwarze haben Sie behandelt, als wären Sie dumm und als müsste man Ihnen Dinge langsam oder mehrfach erklären.
St22	Ein Apartment oder eine Wohnung/ein Haus wurde Ihnen verweigert, und Sie haben den Verdacht, dies geschah, weil Sie Schwarz sind.

Abbildung 20 - Deskriptive Auswertung der Befragung mit dem
Index of Race-Related Stress





Die Ergebnisdiagramme zeigen, dass die befragten Studienteilnehmer verschiedenen rassistischen Situationen offenbar unterschiedlich häufig ausgesetzt sind oder diese unterschiedlich klar als solche einordnen. So berichten über 83% der Befragten von rassistisch motiviertem respektlosem Verhalten von Verkäufern, das ihnen in Geschäften begegnet sei. Fast 80% der Studienteilnehmer haben die Situation erlebt, in Restaurants mit weniger Respekt als ihre weißen Landsleute behandelt worden zu sein oder in einem Restaurant, Theater oder Geschäft angestarrt worden zu sein, als hätten sie dort nichts zu suchen. Etwas weniger Afrodeutsche der befragten Gruppe haben die Situation erlebt, in Geschäften aufgrund ihrer Hautfarbe ignoriert worden zu sein (62,9%), 49,9% haben in einem Geschäft wahrgenommen, dass die Angestellten aufgrund der Hautfarbe des Studienteilnehmers davon ausgingen, dass sich dieser bestimmte Dinge nicht leisten könne.

Dreiviertel der befragten Afrodeutschen gibt an, schon mit der Situation konfrontiert gewesen zu sein, rassistische Bemerkungen und Kommentare über Schwarze gehört zu haben, die offen von Weißen in öffentlichen Ämtern oder anderen einflussreichen Weißen geäußert wurden (74,4%). 57,2% wurden selbst Opfer von rassistischen Witzen von weißen Autoritätspersonen, haben aber aus Angst, es könne diese gegen sie aufbringen, nicht protestiert. Über 70% der befragten Afrodeutschen haben schon erlebt, dass sie aufgrund ihrer Hautfarbe so behandelt wurden, als seien sie dumm und man ihnen daher Dinge langsam oder mehrfach erklären müsse.

39,2% der befragten Studienteilnehmer haben die Situation erlebt, dass ihnen eine Wohnung verweigert wurde und sie den Verdacht hatten, es sei aufgrund der Hautfarbe geschehen. Lediglich 28,9% der befragten Afrodeutschen geben an, schon einmal bei einem wichtigen Arbeitsprojekt übergangen worden zu sein, obwohl sie qualifizierter und kompetenter waren als der/die Weiße, dem/der das Projekt übertragen wurde.

Im Diagramm wird auch der Grad der Verstimmung nach Erleben einer rassistischen Gegebenheit deutlich, dabei zeigt sich der höchste Anteil äußerst verstimmt Afrodeutscher bei den Items 18 (37,9% äußerst verstimmt) und 13 (28,9% äußerst verstimmt). Beide Items beziehen sich auf rassistische Äußerungen von Weißen.

6.2 Hypothesenprüfende Analysen

Im folgenden Kapitel werden die Ergebnisse der inferenzstatistischen empirischen Analysen dargestellt. Überprüft wurde anhand inferenzstatistischer Berechnungen, inwieweit die aus der Fragestellung abgeleiteten Hypothesen durch die empirischen Daten gestützt werden oder aber falsifiziert werden müssen. Es wird zudem eingangs kurz auf die Qualität des Datensatzes eingegangen.

Die Daten wurden vor der Verrechnung einem detaillierten Screening unterzogen, um fehlerhafte Werte auszuschließen. Falsche Werte aus fehlerhaften Dateneingaben konnten dabei nicht identifiziert werden. Die Anzahl fehlender Werte wurde überprüft (vgl. Sonntag, 2006). Systematische Unterschiede zwischen Personen mit vielen fehlenden Werten und solchen mit kompletten Datensätzen oder einzelnen wenigen fehlenden Werten konnten nicht identifiziert werden.

Das Ausmaß fehlender Werte ist in der vorliegenden Untersuchung nicht zu hoch (unter zehn Prozent fehlende Werte sind nach Hair, Black, Babin, Anderson und Tatham (2006) ignorierbar). Es zeigen sich innerhalb dieser niedrigen Anteile an fehlenden Werten keine systematischen Effekte in der Verteilung. Weder zeigt sich z. B. eine besonders hohe Konzentration fehlender Werte bei bestimmten Variablen noch eine Zunahme fehlender Werte zum Ende des Fragebogens (vgl. Schafer & Graham, 2002).

Zu bedenken ist, dass es bei den statistischen Analysen auch auf eine mögliche Kombination fehlender Werte in den unterschiedlichen Variablen ankommt. So ist möglich, dass die jeweiligen Anteile fehlender Werte pro Variable sich auf

unterschiedliche Personen verteilen und so die Gesamtzahl an fehlenden Werten in der Stichprobe problematisch hoch wird (Hair et al., 2006). Auch dieses Problem ist im vorliegenden Datensatz nicht gegeben. Bei Kreuzung der (Mittelwerts-)Variablen ergibt sich insgesamt ein Anteil fehlender Werte von 1,56 %. Statt einem N von 198 geht bei kompletter Kreuzung ein N von 195 in die Analysen ein. Mit den Statistikprogrammen, die für die Analysen eingesetzt werden [SPSS 11.5 (SPSS Inc., 2005) und AMOS 7.0 (Arbuckle, 1994-2003)], können fehlende Werte integriert werden (paar- oder listenweiser Fallausschluss bei SPSS und iterative Schätzungen bei AMOS).

Es werden im folgenden Abschnitt Zusammenhänge zwischen den verschiedenen relevanten Konstrukten berichtet und Korrelationen zwischen Konstrukten und soziodemographischen und anderen interessierenden Variablen vorgestellt. Es werden zunächst bivariate Korrelationen berichtet, bevor die Ergebnisse aus Strukturgleichungsanalysen vorgestellt werden (vgl. Kap. 6.2.3).

Für statistische Analysen wie die Korrelationsanalyse ist die Annahme der Normalverteilung der Daten als grundlegende Voraussetzung zu prüfen (Hair et al., 2006). Im Anhang werden die Ergebnisse der Tests auf Normalverteilung dargestellt. Lediglich vier Skalen weichen von der Annahme der Normalverteilung ab. Dabei gilt, dass nicht normalverteilte Variablen vor allem bei kleineren Stichprobengrößen ($N < 50$) negative Auswirkungen haben, die sich mit steigender Stichprobengröße ($N > 200$) immer weiter verringern (Hair et al., 2006). Die vorliegende Stichprobe lässt sich deutlich von einer kleinen Stichprobe abgrenzen, daher werden die Daten für die Analysen keiner Transformation unterzogen.

Berechnet werden – soweit nicht anders vermerkt – einseitige Korrelationen unter Verwendung des Pearson-Koeffizienten für normalverteilte Daten. Ist die Normalverteilungsannahme verletzt, werden anstatt des Pearson-Koeffizienten Rangkorrelationen berechnet (Spearman-Rangkorrelation, einseitig). Die Verwendung des Pearson-Koeffizienten wird nicht gesondert vermerkt; wird der Spearman-Koeffizient verwendet, wird dies jeweils mit der Abkürzung „Spearman“ im Text gekennzeichnet. Die Korrelationen werden entsprechend der Klassifikation nach Cohen (1988) in gering (.10 bis .30), moderat (.30 bis .50) und hoch (.50 bis 1.0) eingeordnet. Ergebnisse mit einer Irrtumswahrscheinlichkeit von maximal 5% werden mit * gekennzeichnet, und als „signifikant“ bezeichnet, Ergebnisse mit einer Irrtumswahrscheinlichkeit von maximal 1% werden mit ** gekennzeichnet und als

„hoch signifikant“ bezeichnet. Von „tendenziellen“ Ergebnissen wird bei einer Irrtumswahrscheinlichkeit von maximal 10% gesprochen, wobei diese Ergebnisse nicht gesondert gekennzeichnet werden.

6.2.1 Skaleninterkorrelationen

Die beiden folgenden Tabellen geben die Skaleninterkorrelationen wieder. Die erste Tabelle enthält die Pearson-Korrelationskoeffizienten, die darauf folgende zweite Tabelle zeigt die Spearman-Rangkorrelationen an.

Tabelle 104 - Skaleninterkorrelationen, Pearson-Korrelationskoeffizient und Spearman-Rangkorrelation

Person-Korrelations-Koeffizienten	Deutsche soziale Identität (Orth)	Identifikation mit Gruppe d. Deutschen (Mael/Ashforth)	Schwarze Identität, emotional-zentrierter	Schwarze Identität, Public Regard	Schwarze Identität, polit-emanzipatori.	Identitätsarbeit	Race-Related Stress	Racial Socialization durch Eltern	Globales Selbstwertgefühl	Globale Lebenszufriedenheit	Allg. Selbstwirksamkeitserwartung
Deutsche soziale Identität (orth)	1.0										
Identifikation mit Gruppe d. Deutschen	.633**	1.0									
Schwarze Identität, emotional-zentr.	-.249**	-.235**	1.0								
Schwarze Identität, Public Regard	.278**	.292**	-.341**	1.0							
Schwarze Identität, polit-emanzipatorisch	-.229**	-.148*	.588**	-.330**	1.0						
Identitätsarbeit	-.189**	-.08	.562**	-.246**	.516**	1.0					
Race-Related Stress	-.010	-.09	.517**	-.433**	.523**	.398**	1.0				
Racial Socialization durch	-.04	0,03	0,01	-.06	.207**	.187**	0,07	1.0			
Globales Selbstwertgefühl	.220**	0,09	-.01	.169*	-.011	-.02	-.174*	0,06	1.0		
Globale Lebenszufriedenheit	.418**	.259**	-.242**	.274**	-.245**	-.012	-.250**	.202**	.485**	1.0	
Allg. Selbstwirksamkeitserwartung	.191*	0,07	-.04	.280**	-.06	0,00	-.174*	0,11	.621**	.489**	1.0
***	Die Korrelation ist auf dem Niveau von 0,01 (2-seitig) signifikant.										
*	Die Korrelation ist auf dem Niveau von 0,05 (2-seitig) signifikant.										

Spearmann-Rangkorrelation	Deutsche soziale Identität (Orth)	Identifikation mit Gruppe der Deutschen (Mael/Ashforth)	Schwarze Identität, emotional-zentrierter	Schwarze Identität, Public Regard	Schwarze Identität, polit-emanzipatori.	Identitätsarbeit	Race-Related Stress	Racial Socialization durch Eltern	Globales Selbstwertgefühl	Globale Lebenszufriedenheit	Allg. Selbstwirksamkeitserwartung
Deutsche soziale Identität (orth)	1.0										
Identifikation mit der Gruppe der Deutschen	.632**	1.0									
Schwarze Identität, emotional-zentrierter	-.266**	-.251**	1.0								
Schwarze Identität, Public Regard	-.266**	.298**	-.380**	1.0							
Schwarze Identität, polit-emanzipatorisch	-.254**	-.179*	.556**	-.340**	1.0						
Identitätsarbeit	-.211**	-.011	.531**	-.283**	.442**	1.0					
Race-Related Stress	-.010	-.009	.515**	-.457**	.525**	.398**	1.0				
Racial Socialization durch	-.002	0,00	0,00	-.005	.175*	.158**	0,08	1.0			
Globales Selbstwertgefühl	.165*	0,03	0,00	.176*	-.011	-.001	-.188**	0,03	1.0		
Globale Lebenszufriedenheit	.385**	.232**	-.236**	.279**	-.229**	-.010	-.251**	.221**	.458**	1.0	
Allg. Selbstwirksamkeitserwartung	.169*	0,04	-.005	.227**	-.002	0,04	-.14	0,11	.653**	.409**	1.0
**	Die Korrelation ist auf dem Niveau von 0,01 (2-seitig) signifikant.										
*	Die Korrelation ist auf dem Niveau von 0,05 (2-seitig) signifikant.										

6.2.2 Prüfungen der Einzelhypothesen

Im folgenden Abschnitt werden die Ergebnisse der Prüfung der Einzelhypothesen berichtet. Zunächst werden die Ergebnisse zu den Hypothesen präsentiert, die sich auf Entwicklung, Ausprägung und Effekte der national-kulturellen deutschen Identität beziehen. Anschließend werden die Ergebnisse zu den Hypothesen berichtet, die sich auf Entwicklung, Ausprägung und mögliche Effekte einer Schwarzen Identität beziehen. Daran anschließend werden die Ergebnisse zu Hypothesen dargestellt, die sich auf die Wechselwirkung der beiden sozialen Identitäten beziehen. Abschließend werden Ergebnisse zu den weiteren Hypothesen vorgestellt. Die Operationalisierung der Variablen wurde bereits im Detail vorgestellt (vgl. Kap. 5.3).

6.2.2.1 Hypothesen zu Entwicklung, Ausprägung und Effekten einer national-kulturellen deutschen Identität - Ergebnisse

*Wahrgenommene Akzeptanz durch die weiße Familie und
Entwicklung einer national-kulturellen deutschen Identität*

Es wurde davon ausgegangen, dass die Akzeptanz durch den weißen Elternteil und die weitere weiße Familie in Zusammenhang mit der Ausprägung einer deutschen national-kulturellen Identität steht. Folgende Hypothesen wurden geprüft.

Hypothese 1: Die Akzeptanz durch den weißen Elternteil steht in positivem Zusammenhang mit der Ausprägung der national-kulturellen deutschen (sozialen) Identität.

Hypothese 2: Die Akzeptanz durch die restliche weiße Familie steht in positivem Zusammenhang mit der Ausprägung der national-kulturellen deutschen (sozialen) Identität.

Es findet sich eine signifikante positive Korrelation zwischen der Akzeptanz durch den weißen Elternteil und der deutschen sozialen Identität, gemessen mit der Orth-Skala von $r = .166$ ($p = .013$).

Die Korrelation zwischen der Akzeptanz durch den weißen Elternteil und der zweiten Skala zur Erfassung der Identifikation mit der Gruppe der Deutschen (Mael-Ashforth-Skala) liegt bei $r = .181$ ($p = .006$) und ist ebenfalls signifikant.

Die Akzeptanz durch den weißen Elternteil steht somit in positivem Zusammenhang mit der Ausprägung der deutschen national-kulturellen Identität: Je höher die Akzeptanz durch den weißen Elternteil (retrospektiv) wahrgenommen wird, desto höher ist aktuell die national-kulturelle deutsche Identität ausgeprägt. Damit wird die Hypothese 1 bestätigt. Anzumerken ist, dass es sich jeweils nur um schwache Korrelationen handelt.

Die positive Korrelation zwischen der Akzeptanz durch die restliche weiße Familie und der Ausprägung der deutschen sozialen Identität, erfasst mit der Orth-Skala, liegt bei $r = .114$ ($p = .062$) und ist tendenziell signifikant. Die positive Korrelation zwischen der Akzeptanz durch die restliche weiße Familie und der Identifikation mit der Gruppe der Deutschen (Mael-Ashforth-Skala) liegt bei $r = .224$ ($p = .001$).

Es zeigen sich damit leicht differierende Ergebnisse für die beiden Skalen zur Erfassung der national-kulturellen deutschen Identität. Wird die Identität über die Mael-Ashforth-Skala zur Erfassung der Identifikation mit der Gruppe der Deutschen betrachtet, so ergibt sich der Zusammenhang, dass eine höhere Akzeptanz durch die restliche Familie einhergeht mit einer höheren Ausprägung der national-kulturellen deutschen Identität. Die Hypothese wird somit verifiziert. Das Ergebnis bei Verwendung der Orth-Skala zeigt eine tendenziell signifikante positive Korrelation. In beiden Fällen ist die Korrelation schwach.

Bedeutung einer national-kulturellen deutsche Identität für Selbstwert und Lebenszufriedenheit

Es wurde davon ausgegangen, dass sich die Zugehörigkeit zu einer nationalen Gruppe positiv auf den Selbstwert des einzelnen Individuums auswirken kann. Der Theorie der sozialen Identität folgend, kann die Zugehörigkeit zu einer nationalen Gruppe positiv genutzt werden. Hat eine Person eine national-kulturelle Identität entwickelt, so ist diese vermutlich auch ihrer Lebenszufriedenheit zuträglich. Hieraus leiten sich die folgenden Hypothesen Nummer 3 und Nummer 4 ab.

Hypothese 3: Eine national-kulturelle deutsche (soziale) Identität steht in positivem Zusammenhang mit dem Selbstwert.

Die signifikante Korrelation zwischen der Ausprägung der deutschen Identität - gemessen mit der Orth-Skala - und dem Selbstwert, erfasst über die Rosenberg-Skala, liegt bei $r = .165$, ($p = .024$, Spearman). Es handelt sich hier um einen

schwachen Zusammenhang. Die Korrelation zwischen der Ausprägung der deutschen Identität - erfasst über die Mael-Ashforth-Skala - und der Ausprägung des Selbstwertes, gemessen mit der Rosenberg-Skala, liegt bei $r = .034$ ($p = .317$, Spearman) und ist damit nicht signifikant. Hier differieren die Ergebnisse somit in Abhängigkeit davon, welche Skala zur Erfassung der national-kulturellen deutschen Identität verwendet wird.

Hypothese 4: Eine national-kulturelle deutsche (soziale) Identität steht in positivem Zusammenhang mit der Lebenszufriedenheit.

Die Hypothese 4 kann für beide verwendete Skalen zur Erfassung der national-kulturellen deutschen Identität verifiziert werden. Es zeigen sich signifikante Zusammenhänge. So korreliert die Lebenszufriedenheit mit der deutschen Identität - erfasst über die Orth-Skala - mit $r = .418$ ($p \leq .001$) moderat. Der Zusammenhang zwischen Lebenszufriedenheit und deutscher national-kultureller Identität - erfasst über die Mael-Ashforth-Skala - liegt bei $r = .259$ ($p \leq .001$). Demnach gibt es einen positiven Zusammenhang zwischen deutscher national-kultureller Identität und Lebenszufriedenheit in der Gruppe der Schwarzen Deutschen. Je höher die Ausprägung der national-kulturellen deutschen Identität, desto höher die allgemeine Lebenszufriedenheit.

Geschlecht und national-kulturelle deutsche Identität

Hypothese 5 postuliert einen Zusammenhang zwischen Geschlecht und national-kultureller deutscher Identität. Die Formulierung einer gerichteten Hypothese ist wegen widersprechender Ergebnisse in unterschiedlichen internationalen Studien nicht möglich.

Hypothese 5: Frauen und Männer unterscheiden sich bezüglich der Höhe der Ausprägung ihrer deutsch-kulturellen nationalen Identität.

Für die Testung dieser Hypothese wurden die Angaben von Frauen und Männern auf Mittelwertsunterschiede getestet. Die Ergebnisse zeigen, dass sich die befragten Frauen und Männer hinsichtlich der Ausprägung ihrer deutschen national-kulturellen Identität nicht signifikant unterscheiden. Dies trifft sowohl bei der Verwendung der Orth-Skala ($t_{184} = -.268$, $p = .789$) als auch bei Verwendung der Mael-Ashforth-Skala zu ($t_{194} = -.997$, $p = .320$).

Die folgenden Tabellen fassen die Ergebnisse zusammen.

Tabelle 105 - Übersicht über Zusammenhänge zwischen deutscher Identität und Akzeptanz durch weiße Familie, Selbstwert und Lebenszufriedenheit

	Akzeptanz durch...		Selbstwert	Lebenszufriedenheit
	den weißen Elternteil	die restliche weiße Familie		
Deutsche soziale Identität (Orth-Skala)	.166*	.114	.165* ^{SP}	.418**
Identifikation mit der Gruppe der Deutschen (Mael-Ashfoth-Skala)	.181*	.224**	.034 ^{SP}	.259**

SP = Spearman Rangkorrelationen

Tabelle 106 - Übersicht über den Zusammenhang zwischen der deutschen Identität und dem Geschlecht

	Geschlecht MW	
	Frauen	Männer
Deutsche soziale Identität (Orth-Skala)	3,51	3,56
	p = .789	
Identifikation mit der Gruppe der Deutschen (Mael-Ashfoth-Skala)	2,46	2,48
	p = .320	

6.2.2.2 Hypothesen zu Entwicklung, Ausprägung und Effekten einer schwarzen Identität – Ergebnisse

Wahrgenommene Akzeptanz durch die weiße Familie und schwarze Identität

Das Absprechen der Zugehörigkeit zur schwarzen Gruppe befördert vermutlich die Bildung einer auf das Ausschlussmerkmal (Hautfarbe) bezogenen Identität. Die Höhe der Akzeptanz durch die weiße Familie wird als Indikator für das Ausmaß der Akzeptanz oder aber des Ausschlusses durch die weiße soziale Umwelt verstanden. Annahme ist, dass die wahrgenommene Akzeptanz durch den weißen Elternteil und die weitere weiße Familie in Zusammenhang mit der Ausprägung der schwarzen Identität steht.

Hypothese 6: Die wahrgenommene Akzeptanz durch den weißen Elternteil in Kindheit und Jugend steht in negativem Zusammenhang mit der Ausprägung der emotional-zentralen schwarzen Identität: Je geringer die Akzeptanz durch den weißen Elternteil in Kindheit und Jugend, desto höher die Ausprägung der emotional-zentralen schwarzen Identität.

Hypothese 7: Die wahrgenommene Akzeptanz durch die restliche weiße Familie in Kindheit und Jugend steht in negativem Zusammenhang mit der Ausprägung der emotional-zentralen schwarzen Identität: Je geringer die Akzeptanz durch die restliche weiße Familie in Kindheit und Jugend, desto höher die Ausprägung der emotional-zentralen schwarzen Identität (zu den drei verschiedenen Facetten der schwarzen Identität vgl. Kap 5.3.2).

Die Hypothesen 6 und 7 können durch die Daten verifiziert werden. Zwischen der Akzeptanz durch den weißen Elternteil und der emotional-zentralen schwarzen Identität zeigt sich eine signifikante geringe negative Korrelation von $r = -.292$ ($p \leq .001$). Der Zusammenhang zwischen der Akzeptanz durch die restliche weiße Familie und der emotional-zentralen schwarzen Identität ist ebenfalls signifikant ($r = -.281$, $p \leq .001$). Die Zusammenhänge fallen gering aus. Somit bestätigen sich die Hypothesen, dass ein negativer Zusammenhang besteht zwischen der Akzeptanz durch den weißen Elternteil und die restliche weiße Familie und der Ausprägung der emotional-zentralen schwarzen Identität.

Hypothese 8: Die wahrgenommene Akzeptanz durch den weißen Elternteil in Kindheit und Jugend steht in Zusammenhang mit der Ausprägung der Public-Regard-Komponente der schwarzen Identität: Je geringer die Akzeptanz durch den weißen Elternteil in Kindheit und Jugend, desto negativer wird die Bewertung der Gruppe der Schwarzen durch die weiße Mehrheitsgesellschaft wahrgenommen (Public-Regard-Komponente der schwarzen Identität).

Für Hypothese 8 zeigt sich folgendes Ergebnis: Der Zusammenhang zwischen der wahrgenommenen Akzeptanz durch den weißen Elternteil und der Public-Regard-Komponente der schwarzen Identität (erfasst über die entsprechende Unterskala des MIBI) liegt bei $r = .137$ ($p = .030$) und ist damit signifikant, wobei die Korrelation gering ausgeprägt ist.

Hypothese 9: Die wahrgenommene Akzeptanz durch die restliche weiße Familie in Kindheit und Jugend steht in Zusammenhang mit der Ausprägung der Public-Regard-Komponente der schwarzen Identität: Je geringer die Akzeptanz durch die restliche weiße Familie in Kindheit und Jugend, desto negativer wird die Bewertung der Gruppe der Schwarzen durch die weiße Mehrheitsgesellschaft wahrgenommen (Public-Regard-Komponente der schwarzen Identität).

Auch Hypothese 9 wird durch die Daten bestätigt. Es besteht ein signifikanter positiver Zusammenhang von $r = .320$ ($p \leq .001$) zwischen der wahrgenommenen Akzeptanz durch die restliche weiße Familie und der Ausprägung der Public-Regard-Komponente der schwarzen Identität. Das heißt, je stärker die wahrgenommene Akzeptanz durch die restliche weiße Familie in Kindheit und Jugend, desto positiver wird die Bewertung Schwarzer Menschen durch die nicht schwarze Außenwelt gesehen.

Die folgende Tabelle veranschaulicht die berichteten Zusammenhänge.

Tabelle 107 - *Übersicht über den Zusammenhang zwischen der Akzeptanz durch die weiße Familie und der schwarzen Identität*

	schwarze Identität	
	Emotional-zentral	Public Regard
Akzeptanz durch den weißen Elternteil	-.292**	.137*
Akzeptanz durch die restliche weiße Familie	-.281**	.320**

n.b. nicht berechnet

Isolationsempfinden und schwarze Identität

Aus der Wahrnehmung, an die Hautfarbe gebundene Konsequenzen als einzelnes Individuum zu erleben und keine anderen Personen zu kennen, denen Gleiches widerfährt, kann Isolationsempfinden entstehen. Isolationsempfindungen beziehen sich auf die Zahl der eigenen Gruppenmitglieder im Umfeld, den Aspekt des Aufwachsens in Vereinzelung als schwarzes Individuum. Eine solche Isolationsempfindung befördert die Bildung einer schwarzen Identität, weil sich jener Aspekt im Selbstbild festigt, der Ursache des Isolationsempfindens ist. Es wird

davon ausgegangen, dass Isolationsempfinden und schwarze Identität in einem positiven Zusammenhang stehen.

Hypothese 10: Das Isolationsempfinden in Kindheit und Jugend steht in positivem Zusammenhang mit der Ausprägung der emotional-zentralen schwarzen Identität, d.h. je höher das Isolationsempfinden in Kindheit und Jugend, desto höher die Ausprägung der emotional-zentralen Komponente der schwarzen Identität.

Es zeigt sich eine signifikante moderate Korrelation von $r = .407$ ($p \leq .001$). Somit ist die Hypothese 10 bestätigt. Je höher das wahrgenommene Isolationsempfinden in Kindheit und Jugend war (retrospektiv erfasst), desto stärker ist die emotional-zentrale schwarze Identität aktuell ausgeprägt.

Hypothese 11: Das Isolationsempfinden in Kindheit und Jugend steht in negativem Zusammenhang mit der Ausprägung der Public-Regard-Komponente der schwarzen Identität, d.h. je höher das Isolationsempfinden in Kindheit und Jugend, desto negativer wird die Bewertung der Gruppe der Schwarzen durch die weiße Mehrheitsgesellschaft wahrgenommen (Public-Regard-Komponente der schwarzen Identität).

Der Zusammenhang zwischen dem Isolationsempfinden in Kindheit und Jugend und der aktuellen Ausprägung der Public-Regard-Komponente der schwarzen Identität, erfasst über die Unterskala Public Regard des MIBI, liegt bei $r = -.295$ ($p \leq .001$). Der Zusammenhang ist somit gering ausgeprägt, statistisch signifikant. Somit ist die Hypothese bestätigt, dass, je höher das wahrgenommene Isolationsempfinden in Kindheit und Jugend war (retrospektiv erfasst), desto negativer ist die Sicht der Bewertung der eigenen Gruppe durch die Außenwelt heute ausgeprägt.

Hypothese 12: Das Isolationsempfinden in Kindheit und Jugend steht in positivem Zusammenhang mit der Ausprägung der politisch-emanzipatorischen Komponente der schwarzen Identität, d.h. je höher das Isolationsempfinden in Kindheit und Jugend, desto höher die Ausprägung der politisch-emanzipatorischen Komponente der schwarzen Identität.

Auch für Hypothese 12 zeigt sich eine signifikante moderate Korrelation ($r = .351$, $p \leq .001$; Spearman). Damit bestätigt sich die Hypothese 12, dass mit einem stärker

empfundene Isolationsempfinden in Kindheit und Jugend eine höhere Ausprägung der politisch-emanzipatorischen Komponente der schwarzen Identität einhergeht.

Die folgende Tabelle verdeutlicht die Zusammenhänge.

Tabelle 108 - *Übersicht über den Zusammenhang zwischen Isolationsempfinden und schwarzer Identität*

	schwarze Identität		
	Emotional-zentral	Public Regard	Politisch-emanzipatorisch
Isolationsempfinden in Kindheit und Jugend	.407**	-.295**	.351** SP

SP = Spearman Rangkorrelationen

Identitätsarbeit (Ethnic Identity Achievement) und schwarze Identität

Der Identitätsbildungsprozess von Schwarzen Deutschen unterscheidet sich von dem schwarzer Individuen in Gesellschaften mit selbstverständlich vorhandenen schwarzen Familienbezügen. Eine schwarze Identität kann nicht selbstverständlich übernommen werden, sie muss hierzulande vermutlich erarbeitet, also bewußt angeeignet werden.

Es wird daher davon ausgegangen, dass ein positiver Zusammenhang zwischen der Erarbeitung von Kenntnissen zum eigenen Gruppenhintergrund, der Identitätsarbeit also, und der Ausprägung der schwarzen Identität besteht.

Vermutet wird auch, dass ein Zusammenhang zwischen dem klaren, erarbeiteten Verständnis der Zugehörigkeit zur Minderheitsgruppe (ausgeprägte Identitätsarbeit) und einem politischen Engagement besteht. Afrodeutsche, die sich mit der besonderen Situation Schwarzer Menschen auseinandergesetzt haben, nehmen eher die Notwendigkeit einer Veränderung der Lebenssituation wahr und haben so ein größeres Bedürfnis nach Engagement in einer Interessensvertretung als Schwarze Deutsche, die sich nicht mit der Situation auseinandergesetzt haben.

Die Hypothesen 13, 14 und 15 beziehen sich auf diese Annahmen.

Hypothese 13: Es besteht ein positiver Zusammenhang zwischen dem Ausmaß der Erarbeitung eines Wissens zum eigenen schwarzen Hintergrund (Identitätsarbeit) und der Ausprägung einer emotional-zentralen

schwarzen Identität, d.h. je stärker ausgeprägt die Identitätsarbeit, desto höher die Ausprägung der emotional-zentralen schwarzen Identität.

Für Hypothese 13 zeigt sich folgende hoch signifikante hohe Korrelation: $r = .531$ ($p \leq .001$; Spearman). Somit bestätigt sich die Hypothese, dass je stärker die Identitätsarbeit, desto höher die emotionale Anbindung an die eigene schwarze Gruppe und die Bedeutung des Schwarz-Seins.

Hypothese 14: Es besteht ein negativer Zusammenhang zwischen der Identitätsarbeit und der Ausprägung der Public-Regard-Komponente der schwarzen Identität, also der Einschätzung, wie Schwarze Menschen durch die weiße Mehrheitsgesellschaft wahrgenommen werden, d.h. je höher die angegebene Identitätsarbeit, desto stärker wird wahrgenommen, dass Schwarze Menschen von ihrer weißen Umgebung eher negativ gesehen werden.

Für Hypothese 14 zeigt sich folgendes Ergebnis: $r = -.283$ ($p \leq .001$; Spearman). Der Zusammenhang ist damit gering ausgeprägt. Es bestätigt sich somit die Hypothese, dass je höher die Ausprägung der Identitätsarbeit, desto negativer wird die Außensicht auf die eigene schwarze Gruppe wahrgenommen.

Hypothese 15: Es besteht ein positiver Zusammenhang zwischen dem Ausmaß der Erarbeitung eines Wissens zum eigenen schwarzen Hintergrund (Identitätsarbeit) und der Ausprägung einer politisch-emanzipatorischen Facette der schwarzen Identität, d.h. je stärker die Identitätsarbeit, desto höher die Ausprägung der politisch-emanzipatorischen Form der schwarzen Identität.

Für Hypothese 15 ergibt sich folgender hoch signifikanter moderater Zusammenhang: $r = .442$ ($p \leq .001$; Spearman). Demnach bestätigt sich die Hypothese, dass mit einer höheren Ausprägung der Identitätsarbeit eine höhere Ausprägung der politisch-emanzipatorischen Komponente der schwarzen Identität einhergeht.

Die folgende Tabelle zeigt die berichteten Zusammenhänge.

Tabelle 109 - *Übersicht über den Zusammenhang zwischen Identitätsarbeit und schwarzer Identität*

	schwarze Identität		
	Emotional-zentral	Public Regard	Politisch-emanzipatorisch
Identitätsarbeit	.531** SP	-.283** SP	.442** SP

SP=Spearman-Rangkorrelation

Hypothese 16: Es besteht ein positiver Zusammenhang zwischen dem Ausmaß der Erarbeitung eines Wissens zum eigenen schwarzen Hintergrund (Identitätsarbeit) und dem Engagement in einer Interessensvertretung Schwarzer Menschen.

Zur Prüfung dieser Hypothese wurden die Angaben beider Gruppen (kein Engagement versus Engagement in einer Interessensvertretung Schwarzer Menschen) auf Mittelwertsunterschiede hin getestet (Mann-Whitney-U-Test). Es zeigen sich Mittelwertunterschiede in der Ausprägung der Identitätsarbeit zwischen Personen, die sich in einer Interessensvertretung engagieren, und solchen, die dies nicht tun. Personen, die sich engagieren, zeigen signifikant höhere Mittelwerte für die Skala Identitätsarbeit als Personen, die keiner Interessensvertretung angehören. ($p \leq .001$, $Z = -4.797$). Die Hypothese wird bestätigt.

Die folgende Tabelle veranschaulicht den Zusammenhang.

Tabelle 110 - *Übersicht über den Zusammenhang zwischen Identitätsarbeit und dem Engagement in einer Interessensvertretung*

	Engagement Interessensvertretung MW	
	ja	nein
Identitätsarbeit	3,37	2,85
$Z = -4.797, p \leq .001,$		

Schwarze Referenzgruppe und schwarze Identität

Die Bedeutung einer schwarzen Referenzgruppe für die Entwicklung einer schwarzen Identität wird in der internationalen Forschung vielfach belegt. Demnach scheint es von Bedeutung, ob Afrodeutsche mit oder ohne schwarzen Elternteil aufwachsen. Auch der Anteil schwarzer Menschen im Wohnumfeld in Kindheit und Jugend steht in einem positiven Zusammenhang mit der schwarzen Identität. Es wird auch für Afrodeutsche davon ausgegangen, dass eine schwarze Referenzperson und/oder -gruppe die Bildung einer schwarzen Identität befördert. Dies gilt sicher auch für Lebensabschnitte, in denen Afrodeutsche außerhalb Deutschlands, möglicherweise in einem Land mit einem höheren Anteil schwarzer Menschen, aufgewachsen sind. Die folgenden Hypothesen 17 bis 24 und ihre Ergebnisse beziehen sich auf die Annahme.

Hypothese 17: Afrodeutsche, die während ihrer Kindheit und Jugend mit einem schwarzen Elternteil aufwachsen, haben eine höhere Ausprägung der emotional-zentralen schwarzen Identität als Afrodeutsche, die ohne schwarzen Elternteil auf- und herangewachsen sind.

Die Hypothese 17 kann nicht bestätigt werden. Personen, die bei mindestens einem schwarzen Elternteil aufgewachsen sind, unterscheiden sich hinsichtlich der aktuellen Ausprägung der emotional-zentralen Komponente der schwarzen Identität nicht signifikant von Personen, die ohne schwarzen Elternteil aufgewachsen sind ($t_{191} = -.575, p = .566$).

Hypothese 18: Je häufiger Afrodeutsche während ihrer Kindheit und Jugend Kontakt zu anderen schwarzen Gleichaltrigen hatten, desto höher ist die Ausprägung der emotional-zentralen Komponente der schwarzen Identität.

Auch Hypothese 18 kann nicht bestätigt werden. Es besteht kein signifikanter Zusammenhang zwischen der Häufigkeit des Kontaktes mit Gleichaltrigen in Kindheit und Jugend und der Ausprägung der emotional-zentralen Komponente der schwarzen Identität ($r = .007, p = .460$).

Hypothese 19: Es besteht ein Zusammenhang zwischen dem Anteil Schwarzer Menschen im eigenen Wohnumfeld während Kindheit und Jugend und der Ausprägung der emotional-zentralen schwarzen Identität, d.h. je mehr Schwarze Menschen in Kindheit und Jugend im

Wohnumfeld präsent waren, desto höher ist die Ausprägung der emotional-zentralen schwarzen Identität.

Auch Hypothese 19 kann nicht bestätigt werden. Es zeigt sich kein signifikanter Zusammenhang zwischen dem Anteil Schwarzer Menschen im eigenen Wohnumfeld in der Kindheit und Jugend und der Ausprägung der emotional-zentralen Komponente der schwarzen Identität ($r = -.008$, $p = .458$).

Hypothese 20: Es besteht ein Zusammenhang zwischen dem Anteil Schwarzer Menschen im eigenen Wohnumfeld während Kindheit und Jugend und der Ausprägung der Public-Regard-Komponente der schwarzen Identität, d.h. je mehr Schwarze Menschen in Kindheit und Jugend im Wohnumfeld präsent waren, desto niedriger ist die Ausprägung der Public-Regard-Komponente der schwarzen Identität.

Hypothese 21: Es besteht ein Zusammenhang zwischen dem Anteil Schwarzer Menschen im eigenen Wohnumfeld während Kindheit und Jugend und der Ausprägung der politisch-emanzipatorischen Komponente der schwarzen Identität, d.h. je mehr Schwarze Menschen in Kindheit und Jugend im Wohnumfeld präsent waren, desto höher ist die Ausprägung der politisch-emanzipatorischen Komponente der schwarzen Identität.

Hypothese 20 und Hypothese 21 können ebenfalls nicht bestätigt werden. Es zeigen sich keine signifikanten Zusammenhänge zwischen der Häufigkeit der Sicht anderer Schwarzer Menschen im eigenen Wohnumfeld und der Ausprägung der Public-Regard-Komponente ($r = .003$, $p = .483$) oder der politisch-emanzipatorischen Komponente ($r = -.059$, $p = .250$; Spearman) der schwarzen Identität.

Hypothese 22: Afrodeutsche, die während ihrer Kindheit und Jugend auch in einem Land mit einem höheren Anteil Schwarzer Menschen als in Deutschland aufgewachsen sind, haben eine höhere Ausprägung der emotional-zentralen Komponente der schwarzen Identität als Afrodeutsche, die ausschließlich hierzulande aufwuchsen.

Hypothese 22 kann ebenfalls nicht bestätigt werden. Hinsichtlich der Ausprägung der emotional-zentralen Komponente der schwarzen Identität unterscheiden sich Personen, die auch in einem Land mit einem höheren Anteil Schwarzer Menschen als

in Deutschland aufgewachsen sind, nicht signifikant von Personen, die nur in Deutschland aufgewachsen sind ($t_{184} = .529$, $p = .597$).

Hypothese 23: Afrodeutsche, die während ihrer Kindheit und Jugend auch in einem Land mit einem höheren Anteil Schwarzer Menschen als in Deutschland aufgewachsen sind, haben eine niedrigere Ausprägung der Public-Regard-Komponente der schwarzen Identität als Afrodeutsche, die ausschließlich hierzulande aufwuchsen.

Hypothese 23 wird verworfen. Es zeigen sich keine signifikanten Mittelwertsunterschiede zwischen beiden Personengruppen ($t_{68.734} = -1.561$, $p = .123$). Personen, die in einem Land mit einem höheren Anteil Schwarzer Menschen aufgewachsen sind als Deutschland, haben keine niedrigere Ausprägung der Public-Regard-Komponente der schwarzen Identität als Personen, die in Deutschland aufgewachsen sind.

Hypothese 24: Afrodeutsche, die während ihrer Kindheit und Jugend auch in einem Land mit einem höheren Anteil Schwarzer Menschen als in Deutschland aufgewachsen sind, haben eine höhere Ausprägung der politisch-emanzipatorischen Komponente der schwarzen Identität als Afrodeutsche, die ausschließlich hierzulande aufwuchsen.

Auch Hypothese 24 wird verworfen, es zeigen sich keine signifikanten Mittelwertsunterschiede (Mann-Whitney-U-Test, $Z = -1.171$, $p = .241$). Demnach haben Afrodeutsche, die in einem Land mit einem höheren Anteil Schwarzer Menschen als in Deutschland aufgewachsen sind, keine höhere Ausprägung der politisch-emanzipatorischen Komponente der schwarzen Identität als Afrodeutsche, die in Deutschland aufgewachsen sind.

Die folgenden Tabellen verdeutlichen die Ergebnisse.

Tabelle 111 - *Übersicht über den Zusammenhang zwischen dem Aufwachsen mit schwarzer Referenzumgebung und schwarzer Identität*

Mittelwerte	aufgewachsen...			
	mit mind. einem schwarzem Elternteil		in einem Land mit höherem Anteil Schwarzer Menschen als Deutschland	
	ja	nein	ja	nein
Schwarze Identität Emotional-zentrale	4,53	4,45	4,4	4,49
	p = .566		p = .597	
Schwarze Identität Public Regard	n.b.		3,31	3,30
			p = .123	
Schwarze Identität politisch-emanzipatorisch	n.b.		4,33	4,21
			p = .241	

n.b. nicht berechnet

Tabelle 112 - *Zusammenhang zwischen schwarzem Umfeld in Kindheit und Jugend und schwarzer Identität*

	Schwarze Identität		
	Emotional-zentral	Public Regard	Politisch-emanzipatorisch
Kontakt zu anderen schwarzen Gleichaltrigen in Kindheit/Jugend	.007	n.b.	n.b.
Anteil Schwarzer Menschen im eigenen Wohnumfeld während Kindheit/ Jugend	.008	.003	-.059 ^{SP}

SP=Spearman-Rangkorrelation

Qualität der Bindung an eine schwarze Referenzgruppe und schwarze Identität

Die folgenden Hypothesenergebnisse beziehen sich auf Annahmen, dass ein Zusammenhang zwischen der Qualität der Bindung an schwarze und weiße Bezugsperson(en) und der Ausbildung einer schwarzen Identität besteht. Befunde der

amerikanischen Forschung weisen darauf hin. Auch für die Gruppe der Afrodeutschen wird vermutet, dass Korrelationen bestehen.

Hypothese 25: Fühlt sich ein Individuum in Kindheit und Jugend eher einer schwarzen Bezugsperson zugehörig, so ist seine schwarze emotional-zentrale Identität höher, als wenn es sich in Kindheit und Jugend eher seinem weißen Elternteil zugehörig fühlt.

Hypothese 26: Fühlt sich ein Individuum in Kindheit und Jugend eher einer schwarzen Bezugsperson zugehörig, so ist seine Public-Regard-Komponente der Identität höher, d.h. die Bewertung der Gruppe der Schwarzen durch die weiße Mehrheitsgesellschaft wird negativer wahrgenommen (Public-Regard-Komponente der schwarzen Identität), als wenn es sich in Kindheit und Jugend eher seinem weißen Elternteil zugehörig fühlt.

Hypothese 25 wird durch signifikante Mittelwertsunterschiede bestätigt ($t_{124} = 2.568$, $p = .011$). Fühlt sich ein Individuum in Kindheit und Jugend eher einer schwarzen Bezugsperson zugehörig, so ist seine schwarze emotional-zentrale Identität höher (MW 5.08), als wenn es sich in Kindheit und Jugend eher einer weißen Bezugsperson (MW 4.38) zugehörig fühlt.

Hinsichtlich der Ausprägung der Public-Regard-Komponente zeigen sich keine signifikanten Unterschiede zwischen beiden Gruppen ($t_{124} = -.752$, $p = .454$); Hypothese 26 kann daher nicht bestätigt werden.

Hypothese 27: Die wahrgenommene Akzeptanz durch den schwarzen Elternteil in Kindheit und Jugend steht in Zusammenhang mit der Ausprägung der emotional-zentralen schwarzen Identität: Je höher die Akzeptanz durch den schwarzen Elternteil in Kindheit und Jugend, desto höher die Ausprägung der emotional-zentralen schwarzen Identität.

Hypothese 29: Die wahrgenommene Akzeptanz durch die restliche schwarze Familie in Kindheit und Jugend steht in Zusammenhang mit der Ausprägung der emotional-zentralen schwarzen Identität: Je höher die Akzeptanz durch die restliche schwarze Familie in Kindheit und Jugend, desto höher die Ausprägung der emotional-zentralen schwarzen Identität.

Die Hypothesen 27 und 29 werden nicht bestätigt. Anstatt der vermuteten positiven Zusammenhänge zeigen sich signifikante geringe negative Korrelationen. So zeigt sich ein geringer negativer signifikanter Zusammenhang zwischen der Akzeptanz durch den schwarzen Elternteil und der emotional-zentralen Komponente der schwarzen Identität ($r = -.198$, $p = .009$). Für den Zusammenhang zwischen der Akzeptanz durch die restliche schwarze Familie und der emotional-zentralen Komponente der schwarzen Identität zeigt sich ebenfalls eine geringe negative Korrelation ($r = -.137$, $p = .047$). Demnach geht eine höhere Akzeptanz durch den schwarzen Elternteil und die restliche schwarze Familie entgegen der Annahme mit einer geringeren (!) schwarzen zentral-emotionalen Identität einher.

Hypothese 28: Die wahrgenommene Akzeptanz durch den schwarzen Elternteil in Kindheit und Jugend steht in Zusammenhang mit der Ausprägung der Public-Regard-Komponente der schwarzen Identität: Je höher die Akzeptanz durch den schwarzen Elternteil in Kindheit und Jugend, desto geringer die Ausprägung der Public-Regard-Komponente der schwarzen Identität.

Auch Hypothese 28 kann aufgrund der nicht signifikanten Korrelation ($r = .017$, $p = .419$) nicht bestätigt werden. Es besteht kein Zusammenhang zwischen der wahrgenommenen Akzeptanz durch den schwarzen Elternteil und der aktuell erlebten Bewertung der eigenen schwarzen Gruppe durch die Außenwelt.

Hypothese 30: Die wahrgenommene Akzeptanz durch die restliche schwarze Familie in Kindheit und Jugend steht in Zusammenhang mit der Ausprägung der Public-Regard-Komponente der schwarzen Identität: Je höher die Akzeptanz durch die restliche schwarze Familie in Kindheit und Jugend, desto geringer die Ausprägung der Public-Regard-Komponente der schwarzen Identität.

Für Hypothese 30 zeigt sich die folgende Korrelation: $r = .115$ ($p = .081$). Dies deutet damit einen tendenziellen Zusammenhang an.

Die folgende Tabelle veranschaulicht die Ergebnisse.

Tabelle 113 - *Zusammenhang zwischen Zugehörigkeitsgefühl und schwarzer Identität*

Mittelwerte	Zugehörigkeitsgefühl stärker zu...	
	schwarzer Bezugsperson	weißer Bezugsperson
Schwarze Identität emotional-zentral	5,08	4,38
	$t^{124} = 2.568, p = .011$	
Schwarze Identität Public Regard	$t^{124} = -.752, p = .454$	

n.b.= nicht berechnet

Tabelle 114 - *Zusammenhang zwischen Akzeptanz durch die schwarze Familie und schwarzer Identität*

	Schwarze Identität	
	Emotional-zentral	Public Regard
Akzeptanz durch den schwarzen Elternteil	-.198**	.017
Akzeptanz durch die restliche schwarze Familie	-.137*	0,115

n.b.= nicht berechnet

Schwarze Sozialisation und schwarze Identität

Die schwarze Sozialisation schwarzer Kinder gilt in anderen Ländern mit weißer Mehrheitsgesellschaft als wichtiger und fester Bestandteil der Erziehungspraxis. Es wird ein direkter Zusammenhang zur Bildung und Ausprägung einer schwarzen Identität beschrieben. Vermutlich ist ein solcher Zusammenhang auch auf Deutschland übertragbar.

Die folgenden Hypothesen 31 bis 33 formulieren Annahmen, dass elterliche Botschaften zur Hautfarbe in Verbindung mit der späteren Ausprägung der schwarzen Identität als Teil des Selbst stehen.

Hypothese 31: Es besteht ein Zusammenhang zwischen der Racial Socialization von Afrodeutschen und der Ausprägung der emotional-zentralen schwarzen Identität. Je höher die Sozialisation in Bezug auf die Hautfarbe, desto höher die Ausprägung der emotional-zentralen schwarze Identität.

Hypothese 31 kann getrennt nach Elternteil geprüft werden. Gefragt wurden die Studienteilnehmer danach, inwieweit ihr schwarzer und ihr weißer Elternteil die Beschäftigung mit schwarzen Themen befördert hätten (vgl. Kap. 5.3.6.3). Es zeigen sich für beide Elterngruppen keine signifikanten Korrelationen. Demnach besteht kein Zusammenhang zwischen der Förderung der Beschäftigung mit schwarzen Themen durch den schwarzen oder weißen Elternteil in Kindheit und Jugend und der aktuellen Ausprägung der emotional-zentralen Komponente der schwarzen Identität. Die Hypothese 31 wird damit verworfen. Die Hypothese 31 kann auch über die Korrelation der entsprechenden Skala zur emotional-zentralen schwarzen Identität mit der Skala zur Racial Socialization überprüft werden. Auch hier zeigt sich kein statistischer Zusammenhang ($r = .004$, $p = .476$: Spearman).

Hypothese 32: Es besteht ein Zusammenhang zwischen der Racial Socialization von Afrodeutschen und der Ausprägung der Public-Regard-Komponente (wahrgenommene Außensicht auf die Gruppe) der schwarzen Identität. Je höher die Sozialisation in Bezug auf die Hautfarbe, desto negativer wird die Bewertung der Gruppe der Schwarzen durch die weiße Mehrheitsgesellschaft wahrgenommen (Public-Regard-Komponente der schwarzen Identität).

Hypothese 33: Es besteht ein Zusammenhang zwischen der Racial Socialization von Afrodeutschen und der Ausprägung der politisch-emanzipatorischen Komponente der schwarzen Identität. Je höher die Sozialisation in Bezug auf die Hautfarbe, desto höher die Ausprägung der politisch-emanzipatorischen Komponente der schwarzen Identität.

Die Hypothesen 32 und 33 werden ebenfalls nach Elternteilen getrennt geprüft. Gefragt wurden die Studienteilnehmer danach, inwieweit ihr schwarzer und ihr weißer Elternteil die Beschäftigung mit schwarzen Themen befördert hätten (vgl. Kap. 5.3.6.3). Es ergibt sich bei den vorliegenden Korrelationen lediglich ein signifikantes Ergebnis, demnach gibt es einen geringen positiven Zusammenhang

zwischen der Förderung schwarzer Themen durch den schwarzen Elternteil und der Ausprägung der politisch-emanzipatorischen Form der Identität ($r = .169$, $p = .028$; Spearman). Somit wird lediglich Hypothese 33 für den schwarzen Elternteil bestätigt.

Die Förderung der Beschäftigung mit schwarzen Themen durch den schwarzen Elternteil steht in keinem Zusammenhang mit der Ausprägung der Public-Regard-Komponente der schwarzen Identität. Die Förderung der Beschäftigung mit schwarzen Themen durch den weißen Elternteil steht weder in Zusammenhang mit der Ausprägung der politisch-emanzipatorischen Komponente der schwarzen Identität noch mit der Ausprägung der Public-Regard-Komponente der schwarzen Identität.

Die Hypothesen 32 und 33 können auch über die Korrelation der beiden entsprechenden Skalen zur schwarzen Identität (Public-Regard-Komponente und politisch-emanzipatorische Form der schwarzen Identität) mit der Skala zur Racial Socialization überprüft werden. Hier zeigt sich ein signifikanter Zusammenhang der Racial Socialization mit der Skala zur politisch-emanzipatorischen Facette der Identität mit $r = .175$ ($p = .007$; Spearman). Die Korrelation mit der Public-Regard-Komponente hingegen ist nicht signifikant ($r = -.054$, $p = .226$; Spearman). Demnach gibt es einen geringen positiven Zusammenhang zwischen der Schwarzen Sozialisation durch die Eltern und der Ausprägung der politisch-emanzipatorischen Form der schwarzen Identität. Hypothese 33 wird somit bestätigt, Hypothese 32 wird verworfen.

Die Tabelle verdeutlicht die Ergebnisse.

Tabelle 115 - *Übersicht über den Zusammenhang zwischen einer Racial Socialization und schwarzer Identität*

	Schwarze Identität		
	Emotional-zentral	Public Regard	Politisch-emanzipatorisch
Racial Socialization	.004	-.054	.175** ^{SP}

SP = Spearman-Rangkorrelation

Geschlecht und schwarze Identität

International wird der Einfluss des Geschlechts auf die Bildung einer schwarzen und nationalen Identität diskutiert. Mit Hypothese 34 wird der Zusammenhang zwischen Geschlecht und der schwarzen Identität formuliert. Eine gerichtete Hypothese ist wegen widersprechender Ergebnisse nicht möglich.

Hypothese 34: Frauen und Männer unterscheiden sich bezüglich der Höhe der Ausprägung ihres emotional-zentralen Aspektes der schwarzen Identität.

Hypothese 34 kann nicht bestätigt werden. Frauen und Männer unterscheiden sich nicht signifikant hinsichtlich ihrer Ausprägung des emotional-zentralen Aspektes der schwarzen Identität ($t_{193} = .144, p = .885$).

Kohorte und schwarze Identität

Es wurde angenommen, dass es einen Zusammenhang zwischen Alter und Identitätsarbeit als auch zwischen Alter und schwarzer Identitätsausprägung gibt. Dabei sind Alters- und Kohorteneffekte hier konfundiert.

Hypothese 35: Es besteht ein positiver Zusammenhang zwischen dem Alter und der Ausprägung der Identitätsarbeit zur schwarzen Identität: Je älter eine Person ist, desto höher ist ihre (bisher) geleistete Identitätsarbeit.

Für Hypothese 35 zeigt sich der folgende Korrelationskoeffizient: $r = .150$ ($p = .019$, Spearman). Es besteht somit ein positiver Zusammenhang zwischen dem Alter und der Ausprägung auf der Variablen geleistete Identitätsarbeit. Hypothese 35 wird bestätigt.

Hypothese 36: Es besteht ein Zusammenhang zwischen dem Alter und der Ausprägung der emotional-zentralen Komponente der schwarzen Identität.

Auch Hypothese 36 kann bestätigt werden. Ein höheres Lebensalter geht mit einer höheren Ausprägung der emotional-zentralen Komponente der schwarzen Identität einher ($r = .186, p = .005$).

Hypothese 37: Es besteht ein Zusammenhang zwischen dem Alter und der Ausprägung der politisch-emanzipatorischen Komponente der schwarzen Identität, je älter eine Person ist, desto höher ist ihre politisch-emanzipatorische schwarze Identität ausgeprägt.

Für Hypothese 37 zeigt sich eine erwartungskonforme signifikante Korrelation ($r = .222$, $p = .001$; Spearman). Demnach besteht ein positiver Zusammenhang zwischen dem Alter und der Ausprägung der politisch-emanzipatorischen Komponente der schwarzen Identität. Hypothese 37 wird bestätigt.

Hypothese 38: Es besteht ein Zusammenhang zwischen dem Alter und der Ausprägung der Public-Regard-Komponente der schwarzen Identität, je älter eine Person ist, desto niedriger ist ihre Public-Regard-Komponente der schwarze Identität ausgeprägt.

Es besteht ein signifikanter Zusammenhang ($r = -.145$, $p = .023$) zwischen dem Alter und der Ausprägung der Public-Regard-Komponente der schwarzen Identität. Die Hypothese 38 wird damit bestätigt.

Die folgende Tabelle verdeutlicht die Ergebnisse.

Tabelle 116 - *Zusammenhang zwischen schwarzer Identität und Identitätsarbeit und dem Alter*

		Alter
Schwarze Identität	Emotional-zentral	.186*
	Public Regard	-.145*
	Politisch-emanzipatorisch	.222*
Identitätsarbeit		.150*

Effekte einer schwarzen Identität - Selbstwert und Lebenszufriedenheit

Überprüft wurden auch die Effekte einer schwarzen Identität. Die Ausbildung einer schwarzen Identität bedeutet die Anbindung an eine distinkte soziale Gruppe. Das Anschlussmotiv wird damit befriedigt und darüber die Lebenszufriedenheit erhöht.

Hypothese 39: Es besteht ein positiver Zusammenhang zwischen der Ausprägung der emotional-zentralen Komponente schwarzen Identität und der Ausprägung des globalen Selbstwertgefühls.

Hypothese 39 muss verworfen werden; es besteht kein Zusammenhang zwischen den beiden Konstrukten ($r = -.001$, $p = .492$; Spearman).

Hypothese 40: Es besteht ein positiver Zusammenhang zwischen der Ausprägung der emotional-zentralen Komponente der schwarzen Identität und der Ausprägung der globalen Lebenszufriedenheit.

Hypothese 40 wird ebenfalls verworfen. Entgegen der Annahme zeigt sich kein positiver, sondern ein geringer negativer Zusammenhang zwischen den Konstrukten ($r = -.242$, $p \leq .001$). Demnach geht eine höhere Ausprägung der emotional-zentralen Komponente der schwarzen Identität mit einer geringeren Ausprägung der globalen Lebenszufriedenheit einher.

Hypothese 41: Es besteht ein positiver Zusammenhang zwischen der Ausprägung der Public-Regard-Komponente der schwarzen Identität und der Ausprägung des globalen Selbstwertgefühls; je höher (positiver) die Wahrnehmung der Außensicht auf die eigene schwarze Gruppe, desto höher der Selbstwert.

Für Hypothese 41 zeigt sich ein geringer signifikanter Zusammenhang ($r = .176$, $p = .007$; Spearman). Demnach geht eine höhere Ausprägung der Public-Regard-Komponente der schwarzen Identität mit einer höheren Ausprägung des Selbstwerts einher. Hypothese 41 wird bestätigt.

Hypothese 42: Es besteht ein positiver Zusammenhang zwischen der Ausprägung der Public-Regard-Komponente der schwarzen Identität und der Ausprägung der globalen Lebenszufriedenheit; je höher (positiver) die Wahrnehmung der Außensicht auf die eigene schwarze Gruppe, desto höher die Lebenszufriedenheit.

Hypothese 42 kann aufgrund einer geringen signifikanten Korrelation bestätigt werden ($r = .274$, $p \leq .001$) Demnach geht eine höhere Ausprägung der Public-Regard-Komponente der schwarzen Identität mit einer höheren Lebenszufriedenheit einher.

Hypothese 43: Es besteht ein negativer Zusammenhang zwischen der Ausprägung der politisch-emanzipatorischen Komponente der schwarzen Identität und der Ausprägung des globalen Selbstwertgefühls.

Hypothese 43 kann bedingt bestätigt werden, da zumindest eine tendenziell signifikante, erwartungskonforme Korrelation besteht ($r = -.113$, $p = .057$; Spearman). Demnach besteht ein tendenzieller Zusammenhang zwischen der Ausprägung der politisch-emanzipatorischen Komponente der schwarzen Identität und der Ausprägung des globalen Selbstwertgefühls.

Hypothese 44: Es besteht ein negativer Zusammenhang zwischen der Ausprägung der politisch-emanzipatorischen Komponente der schwarzen Identität und der Ausprägung der globalen Lebenszufriedenheit.

Hypothese 44 wird verifiziert. Es besteht eine geringe signifikante Korrelation ($r = -.229$, $p \leq .001$; Spearman). Demnach geht eine höhere Ausprägung der politisch-emanzipatorischen Komponente der schwarzen Identität mit einer geringeren Lebenszufriedenheit einher.

Die folgende Tabelle 117 verdeutlicht die Ergebnisse.

Tabelle 117 - Übersicht über den Zusammenhang zwischen schwarzer Identität und Selbstwert und Lebenszufriedenheit

	Schwarze Identität		
	Emotional-zentral	Public Regard	Politisch-emanzipatorisch
Selbstwert	.001	.176**	-.113 ^{SP}
Lebenszufriedenheit	-.242**	.274**	-.229** ^{SP}

SP= Spearman-Rangkorrelation

Bedeutung einer schwarzen Identität für die Rassismuswahrnehmung und den rassismusbedingten Stress

Rassismus ist auch in Deutschland permanent existent, und Afrodeutsche sind davon in unterschiedlichster Form betroffen und erleben eine davon ausgelöste Stressempfindung. Dabei setzt die Wahrnehmung von Rassismus vermutlich voraus, dass sich das betroffene Individuum seiner Gruppenzugehörigkeit kognitiv und emotional bewusst ist und die Vorkommnisse entsprechend einordnen kann. Sollte das

Individuum seiner Hautfarbe keinerlei Bedeutung beimessen, wird es viele rassistische Vorfälle nicht klar als solche einordnen können. Vermutet werden kann somit auch, dass politisches Engagement in Interessensvertretungen Schwarzer Menschen mit einer stärkeren Wahrnehmung von Race-related Stress einhergeht, gedacht in einer Wechselwirkungsbeziehung. Es wird auch davon ausgegangen, dass die Akzeptanz durch die schwarze wie weiße Familie mit Rassismuserfahrung und dem dadurch ausgelösten Stress in Zusammenhang steht.

Die Hypothesen 45 bis 47 beziehen sich auf den vermuteten Zusammenhang zwischen schwarzer Identität und Rassismuserfahrungen.

Hypothese 45: Es besteht ein positiver Zusammenhang zwischen der Ausprägung der emotional-zentralen Komponente der schwarzen Identität und der Höhe des Race-Related Stress.

Die Hypothese 45 wird bestätigt. Es besteht ein hoher Zusammenhang ($r = .515$, $p \leq .001$, Spearman). Je höher die Ausprägung der emotional-zentralen Komponente der schwarzen Identität, desto höher auch die Ausprägung des Race-Related Stress.

Hypothese 46: Es besteht ein negativer Zusammenhang zwischen der Ausprägung der Public-Regard-Komponente der schwarzen Identität und der Höhe des Race-Related Stress.

Es zeigt sich eine hoch signifikante moderate Korrelation ($r = -.457$, $p \leq .001$; Spearman). Demnach besteht ein negativer Zusammenhang zwischen der Ausprägung der Public-Regard-Komponente der schwarzen Identität und dem Ausmaß des Race-Related Stress, den das Individuum wahrnimmt. Die Hypothese 46 wird bestätigt.

Hypothese 47: Es besteht ein positiver Zusammenhang zwischen der Ausprägung der politisch-emanzipatorischen Komponente der schwarzen Identität und der Höhe des Race-Related Stress.

Hypothese 47 wird ebenfalls durch eine hoch signifikante hohe Korrelation bestätigt ($r = .525$, $p \leq .001$; Spearman). Es besteht somit ein positiver Zusammenhang zwischen der Ausprägung der politisch-emanzipatorischen Komponente der schwarzen Identität und der Ausprägung des Race-Related Stress.

Die folgende Tabelle zeigt die Zusammenhänge.

Tabelle 118 - Zusammenhang zwischen Race-Related Stress und schwarzer Identität

	Schwarze Identität		
	Emotional-zentral	Public Regard	Politisch-emanzipatorisch
Race-Related Stress	.515** SP	-.457** SP	.525** SP

SP= Spearman-Rangkorrelation

Hypothese 48 beschreibt den Zusammenhang zwischen Engagement in einer Interessensvertretung und der Wahrnehmung von Rassismus.

Hypothese 48: Es besteht ein positiver Zusammenhang zwischen dem Engagement in einer Interessensvertretung Schwarzer Menschen und der Höhe des Race-Related Stress.

Hypothese 48 kann durch eine hoch signifikante moderat ausgeprägte Korrelation verifiziert werden ($r = .322, p \leq .001$).

Dies wird in der folgenden Tabelle verdeutlicht.

Tabelle 119 - Zusammenhang zwischen Race-Related Stress und Engagement in einer Interessensvertretung

	Engagement Interessenvertretung MW	
	ja	nein
Race-Related Stress	3,17	2,51
	$p = .001,$	

Die folgenden beiden Hypothesen (49 und 50) beziehen sich auf den Zusammenhang zwischen Akzeptanz durch die schwarze Familie und dem empfundenen Race-Related Stress.

Hypothese 49: Die wahrgenommene Akzeptanz durch den schwarzen Elternteil in Kindheit und Jugend steht in Zusammenhang mit der Höhe des Race-Related Stress.

Hypothese 50: Die wahrgenommene Akzeptanz durch die restliche schwarze Familie in Kindheit und Jugend steht in Zusammenhang mit der Höhe des Race-Related Stress.

Es ergibt sich lediglich für die Akzeptanz durch die restliche schwarze Familie (Hypothese 50) eine geringe signifikante negative Korrelation mit der Höhe des Race-Related Stress von $r = -.204$ ($p = .006$). Je höher die Akzeptanz durch die restliche schwarze Familie in Kindheit und Jugend, desto geringer der Race-Related Stress. Somit wird lediglich Hypothese 50 bestätigt.

Exkurs: Zusammenhang zwischen der Akzeptanz durch den weißen Elternteil/die restliche weiße Familie sowie Isolationsempfinden in der Kindheit und Jugend und dem Race-Related Stress

Die wahrgenommene Akzeptanz durch den weißen Elternteil korreliert moderat negativ mit dem Race-Related Stress. Die Korrelation der Ausprägung von Stress mit der wahrgenommenen Akzeptanz durch die restliche weiße Familie ist ebenfalls moderat negativ. Es zeigt sich zudem ein moderater positiver Zusammenhang zwischen dem Isolationsempfinden in Kindheit und Jugend und der Höhe des aktuell wahrgenommenen Race-Related Stress. Die Akzeptanz durch die restliche schwarze Familie korreliert negativ mit dem aktuellen Race-Related Stress.

Die Tabelle verdeutlicht die Ergebnisse.

Tabelle 120 - *Übersicht über den Zusammenhang zwischen Race-Related Stress, Akzeptanz und Isolationsempfinden*

	Akzeptanz durch...		Isolationsempfinden in Kindheit und Jugend
	den weißen Elternteil	die restliche weiße Familie	
Race-Related Stress	-.338**	-.427**	.462**

Bedeutung einer schwarzen Identität für die Wahl des Eigenlabels

Emanzipatorische Eigenbezeichnungen von Gruppen(-mitgliedern) sind Formen eines emanzipatorischen Aktes, sich von negativ konnotierten Fremdbeschreibungen zu lösen, und als Form sozialer Kreativität zu verstehen. Daher wurde davon ausgegangen, dass die Verwendung der emanzipatorisch-politisch geprägten Labels

voraussetzt, dass eine Form der schwarzen Identität vorhanden ist. Zusammenhänge wurden formuliert und werden durch die folgenden Hypothesen (Hypothesen 51 bis 53) zusammengefasst.

Hypothese 51: Es besteht ein positiver Zusammenhang zwischen der Ausprägung der emotional-zentralen Komponente der schwarzen Identität und der Verwendung emanzipatorischer Eigenlabels „Afrodeutsch“, „Schwarze Deutsche“ und „Schwarz“. Je höher die emotional-zentrale schwarze Identität ausgeprägt, umso eher wird ein emanzipatorisches Eigenlabel verwendet.

Es zeigen sich verschiedene signifikante positive Zusammenhänge. So korreliert die Verwendung des Eigenlabels „Afrodeutsche/r“ mit $r = .185$, $p = .009$ (Pearson-Korrelation) und $r = .167$, $p = .019$ (Spearman-Rangkorrelation) positiv mit der Ausprägung der emotional-zentralen Komponente der schwarzen Identität (signifikant auf dem 0,01- bzw. 0,05-Niveau, zweiseitig). Die Verwendung des Labels „Afrikanische Deutsche/r“ zeigt mit $r = .164$, $p = .022$ (Pearson-Korrelation) und $r = .154$, $p = .032$ (Spearman-Rangkorrelation) ebenfalls eine geringe, auf dem 0,05-Niveau signifikante positive Korrelation zur emotional-zentralen Komponente der schwarzen Identität. Das Eigenlabel „Afro“ korreliert ebenfalls signifikant (0,01-Niveau) gering positiv mit der emotional-zentralen Komponente der schwarzen Identität, $r = .260$, $p \leq .01$ (Pearson-Korrelation) und $r = .269$, $p \leq .01$ (Spearman-Rangkorrelation). Die beiden Eigenlabels „Schwarze/r Deutsche/r“ und „Schwarze/r“ korrelieren moderat positiv mit der emotional-zentralen Komponente der schwarzen Identität. So liegt der Zusammenhang zwischen dem Label „Schwarze/r Deutsche/r“ und der emotional-zentralen Komponente der schwarzen Identität bei $r = .321$, $p \leq .01$ (Pearson-Korrelation) und $r = .320$, $p = .00$ (Spearman-Rangkorrelation). Für den Zusammenhang zwischen der emotional-zentralen Komponente der schwarzen Identität und dem Eigenlabel „Schwarze/r“ zeigen sich Korrelationen von $r = .350$, $p \leq .01$ (Pearson-Korrelation) und $r = .370$, $p \leq .01$ (Spearman-Rangkorrelation). Die Hypothese 51 wird somit bestätigt.

Hypothese 52: Es besteht ein positiver Zusammenhang zwischen der Ausprägung der politisch-emanzipatorischen Komponente der schwarzen Identität und der Verwendung der emanzipatorischen Eigenlabels „Afrodeutsch“, „Schwarze Deutsche“ und „Schwarz“.

Für Hypothese 52 zeigt sich lediglich für das Eigenlabel „Schwarze Deutsche“ eine signifikante Korrelation mit der politisch-emanzipatorischen schwarzen Identität. Dabei ist die Korrelation mit $r = .260$ ($p \leq .01$) auf dem 0,01-Niveau, zweiseitig, signifikant; auch bei Berechnung der Spearman-Rangkorrelation ergibt sich hier ein auf dem 0,01-Niveau, zweiseitig, signifikantes Ergebnis ($r = .244$, $p = .001$). Demnach verwenden Personen, die eine höher ausgeprägte politisch-emanzipatorische schwarze Identität haben, eher das Label Schwarze Deutsche zur Bezeichnung der eigenen Gruppen.

Hypothese 53: Es besteht ein positiver Zusammenhang zwischen der Ausprägung der Identitätsarbeit zur schwarzen Identität und der Verwendung der emanzipatorischen Eigenlabels „Afrodeutsch“, „Schwarze Deutsche“ und „Schwarz“.

Hypothese 53 zeigt für das Label Afrodeutsch eine auf dem 0,01-Niveau, zweiseitig, signifikante Korrelation ($r = .244$, $p = .001$ bei Pearson-Korrelation; $r = .249$, $p = .00$ bei Spearman-Rangkorrelation) zur Skala zur Erfassung der Identitätsarbeit. Demnach verwenden Personen, die höhere Werte auf der Skala zur Erfassung der Identitätsarbeit haben, eher den Term Afrodeutsch als solche Personen, die sich weniger mit ihrer Identität in Form der Identitätsarbeit auseinandergesetzt haben. Die Korrelationen zwischen dem Maß für die Identitätsarbeit und den Labels Schwarze Deutsche und Schwarz sind ebenfalls positiv und signifikant. Für das Label Schwarze Deutsche zeigt sich eine Korrelation von $r = .172$, $p = .016$ nach Pearson-Korrelation und $r = .151$, $p = .035$ nach Spearman-Rangkorrelation. Beide sind somit auf dem 0,05-Niveau, zweiseitig, signifikant. Für das Label Schwarz zeigen sich Zusammenhänge von $r = .176$, $p = .014$ (Pearson-Korrelation) und $r = .193$, $p = .007$ (Spearman-Rangkorrelation), die damit auf dem 0,05- bzw. dem 0,01-Niveau, zweiseitig, signifikant sind. Demnach steht auch die Verwendung dieser beiden Labels in positivem Zusammenhang mit der Ausprägung der Identitätsarbeit. Hypothese 53 wird verifiziert.

6.2.2.3 Hypothesen zur Beziehung von national-kultureller deutscher Identität zu schwarzer Identität – Ergebnisse

Vermutet wird (s. Hypothese 54), dass durch einen verhinderten vollwertigen Anschluss an die deutsche Heimatgruppe - wenn wahrgenommen wird, dass deren

Mitglieder negative Bewertungen gegenüber Schwarzer Menschen vollziehen - die Entwicklung einer deutschen national-kulturelle Identität behindert wird.

Hypothese 54: Die wahrgenommene wertende Außensicht durch die weiße Mehrheitsgesellschaft (Outgroup) auf die eigene schwarze Gruppe nimmt Einfluss auf die Ausprägung der deutschen Identität. Je geringer die Ausprägung der Public-Regard-Komponente der schwarzen Identität ist, desto geringer ist auch die Ausprägung der deutschen Identität.

Für die Hypothese 54 zeigen sich folgende signifikante Korrelationen. Die Korrelation zwischen der Public-Regard-Komponente und der Erfassung der national-kulturellen deutschen Identität über die Orth-Skala liegt bei $r = .278$ ($p \leq .001$) und ist damit gering ausgeprägt. Für die Korrelation zwischen der Public-Regard-Komponente der schwarzen Identität und der national-kulturellen deutschen Identität, erfasst über die Mael-Ashforth-Skala, ergibt sich eine geringe Korrelation von $r = .292$ ($p \leq .001$). Damit besteht ein positiver Zusammenhang zwischen der wahrgenommenen Außensicht auf die eigene Gruppe der Schwarzen und der Ausprägung der national-kulturellen deutschen Identität. Je positiver die wahrgenommene Außensicht auf die eigene Gruppe, desto stärker ausgeprägt ist die deutsche Identität. Hypothese 54 wird verifiziert.

Hypothese 55 entsteht vor folgender Annahme: Je stärker der Ausschluss aus der Gruppe der Deutschen wahrgenommen wird, umso geringer ist die Identifikation mit der deutschen Gruppe und umso höher vermutlich die Ausprägung einer reaktiven schwarzen Gruppenidentität.

Hypothese 55: Die Ausprägung der Identifikation mit der Gruppe der Deutschen steht in negativem Zusammenhang/negativer Wechselwirkung mit der Ausprägung der emotionalen Identifikation mit der Gruppe der Schwarzen. Je höher eine emotional-zentrale schwarze Identität ausgeprägt ist, umso geringer ist die national-kulturelle deutsche Identität ausgeprägt.

Die Korrelation zwischen der emotional-zentralen Komponente und der Erfassung der national-kulturellen deutschen Identität über die Orth-Skala liegt bei $r = -.249$ ($p \leq .001$) und ist somit gering. Für die Korrelation zwischen der emotional-zentralen Komponente der schwarzen Identität und der national-kulturellen deutschen Identität,

erfasst über die Mael-Ashforth-Skala, ergibt sich eine Korrelation von $r = -.235$ ($p \leq .001$), ebenfalls gering ausgeprägt. Demnach bestätigen die Daten den negativen Zusammenhang zwischen der Ausprägung der emotional-zentralen Komponente der schwarzen Identität und der national-kulturellen deutschen Identität. Hypothese 55 wird bestätigt.

Der politisch-emanzipatorische Aspekt der schwarzen Identität enthält emanzipatorische Ansichten, die eine Veränderung des von weißen dominierten politischen Systems und die Stärkung der schwarzen Position im Sinne einer Emanzipation enthalten. Mit Hypothese 56 wird vermutet, dass beide Identitäten (die deutsche und die politisch-emanzipatorisch schwarze) in einem negativen Zusammenhang stehen.

Hypothese 56: Die Ausprägung der Identifikation mit der Gruppe der Deutschen steht in negativem Zusammenhang mit der Ausprägung der politisch-emanzipatorischen Facette der Identifikation mit der Gruppe der Schwarzen. Je höher eine politisch-emanzipatorische schwarze Identität ausgeprägt ist, umso geringer ist die national-kulturelle deutsche Identität ausgeprägt.

Es zeigen sich für Hypothese 56 signifikante Korrelationen. Der Zusammenhang zwischen der politisch-emanzipatorischen Form der Identität und der deutschen Identität, erfasst über die Orth-Skala, ist hoch signifikant ($r = -.254$, $p \leq .001$; Spearman) und gering ausgeprägt. Wird die deutsche kulturelle Identität über die Mael-Ashforth-Skala erfasst, liegt der Zusammenhang bei $r = -.179$ ($p = .006$; Spearman), ist also ebenfalls gering ausgeprägt. Somit bestätigt sich die Hypothese 56, dass die Identifikation mit der Gruppe der Deutschen in negativem Zusammenhang zur politisch-emanzipatorischen Komponente der schwarzen Identität steht.

Die folgende Tabelle verdeutlicht die beschriebenen Ergebnisse.

Tabelle 121 - *Zusammenhang deutsche Identität und schwarze Identität*

	Schwarze Identität		
	Emotional- zentral	Public Regard	Politisch- emanzipatorisch
Deutsche soziale Identität (Orth-Skala)	-.249**	.278**	-.254** ^{SP}
Identifikation mit der Gruppe der Deutschen (Mael-Ashfoth- Skala)	-.235**	.292**	-.179** ^{SP}

SP=Spearman-Rangkorrelation

6.2.2.4 Hypothesen zu weiteren relevanten Aspekten der Lebensrealität von Afrodeutschen, Einflussfaktoren von Selbstwert, Lebenszufriedenheit und Race-Related Stress - Ergebnisse

Im folgenden Abschnitt (Hypothesen 57 bis 60) werden Ergebnisse zur Prüfung von Hypothesen berichtet, die sich auf die Wirkung mangelnder Akzeptanz aufgrund der Hautfarbe durch die weiße Familie auf Selbstwert und Lebenszufriedenheit Schwarzer Deutscher beziehen.

Hypothese 57: Die wahrgenommene Akzeptanz durch den weißen Elternteil in Kindheit und Jugend steht in positivem Zusammenhang mit der Ausprägung des Selbstwertes

Hypothese 58: Die wahrgenommene Akzeptanz durch die restliche weiße Familie in Kindheit und Jugend steht in positivem Zusammenhang mit der Ausprägung des Selbstwertes

Es zeigt sich für die Hypothese 57 keine statistisch signifikante Korrelation ($r = .106$, $p = .127$; Spearman); somit besteht kein Zusammenhang zwischen der wahrgenommenen Akzeptanz in Kindheit und Jugend durch den weißen Elternteil und der Ausprägung des aktuellen Selbstwertes. Für Hypothese 58 ergibt sich ein tendenziell signifikanter Zusammenhang ($r = .114$, $p = .059$; Spearman).

Hypothese 59: Die wahrgenommene Akzeptanz durch den weißen Elternteil in Kindheit und Jugend steht in positivem Zusammenhang mit der Ausprägung der Lebenszufriedenheit.

Hypothese 60: Die wahrgenommene Akzeptanz durch die restliche weiße Familie in Kindheit und Jugend steht in Zusammenhang mit der Ausprägung der Lebenszufriedenheit.

Es ergeben sich für die Hypothesen 59 und 60 signifikante Korrelationen. So korreliert die wahrgenommene Akzeptanz durch den weißen Elternteil mit $r = .302$ ($p \leq .001$) moderat mit der aktuellen Lebenszufriedenheit der Befragten. Der Zusammenhang zwischen der wahrgenommenen Akzeptanz durch die restliche weiße Familie und der Lebenszufriedenheit liegt bei $r = .249$ ($p \leq .001$) und ist damit gering ausgeprägt. Demnach besteht ein positiver Zusammenhang zwischen der wahrgenommenen Akzeptanz durch den weißen Elternteil und der Lebenszufriedenheit und zwischen der wahrgenommenen Akzeptanz durch die restliche weiße Familie und der Lebenszufriedenheit. Je stärker sich ein Afrodeutscher also in Kindheit und Jugend durch den weißen Elternteil und die weitere weiße Familie mit seiner Hautfarbe akzeptiert fühlte, umso höher die aktuelle Ausprägung der Lebenszufriedenheit. Die Hypothesen 59 und 60 werden bestätigt.

Weiterhin wurde überprüft, inwieweit die Akzeptanz durch den schwarzen Elternteil und die weitere schwarze Familie mit dem Selbstwert und der Lebenszufriedenheit in Zusammenhang stehen. Die Hypothesen 61 bis 64 beinhalten die vermuteten Zusammenhänge.

Hypothese 61: Die wahrgenommene Akzeptanz durch den schwarzen Elternteil in Kindheit und Jugend steht in positivem Zusammenhang mit der Ausprägung des Selbstwertes.

Hypothese 62: Die wahrgenommene Akzeptanz durch die restliche schwarze Familie in Kindheit und Jugend steht in positivem Zusammenhang mit der Ausprägung des Selbstwertes.

Es ergibt sich lediglich ein signifikanter, aber gering ausgeprägter Zusammenhang zwischen der wahrgenommenen Akzeptanz durch die restliche schwarze Familie und dem Selbstwert ($r = .167$, $p = .021$; Spearman). Demnach geht mit einer höheren wahrgenommenen Akzeptanz durch die restliche schwarze Familie ein höherer Selbstwert einher, die Akzeptanz durch den schwarzen Elternteil steht jedoch mit dem Selbstwert nicht in Zusammenhang ($r = .098$, $p = .113$; Spearman). Hypothese 61 wird verworfen, Hypothese 62 bestätigt.

Hypothese 63: Die wahrgenommene Akzeptanz durch den schwarzen Elternteil in Kindheit und Jugend steht in Zusammenhang mit der Ausprägung der Lebenszufriedenheit.

Hypothese 64: Die wahrgenommene Akzeptanz durch die restliche schwarze Familie Elternteil in Kindheit und Jugend steht in Zusammenhang mit der Ausprägung der Lebenszufriedenheit.

Für die Hypothesen 63 und 64 zeigt sich lediglich für die wahrgenommene Akzeptanz durch die restliche schwarze Familie eine geringe signifikante Korrelation mit der Lebenszufriedenheit ($r = .222$, $p = .003$). Demnach gibt es einen Zusammenhang zwischen wahrgenommener Akzeptanz durch die restliche schwarze Familie und der aktuellen Ausprägung der Lebenszufriedenheit, Hypothese 64 kann verifiziert werden. Aufgrund der nicht signifikanten Korrelation ($r = .076$, $p = .172$) wird Hypothese 63 verworfen.

Es wird angenommen, dass das wahrgenommene Isolationsempfinden in Kindheit und Jugend auch mit dem aktuellen Selbstwert und dem Wohlbefinden als Erwachsener in Verbindung steht.

Hypothese 65: Das wahrgenommene Isolationsempfinden in Kindheit und Jugend steht in negativem Zusammenhang mit dem Selbstwert des Individuums.

Die Korrelation zwischen Isolationsempfinden in Kindheit und Jugend und Selbstwert beträgt $r = -.152$ ($p = .018$; Spearman) und ist somit als gering zu bezeichnen. Demnach bestätigt sich die Hypothese, dass mit einem retrospektiv höher wahrgenommenen Isolationsempfinden in Kindheit und Jugend ein aktuell niedriger ausgeprägter Selbstwert einhergeht.

Hypothese 66: Das wahrgenommene Isolationsempfinden in Kindheit und Jugend steht in negativem Zusammenhang mit der Lebenszufriedenheit des Individuums.

Für Hypothese 66 zeigt sich eine signifikante geringe Korrelation von $r = -.298$ ($p \leq .001$). Demnach kann die Hypothese 66 bestätigt werden, dass ein höheres Isolationsempfinden in Kindheit und Jugend mit einer geringeren aktuellen Lebenszufriedenheit einhergeht.

Die folgende Tabelle zeigt die beschriebenen Ergebnisse.

Tabelle 122 - *Zusammenhang Selbstwert, Lebenszufriedenheit, Akzeptanz und Isolationsempfinden*

	Akzeptanz durch...				Isolationsempfinden in Kindheit und Jugend
	den weißen Elternteil	die restliche weiße Familie	den schwarzen Elternteil	die restliche schwarze Familie	
Selbstwert	.106	.114 ^{SP}	.098 ^{SP}	.167* ^{SP}	-.152* ^{SP}
Lebenszufriedenheit	.302**	.249**	.076	.222**	-.298**

SP= Spearman-Rangkorrelation

Abschließend wird der Zusammenhang zwischen der Akzeptanz durch die weiße Referenzgruppe, den weißen Elternteil und die weiße Familie also, und der Ausprägung des Race-Related Stress überprüft. Werden Afrodeutsche in ihrer Familie aufgrund ihrer Hautfarbe nicht akzeptiert, so ist der durch Rassismus wahrgenommene Stress vermutlich höher ausgeprägt, als wenn eine höhere Akzeptanz besteht. Die folgenden Hypothesen 67 und 68 bilden die Annahme ab.

Hypothese 67: Je geringer die wahrgenommene Akzeptanz durch den weißen Elternteil, desto höher die Ausprägung des Race-Related Stress.

Hypothese 68: Je geringer die wahrgenommene Akzeptanz durch die restliche weiße Familie, desto höher die Ausprägung des Race-Related Stress.

Für die Hypothesen 67 und 68 ergeben sich folgende, auf dem 0,01-Niveau signifikante, Korrelationen. Für den Zusammenhang zwischen der wahrgenommenen Akzeptanz durch den weißen Elternteil und der Ausprägung des Race-Related Stress ergibt sich ein hoch signifikanter moderater Zusammenhang ($r = -.338$, $p \leq .001$). Der Zusammenhang zwischen der wahrgenommenen Akzeptanz durch die restliche weiße Familie und dem Race-Related Stress liegt bei $r = -.427$ ($p \leq .001$) und ist damit ebenfalls moderat. Je stärker sich eine Person durch den weißen Elternteil/die restliche weiße Familie mit ihrer Hautfarbe akzeptiert fühlte, desto geringer ist ihr aktuell wahrgenommener Rassismus bedingter Stress. Die Hypothesen 67 und 68 werden somit bestätigt.

Hypothese 69: Es besteht ein positiver Zusammenhang zwischen dem wahrgenommenen Isolationsempfinden in Kindheit und Jugend und der Höhe des Race-Related Stress

Für Hypothese 69 ergibt sich eine signifikante moderate Korrelation ($r = .462$, $p \leq .001$). Demnach gibt es einen positiven Zusammenhang zwischen dem Isolationsempfinden in Kindheit und Jugend und der Höhe des aktuell wahrgenommenen Race-Related Stress. Die Hypothese 69 wird bestätigt.

Die folgende Tabelle verdeutlicht die Ergebnisse zum Race-Related Stress.

Tabelle 123 - *Zusammenhang Race-Related Stress, Akzeptanz und Isolationsempfinden*

	Akzeptanz durch...		Isolationsempfinden in Kindheit und Jugend
	den weißen Elternteil	die restliche weiße Familie	
Race-Related Stress	-.338**	-.427**	.462**

6.2.2.5 Zusammenfassung und kurze Einordnung

der Ergebnisse der Analysen der Einzelhypothesen

Da es sich bei der vorliegenden Untersuchung um eine Querschnittsstudie handelt, können keine Ursache-Wirkung-Beziehungen bestimmt werden. Es werden lediglich Zusammenhänge, keine Kausalitäten festgestellt. Die vorliegenden Ergebnisse basieren auf Korrelationsanalysen und damit auf Zusammenhangsmaßen. Dennoch wird bei manchen Zusammenhängen durch die unterschiedlichen Zeitpunkte, auf die sich die erhobenen Aussagen und Bewertungen beziehen, ein kausaler Zusammenhang mitgedacht. Auch bei den weiterführenden Analysen durch Strukturgleichungsmodelle kann nur aufgrund theoretischer Überlegungen von Wirkrichtungen ausgegangen werden; eine sichere Prüfung von Ursache-Wirkungs-Beziehungen ist selbstverständlich nur mittels Längsschnittstudien möglich.

Im folgenden Abschnitt werden die Ergebnisse kurz zusammengefasst und inhaltlich eingeordnet.

Ergebnisse zu Entwicklung, Ausprägung und Effekten einer national-kulturellen deutschen Identität

Die Daten zeigen, je stärker sich ein afrodeutscher Studienteilnehmer in seiner Kindheit und Jugend durch den weißen Elternteil und/oder die restliche weiße Familie mit seiner Hautfarbe akzeptiert gefühlt hat, desto höher ist seine aktuelle Ausprägung der national-kulturellen deutschen sozialen Identität. Die Akzeptanz durch die eigene familiäre weiße Referenzgruppe (als Repräsentantin auch der weißen Mehrheitsgesellschaft) steht damit in Zusammenhang mit der Identifikation mit dieser Gruppe. Die Fremdkategorisierung durch die eigenen weißen Familienmitglieder in die Gruppe der Deutschen befördert offenbar ein anschließendes eigenes Gefühl der Anbindung an die heimatliche deutsche Gruppe und damit auch die Ausbildung einer deutschen national-kulturellen Identität. Kinder, die die Erfahrung machen, aufgrund ihrer Hautfarbe von ihrem weißen Elternteil und ihrer weiteren weißen Familie nicht vollständig akzeptiert zu werden, bilden hingegen eine geringere national-kulturelle deutsche Identität aus. Unterschiede zwischen Frauen und Männern finden sich in der Ausprägung der national-kulturellen deutschen Identität nicht.

Die Höhe der national-kulturellen deutschen Identität zeigt einen (tendenziellen) geringen positiven Zusammenhang zum angegebenen aktuellen Selbstwert der Person. Je höher die national-kulturelle deutsche soziale Identität von Afrodeutschen ausgeprägt ist, desto höher ist auch der von ihnen angegebene aktuelle Selbstwert. Ausgeprägter ist der positive Zusammenhang zwischen der national-kulturellen deutschen Identität und der aktuellen Lebenszufriedenheit: Je stärker Afrodeutsche eine national-kulturelle deutsche Identität ausgebildet haben, desto höher ist auch die von ihnen angegebene aktuelle allgemeine Lebenszufriedenheit.

Hiermit bestätigen sich die Hypothesen, dass die national-kulturelle deutsche Identität auch für Afrodeutsche selbstwertdienlich sein kann, über die Herstellung positiver Distinktheit wird die Zugehörigkeit zur Gruppe der Deutschen positiv genutzt (vgl. z.B. Nick, 2002; Cohrs, 2005). Auch die Lebenszufriedenheit ist bei Afrodeutschen damit erhöht. Offenbar befriedigt die Zugehörigkeit zur heimatlichen Gruppe auch bei Schwarzen Deutschen das offenbar fundamentale Motiv von Menschen nach Anbindung an eine nahe Referenzgruppe und wirkt hierüber auch auf ihre Lebenszufriedenheit. Wenn mit Schulz (2005) davon ausgegangen wird, dass

eine Nation „dem Einzelnen Geborgenheit vermittelt“, so wirkt dies auch auf die Lebenszufriedenheit (vgl. Kap. 3.1.3).

Ergebnisse zu Entwicklung, Ausprägung und Effekten einer schwarzen Identität

▪ *Akzeptanz durch die weiße Familie und schwarze Identität*

Das Gefühl, von seiner weißen Familie mit der eigenen Hautfarbe vollkommen oder aber weniger akzeptiert zu werden, steht in Beziehung zur Entwicklung einer schwarzen Identität. Je geringer die Akzeptanz durch den weißen Elternteil und die restliche weiße Familie in Kindheit und Jugend ausgeprägt war, umso höher ist die emotional-zentrale Komponente der schwarzen Identität aktuell ausgeprägt. Die Public-Regard-Komponente der schwarzen Identität ist umso höher, je stärker sich Afrodeutsche in der Kindheit und Jugend durch den weißen Elternteil und die weitere weiße Familie akzeptiert fühlten. Die Akzeptanz steht somit auch in Zusammenhang mit der aktuellen Wahrnehmung der Außensicht auf die eigene schwarze Gruppe durch andere (Public Regard).

Somit bestätigt sich der vermutete Zusammenhang zwischen der wahrgenommenen Akzeptanz durch die nächste weiße Referenzgruppe und der schwarzen Identität. Als Basis wird folgender Prozess vermutet: Das Absprechen der Zugehörigkeit zur nächsten sozialen Gruppe der weißen Deutschen (Akzeptanz) befördert vermutlich die Bildung einer reaktiven, auf das Ausschlussmerkmal (Hautfarbe) bezogenen schwarzen (emotional-zentralen) Identität und eine niedrige Ausprägung der Public-Regard-Komponente der schwarzen Identität. Eine (eingeschränkte) Akzeptanz durch den weißen Elternteil und die restliche weiße Familie – als Teile der Mehrheitsgesellschaft – wird als Indikator für den Ausschluss durch die soziale weiße deutsche Umwelt verstanden (vgl. Kap. 3.3.4).

▪ *Isolationsempfinden und schwarze Identität*

Es zeigen sich positive Korrelationen zwischen dem Isolationsempfinden Afrodeutscher in Kindheit und Jugend auf der einen Seite und der aktuellen Ausprägung der emotional-zentralen Komponente der schwarzen Identität und der politisch-emanzipatorischen Komponente der schwarzen Identität auf der anderen Seite. Der Zusammenhang zwischen dem Isolationsempfinden in Kindheit und Jugend und der Public-Regard-Komponente der schwarzen Identität ist negativ. Die

Daten bestätigen damit, dass das wahrgenommene Isolationsempfinden Afrodeutscher in Kindheit und Jugend in Zusammenhang mit der Ausprägung ihrer schwarzen sozialen Identität im Erwachsenenalter steht.

Das Isolationsempfinden steht in inhaltlichem Zusammenhang mit dem Konstrukt Akzeptanz, bezieht sich jedoch auf die Zahl der eigenen Gruppenmitglieder im Umfeld, also auf den Aspekt des Aufwachsens in Vereinzelung (vgl. z.B. Ayim, 1995; Blackshire-Belay, 1996; Kantara, 2000; Ani, 2003; Wright, 2004; Adams, 2005). Vermutet wird, dass das Isolationserleben die Bildung einer schwarzen Identität befördert, weil sich jener Aspekt im Selbstbild festigt, der Ursache des Isolationsempfindens ist, die Hautfarbe also. Hier zeigt sich, dass die Bildung einer schwarzen Identität in Deutschland offenbar gänzlich anderen Gesetzmäßigkeiten folgt, als dies beispielsweise in den USA der Fall ist. Naheliegender wäre der Gedankengang, dass Afrodeutsche dann eine schwarze soziale Identität entwickeln, wenn sie in einer Umgebung mit vielen anderen Schwarzen aufgewachsen sind und eine solche Identität von diesen Vorbildern übernehmen. Dies ist hierzulande nicht der Fall. Es kann kaum von einer übernommenen Identität ausgegangen werden, im Gegenteil, die Daten zeigen, wer in Kindheit und Jugend *keine* Anbindung an die eigene schwarze Gruppe hatte, sich also isoliert fühlte, entwickelt eher eine schwarze Identität als jene, die keine/wenig Isolation empfanden (vgl. Kap. 1.5.4, 3.3.4 und 4.2.2).

Der entgegengesetzte Argumentationsstrang, dass ein Isolationsempfinden, als Folge der Vereinzelung als Schwarzer Mensch, der Bildung einer schwarzen Identität entgegensteht, da Rollenvorbilder zur Übernahmen dieses Identitätsaspektes fehlen, scheint sich durch die Ergebnisse nicht zu bestätigen (vgl. Kap. 4.2.2).

- *Identitätsarbeit und schwarze Identität*

Die Höhe der vom Individuum selbst geleisteten Identitätsarbeit steht in positivem Zusammenhang mit der emotional-zentralen Anbindung an die eigene schwarze Gruppe und der politisch-emanzipatorischen Form der schwarzen Identität. Das heißt, dass Afrodeutsche umso höhere Ausprägungen der emotional-zentralen und politisch-emanzipatorischen Form der Identität zeigen, je mehr Identitätsarbeit sie bisher geleistet haben. Die Identitätsarbeit und die Ausprägung der Public-Regard-Komponente der schwarzen Identität stehen in einem negativen Zusammenhang. Je

mehr sich Afrodeutsche also mit ihrem spezifischen schwarzen Hintergrund befasst haben (Identitätsarbeit), umso negativer bewerten sie die Wahrnehmung der eigenen Gruppe durch die weiße Umwelt.

Hiermit bestätigen sich die Hypothesen, dass Afrodeutsche vielfach - anders als Angehörige schwarzer Minderheiten in anderen Staaten - kaum die Möglichkeit haben, eine schwarze Identität von Vorbildern zu übernehmen und diese stattdessen über eine Art der persönlichen Identitätsarbeit entwickeln müssen. Es erfordert somit offenbar häufig einen individuellen Prozess der ausgiebigen Reflexion und Erarbeitung des eigenen schwarzen Hintergrunds, um eine schwarze Identität zu entwickeln (vgl. Kap. 3.3.4).

Die Identitätsarbeit steht zudem in einem positiven Zusammenhang mit einem Engagement in einer Interessensvertretung Schwarzer Menschen. Je ausgeprägter die vorab geleistete Identitätsarbeit von Schwarzen Deutschen, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit, dass sie sich in einer Interessensvertretung der Gruppe engagieren. Das Engagement setzt vermutlich ein differenziertes Wissen über die eigene besondere Situation voraus, das wiederum zunächst häufig durch individuelle Identitätsarbeit erarbeitet werden muss. Zudem bedeutet das Engagement in einer Interessensvertretung immer auch die kontinuierliche Auseinandersetzung mit dem eigenen schwarzen Hintergrund und dem Dasein als Schwarzer.

- *Schwarze Referenzgruppe und schwarze Identität*

Die Ergebnisse zum Zusammenhang zwischen einer vorhandenen schwarzen Referenzgruppe in Kindheit und Jugend und der Ausprägung der schwarzen Identität im Erwachsenenalter widersprechen erstaunlicherweise alle den Annahmen und sind somit von besonderem Interesse.

Überraschenderweise stehen weder das Aufwachsen bei mindestens einem schwarzen Elternteil noch die Häufigkeit des Kontaktes mit anderen schwarzen Gleichaltrigen in Kindheit und Jugend oder aber das teilweise Aufwachsen in einem Land mit einem höheren Anteil Schwarzer Menschen als in Deutschland in einem Zusammenhang mit der Ausprägung der schwarzen sozialen Identität Afrodeutscher im Erwachsenenalter.

Es zeigen sich für die Gruppe auch keine Zusammenhänge zwischen dem Anteil Schwarzer Menschen im eigenen Wohnumfeld in der Kindheit und Jugend und der

aktuellen Ausprägung der emotional-zentralen Komponente, der Public Regard oder der politisch-emanzipatorischen Komponente der schwarzen Identität.

Die Daten machen für Deutschland deutlich, dass hier offensichtlich nicht jene Faktoren greifen (gegriffen haben), die in anderen Staaten mit schwarzer Minorität Einfluss auf die Entwicklung und Ausprägung der schwarzen Identität nehmen. Die internationale schwarze sozialwissenschaftliche Forschung betont die Bedeutung einer schwarzen Referenzgruppe für die Entwicklung einer schwarzen Identität; der Kontakt zu anderen Schwarzen Menschen befördert demnach die Bildung dieser schwarzen Gruppenidentität (vgl. Sanders Thompson, 1991, b; Tizard & Phoenix, 2002). Auch hat das Wohnumfeld in Kindheit und Jugend einen Einfluss auf die Ausbildung einer auf die Hautfarbe bezogenen Identität. Umgebungsfaktoren und eine distinkte schwarze Referenzgruppe scheinen in Deutschland hingegen für die Bildung einer auf die Hautfarbe bezogenen Identität weniger oder nicht bedeutsam zu sein. Auch die Bedeutung einzelner schwarzer Erwachsener (beispielsweise der Elternteil) für die Bildung einer schwarzen Identität findet durch die Stichprobendaten keine Bestätigung.

- *Qualität der Bindung an eine schwarze Referenzgruppen und schwarze Identität*

Afrodeutsche, die sich in Kindheit und Jugend stärker einer schwarzen Bezugsperson verbunden fühlten, zeigen im Erwachsenenalter höhere Ausprägungen in der emotional-zentralen schwarzen Identität als jene Personen, die sich stärker einer weißen Bezugsperson zugehörig fühlten.

Ganz entgegen der Hypothese geht nach Datenlage eine höhere Akzeptanz durch den schwarzen Elternteil und die restliche schwarze Familie, eine mögliche Einbindung also in schwarze Familienstrukturen, mit einer geringeren schwarzen emotional-zentralen Identität einher, hier besteht ein negativer Zusammenhang. Je stärker sich Afrodeutsche von ihrem schwarzen Elternteil und der restlichen schwarzen Familie während des Aufwachsens akzeptiert fühlten, umso geringer die Ausbildung ihrer emotional-zentralen schwarzen Identität im Erwachsenenalter. Keine Korrelation zeigt sich dagegen zwischen der wahrgenommenen Akzeptanz durch den schwarzen Elternteil und der Public-Regard-Komponente der schwarzen Identität. Lediglich die wahrgenommene Akzeptanz durch die restliche schwarze Familie korreliert gering

positiv mit der Variablen Public Regard. Je stärker sich ein Afrodeutscher also von der restlichen schwarzen Familie in Kindheit und Jugend akzeptiert fühlte, umso positiver die aktuell wahrgenommene Bewertung der eigenen schwarzen Gruppe durch die weiße gesellschaftliche Umgebung.

Die internationale Forschung verdeutlicht die Bedeutung der Qualität der Beziehungen zu schwarzen und weißen (Bezugs-)Personen in Kindheit und Jugend für die spätere Selbstwahrnehmung und -identifizierung als schwarzer Minderheitenangehöriger. Hierzu entwickeln Rockquemore und Brunnsma (2002) das Konzept der Push- und Pull-Faktoren. Es wird davon ausgegangen, dass eine positive Bindungsqualität zu Schwarzen Menschen die spätere Identifizierung mit der Gruppe der Schwarzen erhöht (vgl. Kap. 1.5.5).

In der vorliegenden Stichprobe wirken die Push- und Pull-Faktoren teilweise (Akzeptanz) jedoch offenbar entgegengesetzt der vermuteten Richtung, die Akzeptanz durch den schwarzen Teil der Familie befördert offenbar und erstaunlicherweise keineswegs die Ausbildung der emotional-zentralen Komponente der Identität, sondern wirkt dieser eher entgegen. Auch die wahrgenommene Außensicht auf die eigene Gruppe der Schwarzen durch die weiße Umgebung ist nicht negativer ausgeprägt, wenn die Akzeptanz durch die restliche schwarze Familie höher ist.

- *Schwarze Sozialisation und schwarze Identität*

Es besteht in der afrodeutschen Stichprobe erstaunlicherweise keine Beziehung zwischen der „Förderung der Beschäftigung mit schwarzen Themen durch den schwarzen oder weißen Elternteil in Kindheit und Jugend“ oder der schwarzen Sozialisation (RS Skala) auf der einen Seite und der aktuellen Ausprägung der emotional-zentralen Komponente der schwarzen Identität auf der anderen Seite.

Lediglich die Ausprägung der politisch-emanzipatorischen Form der schwarzen Identität im Erwachsenenalter steht in einem positiven Zusammenhang sowohl mit der Variablen „Förderung der Beschäftigung mit schwarzen Themen durch den weißen und schwarzen Elternteil in Kindheit und Jugend“ als auch mit der schwarzen Sozialisation, erfasst über die RS-Skala.

Gilt eine schwarze Sozialisation schwarzer Kinder für die USA als Bestandteil der Erziehungspraxis, der in direktem Zusammenhang mit der Bildung und Ausprägung

einer schwarzen Identität steht, so zeigen die Ergebnisse für Afrodeutsche eine solche Auswirkung auf die Höhe der emotional-zentralen Anbindung an die Gruppe oder die wahrgenommene Außensicht durch die weiße Mehrheitsgesellschaft erstaunlicherweise nicht an. Die Beschäftigung mit schwarzen Themen und eine schwarze Sozialisation während des Aufwachsens gehen hingegen mit einer höheren politisch-emanzipatorischen schwarzen Identität im Erwachsenenalter einher (vgl. Kap 1.5.5 und 3.3.5).

- *Geschlecht, Alter und schwarze Identität*

Männer und Frauen unterscheiden sich nicht signifikant hinsichtlich der Ausprägung ihrer schwarzen Identität.

Ein höheres Lebensalter hingegen geht mit einer höheren Ausprägung der emotional-zentralen Komponente der schwarzen Identität einher. Es besteht sowohl zwischen Identitätsarbeit und Lebensalter als auch zwischen der Ausprägung der politisch gesellschaftlichen Komponente der schwarzen Identität und dem Lebensalter ein geringer positiver Zusammenhang. Vermutet wird, dass Personen mit höherem Lebensalter mehr Zeit für die Auseinandersetzung mit der eigenen Identität hatten, die Wahrscheinlichkeit also steigt, dass sich ein Individuum mit seiner besonderen Rolle auseinandergesetzt hat und sich seiner Gruppenzugehörigkeit somit eher bewusst ist. Zum anderen können sich hier Kohorteneffekte verbergen, möglicherweise ist die Auseinandersetzung mit dem eigenen Schwarz-Sein in den älteren Generationen Afrodeutscher, die die Politisierung der Gruppe mit initiiert haben, eine größere (vgl. Kap. 1.3 und 3.3.5).

- *Bedeutung einer schwarzen Identität für Selbstwert und Lebenszufriedenheit*

Anders als vermutet, zeigen die Daten keinen Zusammenhang zwischen der emotional-zentralen oder der politisch-emanzipatorischen Komponente der schwarzen Identität auf der einen Seite und der aktuellen Selbstwerthöhe auf der anderen Seite. Offenbar gilt für Afrodeutsche nicht, dass diese Formen sozialer Identitäten förderlich für den Selbstwert sind.

Die Daten zeigen - hypothesenkonform - einen geringen positiven Zusammenhang zwischen der Public-Regard-Komponente der schwarzen Identität und dem Selbstwert: Je positiver die Sicht der weißen Umwelt auf die eigene schwarze

Gruppe wahrgenommen wird, umso höher der eigene Selbstwert. Eine wahrgenommene positive Sicht auf die eigene Gruppe durch die Außenwelt wirkt also offenbar förderlich auch auf den individuellen Selbstwert des Gruppenmitglieds.

Im Widerspruch zu den aufgestellten Hypothesen zeigt sich kein positiver Zusammenhang zwischen der emotional-zentralen Komponente der schwarzen Identität oder der politisch-emanzipatorischen Identität auf der einen Seite und der Lebenszufriedenheit auf der anderen, sondern jeweils ein geringer negativer Zusammenhang. Je stärker die emotional-zentrale und die politisch-emanzipatorische Komponente der schwarzen Identität bei Afrodeutschen ausgeprägt sind, umso geringer ist die von den Befragten angegebene Lebenszufriedenheit. Wer sich also der eigenen Gruppe emotional stark zugehörig fühlt und das Schwarzsein zentral im Selbstbild verankert hat und/oder wer eine ausgeprägte politisch-emanzipatorische schwarze Identität hat, zeigt eine geringere aktuelle Lebenszufriedenheit als Afrodeutsche mit geringer ausgeprägten schwarzen sozialen Identitäten.

Die Daten zeigen eine geringe positive Korrelation zwischen der Public-Regard-Komponente der schwarzen Identität und der Lebenszufriedenheit. Je stärker Schwarze Deutsche wahrnehmen, dass die weiße Umgebung ihre Gruppe der Schwarzen positiv wahrnimmt, umso höher ihre Lebenszufriedenheit. Wer die Außensicht auf die eigene schwarze Gruppe durch die weiße Umwelt positiv wahrnimmt, ist zufriedener.

Die Ergebnisse widersprechen damit der Annahme, dass die Ausprägung einer schwarzen emotional-zentralen Identität den Selbstwert und die Lebenszufriedenheit befördert.

Unklar bleibt, ob die Anbindung an eine distinkte soziale Gruppe und die Erfüllung des Anschlussmotivs sich positiv auf Selbstwert und Lebenszufriedenheit auswirken. Möglicherweise wirkt eine solche reaktive Gruppenidentität durchaus förderlich, vermag aber Isolationsempfindungen in Kindheit und Jugend nicht zu kompensieren (vgl. Kap. 3.3.6).

- *Rassismuswahrnehmung*

Es zeigen sich hohe positive Zusammenhänge sowohl zwischen den Ausprägungen der emotional-zentralen Komponente der schwarzen Identität und der Ausprägung des Race-Related Stress als auch zwischen der Ausprägung der politisch-emanzipatorischen Komponente der schwarzen Identität und der Ausprägung des Race-Related Stress.

Es wurde bei der Entwicklung der hier bestätigten Hypothesen davon ausgegangen, dass eine Einordnung von Vorkommnissen als rassistisch erfordert, dass sich das Individuum seiner Gruppenzugehörigkeit auch bewusst ist, also eine schwarze emotional-zentrale Identität besitzt. Sollte das Individuum seiner Hautfarbe wenig oder keine Bedeutung beimessen, wird es viele rassistische Vorfälle nicht klar als solche einordnen (können) und keine darauf bezogene Stressempfindung erleben. Vielfach in weiß dominierten Bezügen, ohne ausgeprägte Sicht auf rassistisch motivierte Kontexte und Gegebenheiten aufgewachsen, werden manche Situationen möglicherweise im Sinne nicht betroffener, weil weißer Bezugspersonen fehlinterpretiert. Umgekehrt können das Auftreten rassistischer Vorfälle und der daran gebundene Stress die Entwicklung einer schwarzen Identität sicher befördern.

Auch das Engagement in einer schwarzen Interessensvertretung und die Höhe des Race-Related Stress stehen in einem moderaten positiven Zusammenhang. Hier gilt vermutlich, je stärker sich ein Schwarzer Mensch mit seiner Lebenssituation in einer weißen Mehrheitsgesellschaft befasst, umso sensitiver wird er für die Wahrnehmung von Rassismus.

Es zeigen sich auch moderate negative Zusammenhänge zwischen der Ausprägung des Race-Related Stress und der Public-Regard-Komponente der schwarzen Identität. Möglicherweise verbirgt sich dahinter ein Prozess der Wahrnehmung rassistischer Vorfälle mit dem daran gebundenen Stress. Diese führen dann zu einer gering ausgeprägten Public-Regard-Komponente, die wiederum die Sensibilität für rassistische Vorfälle erhöht.

Die wahrgenommene Akzeptanz durch den weißen Elternteil und die restliche weiße Familie korrelieren beide negativ mit dem Race-Related Stress. Afrodeutsche, die sich durch ihre weiße Familie in ihrer Hautfarbe weniger akzeptiert fühlten, erleben aktuell mehr Race-Related Stress als solche, die sich mit ihrer Hautfarbe in der weißen Familie in Kindheit und Jugend stärker akzeptiert fühlten.

Es zeigt sich zudem ein moderater positiver Zusammenhang zwischen dem Isolationsempfinden in Kindheit und Jugend und der Höhe des aktuell wahrgenommenen Race-Related Stress. Wer sich als Afrodeutscher in Kindheit und Jugend isoliert fühlte, erlebt aktuell mehr Race-Related Stress als jene Afrodeutschen, bei denen dieses Gefühl weniger ausgeprägt war.

Die Akzeptanz durch die restliche schwarze Familie korreliert negativ mit dem aktuellen Race-Related Stress. Vermutet wird, dass Individuen, die sich von ihrem schwarzen Elternteil und ihrer schwarzen Familie akzeptiert und eingebunden fühlten, eher die Möglichkeit hatten, bei stressvollen rassistischen Situationen soziale Unterstützung von Personen aus dem engen sozialen Umfeld zu erhalten, mit denen sie die Problematik des Rassismus teilen können und die ihnen Strategien zum besseren Umgang mit dem daraus resultierenden Stress vermitteln. Die Wahrnehmung von Situationen als rassistisch wird demnach befördert, ihr Stress reduziert sich jedoch durch den Social Support (vgl. Kap. 1.5.6 und 3.3.5.5).

- *Schwarze Identität und Eigenlabels*

Die Daten zeigen einen geringen Zusammenhang zwischen der Ausprägung der emotional-zentralen Komponente der schwarzen Identität und der Verwendung von Eigenlabels wie „Afrodeutsche/r“, „Afrikanische Deutsche/r“ und „Afro“. Zwischen der emotional-zentralen Komponente der schwarzen Identität und den Labels „Schwarze/r Deutsche/r“ und „Schwarze/r“ bestehen moderate korrelative Zusammenhänge. Es besteht ein geringer positiver Zusammenhang zwischen der Ausprägung der politisch-emanzipatorischen Komponente der schwarzen Identität und der Verwendung des Eigenlabels „Schwarze/r Deutsche/r“. Zudem zeigen sich geringe positive Korrelationen zwischen der Verwendung der Eigenlabels „Afrodeutsch“, „Schwarze/r Deutsche/r“ und „Schwarzer“ und der Ausprägung der Identitätsarbeit.

Diese Daten zeigen, dass die Verwendung bestimmter politisch und/oder emanzipatorisch geprägter Labels zur Benennung der eigenen Gruppe offenbar mit einer schwarzen Identität in Zusammenhang stehen (vgl. Kap. 1.1).

Ergebnisse zur Wechselwirkung zwischen einer national-kulturellen deutschen Identität und der Ausprägung einer schwarzen Identität

Es zeigt sich eine geringe positive Korrelation zwischen der national-kulturellen deutschen Identität und der Public-Regard-Komponente der schwarzen Identität; umso weniger ausgeprägt die Wahrnehmung ist, dass die weiße Außenwelt positiv auf die Gruppe der Schwarzen blickt, um so geringer ist die national-kulturelle deutsche Identität Afrodeutscher ausgeprägt. In diesen Daten spiegelt sich die vermutete Wechselwirkung wider, dass der von Schwarzen Deutschen durch die negative Bewertung wahrgenommene Ausschluss durch die Mehrheitsgesellschaft die eigene Identifikation mit der Gruppe der Deutschen reduziert und die eigene national-kulturelle Identität daher weniger ausgeprägt ist.

Es zeigen sich geringe negative Zusammenhänge zwischen der emotional-zentralen Komponente der schwarzen Identität und der politisch-emanzipatorischen schwarzen Identität auf der einen Seite und der Ausprägung der national-kulturellen deutschen Identität auf der anderen Seite. Je stärker also die emotional-zentrale oder politisch-emanzipatorische Komponente der schwarzen Identität ausgeprägt ist, umso geringer ist die Ausbildung der national-kulturellen deutschen Identität und umgekehrt.

Je stärker der Ausschluss durch die Mehrheitsgesellschaft von Afrodeutschen wahrgenommen wird, umso geringer ist auch die national-kulturelle deutsche Identität ausgeprägt. Umso stärker ist vermutlich das Bedürfnis der Entwicklung einer reaktiven Gruppenidentität, bezogen ist diese auf die Hautfarbe (vgl. Kap. 3.3.4).

Die geringen Korrelationen zwischen den beiden zentralen sozialen Identitäten der Studie deuten aber auch darauf hin, dass eine deutsche national-kulturelle und eine schwarze Gruppenidentität sich keineswegs gegenseitig ausschließen.

Ergebnisse zu weiteren relevanten Aspekten der Lebensrealität von Afrodeutschen - Einflussfaktoren von Selbstwert, Lebenszufriedenheit und Race-Related Stress

Weder die wahrgenommene Akzeptanz durch den weißen Elternteil noch die wahrgenommene Akzeptanz durch die restliche weiße Familie korrelieren mit dem aktuellen Selbstwert. Auch die wahrgenommene Akzeptanz durch den schwarzen Elternteil zeigt keinen Zusammenhang zum Selbstwert.

Die Ergebnisse spiegeln demnach nicht den vermuteten Zusammenhang wider, dass die Verhinderung des Anschlussmotivs durch die eigenen weißen Familienmitglieder sich direkt auf die Ausprägung des späteren Selbstwertes mindernd auswirkt und eine erhöhte Akzeptanz durch den schwarzen Elternteil dem Selbstwert im Erwachsenenalter zuträglich ist.

Es zeigt sich lediglich eine geringe Korrelation zwischen der wahrgenommenen Akzeptanz durch die restliche schwarze Familie in Kindheit und Jugend und dem aktuellen Selbstwert. Je stärker sich ein Afrodeutscher also in Kindheit und Jugend durch seine weitere schwarze Familie in seiner Hautfarbe akzeptiert fühlte, umso höher ist der aktuell ausgeprägte Selbstwert. Diese emotionale Einbindung in die schwarze Familie scheint dem Selbstwert somit zuträglich zu sein.

Die Daten bilden eine moderate signifikante Korrelation zwischen der wahrgenommenen Akzeptanz durch den weißen Elternteil und der aktuellen Lebenszufriedenheit ab und zeigen eine geringe signifikante Korrelation zwischen der wahrgenommenen Akzeptanz durch die restliche weiße Familie und der Lebenszufriedenheit.

Die wahrgenommene Akzeptanz durch den schwarzen Elternteil korreliert hingegen nicht signifikant mit der Lebenszufriedenheit, es besteht jedoch eine geringe signifikante Korrelation zwischen der wahrgenommenen Akzeptanz durch die restliche schwarze Familie und der Lebenszufriedenheit.

Die Verhinderung des selbstverständlichen Anschlusses an die eigene Familie wirkt sich nach Datenlage damit deutlicher auf die Lebenszufriedenheit aus und weniger auf den Selbstwert. Lediglich die wahrgenommene Akzeptanz durch den schwarzen Elternteil korreliert nicht mit der Lebenszufriedenheit.

Das wahrgenommene Isolationsempfinden als Schwarzer in Kindheit und Jugend korreliert gering negativ mit dem Selbstwert, zwischen dem wahrgenommenen Isolationsempfinden in Kindheit und Jugend und der aktuellen Lebenszufriedenheit gibt es eine moderate Korrelation.

Es zeigt sich ein negativer Zusammenhang zwischen der wahrgenommenen Akzeptanz durch den weißen Elternteil und die restliche weiße Familie auf der einen und dem Race-Related Stress auf der anderen Seite. Je stärker sich eine Person also durch den weißen Elternteil / die restliche weiße Familie mit ihrer Hautfarbe akzeptiert fühlte, desto geringer ist ihr aktuell wahrgenommener Rassismus bedingter

Stress. Werden Afrodeutsche in ihrer Familie aufgrund ihrer Hautfarbe nicht akzeptiert, so erhält das Individuum vermutlich auch keine Unterstützung in rassistisch dominierten Situationen.

Es gibt auch einen moderaten positiven Zusammenhang zwischen dem Isolationsempfinden in Kindheit und Jugend und der Höhe des aktuell wahrgenommenen Race-Related Stress.

Bisher wurden im Ergebnisteil lediglich bivariate Korrelationen dargestellt und eingeordnet. Diese bilden jedoch lediglich Zusammenhänge zwischen zwei Konstrukten ab. Komplexere Wirk- und Zusammenhänge der betrachteten Konstrukte und Folgerungen werden nachfolgend dargestellt und geprüft. Hierzu wird das Verfahren der Strukturgleichungsmodellierung angewandt.

6.2.3 Analyse komplexer Wirkzusammenhänge

6.2.3.1 Konfirmatorische Faktorenanalysen, Strukturgleichungen (SEM)

Mit konfirmatorischen Faktorenanalysen und Strukturgleichungsmodellen wird die Passung empirischer Daten zu einem vorab entwickelten theoretischen Modell überprüft. Der Ansatz kann grob als Kombination aus Regressions- und Faktorenanalyse verstanden werden. Das faktorenanalytische Modell geht von einer bestimmten Zuordnung von Items (manifeste Variablen) - beobachtbaren Variablen - zu nicht beobachtbaren, latenten Variablen - den theoretischen Konstrukten/Faktoren - aus (Boomsma, 2000; Byrne, 2001). Mit der komplexen statistischen Analyse wird ermittelt, wie gut die theoretisch fundierten Annahmen zu Zusammenhängen verschiedener Konstrukte und die empirisch erhobene Realität übereinstimmen.

Alle Modellannahmen werden hier mit der Software AMOS (Analysis of MOment Structures) 7.0 (Arbuckle & Wothke, 1999) getestet. In diesen komplexen Strukturgleichungsanalysen (SEM) geht jedes beobachtbare Item als eine manifeste Variable in das Modell ein. Als Ergebnis der Gegenüberstellung von theoretischem Modell und empirischen Daten erhält man verschiedene Goodness-of-Fit Statistiken, diese stellen Gütemaße für die Passung von Daten und Modell dar (vgl. z. B. Byrne, 2001).

6.2.3.1.1 Gütekriterien

Nach Boomsma (2000) sollten folgende Fit-Indizes grundsätzlich berichtet werden: die χ^2 -Goodness-of-Fit Statistik, der geschätzte Wert für den RMSEA (root mean square error of approximation) oder das 90%-Vertrauensintervall für diesen Wert sowie Informationen zu den Residuen wie die SRMR (standardized root mean squared residuals). Außerdem sollte nach Hu und Bentler (1999) noch der CFI angeführt werden.

χ^2 -Goodness-of-Fit Statistik

χ^2 -Goodness-of-Fit Statistik beschreibt die Abweichung (Diskrepanz) der empirischen Kovarianzmatrix von der durch die theoretischen Modellannahmen implizierten Kovarianzmatrix. Eine Übereinstimmung zwischen dem theoretischen

Modell mit χ^2 -Verteilungsannahme und den empirischen Daten kann dabei immer nur annäherungsweise zutreffen (Byrne, 2001). Die modellimplizierten Werte repräsentieren die Nullhypothese (H_0), das heißt, ein Modell passt bei einem p größer .05 zur Datenstruktur. Liegt das p unter .05, so muss die H_0 (Modell passt zu den empirischen Daten) verworfen werden. Somit zeigt ein signifikanter χ^2 -Wert ($p < .05$) die Abweichung eines theoretischen Modells von den vorliegenden Daten an. Bei diesem Index gilt jedoch, dass größere Stichproben ($N > 200$) leichter zu signifikanten Abweichungstests führen, das heißt, schon minimale Abweichungen des Modells von der Realität werden bei solchen größeren Stichproben signifikant. Auch gute Modelle werden somit leicht verworfen, und dies, obwohl die Durchführung von Strukturgleichungsanalysen gerade bei größeren Stichproben als sinnvoll erachtet wird (vgl. Petzel, 2009).

Daher sollten weitere Goodness-of-Fit Indizes angeführt werden. Diese so genannten deskriptiven Indizes stellen ebenfalls Kriterien für die Modellgüte dar. Auch diese Kriterien sind in unterschiedlicher Ausprägung anfällig für Faktoren wie beispielsweise die Stichprobengröße; daher wird auch die Betrachtung verschiedener Fit-Indizes nebeneinander empfohlen (Kline, 2004; Schumacker & Lomax, 1996). Beim χ^2 -Wert handelt es sich um einen exakten Modell-Fit, die weiteren Indizes hingegen sind deskriptive Fit-Indizes.

χ^2/df

Einer dieser Indizes ist das χ^2/df -Verhältnis, also der χ^2 -Wert dividiert durch die Anzahl der Freiheitsgrade. Ein Wert dieses Index größer 2 bis 3 oder, weniger streng, größer 5, spricht für ein nicht optimales Modell – die Passung zwischen theoretischer Annahme und Daten ist als unbefriedigend anzusehen (Byrne, 1989; Carmines & McIver, 1981; Wheaton, Muthén, Alwin & Summers, 1977). Nachteile des χ^2/df -Verhältnis-Index bestehen darin, dass er relativ empfindlich auf Verletzungen von Verteilungsannahmen, auf eine hohe Komplexität des Modells (viele zu schätzende Parameter) und natürlich ebenso wie der χ^2 -Test auf die Stichprobengröße reagiert. Je komplexer das Modell und je größer die Stichprobe, desto eher steigt dieser Index an (Schermelleh-Engel, Moosbrugger & Müller, 2003).

NFI und CFI

Bentler und Bonett (1980) entwickelten den normed fit index (NFI), der lange Zeit als das Kriterium der Wahl galt (Byrne, 2001). Um auch kleinen Stichproben gerecht werden zu können, entwickelte Bentler (1990) den NFI weiter zum Comparative Fit Index (CFI). Beide Werte reichen von 0.00 bis 1.00, wobei ursprünglich Werte ab .90 als guter Modell-Fit interpretiert wurden (Byrne, 2001). Hu und Bentler (1999) empfehlen aufgrund der Ergebnisse von Monte-Carlo-Studien einen neuen Cut-off-Wert von .95.

RMSEA

Der RMSEA schließlich wird als eines der informativsten Kriterien bei Strukturgleichungsmodellierungen angesehen (Byrne, 2001), da es auch die Komplexität des Modells durch die Zahl der eingehenden Parameter berücksichtigt. Geschätzt wird hier, wie gut ein vorgegebenes Modell mit unbekanntem, aber optimal gewählten Werten die Kovarianzmatrix der Population abbildet. Werte unter .05 repräsentieren eine sehr gute, Werte über .08 eine unbefriedigende Passung, Werte über .1 sind nicht akzeptabel (ebd.). Hu und Bentler (1999) plädieren aufgrund ihrer Analysen für einen Wert um .06 als obere Grenze einer guten Modellanpassung. Der Vorteil des RMSEA liegt darin, dass seine Verteilungseigenschaften bekannt sind, so dass ein Konfidenzintervall bestimmt werden kann. Der *pclose*-Wert beschreibt den *p*-Wert für die Nullhypothese, dass der RMSEA kleiner oder gleich .05 ist ($H_0 = \text{RMSEA} \leq 0.05$). Ein *pclose* kleiner oder gleich .05 zeigt keinen Fit an, ein *pclose* größer .5 indiziert einen guten Fit.

Obwohl der RMSEA als sehr informativ gilt, hat auch er Nachteile. So berichten Hu und Bentler (1999) von der Tendenz des RMSEA, bei kleinen Stichprobengrößen zu übertriebener Ablehnung wahrer Populationsmodelle zu neigen, das heißt, Verzerrungen aufgrund eines kleineren Stichprobenumfangs führen eher zur Ablehnung des Modells als zu seiner Annahme. Dennoch gilt er als nicht so stichprobenabhängig wie der χ^2 -Wert (Schermelleh-Engel et al., 2003). Empfohlen wird die Verwendung des RMSEA in Kombination mit dem SRMR (Hu & Bentler, 1999, S. 27f). Zu beachten ist, dass der Index, da er die Komplexität eines Modells berücksichtigt, auch ansteigen kann, wenn ein Modell seine Sparsamkeit reduziert, es also komplexer ist.

6.2.3.1.2 Prüfung der Voraussetzungen und Parceling

Bei konfirmatorischen Faktorenanalysen und Strukturgleichungen sollten vorab einige Voraussetzungen geprüft werden. Diese werden im folgenden Abschnitt genannt.

Normalverteilungsannahme

Verfahren wie Korrelations-, Regressions- und Varianzanalysen gelten bei größeren Stichproben als robust gegenüber Verletzungen der Normalverteilungsannahme der Variablen und der Multinormalverteilung des relevanten Datensatzes (vgl. Petzel, 2009, S. 123). Für statistische Analysen, wie sie in der vorliegenden Studie angewendet werden (konfirmatorische Faktorenanalysen und Strukturgleichungsmodelle), ist die Multinormalverteilung der Daten jedoch zu prüfen (Boomsma, 2000; Hair et al., 2006). In der vorliegenden Studie weichen die empirisch gefundenen Verteilungen in einigen Fällen von einer Normalverteilung ab. Nicht normalverteilte Variablen können vor allem bei kleinen Stichprobengrößen ($N < 50$) negative Auswirkungen haben, die sich mit steigender Stichprobengröße ($N > 200$) allerdings immer weiter verringern (Hair et al., 2006). Da die vorliegende Stichprobengröße sich deutlich von einer kleinen Stichprobengröße ($N < 50$) abgrenzen lässt und die mittels SPSS berechneten Kolmogoroff-Smirnow-Tests meist eine relativ gute univariate Anpassungen der Daten an die Form einer Normalverteilung erkennen lassen, werden die vorhandenen Daten für die weitere Analyse keiner Transformation unterzogen. Zur Parameterschätzung bei den Strukturgleichungsanalysen wird die Maximum-Likelihood (ML)-Methode angewandt, die eine multivariate Normalverteilung voraussetzt, gleichzeitig aber auch als relativ robust gegenüber Verletzungen dieser Voraussetzung gilt, gesichert ist dieser Befund allerdings eher für Stichproben mit $N > 400$ (Schermelleh-Engel et al., 2003).

Unabhängigkeit der Residuen

Es können keine konsistenten Muster berichtet werden, die auf eine Abhängigkeit der Residuen schließen lassen (Hair et al., 2006).

Stichprobengröße

Nach Nachtigall et al. (2003) divergieren die Angaben zu Mindeststichprobengrößen für die Berechnung von Strukturgleichungsanalysen. Als minimal bezeichnen sie ein Verhältnis der Zahl von Versuchspersonen zur Zahl der berücksichtigten Parameter von 10:1 bzw. nach Kline (1998) eine Stichprobengröße von $N = 200$. Shrout und Bolger (2002) bezeichnen in Übereinstimmung mit Efron und Tibshirani (1993) Stichprobengrößen von 20 bis 80 als klein bis moderat und empfehlen die Bootstrap-Methode für diese Fälle. Mit einer Stichprobengröße von $N = 198$ (mit fehlenden Werten) bzw. $N_{\min} = 171$ (ohne fehlende Werte) ist die Größe dieses Datensatzes vor dem Hintergrund der genannten Angaben insgesamt mindestens als moderat zu bezeichnen. Nach Muthén und Muthén (2002) stellt eine minimale Stichprobengröße von etwa 150 Personen für die genutzte Maximum Likelihood (ML)-Methode eine vertretbare Größe dar.

Die Voraussetzungen zur Durchführung der folgenden Analysen können zusammenfassend als erfüllt angesehen werden.

Parceling

Für die durchzuführenden Strukturgleichungsanalysen wurden aus den Items der vorliegenden Einzelskalen, wenn möglich, jeweils drei Item-Parcels gebildet. Die Verwendung von mehr als zwei Parcels wird zur Vermeidung von Heywood-Cases empfohlen und daher angewandt (vgl. McDonald, 1985). Diese Parcels können als zusammengefasste beobachtete Indikatoren verstanden werden, die die Stabilität der geschätzten Modellparameter erhöhen (vgl. Bandalos, 2002). Vorteil ist, dass kein Informationsverlust entsteht, da keine Items eliminiert werden, sondern es zu einer Zusammenfassung der Information kommt, alle Indikatoren gehen in das Modell ein. Die Bildung von Parcels wird nur für den Fall empfohlen, in dem es sich um eindimensionale Skalen handelt (vgl. Holt, 2004). Die Bildung von Parcels trägt zur Komplexitätsreduktion im Modell bei und kann daher die Robustheit des Modells fördern. Zudem sind Parcels eher normalverteilt als Einzelitems. Parcels wurden mit jenen Items gebildet, die als eindimensional betrachtet wurden und keine Residuenkovarianz aufweisen. Die Parcels wurden nach dem Zufallsprinzip gebildet.

6.2.3.2 Strukturmodelle der Studie

Mit Hilfe von Strukturgleichungen werden theoretisch entwickelte komplexe Modelle zur vermuteten Zusammenhangs- und Wirkbeziehung zwischen mehreren Konstrukten anhand empirisch erhobener Daten auf ihre Gültigkeit hin überprüft. Für die vorliegende Studie ergeben sich verschiedene Teil-Modelle, die theoretisch abgeleitet wurden und sukzessive zu einem komplexen Gesamtmodell zusammengefügt werden können. Mit Hilfe der Analysen wird dargestellt, welche Teilmodelle eine gute Beschreibung der vorliegenden Daten darstellen und wie ein alle relevanten Konstrukte integrierendes Modell aussieht. Die späteren Modelle beinhalten jeweils vorher dargestellte Modelle, die Komplexität steigt somit von Modell 1 bis Modell 5 und Modell 6 an.

Modell 1

Modell 1 bildet den theoretisch hergeleiteten Zusammenhang ab zwischen der Akzeptanz durch die nähere weiße Umwelt, dem erlebten Isolationsgefühl in Kindheit und Jugend - retrospektiv erfragt - und der aktuell ausgebildeten national-kulturellen deutschen Identität, erfasst über die Mael-Asforth-Skala zur Identifikation mit der Gruppe der Deutschen. Die Items zur Erfassung der Akzeptanz durch den weißen Elternteil und der Akzeptanz durch die restliche weiße Familie werden im Modell zum beide Aspekte umfassenden Konstrukt „Akzeptanz durch die weiße Familie“ zusammengeführt. Auch das in Kindheit und Jugend empfundene Isolationsgefühl wird im Modell als latentes Konstrukt verrechnet, manifeste Variable ist das dahinter stehende Item, mit dem das Isolationsgefühl erfasst wurde. Die folgende Abbildung illustriert die Zusammenhänge. Zu beachten ist hierbei, ebenso wie in den folgenden Modellen, dass einige nahe liegende Beziehungen der Übersicht halber nicht dargestellt werden, wenn sie nicht signifikant sind.

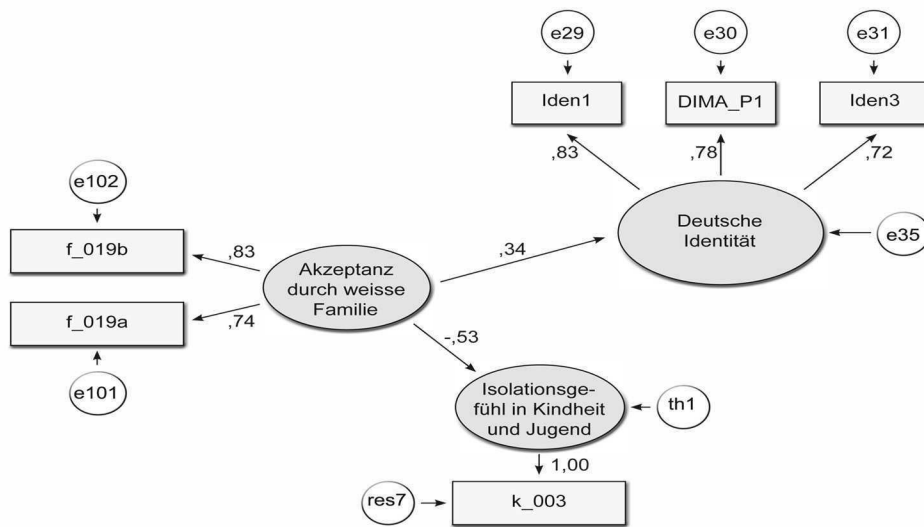


Abbildung 21 - Strukturmodell 1

Chi ²	df	Chi ² /df	p	RMSEA	pclose	CFI
20,979	8	2,622	.007	.091	.070	.965

Tabelle 124 - Modellwerte für Strukturmodell 1

Die Gütekriterien zeigen insgesamt eine akzeptable Übereinstimmung der theoretisch abgeleiteten Annahmen mit den empirischen Daten. Die signifikante Abweichung der Daten von der theoretischen Verteilungsannahme, die in der χ^2 -Statistik deutlich wird ($p < .05$), ist nicht überraschend, kann eine Übereinstimmung doch immer nur annäherungsweise zutreffen (Byrne, 2001). Aufschluss über die Modellgüte geben die weiteren Indizes. Das Verhältnis von Chi²-Wert zu Freiheitsgraden liegt mit 2,622 unter dem strengen Faustregel-Maßstab von $\text{Chi}^2/\text{df} < 3$ für einen guten Fit. Der RMSEA ist mittelmäßig, der CFI-Wert mit 0,965 gut.

Das Modell bestätigt den positiven Zusammenhang zwischen der wahrgenommenen Akzeptanz mit der eigenen Hautfarbe durch die weiße Familie und der aktuellen Ausprägung der national-kulturellen Identität, dieser liegt bei .34, die Varianzaufklärung der Variablen national-kulturelle deutsche Identität durch diese Form der innerfamiliären Akzeptanz liegt bei $R^2 = .12$.

Das Modell macht zudem deutlich, dass ein hoher negativer Zusammenhang (-.53) zwischen der Akzeptanz der eigenen Hautfarbe durch die weiße Familie und dem heute erinnerten Isolationsgefühl in Kindheit und Jugend besteht. Die Varianzaufklärung der Variablen Isolationsgefühl in Kindheit und Jugend durch die Variable Akzeptanz durch die weiße Familie liegt bei $R^2=.28$.

Als nicht signifikant erweist sich hingegen der Pfad zwischen Isolationsgefühl und deutscher national-kultureller Identität, das Modell wird daher um diesen Pfad reduziert.

Damit ist davon auszugehen, dass die Akzeptanz, die die afrodeutschen Studienteilnehmer in ihrer weißen Familie - ihrem nächsten sozialen (weißen) Umfeld also - erfahren haben (weißer Elternteil und restliche weiße Familie zusammengefasst), in Zusammenhang mit der Ausbildung und aktuellen Höhe der national-kulturellen deutschen Identität steht. Dabei handelt es sich um eine sehr elementare Form der Akzeptanzwahrnehmung, bezieht sie sich doch auf die nächste, emotional bedeutende soziale Umgebung. Je stärker sich ein Schwarzer Deutscher von den weißen Mitgliedern seiner Familie in Kindheit und Jugend akzeptiert, also mit seiner Hautfarbe angenommen fühlte, umso stärker identifiziert er sich offenbar im Erwachsenenalter mit der (weißen) deutschen Nation und Kultur.

Modell 2

Im zweiten Modell werden theoretisch postulierte Einflussfaktoren der schwarzen Identität dargestellt. Es werden auch Zusammenhänge zwischen den verschiedenen Facetten der schwarzen Identität abgebildet. Die folgende Abbildung veranschaulicht die Zusammenhänge.

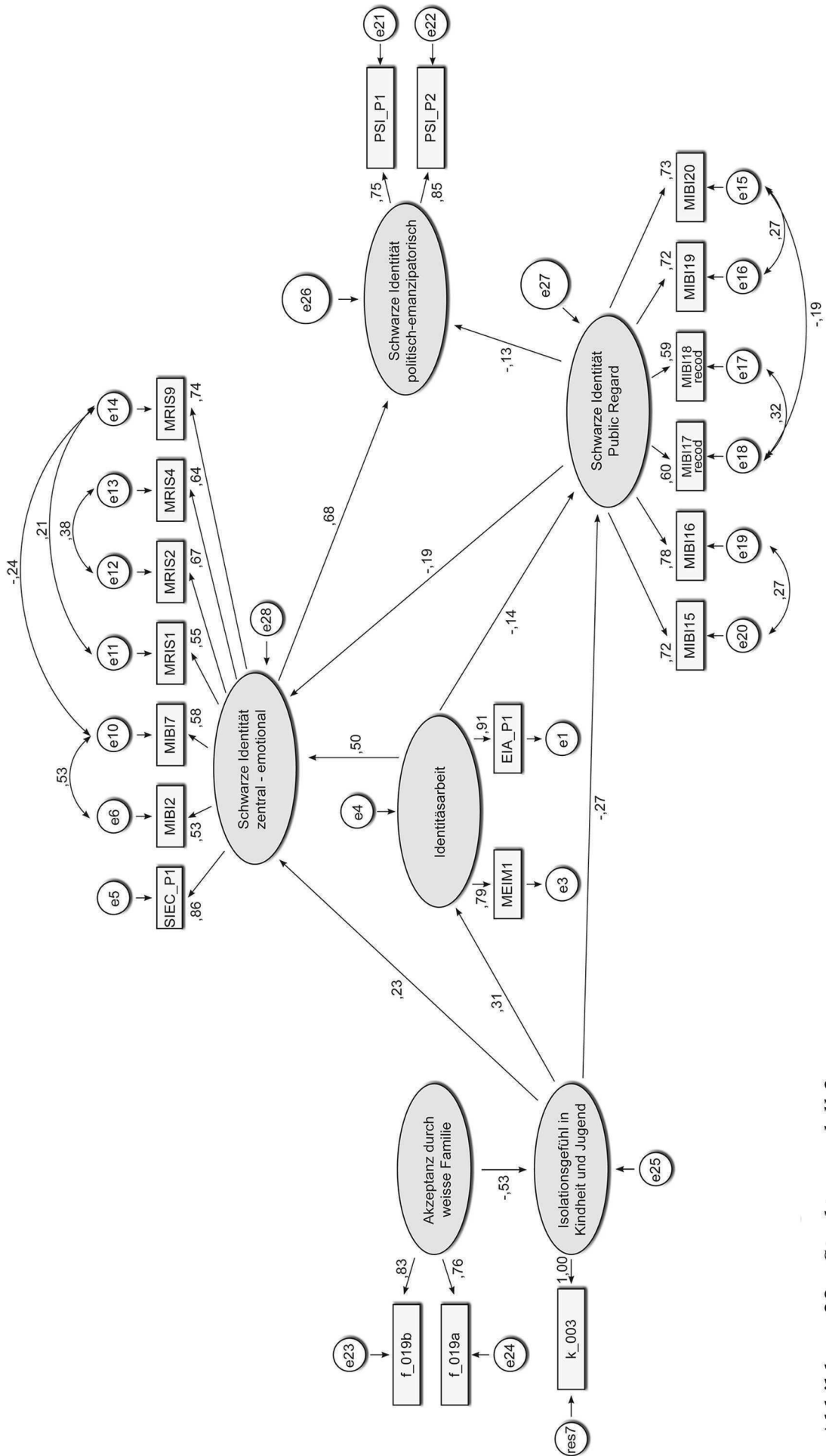


Abbildung 22 - Strukturmodell 2

Chi ²	df	Chi ² /df	p	RMSEA	pclose	CFI
232,32	154	1,509	<.001	.051	.441	.955

Tabelle 125 - Modellwerte für Strukturmodell 2

Die Gütekriterien zeigen insgesamt eine gute Übereinstimmung der theoretisch abgeleiteten Annahmen mit den empirisch gefundenen Zusammenhängen. Eine Abweichung der Modellannahmen ist auch hier wieder erwartungsgemäß ($p < .05$). Das Verhältnis von Chi²-Wert zu Freiheitsgraden liegt mit 1,509 unter dem strengen Maßstab von $\text{Chi}^2/\text{df} < 3$ für einen guten Fit. Der RMSEA ist mit 0,051 gut und nicht signifikant von 0,05 verschieden ($p_{\text{close}} > 0,05$). Der CFI-Wert spricht mit 0,955 ebenfalls für einen guten Fit.

Das Modell 2 macht deutlich, dass die fehlende Akzeptanz der eigenen Hautfarbe durch die weiße Familie in engem Zusammenhang mit dem in Kindheit und Jugend erlebten Isolationsempfinden steht. Es wird im Weiteren offenbar, dass dieses Isolationsempfinden als Schwarzer Mensch in Kindheit und Jugend seinerseits einen hohen Zusammenhang mit der Identitätsarbeit (.31), der emotional-zentralen schwarzen Identität (.23) und der Public-Regard-Komponente der schwarzen Identität (-.27) aufweist. Demnach geht ein höheres Isolationsempfinden in Kindheit und Jugend mit einer erhöhten (schwarzen) Identitätsarbeit einher. Je stärker sich ein Afrodeutscher in Kindheit und Jugend durch seine Hautfarbe isoliert fühlte, umso weniger positiv ist zudem die aktuelle Wahrnehmung, wie nicht-schwarze Menschen auf die eigene Gruppe, die der Schwarzen also, blicken. Zudem wirkt sich das Isolationsempfinden in Kindheit und Jugend offensichtlich auch auf die Ausprägung der emotional-zentralen Facette der schwarzen Identität aus. Je höher das individuelle Isolationsempfinden in früheren Zeiten, umso stärker ausgeprägt ist die emotional-zentrale Facette der schwarzen Identität heute.

Die Daten bilden auch den postulierten Einfluss der Identitätsarbeit auf die Ausprägung der emotional-zentralen Komponente der schwarzen Identität ab (.50). Je stärker ein Afrodeutscher sich mit seiner Hautfarbe und seinem schwarzen Hintergrund auseinandersetzt, umso stärker ist die emotional-zentrale Komponente der schwarzen Identität im Erwachsenenalter ausgebildet. Die Identitätsarbeit steht statistisch gesehen allerdings in keinem Zusammenhang mit der Public-Regard-

Komponente der Identität. Der postulierte Zusammenhang, je stärker sich ein schwarzer Deutscher mit seiner Identität auseinandergesetzt hat, umso negativer wird die Wahrnehmung der schwarzen Gruppe durch die weißen Mehrheitsgesellschaft bewertet (-.14, n. sign.), ist nicht signifikant.

Der negative Zusammenhang der Public-Regard-Komponente der schwarzen Identität mit der emotional-zentralen Form der schwarzen Identität ist nicht signifikant. Je negativer die wahrgenommene Außensicht durch Nicht-Schwarze auf die Gruppe der Schwarzen Menschen, umso stärker ausgeprägt ist die emotional-zentrale Form der Identität von Afrodeutschen. Der Zusammenhang ist damit höchstens tendenziell.

Die Public-Regard-Komponente steht lediglich in einem tendenziell negativen Zusammenhang mit der politisch-emanzipatorischen Form der Identität. Dass eine negative Wahrnehmung der Sicht auf die Gruppe der Schwarzen durch die weiße Außenwelt mit einer stärker ausgeprägten Form der politisch-emanzipatorischen Komponente der schwarzen Identität einhergeht (-.13, n. sign.), ist nicht signifikant.

Besonderen Einfluss auf die Ausbildung der politisch-emanzipatorischen Form der Identität nimmt die emotional-zentrale Form der schwarzen Identität (.68). Je stärker die schwarze Identität emotional-zentral im Selbstbild des Einzelnen verankert ist, umso stärker ist auch die Ausbildung der politisch-emanzipatorisch Facette der schwarzen Identität.

Modell 3

In Modell 3 werden das Bedingungsmodell für die schwarze (Modell 2) und die national-kulturelle deutsche Identität (Modell 1) zu einem komplexen Modell zusammengefügt, das auch den Zusammenhang zwischen den beiden Kern-Konstrukten der Studie, der national-kulturellen deutschen und der schwarzen Identität, darstellt. Die folgende Abbildung veranschaulicht die Zusammenhänge.

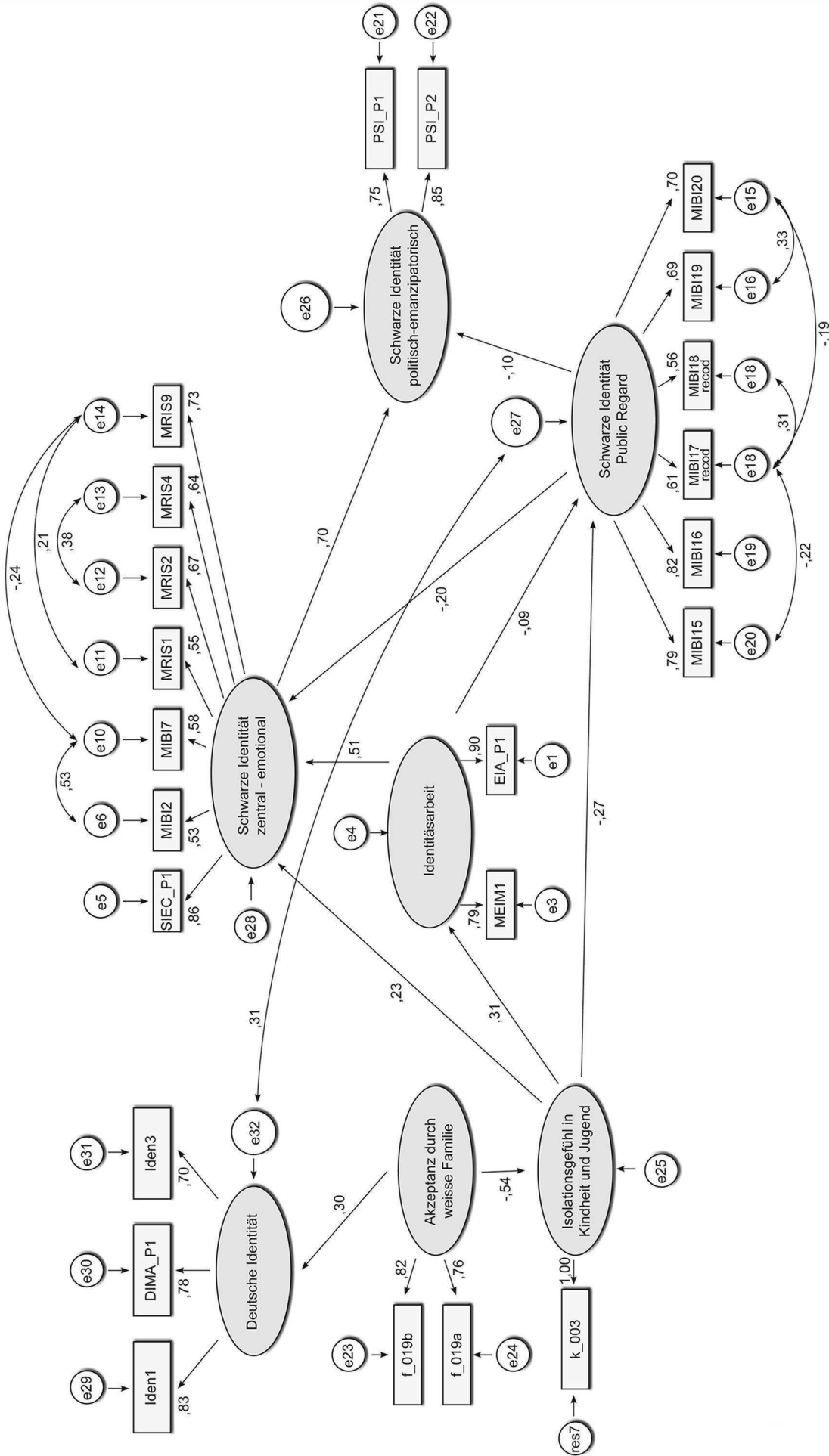


Abbildung 23- Strukturmodell 3

Chi ²	df	Chi ² /df	p	RMSEA	pclose	CFI
318,43	212	1,50	<.001	.051	.454	.947

Tabelle 126 - *Modellwerte für Strukturmodell 3*

Die Gütekriterien zeigen auch hier insgesamt eine gute Übereinstimmung der theoretisch abgeleiteten Annahmen mit den empirisch gefundenen Zusammenhängen. Die signifikante Abweichung der Daten von der theoretischen Verteilungsannahme, die in der χ^2 -Statistik deutlich wird ($p < .05$), ist auch wiederum nicht überraschend. Eine Übereinstimmung kann immer nur annäherungsweise zutreffen (Byrne, 2001). Die anderen Fit-Indizes zeigen gute Werte. Das Verhältnis von Chi²-Wert zu Freiheitsgraden liegt mit 1,50 unter dem strengen Kriteriumsmaßstab von $\text{Chi}^2/\text{df} < 3$ für einen guten Fit. Der RMSEA von 0,051 ist nicht signifikant von 0.05 verschieden ($p_{\text{close}} > 0.05$), der CFI-Wert mit 0,947 ist ebenfalls indikativ für einen guten Fit.

Im Modell zeigen sich für den Zusammenhang zwischen den beiden zentralen Konstrukten der Arbeit signifikante Korrelationen. Dabei liegt der Pfadkoeffizient, der den Zusammenhang zwischen der national-kulturellen deutschen Identität und der Public-Regard-Komponente abbildet bei .31. Je höher die national-kulturelle deutsche Identität von Afrodeutschen ausgeprägt ist, umso positiver die Bewertung der Außensicht der weißen Mehrheitsgesellschaft auf die eigene schwarze Gruppe. Umgekehrt formuliert: Je geringer die national-kulturelle deutsche Identität ausgeprägt ist, umso negativer ist die individuelle Wahrnehmung, wie Mitglieder der weißen Mehrheitsgesellschaft auf die Gruppe der Schwarzen blicken. Eine hohe Identifikation mit der Gruppe der Deutschen geht mit der (positiveren) Wahrnehmung einher, dass die weiße Mehrheitsgesellschaft Schwarze Menschen durchaus positiv betrachtet. Hier handelt es sich vermutlich um einen Wechselwirkungsprozess, daher wird kein gerichteter Pfad gewählt. Die Entscheidung fiel aus diesen inhaltlichen Gründen für eine korrelative Beziehung. So ist davon auszugehen, dass - mit der Public-Regard-Komponente beginnend formuliert - eine höhere Ausprägung der Wahrnehmung, dass Schwarze Menschen von ihrer weißen Umgebung negativ gesehen werden, mit einer geringeren Ausprägung der national-kulturellen deutschen Identität einhergeht, dass die

wahrgenommene Außensicht somit Einfluss nimmt auf die Ausbildung der deutschen Identität. Ist diese dann geringer ausgebildet, so erhöht sich die (negative) Wahrnehmung, dass weiße Mitglieder der Mehrheitsgesellschaft negativ auf die Gruppe der Schwarzen blicken.

Der Zusammenhang zwischen der national-kulturellen deutschen Identität und der politisch-emanzipatorischen Komponente ist nicht signifikant (-.02) und wird daher im Modell nicht berücksichtigt. Der Zusammenhang zwischen der national-kulturellen deutschen Identität und der emotional-zentralen Facette der schwarzen Identität ist ebenfalls nicht signifikant (-.16). Beide zeigen aber mit ihren Vorzeichen die vermutete negative Richtung des Zusammenhangs an.

Modell 4

Modell 4 erweitert das vorangegangene Modell 3 um das Konstrukt des Race-Related Stress. Überprüft wird, inwieweit der Race-Related Stress in einem hohen Zusammenhang mit den verschiedenen Komponenten der schwarzen Identität steht. Die folgende Abbildung verdeutlicht die Zusammenhänge.

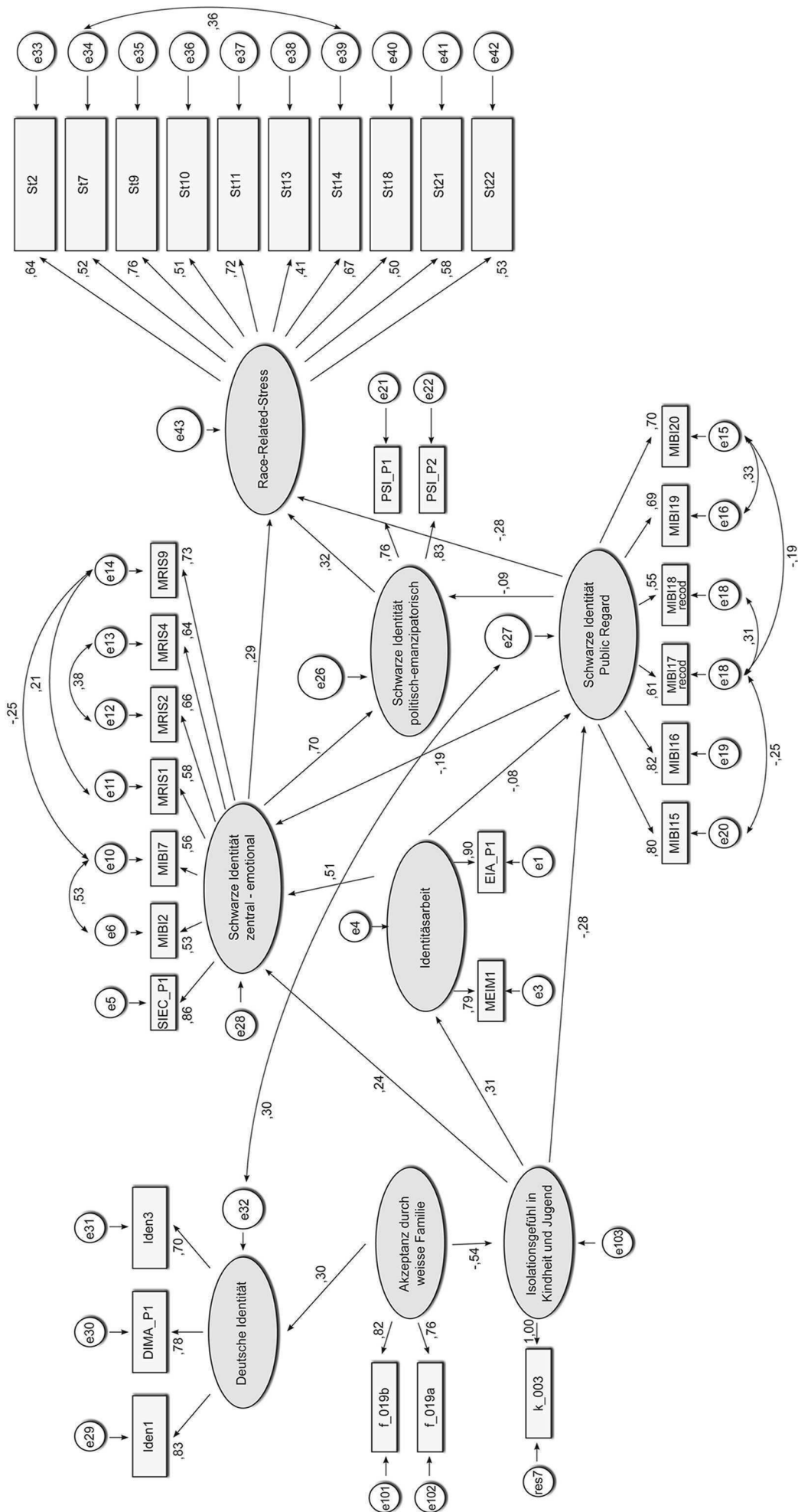


Abbildung 24- Strukturmodell 4

Chi ²	df	Chi ² /df	p	RMSEA	pclose	CFI
670,027	473	1,417	<.001	.046	.763	.927

Tabelle 127 - Modellwerte für Strukturmodell 4

Die Gütemaße zeigen insgesamt eine gute Übereinstimmung der theoretisch abgeleiteten Annahmen mit den empirischen Daten. Die signifikante Abweichung der Daten von der theoretischen Verteilungsannahme, die in der χ^2 -Statistik deutlich wird ($p < .05$), ist erwartungsgemäß. Das Verhältnis von Chi²-Wert zu Freiheitsgraden liegt mit 1,417 unter dem strengen Maßstab von Chi²/df < 3 für einen guten Fit. Der RMSEA liegt mit 0,046 sogar unter der strengen Marke für einen sehr guten Fit und weicht nicht signifikant von 0.05 ab ($p_{close} > 0.05$). Der CFI-Wert ist mit 0,927 ebenfalls als akzeptabel zu bewerten.

Es zeigen sich Pfadkoeffizienten von .29 von der emotional-zentralen Komponente der schwarzen Identität auf das Konstrukt des Race-Related- Stress, von .32 von der politisch-emanzipatorischen Facette der schwarzen Identität auf das Konstrukt des Race-Related Stress und von -.28 von der Public-Regard-Komponente der schwarzen Identität auf das Konstrukt des Race-Related Stress. Die aufgeklärte Varianz des Konstruktes des Race-Related Stress durch die drei Aspekte der schwarzen Identität liegt bei $R^2 = .52$. Das Konstrukt des Race-Related Stress wird somit zu einem hohen Teil durch die drei Facetten des Konstruktes der schwarzen Identität erklärt. Eine höhere Ausprägung der emotional-zentralen und der politisch-emanzipatorischen Facette der schwarzen Identität befördern demnach den wahrgenommenen Race-Related Stress. Die Ausprägung der Public-Regard-Komponente steht mit dem Race-Related Stress in negativem Zusammenhang. Je negativer die Wahrnehmung der Außensicht auf die eigene Gruppe durch die weiße Mehrheitsgesellschaft, umso höher der empfundene Race-Related Stress.

Modell 5

Modell 5 ergänzt das eben erläuterte Modell 4 um das Konstrukt der allgemeinen Lebenszufriedenheit. Diese wird in der vorliegenden Studie als endogene Variable

betrachtet, vermutet wurden Einflüsse auf das Konstrukt sowohl von der schwarzen als auch von der national-kulturellen deutschen Identität.

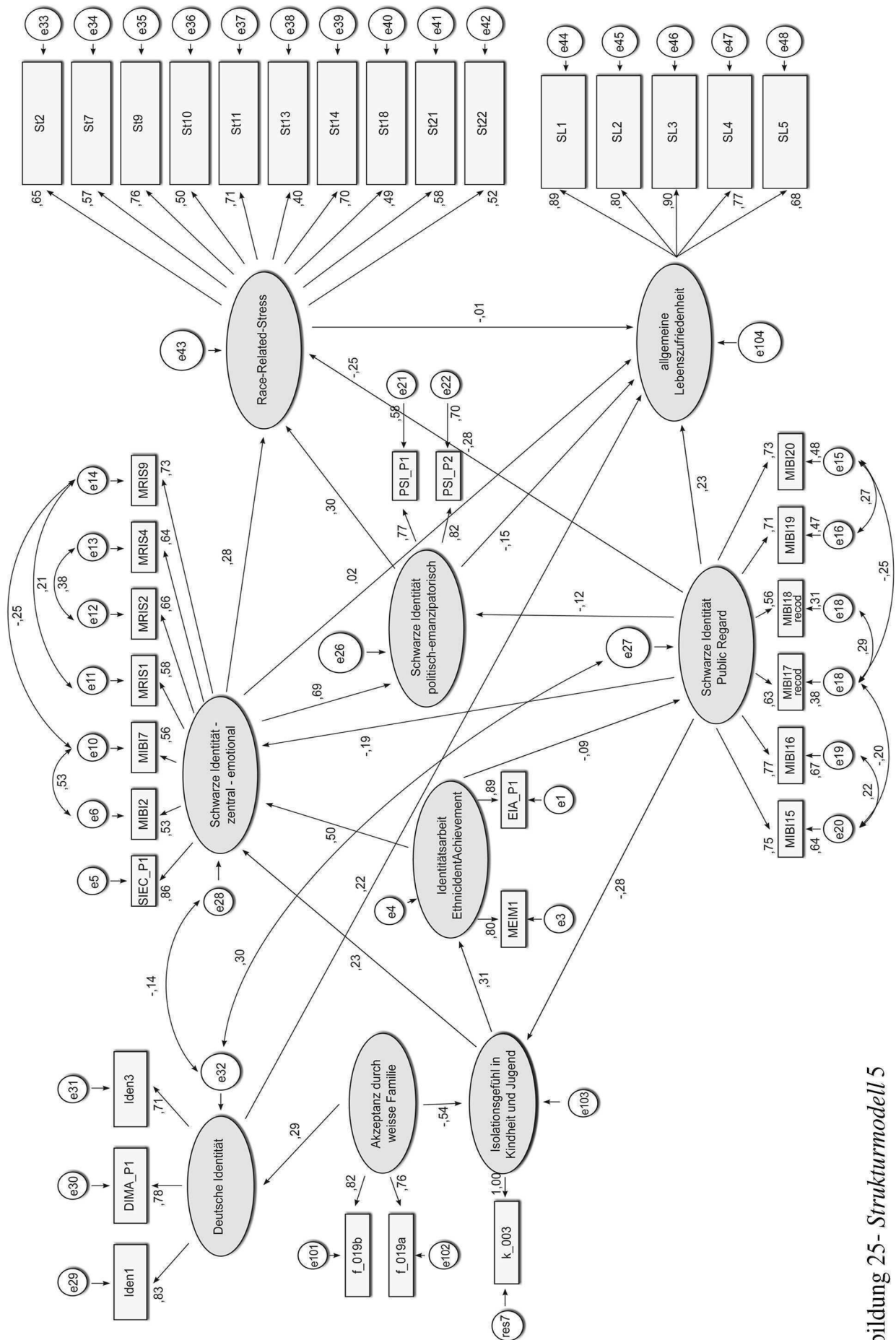


Abbildung 25- Strukturmodell 5

Chi ²	df	Chi ² /df	p	RMSEA	pclose	CFI
912,531	638	1,43	<.001	.,047	.764	.920

Tabelle 128 - Modellwerte für Strukturmodell 5

Es zeigt sich auch bei diesem Modell eine gute Passung. Der RMSEA liegt mit 0.047 ebenfalls unter der für den Wert strengen Marke für einen guten Fit von $< .05$. Dieser RMSEA-Wert von 0.047 ist nicht signifikant von 0.05 verschieden ($pclose > 0.05$). Der CFI-Wert ist mit 0,920 ebenfalls gut.

Das Modell zeigt einen positiven Zusammenhang zwischen der national-kulturellen deutschen Identität und der allgemeinen Lebenszufriedenheit, der direkte Effekt liegt bei .22.

Die Einflüsse der schwarzen Identität auf die Allgemeine Lebenszufriedenheit zeigen, dass eine ausgeprägte Public-Regard-Komponente, die Wahrnehmung also, dass Schwarze Menschen von ihrer weißen Umgebung eher positiv gesehen werden, dienlich für die allgemeine Lebenszufriedenheit ist. Nehmen Afrodeutsche hingegen wahr, dass die weiße Mehrheitsgesellschaft negativ auf die Gruppe der Schwarzen Menschen blickt, so ist dies der Lebenszufriedenheit nicht zuträglich. Der Pfadkoeffizient liegt bei .23.

Der Zusammenhang zwischen der politisch-emanzipatorischen Form der schwarzen Identität und der allgemeinen Lebenszufriedenheit ist mit $-.15$ gering ausgeprägt: Je höher die politisch-emanzipatorische Komponente der schwarzen Identität ausgeprägt ist, umso ist geringer die allgemeine Lebenszufriedenheit oder andersherum: Je zufriedener eine Person ist, umso geringer die politisch-emanzipatorische Form der Identität.

Keinen direkten Einfluss auf die allgemeine Lebenszufriedenheit nehmen hingegen die Konstrukte der emotional-zentralen schwarzen Identität (.02) und des Race-Related Stress ($-.01$).

Modell 6

Modell 6 ergänzt das oben vorgestellte Modell 4 um das Konstrukt des allgemeinen Selbstwertes. Der Selbstwert wird in der vorliegenden Studie als Effektvariable

verstanden, vermutet wurden Einflüsse auf das Konstrukt sowohl von der schwarzen als auch von der national-kulturellen deutschen Identität. Die folgende Abbildung veranschaulicht die Zusammenhänge.

Chi ²	df	Chi ² /df	p	RMSEA	pclose	CFI
1232,870	831	1,485	<.001	.050	.531	.892

Tabelle 129 - *Modellwerte für Strukturmodell 6*

Es zeigt sich auch bei diesem Modell eine gute Passung. Das Verhältnis von Chi²-Wert zu Freiheitsgraden liegt mit 1,485 erneut unter dem strengen Maßstab von $\text{Chi}^2/\text{df} < 3$ für einen guten Fit. Der RMSEA spricht mit 0,050 ebenfalls für einen akzeptablen Modellfit. Der Wert ist nicht signifikant verschieden von 0,05 ($\text{pclose} > 0,05$). Der CFI-Wert ist mit 0,892 ebenfalls zufrieden stellend.

Es zeigt sich kein signifikanter direkter Einfluss der national-kulturellen deutschen Identität auf den Selbstwert (.10). Der Zusammenhang zwischen den Facetten der schwarzen Identität und dem allgemeinen Selbstwert ist höher ausgeprägt, der Einfluss der emotional-zentralen schwarzen Identität auf den Selbstwert liegt bei .34 und ist somit positiv. Je höher die emotional-zentrale schwarze Identität ausgeprägt ist, umso höher ist auch der allgemeine Selbstwert. Der negative Zusammenhang zwischen der politisch-emanzipatorischen Form der schwarzen Identität und dem allgemeinen Selbstwert liegt bei -.22, das heißt, dass mit einer steigenden Ausprägung der politisch-emanzipatorischen Komponente der schwarzen Identität der Selbstwert geringer ausgeprägt ist. Die dritte Komponente der schwarzen Identität steht mit .17 in positivem Zusammenhang mit dem allgemeinen Selbstwert: mit der Wahrnehmung, dass Schwarze Menschen von ihrer weißen Umwelt eher positiv gesehen werden, geht auch ein höherer Selbstwert einher.

Einen tendenziellen negativen Einfluss nimmt auch der Race-Related Stress auf den Selbstwert (-.13).

Kapitel 7: Diskussion

Im folgenden Kapitel werden die Ergebnisse der deskriptiven und inferenzstatistischen Analysen der Studie hinsichtlich ihrer wissenschaftlichen Bedeutung diskutiert und mit Rückbezug auf die theoretischen Überlegungen interpretiert. Es wird verdeutlicht, inwieweit die Ergebnisse im Einklang mit den theoretischen Annahmen stehen oder aber diesen widersprechen.

Bei jeder empirischen Studie ist zu prüfen, ob die gewonnenen Daten einen Rückschluss auf die Gültigkeit der theoretischen Annahmen erlauben. Daher werden die Repräsentativität der Stichprobe, die Güte der eingesetzten Messverfahren, die Angemessenheit der statistischen Verfahren und das Untersuchungsdesign näher beleuchtet. Auch mögliche Limitationen der Studie werden diskutiert. Abschließend werden praktische Implikationen hergeleitet, offene Fragen formuliert, Ideen für weitere Forschung präsentiert und ein Fazit gezogen.

7.1 Diskussion zentraler Ergebnisse der Studie

Im folgenden Abschnitt werden zunächst Ergebnisse der Entwicklung und Anwendung neuer Messinstrumente berichtet und eingeordnet. Damit gewonnene Daten Rückschlüsse auf die Gültigkeit theoretischer Annahmen erlauben, muss sichergestellt sein, dass die eingesetzten Erhebungsverfahren von ausreichender Güte sind. Für empirische Studien gilt, dass Ergebnisse, die im Widerspruch zu den zu prüfenden theoretischen Annahmen stehen, nicht nur durch unzutreffende Annahmen zu erklären sind, sondern möglicherweise auch durch Daten, deren Aussagekraft in Zweifel steht. Es muss daher sichergestellt sein, dass die eingesetzten Verfahren reliabel und valide messen. Nur so kann davon ausgegangen werden, dass mit Hilfe der Messinstrumente auch tatsächlich jene Konstrukte erfasst werden, die erfasst werden sollen.

Da es sich in der Studie teilweise um Messinstrumente handelt, die erstmals im deutschsprachigen Raum angewendet und der besonderen Fragestellung angepasst wurden, sollen diese zunächst inhaltlich und in ihren Gütekriterien kurz beschrieben und bewertet werden. Anschließend werden sowohl die deskriptiven als auch die hypothesenprüfenden zentralen Ergebnisse der Studie diskutiert.

7.1.1 Messinstrumente

In der vorliegenden Studie wird eine Gruppe von Menschen detailliert betrachtet, die bisher empirisch-wissenschaftlich nicht untersucht wurde. Instrumente zur empirischen Erhebung von Konstrukten, die für diese Gruppe der Afrodeutschen von hoher Relevanz sind, lagen im deutschen Sprachraum bisher nicht vor. Ein großer Teil der in der Arbeit verwendeten Instrumente musste daher zunächst neu entwickelt werden. Außerdem wurden Instrumente aus dem US-amerikanischen Kulturraum an die deutschen Gegebenheiten angepasst (vgl. Kap. 5.3).

Einige Skalen wurden aus dem US-amerikanischen Raum übernommen und erstmals in einer schwarzen deutschen Stichprobe angewandt. Hierfür wurden sie zunächst übersetzt, an den spezifischen deutschen kulturellen Kontext angepasst und teilweise in ihrer Item- und Unterskalenzusammensetzung im Vorfeld verändert. Zudem wurden neu entwickelte Items verwendet, die aus eigenen theoretischen Überlegungen zum Forschungsbereich abgeleitet wurden. Vervollständigt wurde die Fragebogenbatterie durch bekannte und bewährte Standard-Skalen, die jedoch erstmals in der Gruppe der Schwarzen Deutschen angewandt wurden.

Die deutsche soziale Identität konnte mit Hilfe von zwei auf den Kontext der Studie neu übertragen Skalen, der Subskala „Deutsche Identität“ von Orth et al. (1996) und der Subskala „Identification“ von Mael und Ashforth (1992), erhoben werden. Die Überprüfung der Gütekriterien führt zu befriedigenden Ergebnissen (vgl. Kap. 5.3.1). Nicht möglich war allerdings die parallele Messung der schwarzen sozialen Identität durch adaptierte Varianten der eben genannten Skalen (vgl. Kap. 5.3.2.4 und 5.3.2.5). Hier zeigt sich eine Limitation in der Messung. Die Vergleichbarkeit der beiden zentralen Konstrukte der Arbeit, der deutschen national-kulturellen und der schwarzen Identität, ist damit eingeschränkt.

Das Konstrukt der schwarzen (sozialen) Identität wurde in der Gruppe der Afrodeutschen durch Unterskalen der für den US-amerikanischen Kontext entwickelten „Multidimensional `Racial` Identification Scale – Revised“ (MRIS-R) nach Sanders Thompson (1992, 1995, 2001) und des „Multidimensional Inventory of Black Identity“ (MIBI) von Sellers, Rowley, Chavous, Shelton und Smith (1997) erhoben. Diese wurden hierzu übersetzt, auf den (afro-)deutschen kulturellen Kontext übertragen und in ihrer inhaltlichen Struktur überprüft (vgl. Kap. 5.3.2.1 und 5.3.2.2). Nach eingehender Analyse konnten neue Unterskalen zur Erfassung der emotional-zentralen Komponente der schwarzen Identität (vgl. Kap. 5.3.2.3), der

Public-Regard-Komponente der schwarzen Identität (vgl. Kap. 5.3.2.2.3) und einer politisch-emanzipatorischen Facette des Konstruktes (vgl. Kap. 5.3.2.1.2) entwickelt werden. Zudem wurde deutlich, dass einige Unterskalen, mit denen im US-amerikanischen Kontext valide bestimmte Aspekte der schwarzen Identität erhoben werden, im deutschen Kontext auch in adaptierter Form nicht sinnvoll angewendet werden können. Die Gütekriterien der Messinstrumente zur Erfassung der oben genannten Komponenten der schwarzen Identität erwiesen sich als befriedigend.

Für die spezifische deutsche Lebensrealität und die Fragestellung der Studie war es erforderlich, die geleistete Identitätsarbeit des einzelnen Afrodeutschen zu erheben. Diese spezifische (afrodeutsche) Form der Aneignung schwarzer Inhalte konnte bisher nicht gemessen werden. Daher wurde eine Unterskala des Multigroup Ethnic Identity Measure von Phinney (1992) neu zusammengesetzt, um so mit dieser neu gebildeten Teilskala erstmals das Ausmaß der von vielen Afrodeutschen offenbar geleisteten Identitätsarbeit zur Erlangung einer schwarzen sozialen Identität erfassen zu können (vgl. Kap. 5.3.3). Die Gütekriterien erweisen sich als befriedigend.

Die Skala zur Wahrnehmung von Rassismus und des daraus resultierenden Stresses, der Index of Race-Related Stress, Brief-Version (IRRS-B) von Utsey (1999) wurde erstmals für eine deutsche Stichprobe übersetzt, adaptiert und fortentwickelt (vgl. Kap. 5.3.7). Ebenso wurden die Items zur Erfassung der auf die Hautfarbe bezogenen Sozialisation des Verfahrens zur Erfassung der „racial socialization“ nach Sanders Thompson (1996) übersetzt und adaptiert (vgl. Kap. 5.3.6.1). Beide Verfahren zeigen durchaus befriedigende Gütekriterien.

Mit der Adaption und Weiterentwicklung von Messinstrumenten stellt die Studie neue geprüfte Verfahren zur Verfügung, die für die empirische Erfassung von Konstrukten, die für die Lebensrealität und das psychische Erleben und Verhalten von Schwarzen Deutschen von hoher Wichtigkeit sind. Zudem stellt die Studie – theoretischen Überlegungen folgend – Einzelitems zur Erfassung weiterer relevanter Aspekte der Lebensrealität - beispielsweise der Akzeptanz durch Familienangehörige, des Isolationsempfindens oder der Kontaktdichte zu anderen schwarzen Menschen – vor (vgl. Kap. 5.3.4, 5.3.5 und 5.3.6).

7.1.2 Deskriptive Statistiken – Beschreibung der Gruppe

Im folgenden Abschnitt werden die zentralen deskriptiven Ergebnisse hinsichtlich ihrer wissenschaftlichen Bedeutung und unter Rückbezug auf theoretische Vorannahmen und biographische Beschreibungen diskutiert.

Den Daten ist zu entnehmen, dass der überwiegende Teil der befragten Schwarzen Deutschen eine weiße deutsche Mutter hat, der Vater ist in der befragten Gruppe der Afrodeutschen zu einem großen Prozentsatz Afrikaner. Diese Ergebnisse bestätigen damit die Annahmen verschiedener Autoren, die davon ausgehen, dass die meisten Angehörigen der untersuchten Gruppe eine weiße deutsche Mutter und einen schwarzen afrikanischen oder amerikanischen Vater hätten (vgl. z.B. Kampmann, 1994; Asante, 1996), und entsprechen auch US-amerikanischen Erhebungen, wonach Kinder mit einem schwarzen und einem weißen Elternteil zumeist eine weiße Mutter und einen schwarzen Vater hätten (vgl. Rockquemore & Brunnsma, 2002, Tizard & Phoenix, 2002). Bestätigt werden auch die Vermutungen verschiedener Autoren, dass ein geringer Teil der Schwarzen Deutschen zwei schwarze deutsche Elternteile hat und eine kleine Zahl von Schwarzen Deutschen von weißen Paaren adoptiert wurde (vgl. Sephocle, 1996). Hier wird die in der Literatur häufig geäußerte Annahme bestätigt, dass Schwarze Deutsche neben einem weißen deutschen Elternteil meist einen Elternteil haben, der nicht (afro-)deutsch ist, sondern aus einem anderen Heimatland nach Deutschland migrierte. Somit bestätigt sich die Hypothese Kampmanns (1994, S. 126), dass Afrodeutsche meist „Nachkommen binationaler Beziehungen“ sind – dies unterscheidet sie von vielen Angehörigen anderer schwarzer Minderheiten. Der schwarze Elternteil ist somit in den allermeisten Fällen selbst nicht in Deutschland aufgewachsen und sozialisiert worden.

Deutlich wird auch, dass lediglich eine kleine Minderheit der Befragten (9,1%) angibt, eine schwarze Mutter zu haben. Die zumeist erste Bezugsperson und einflussreichste, bestimmende Sozialisationsinstanz Afrodeutscher ist damit bei über 90% der Befragten mit der weißen Mutter eine Person, die selbst Angehörige der dominierenden weißen Mehrheitsgesellschaft und damit Trägerin und Vermittlerin des Werte- und Normsystems der weißen deutschen Gesellschaft ist.

Die eigene Mutter hat eine andere Hautfarbe als das schwarze deutsche Kind selbst und hat so alle an die schwarze Hautfarbe gebundenen sozialen Konstruktionen und Konsequenzen nie selbst erfahren; sie kennt das Minderheitendasein aufgrund der Hautfarbe nicht aus eigener Erfahrung und teilt auch die besondere Lebensrealität

Schwarzer Menschen nicht. Auch dies ist eine Besonderheit für Minderheitenangehörige, die sonst zumindest im engeren Familienverband von Mitgliedern der gleichen Gruppe umgeben sind.

Die Ergebnisse zum familiären Hintergrund bestätigen auch Annahmen aus verschiedenen Berichten zur Lebenssituation (älterer) Afrodeutscher, in denen häufiger von einem Adoptions- oder Pflegefamilienhintergrund (vgl. z.B. Ayim, 1995; Sephocle, 1996) berichtet wird.

Auch das in einigen autobiographischen Aufzeichnungen und Abhandlungen zur Gruppe geschilderte Phänomen, dass die Angehörigen der Gruppe der Schwarzen Deutschen häufig ohne ihren Vater und damit den meist schwarzen Elternteil aufgewachsen seien (vgl. z.B. Geller, 1997; Hügel-Marshall, 1998; Massaquoi, 1999; Usleber, 2002; Adams, 2005; Ritz, 2009), spiegelt sich in den vorliegenden Daten wider; demnach ist weit über die Hälfte der Befragten ohne den schwarzen Elternteil aufgewachsen.

Nach Datenlage können die Schilderungen einiger Afrodeutscher, mit Geschwistern anderer Hautfarbe aufgewachsen zu sein, hingegen nicht als eine für viele Gruppenangehörige geltende Gegebenheit interpretiert werden. Die Daten spiegeln dieses Phänomen als ein eher seltenes wider.

Insgesamt kann aber vermutet werden, dass es sich bei den von den verschiedenen Autoren berichteten besonderen Familienkonstellationen und außergewöhnlichen Bedingungen während des Aufwachsens nicht um vereinzelte Schicksale, also Einzelphänomene handelt, sondern dass sich diese auch in den Familiengeschichten anderer Afrodeutscher wiederfinden lassen. Vermutlich gibt es einen gegenüber der deutschen Gesamtbevölkerung erhöhten Anteil von Schwarzen Deutschen, der eine familiäre Sozialisationshistorie aufweist, die von einem prototypischen deutschen Familienhintergrund, dem Aufwachsen in der Familienkonstellation mit beiden Elternteilen in den 1950er bis 1980er Jahren, abweicht. Viele waren offenbar als Kind nach Trennung der Eltern mit familiären Gegebenheiten konfrontiert, die aufgrund der daran anschließenden gesellschaftlichen Bewertungen besondere Herausforderungen an das heranwachsende Individuum stellten (vgl. Kap. 1.2, 1.3 und 1.5).

Bemerkenswert ist der hohe Bildungsstand sowohl der Studienteilnehmer selbst als auch ihrer Eltern. Im Kapitel zur Repräsentativität der Stichprobe (Kap. 5.2.2) und den Limitationen der Studie (Kap. 5.2.3) wird diskutiert, ob es sich hier um eine

Verzerrung der Stichprobe handelt. Möglicherweise spiegeln die Ergebnisse jedoch tatsächlich das Bildungsniveau in der Gesamtpopulation Afrodeutscher der befragten Jahrgänge richtig wider. Demnach würde die Gruppe der Afrodeutschen im Mittel ein höheres Bildungsniveau erreichen als die gesamtdeutsche Bevölkerung (vgl. Datenreport 2006). Erklärung hierfür könnten die hohen Bildungshintergründe der migrierten Väter sein, die sich mit Partnerinnen verbinden, die im Mittel - ebenfalls im Vergleich zur deutschen Gesamtbevölkerung - höhere Bildungsabschlüsse haben. Die hohe Bildung der Studienteilnehmer wäre damit dann sicher auch Folge einer bildungsaffinen Sozialisation in der Ursprungsfamilie.

Alle empirischen Befunde bestätigen die Annahme, dass viele Afrodeutsche in einer weiß dominierten sozialen Umwelt aufgewachsen sind (vgl. z.B. Oguntoye, Opitz, Schulz, 1986; Blackshire-Belay, 1996; Kantara, 2000; Krahnert, 2006); dies gilt den obigen Ausführungen entsprechend auch für das nächste soziale Umfeld, die Familie. Demnach unterschieden sich Schwarze Deutsche vielfach von Mitgliedern anderer schwarzer Minderheiten, die zumeist in schwarzen Familienbezügen auf- und heranwachsen. Für viele Afrodeutsche gilt demnach, dass ihre Sozialisation und Erziehung über nächste Bezugspersonen und Angehörige vermittelt wurde, die nicht die gleiche Hautfarbe wie sie selbst haben. Der überwiegende Teil der Gruppe ist ausschließlich in deutschen, weiß dominierten öffentlichen Bezügen (Kindergarten, Schule, Vereine, Ausbildungsstätte etc.) herangewachsen. Und auch im privaten Umfeld gilt für den überwiegenden Teil von Schwarzen Deutschen (57,5%), dass in Kindheit und Jugend die engste Verbundenheit zu einer weißen Bezugsperson bestand, 34,2% geben an, dass sie sich einer weißen und einer schwarzen Bezugsperson gleichermaßen verbunden fühlten, nur eine Minderheit fühlte sich überwiegend oder ausschließlich einer schwarzen Bezugsperson zugehörig (vgl. Kap. 1.5).

Viele biographische Schilderungen von Schwarzen Deutschen fokussieren auf die deutsche Besonderheit, als einziger Schwarzer Mensch isoliert in einer weiß dominierten Mehrheitsgesellschaft und somit weißen Umgebung aufgewachsen zu sein, und beschreiben damit auch das nicht vorhandene Verhältnis zu anderen Schwarzen Menschen während des Aufwachsens (vgl. z.B. Oguntoye, Opitz, Schultz, 1986; Ayim, 1995; Blackshire-Belay, 1996; Ani, 2003; Wright, 2004). Der Anteil von Studienteilnehmern, die zumindest zeitweise in einem Land aufgewachsen sind, in dem der Anteil der schwarzen Bevölkerung an der

Gesamtbevölkerung größer ist als in Deutschland, ist gering. Nur eine Teilgruppe Schwarzer Deutscher gibt an, mit dem kulturellen Hintergrund und der Sprache des schwarzen Elternteils, so dieser nicht deutsch ist, vertraut zu sein. Dies entspricht Schilderungen aus der Fachliteratur, wonach Schwarze Deutsche häufig weder die Sprache noch die Kultur des Landes bzw. der Region des schwarzen Elternteils kennen (vgl. Sephocle, 1996; Wright, 2004). Dieser soziale und kulturelle Hintergrund ist damit für viele Afrodeutsche tatsächlich ein fremder (vgl. Kap. 1.5.5).

Ergebnisse bestätigen auch, dass ein Großteil der Befragten hierzulande wenig oder keinen Kontakt zu anderen Schwarzen Menschen hatte. Nur ein geringer Teil der Studienteilnehmer hat in der Kindheit und Jugend in der eigenen Wohnumgebung häufiger andere Schwarze Menschen gesehen. Dabei zeigen die Ergebnisse, dass die Anzahl der Teilnehmer, die angeben, andere Schwarze Menschen gesehen zu haben, geringer ist, als der Anteil derjenigen, die angeben, in Kontakt mit anderen Schwarzen gestanden zu haben. Demnach haben einige Afrodeutsche zwar Kontakt zu anderen Schwarzen gehabt, jedoch in ihrer Umgebung selten andere Schwarze Menschen gesehen.

Es kann keine Aussage darüber gemacht werden, ob einige Afrodeutsche in einer so genannten „multiracial area“ aufgewachsen sind, einem Wohnumfeld also mit Menschen ganz unterschiedlicher Hautfarben, wie es beispielsweise in britischen Forschungsberichten genannt wird (vgl. Tizard & Phoenix, 2002).

Offenbar gilt für einen Großteil der Gruppe, dass sie sich während ihrer Kindheit und Jugend nicht innerhalb einer sichtbaren Gruppe bzw. Community von Menschen bewegt haben, die das Merkmal, das sie zur Minderheit macht, nämlich die Hautfarbe, und alle damit verknüpften sozialen Konstruktionen, teilt. Dies entspricht Schilderungen, wonach viele Schwarze Deutsche in ihrem Leben häufig ohne andere Schwarze Menschen in weiß dominierten sozialen Umwelten leb(t)en (vgl. z.B. Ayim, 1995; Blackshire-Belay, 1996; Ani, 2003; Wright, 2004) (vgl. Kap. 1.5).

Neben dem Phänomen der Vereinzelung und isolierten Position findet sich in der Literatur häufig der Hinweis darauf, dass einige Afrodeutsche in Kindheit und Jugend von ihrer nächsten Umgebung, zum Teil der eigenen Familie, aufgrund ihrer Hautfarbe nicht oder nur eingeschränkt akzeptiert wurden (Oguntoye, Opitz, Schulz, 1984; Kampmann, 1994, Roggenkamp, 1998; Sow, 2008). Diese Annahmen werden durch die Daten der Studie nur teilweise, also für eine Teilgruppe Schwarzer

Deutscher, bestätigt. Für die Gruppe der befragten Studienteilnehmer zeigt sich, dass sich lange nicht alle von ihrem weißen Elternteil und noch mehr Personen von der weiteren weißen Familie in ihrer Hautfarbe ganz selbstverständlich, bedingungslos und vollständig akzeptiert fühlten, aber auch vom schwarzen Elternteil und der schwarzen Familie sehen sich nicht alle Befragten völlig angenommen und akzeptiert. Offenbar begegnen einige Afrodeutsche Ausgrenzungstendenzen aufgrund ihrer Hautfarbe (vgl. Kampmann, 1994) sowohl innerhalb der weißen wie der schwarzen Familie. Das Ergebnis stützt damit jene Annahmen in der Literatur, die von einem erlebten doppelten Anders-Sein ausgehen (vgl. z.B. Mecheril, 1994; Sefhacle, 1996; Zöllner, 1999; Klein, 2001). Es wird hiermit offensichtlich, dass einige Afrodeutsche sich selbst im nächsten sozialen Umfeld, der Familie also, nicht bedingungslos ohne jede Einschränkung angenommen und akzeptiert fühlten. Für jene Untergruppe, die von mangelnder Akzeptanz durch den weißen Elternteil und die restliche weiße Familie berichten, haben vermutlich zum Teil auch jene in der Literatur beschriebenen Phänomene der Sonderrolle und Ausgrenzungserfahrung innerhalb der Familie gegolten, die in einem ambivalenten Verhältnis zur weißen Mutter münden können (vgl. Wright, 2004). In dieser Gruppe können auch jene in der Literatur beschriebenen Afrodeutschen vermutet werden, deren Mütter sich für den Nachwuchs aus einer „unstandesgemäßen“ Verbindung schämen und ihm daher nicht die uneingeschränkte Akzeptanz und Zuneigung zukommen lassen können (vgl. Oguntoye, Opitz, Schulz, 1984; Kampmann, 1994).

Ayim und Amoateng-Kantara (1987) nennen das Isolationsgefühl Afrodeutscher als ein Kernmerkmal ihres Daseins. Vor allem die biographischen Schilderungen zur Kindheit und Jugend Afrodeutscher betonen das Erleben von Isolation aufgrund der Hautfarbe (vgl. z.B. Hügel-Marshall, 1998; Massaquoi, 1999). Zweidrittel der befragten Studienteilnehmer kennen das Gefühl der Isolation durch die Hautfarbe aus ihrer eigenen Kindheit und Jugend. Die in der Literatur aufgezeigte Relevanz zeigt sich somit auch in den vorliegenden Daten. Das Isolationsgefühl kann Folge der Erfahrung sein, als Schwarzer Deutscher von der weißen deutschen Mehrheitsgesellschaft nicht als zugehörig wahrgenommen zu werden. Verschiedene Autoren gehen davon aus, dass Schwarz- und Deutschsein für die Mitglieder der weißen deutschen Mehrheitsgesellschaft nicht vereinbar ist (vgl. z.B. Hügel-Marshall, 1998; Kantara, 2000; Wright, 2004; Ahmed, 2005).

Ein weiteres wichtiges Merkmal der Aufwuchsbedingungen von Angehörigen der afrodeutschen Minderheit ist die schwarze Sozialisation durch die Eltern (vgl. Kap. 1.5.5 und 3.3.5).

Bei fast der Hälfte der Afrodeutschen wurde die Beschäftigung mit schwarzen Themen vom *weißen* Elternteil kaum oder gar nicht gefördert. Ein Viertel der afrodeutschen Studienteilnehmer berichtet, dass ihr weißer Elternteil die Beschäftigung mit schwarzen Themen mittelmäßig gefördert hat. Lediglich 28,8% der befragten schwarzen deutschen Studienteilnehmer geben an, dass ihr weißer Elternteil die Beschäftigung mit schwarzen Themen ziemlich oder sehr gefördert hat.

Dem steht ein Anteil *schwarzer* Elternteile von fast einem Viertel gegenüber, der die Beschäftigung mit schwarzen Themen gar nicht oder kaum gefördert hat, der Anteil derjenigen, die angeben, dass ihr schwarzer Elternteil die Beschäftigung mit schwarzen Themen mittelmäßig gefördert hat, liegt bei fast 40%. Eine fast ebenso große Zahl der anwesenden schwarzen Elternteile hat die Beschäftigung mit schwarzen Themen bei ihren afrodeutschen Kindern ziemlich oder sehr gefördert.

Die Zahlen unterscheiden sich von denen, die für die USA genannt werden. Der hohe Anteil von Elternteilen, die die Beschäftigung mit schwarzen Themen kaum oder gar nicht fördern, zeigt für Deutschland ein anderes Bild. Weiße Elternteile vernachlässigen die Beschäftigung ihrer Kinder mit schwarzen Themen zu einem großen Prozentsatz, schwarze Eltern hingegen fördern sie zum großen Teil mittelmäßig, etwas über ein Drittel der schwarzen Elternteile regt die Beschäftigung mit schwarzen Themen ziemlich oder sehr an. Offenkundig und erwartungskonform unterscheiden sich weiße und schwarze Elternteile in der Höhe der Förderung schwarzer Themen in der Erziehung ihrer afrodeutschen Kinder. Schwarze Elternteile erachten die Förderung der Beschäftigung mit schwarzen Themen für wichtiger, als dies weiße Elternteile tun.

In den USA ist eine schwarze Sozialisation fester, wichtiger und in schwarzen Familien zusätzlich zu generell geltenden Erziehungsinhalten relevanter und selbstverständlicher Bestandteil der Erziehung. Eltern schwarzer Kinder kommt nach US-amerikanischen Forschungsergebnissen die besondere Aufgabe zu, dem Nachwuchs trotz vorherrschendem Rassismus, negativer Stereotypen und Medienbilder über Schwarze Menschen ein positives Selbstkonzept und eine positive schwarze Identität zu vermitteln (vgl. z.B. Jones, Thomas & Speight, 1999). Nur so können Schwarze Menschen im Erwachsenenalter Unterdrückungsmechanismen

durch die weiße Mehrheitsgesellschaft adäquat interpretieren und individuell passend damit umgehen (vgl. z.B. Stevenson & Davis, 2004). Schwarze Sozialisation gilt als unerlässlich. Der insgesamt hohe Anteil von Elternteilen, der die Beschäftigung mit schwarzen Themen kaum oder gar nicht fördert, zeigt für Deutschland ein völlig anderes Bild.

Es zeigt sich in Deutschland auch, dass - wenn schwarze Sozialisation überhaupt existiert - bestimmte Sozialisationsbotschaften der Elternteile dominieren. Häufigster Inhalt ist den Daten zufolge, dass „alle Menschen gleich seien und eine Bewertung von Menschen nicht nach Hautfarbe erfolgen sollte“, eine Botschaft also, die die Relevanz der Hautfarbe im Dasein Schwarzer Menschen „herunterspielt“ und keinerlei Aussage zu Erfahrungen wie Rassismus und Diskriminierung, schwarzer Geschichte und Tradition macht. Demgegenüber steht die Sozialisationsbotschaft, die nach Angaben der Studienteilnehmer am seltensten transportiert wurde, nämlich die über „den Stolz auf die Hautfarbe und die Verbundenheit mit anderen Schwarzen Menschen“, eine Botschaft also, die psychologisch stützend fungiert, indem sie positive Besonderheiten der Gruppe betont und schwarze Identitätsbotschaften beinhaltet.

Die Daten der Studie zeigen, dass den Studienteilnehmern meist eine bei anderen schwarzen Minderheiten als selbstverständlich vorgestellte Form der Sozialisation nicht zuteil wurde. Dies Phänomen ist offenbar (mit)bestimmt durch die weiße Dominanz in der Erziehung afrodeutscher Kinder und Jugendlicher. Hier spiegelt sich vermutlich auch die von Rockquemore und Laszloffy (2004) beschriebene Erziehung weißer Menschen (hier der Mütter) wider, die selber dahingehend sozialisiert wurden, die Rolle ihrer eigenen Hautfarbe nicht beachten zu müssen. Diese mangelnde Relevanz der eigenen Hautfarbe für weiße Menschen mündet häufig offensichtlich darin, die Bedeutung der Hautfarbe auch für Schwarze Menschen und somit auch das eigene schwarze Kind völlig zu unterschätzen oder ganz zu ignorieren. Insgesamt sind offenbar viele Afrodeutsche der befragten Gruppe aufgewachsen, ohne von einem (schwarzen) Familienmitglied auf ihrer besonderen Situation als Minderheitenangehöriger und Schwarzer Mensch in einer weißen Mehrheitsgesellschaft vorbereitet worden zu sein.

Die vorliegende Studie zeigt, dass viele Afrodeutsche aufwachsen, ohne von Erwachsenen in irgendeiner Form auf die Besonderheiten der äußerst komplexen und herausfordernden Lebensrealität als Minderheitenangehöriger und Schwarzer

Mensch vorbereitet zu werden. Gruppenspezifische Themen finden in der Erziehung anscheinend kaum oder gar nicht statt, sondern werden offenbar in der Erziehung vielfach völlig ignoriert, ein Phänomen, das andere schwarze Minderheitenangehörige in anderen weißen Mehrheitsgesellschaften so nicht erleben. Was es bedeutet, Schwarz zu sein, mit allen damit verbundenen sozialen Erfahrungen, ist für andere schwarze Minderheiten ein tradiertes Thema, das für ihre Mitglieder selbstverständlich und präsent ist und in der Erziehung immer wieder eine bedeutende Rolle spielt (vgl. z.B. Jones, Thomas & Speight, 1999). Für Afrodeutsche gilt offenbar, dass die Beschäftigung mit den an die Hautfarbe gebundenen Lebensrealitäten nicht, analog der Situation beispielsweise in den USA, selbstverständlich transportiert wird. Bestimmte Sozialisationsinhalte fehlen in der Erziehung schwarzer Deutscher Kinder offensichtlich vollkommen, da es hierzulande meist keine schwarze (deutsche) Gruppe gibt, in die das Kind selbstverständlich hineinwächst. Für die Gruppe der Afrodeutschen gilt, dass über die international als wichtig und unverzichtbar erachtete schwarze Sozialisation in Deutschland mit weißen Müttern Angehörige der dominierenden Mehrheitsgesellschaft darüber entscheiden, ob diese in der Familie überhaupt geschieht oder aber nicht. Viele weiße deutsche Mütter scheinen eine schwarze Sozialisation nicht zu befördern.

Auch in öffentlichen Bezügen wie Kindergarten, Schule, Jugendgruppen, Sportvereinen sind es im überwältigenden Maße Angehörige der weißen deutschen Mehrheit, die die Sozialisationsinhalte bestimmen und somit schwarzen Inhalten keinerlei oder wenig Beachtung schenken. Mit Kabis-Alamba (2000) kann davon ausgegangen werden, dass weiße Menschen (Familienmitglieder) nicht als Vorbild bei der Bewältigung der spezifischen Lebensaufgaben von Schwarzen Menschen fungieren können. Es bleibt zudem die Frage, ob eine schwarze Sozialisation überhaupt von weißen Bezugspersonen (Müttern) angeregt oder in Teilen umgesetzt werden kann, die ihrerseits Angehörige der Mehrheitsgesellschaft und somit oftmals selbst Träger bestimmter Vorstellungen gegenüber der Gruppe der Schwarzen sind, die sie infolge der eigenen weißer Sozialisation internalisiert haben (vgl. Rockquemore und Laszloffy, 2005) (vgl. Kap. 1.5.5).

Die Angaben der befragten Afrodeutschen zu ihrer aktuellen Lebenssituation zeichnen ein etwas verändertes Bild gegenüber den Aufwuchsbedingungen in der Kindheit und Jugend. Mehr als die Hälfte der Befragten geben für die aktuelle Situation an, oft oder immer andere Schwarze Menschen in ihrer Wohnumgebung zu

sehen. Ebenso hoch ist die Zahl derjenigen, die angeben, oft oder immer Kontakt zu anderen Schwarzen Menschen zu haben. Dennoch ist der eigene Freunds- und Bekanntenkreis der befragten Schwarzen Deutschen heute bei über der Hälfte der Befragten überwiegend weiß, etwas weniger als die Hälfte der Studienteilnehmer hat auch oder überwiegend schwarze Freunde und Bekannte. Dies deutet an, dass viele Afrodeutsche auch heute noch in keiner distinkten, für die Öffentlichkeit klar und eindeutig identifizierbaren schwarzen Community leben, wie es beispielsweise in den USA viele Schwarze Menschen tun. Eine Teilgruppe der Afrodeutschen Studienteilnehmer bewegt sich jedoch sehr wohl (teilweise) in schwarzen Bezügen und hat einen Freundes- und Bekanntenkreis mit überwiegend Mitgliedern der gleichen Gruppe. Dies spricht dafür, dass für einige Afrodeutsche gilt, eine Community zu haben, die Blackshire-Belay (1996) „community of culture, or a psychological attachment to community, based on similarity of experiences“ nennt.

Bei Afrodeutschen überwiegt den Ergebnissen der Studie folgend auch der Anteil derjenigen, die eine Partnerin/einen Partner haben, die/der nicht schwarz ist. Für die Mehrzahl der Gruppenmitglieder gilt somit nicht die für Minderheitenangehörige postulierte Tendenz, sich Partner innerhalb der eigenen Gruppe zu suchen (vgl. Kap. 2.5.1). Die Tendenz in anderen Minderheitengruppen, Partner aus der eigenen Gruppe zu wählen, dient immer auch dem Er- und Zusammenhalt der eigenen Minorität, Minoritätsangehörige wollen so - psychologisch und/oder politisch (mit)motiviert - die Mitgliedschaft auch für nachfolgende Generationen sichern (vgl. Simpson & Yinger, 1965). Dieser Trend zeichnet sich in der vorliegenden Gruppe für den schwarzen Hintergrund nicht durchgehend ab. Hier spiegelt sich vermutlich zum einen das Zahlenverhältnis zwischen Mehrheits- und Minoritätsgruppe wider. Für Afrodeutsche ist die Wahrscheinlichkeit aufgrund des stark weiß dominierten Umfeldes größer, einen weißen Partner oder eine weiße Partnerin als einen Partner der gleichen Hautfarbe zu finden. Zum anderen zeigt sich hier vermutlich die dominierende weiße Sozialisation Afrodeutscher und der Mangel schwarzer Sozialisationsbotschaften. Möglicherweise erleben sich einige Afrodeutsche daher kaum als Minderheitenangehöriger, so dass auch daran gebundene Prozesse wie die tradierte Partnerwahl innerhalb der eigenen Minderheitengruppe entfallen. Damit gilt für viele Afrodeutsche, dass sie auch im Erwachsenenalter in ihrem nächsten sozialen Umfeld häufig von weißen Personen umgeben sind. Für viele Schwarze Deutsche setzt sich somit im Erwachsenenalter offenbar eine in der Kindheit und

Jugend erlebte Tendenz fort, in den nächsten privaten Bezügen mit weißen Menschen zu leben.

Eigenlabels spielen vor allem für Minderheiten eine große Rolle und sind immer auch Ausdruck einer bestimmten persönlichen Bedeutung und Bewertung der eigenen sozialen Gruppe (vgl. Kap. 1.1). Bei Minderheiten wie der Gruppe der Schwarzen Deutschen in einer weiß dominierten Mehrheitsgesellschaft ist die eigene Bezeichnung vielfach auch Ausdruck einer politischen, emanzipatorischen Haltung (vgl. Wiedenroth-Coulibaly & Zinflou, 2004), aber auch des Informationsgrades und Interesses über aktuelle politische und kulturelle Strömungen der Gruppe. Die Labels Afrodeutsch, Schwarze/r Deutsche/r, Schwarze/r und Afrikanische Deutsche werden in der Literatur (auch) als politische Begriffe angeführt, deren Verwendung die Emanzipation von Fremdbetitelungen ausdrückt (vgl. Ayim, 1995; Wiedenroth-Coulibaly & Zinflou, 2004; Okuesa, 2005). Mit Boatswain und Lalonde (2000) ist die Selbstentwicklung einer Gruppenbezeichnung eine Form der sozialen Kreativität im Sinne der Theorie der sozialen Identität, die positive Identität entstehen lassen kann. Die Verwendung der aus der Gruppe heraus entwickelten Eigenlabels gibt auch Aufschluss darüber, inwieweit sich eine politische Bewegung bei den eigenen Gruppenmitgliedern Gehör verschafft hat. Die Studie zeigt deutlich, dass die Labels Afrodeutsche/r (fast 60%) und Schwarze/r Deutsche/r (fast 40%) die Liste dominieren.

Die Befragten nannten zudem unterschiedliche weitere Labels (insgesamt 38), die sie zur Selbstbezeichnung wählen. Dabei wurden mit den Begriffen „Halbschwarzer“, „Mulatte“, „Mischling“, „Farbige Deutsche“, „Gemischte Deutsche“, „Dunkelhäutiger Deutscher“ und „Cocktail“ auch von 10 Personen Betitelungen angeführt, die negativ konnotiert sind und auf diskriminierenden Fremdbeschreibungen basieren (vgl. z.B. Lemke Muniz de Faria, 2002, S. 9) und nach Ayim (1995) Geringschätzung symbolisieren. Eine mögliche Interpretation der Daten ist, dass einige Schwarze Deutsche Fremdbezeichnungen durch die Außenwelt, von Mitgliedern der weißen Majorität also, kritiklos übernommen haben. Mit der Theorie der sozialen Identität argumentierend, könnte das Antwortverhalten als Ausdruck einer internalisierten negativen Identität interpretiert werden.

Andere genannte Bezeichnungen betonen die Sondersituation Schwarzer Menschen in Deutschland („Anderer Deutscher“, „Deutscher mit Extrastatus“) oder betonen die binationale/biregionale oder -kontinentale Herkunft durch Wortkombinationen aus

deutsch mit einem weiteren Staat (Somalia/Deutsch, zimbabwisch-deutsch, deutsch-nigerianisch) oder einer Region oder eines ganzen Kontinents (z.B. karibisch-deutsch, Afro-Caribbean, Afroeuropäerin und Euroafrikaner, Afroamerikanerin). Andere Nennungen beziehen sich auf einen nicht-deutschen Staat oder einen Kontinent, über dessen Zugehörigkeit sich der Befragte labelt (Europäer, Amerikaner, Jamaikaner, Somalier, Nigerianer). Weitere Bezeichnungen betonen ganz die Individualität des Einzelnen ohne Bezug auf eine Gruppenzugehörigkeit (Mensch mit meinem Namen, Weltbürger, egal).

Die Angabe vieler anderer Labels zeichnet das Bild einer heterogenen Gruppe, in deren Reihen sich kein eindeutig feststehender, von allen selbstverständlich verwendeter Begriff entwickelt hat. Dies ist vermutlich anders als beispielsweise in den USA, wo Mitgliedern der Gruppe das eigene, aktuell gängige Gruppenlabel durch die permanente Präsenz in privaten wie öffentlichen Bezügen vertraut ist, Veränderungen in der Eigenbezeichnung transparent sind und individuelle Phantasieentwürfe vermutlich weniger oder gar nicht erforderlich machen.

In der vorliegenden Studie wurden Afrodeutsche erstmals empirisch zu ihren Erlebnissen mit rassistischen Situationen befragt (vgl. Kap. 1.5.6). Die Daten zeigen, dass vor allem rassistische Alltagssituationen den meisten Afrodeutschen vertraut sind. Damit ist davon auszugehen, dass rassistische Situationen Schwarze Menschen in Deutschland in hohem Maße begleiten. Überraschend ist jedoch die unterschiedliche Verteilung über die verschiedenen Situationen hinweg, kann doch davon ausgegangen werden, dass sich rassistische Situationen auf allen Ebenen des sozialen Miteinanders finden. Zwischen 78 und 83% der Befragten geben an, sich in bestimmten Situationen in öffentlichen Bezügen (Geschäfte, Restaurants, Theater) aufgrund ihrer Hautfarbe schlechter behandelt gefühlt zu haben als weiße Personen. Dem gegenüber steht eine sehr viel geringere Zahl von Personen, die sich bei der Vermietung einer Wohnung (knapp 40%) und bei einem Arbeitsprojekt rassistisch behandelt fühlten (knapp 30%). Bei der Interpretation der Ergebnisse bleibt fraglich, ob rassistische Situationen in Deutschland tatsächlich in bestimmten Situationen seltener auftreten, z.B. im Bereich Wohnungssuche und in der Arbeitswelt. Dabei ist natürlich zu beachten, dass bestimmte Situationen im Leben des Einzelnen seltener relevant sind als andere. So kommt ein Wohnungswechsel sicher seltener vor als eine Einkaufssituation in einem Geschäft. Die unterschiedliche Verteilung könnte aber auch Folge differierender Wahrnehmungen über die Situationen hinweg sein.

Ursache wäre dann beispielsweise eine geringere Sensibilisierung in bestimmten sozialen Kontexten. Möglicherweise werden auch Situationen im Arbeitskontext, die anders als alle anderen Situationen mit Menschen zusammenhängen, die dem Individuum über einen längeren Zeitraum bekannt sind und nicht singuläre Zusammenkünfte betreffen, anders wahrgenommen und bewertet als einzelne Zusammenkünfte mit Fremden. So könnten rassistische Situationen im näheren Umfeld bedrohlicher wirken und daher aufgrund des höheren emotionalen Verletzungspotentials eher fehl- oder uminterpretiert werden. Andererseits könnte auch das Gegenüber, der Vorgesetzte oder Arbeitskollege sich in Situationen mit einem ihm bekannten Afrodeutschen vorsichtiger verhalten, als wenn es sich um ein Aufeinandertreffen mit einem fremden Schwarzen handelt. Vielleicht sind die Situationen Wohnungssuche und Arbeitskontext aber auch aufgrund des Alters der Befragten häufig noch nicht aufgetreten.

7.1.3 Hypothesen und Modell prüfende Analysen

Im Zentrum stehen die Ergebnisse zu den zentralen Konstrukten, der schwarzen sozialen Identität und der national-kulturellen deutschen Identität. Identitätsentwicklungsprozesse wurden hierzu theoretisch fundiert abgeleitet, beschrieben, erklärt und in ihren Wirkungen analysiert. Hypothesen zur Ausprägung der beiden im Fokus stehenden sozialen Identitäten, ihren Bedingungsfaktoren und Effekten werden empirisch geprüft. Im folgenden Abschnitt werden die Ergebnisse der Hypothesen prüfenden Analysen und Modellprüfungen durch Strukturgleichungen wissenschaftlich eingeordnet und in ihrer Bedeutung diskutiert.

7.1.3.1 Entwicklung, Ausprägung und Effekte einer national-kulturellen deutschen Identität

Ein zentraler Untersuchungsaspekt der vorliegenden Erhebung ist die Überprüfung der Bedingungsfaktoren einer deutschen national-kulturellen Identität bei Afrodeutschen. Überprüft wurde auch die Beziehung dieses Konstrukts zum Konstrukt der schwarzen sozialen Identität. Diese wird in einem späteren Abschnitt detaillierter erläutert (Kap. 7.1.3.3). Mögliche Effekte, die mit der Ausprägung einer national-kulturellen deutschen Identität einhergehen, wurden ebenfalls überprüft. Diese für Staatsangehörige häufig als selbstverständlich und selbstwertdienlich

beschriebene Form der sozialen Identität (Billig, 1995) nimmt bei Schwarzen Deutschen eine andere Form der Entwicklung als bei ihren weißen Landsleuten (Hutnik, 1991).

Wahrgenommene Akzeptanz und national-kulturelle deutsche Identität

Die folgende Diskussion bezieht sich sowohl auf deskriptive als auch auf Ergebnisse der Hypothesenprüfungen. Zudem wird Strukturmodell 1 (vgl. Kap. 6.2.3.2) herangezogen.

Die Ergebnisse zeigen einen positiven Zusammenhang zwischen der Akzeptanz durch den weißen Elternteil und durch die weitere weiße Familie in Kindheit und Jugend und der aktuellen Ausprägung der national-kulturellen deutschen Identität.

Der Theorie der sozialen Identität folgend, kann sich eine soziale Identität – hier die deutsche national-kulturelle – nur dann voll ausbilden, wenn Selbst- und Fremdkategorisierung in die entsprechende Kategorie übereinstimmen. Die Fremdkategorisierung (mit der Hautfarbe dem familiären Kollektiv zugehörig oder nicht) durch die eigenen weißen Familienmitglieder steht somit offenbar im Zusammenhang mit einem sich entwickelnden eigenen Gefühl der Anbindung an die heimatliche deutsche Gruppe und der Ausbildung der auf diese deutsche Heimat bezogenen national-kulturellen Identität. Es kann daher davon ausgegangen werden, dass die Fremdkategorisierung als nicht-deutsch zu einer Reduzierung der Identifikation mit der eigenen deutschen nationalen Gruppe führt. Die Akzeptanz durch die nächste weiße Referenzgruppe (als Repräsentantin auch der weißen Mehrheitsgesellschaft) nimmt offenbar den vermuteten Einfluss auf die spätere Identifikation mit der eigenen nationalen Gruppe. Ihr kommt eine entscheidende Bedeutung bei der Ausbildung der national-kulturellen deutschen Identität zu.

Auch mit Hutnik (1991) wird zudem davon ausgegangen, dass Afrodeutsche als Mitglieder einer Minorität, die einen inferioren Status gegenüber Mitgliedern der weißen Mehrheit hat, nicht selbstverständlich eine deutsche national-kulturelle Identität ausbilden.

In der Literatur berichtete Phänomene, wonach Schwarze Deutsche von außen vielfach nicht als deutsch kategorisiert werden (vgl. Mecheril, 1994; Hügel-Marshall, 1998; Kantara, 2000; El-Tayeb, 2003; Oguntoye, 2004; Beck-Gernsheim, 2004) und daran anschließend auch die eigene Einordnung als selbstverständlich zugehöriges

Gruppenmitglied zumindest erschwert ist (vgl. Ayim, 1995; Zöllner, 1999), werden nur für Teilgruppen der befragten Afrodeutschen bestätigt. Den Berichten Betroffener folgend, fühlen sich tatsächlich manche Afrodeutsche selbst in der eigenen Familie nicht vollständig zugehörig und akzeptiert. Die deskriptiven statistischen Daten der vorliegenden Studie bestätigen dies (vgl. Kap. 6.1.3 und 7.1.2). Einige Schwarze Deutsche erleben tatsächlich die von verschiedenen Autoren (vgl. Oguntoye, Opitz, Schulz, 1984) beschriebene Ausgrenzung. Bei mangelnder Akzeptanz durch das familiäre Kollektiv wird das menschliche Grundbedürfnis nach Zugehörigkeit und Kontakt (vgl. Bornewasser, 1994; Schachinger, 2005) zur nächsten Referenzgruppe verletzt. Dies kann zu einem Gefühl der Isolation beitragen, wie es vielfach in der Literatur beschrieben wird (vgl. z.B. Ayim, 1995; Kantara, 2000; Ani, 2003; Wright, 2004; Adams, 2005). Abgebildet wird dieser Zusammenhang in Strukturgleichungsmodell 1 der Studie (vgl. Kap. 6.2.3.2).

Die Akzeptanz durch die weiße Familie ist vermutlich auch Ausdruck dafür, inwieweit die eigene Familie das afrodeutsche Kind als deutsch betrachtet oder aber - wie viele Angehörige der weißen Mehrheitsgesellschaft - Schwarz- und Deutschsein selbst nicht miteinander verbinden kann (vgl. z.B. Kantara, 2000; El-Tayeb, 2003; Wright, 2004; Ahmed, 2005). Fühlt sich ein Afrodeutscher aufgrund des Merkmals Hautfarbe in jungen Jahren schon in der engsten privaten Umgebung, der eigenen (weißen) Familie also, nicht bedingungslos und vollständig zugehörig und akzeptiert, sondern sieht sich in einer (als anders/meist negativ bewerteten) Sonderrolle, fühlt also im Extremfall, dass ihm selbst die eigene Familie die Gruppenmitgliedschaft abspricht (vgl. Kampmann, 1994; Wright, 2004), so ist es ihm kaum möglich, anschließend eine übernommene und selbstverständliche Identifikation mit dieser Gruppe der Deutschen zu entwickeln. Nimmt ein Afrodeutscher wahr, von außen als „Anderer“ kategorisiert zu werden (vgl. Mecheril, 1994; Mecheril & Teo, 1994; Mazón & Steingröver, 2005), so kann er sich kaum mit jenen (weißen deutschen) Personen voll und ganz identifizieren, von denen der Ausschluss ausgeht. Die eindeutige Selbstkategorisierung als Deutscher ist nicht mehr gegeben. Dies entspricht auch den Überlegungen zum Push- und Pull-Konzept von Rockquemore und Brunnsma (2002), wonach eine Nicht-Identifizierung mit einer Gruppe entsteht, wenn sich das Individuum von dieser negativ behandelt fühlt. Die wahrgenommene Akzeptanz durch die eigene weiße Familie (als Repräsentantin auch der weißen Mehrheitsgesellschaft) ist somit offenbar tatsächlich mitentscheidend für die spätere

Identifikation mit dieser deutschen Gruppe (vgl. Tatum, 1997) und beeinflusst auch die Ausbildung der deutschen national-kulturellen Identität.

Analog den Ausführungen von Tizard und Phoenix (2002, S. 193) für ein britisches Sample zeigt sich auch für die vorliegende deutsche Stichprobe, dass Schwarze Deutsche sich bei wahrgenommenem Ausschluss weniger stark mit der deutschen Gesellschaft identifizieren und ihr zugehörig fühlen. Es kann ähnlich der Interpretation von Ayim (1995) und Zöllner (1999) daraufhin vermutet werden, dass sich einige Afrodeutsche folglich wirklich als Fremdkörper in ihrer eigenen Heimat sehen (vgl. Kap. 1.5 und 3.1.4).

*Bedeutung einer national-kulturellen deutschen Identität –
Selbstwert und Lebenszufriedenheit*

Die folgende Diskussion nimmt Bezug auf die Strukturmodelle 5 und 6 der vorliegenden Studie (vgl. Kap. 6.2.3.2), berücksichtigt aber auch die Ergebnisse deskriptiver und Hypothesen prüfender Analysen.

Eine besondere psychologische Bedeutung kommt einer national-kulturellen Identität durch ihren vielfach postulierten und nachgewiesenen Zusammenhang mit dem Selbstwert von Individuen zu (vgl. z.B. Nick, 2002; Cohrs, 2005) (vgl. Kap. 3.1.3).

Die Höhe der Ausprägung dieser national-kulturellen deutschen Identität zeigt in der vorliegenden Studie – je nach Operationalisierung – keinen signifikanten oder einen geringen signifikanten positiven Zusammenhang mit dem aktuellen Selbstwert der Person. Je höher diese Form der sozialen Identität ausgeprägt ist, desto höher auch der angegebene Selbstwert. Die national-kulturelle deutsche Identität kann damit vermutlich auch für Afrodeutsche selbstwertdienlich sein, der Zusammenhang ist jedoch sehr gering ausgeprägt.

Vermutet wird, dass ein Zugehörigkeitsgefühl zur Gruppe der Deutschen über die Herstellung positiver Distinktheit genutzt werden kann (vgl. z.B. Nick, 2002; Cohrs, 2005). Auffällig ist allerdings die in der Studie vorliegende geringe Höhe des Zusammenhangs. Möglicherweise gilt dieser Zusammenhang nur für eine Teilgruppe der Afrodeutschen. Vermutlich kann eine größere Gruppe ihre national-kulturelle Identität weniger stark zu Selbstwerterhalt und/oder –erhöhung als weiße Deutsche nutzen. Der geringe Zusammenhang erklärt sich vielleicht aber auch über die Operationalisierung des Konstrukts Selbstwert, erhoben wird hier eine allgemeine

Form des Selbstwerts und keine, die speziell auf jene Aspekte des Selbstwerts fokussiert, die Resultat einer Identifizierung mit und Zugehörigkeit zu einer sozialen Gruppe sind.

Ausgeprägter hingegen ist der positive Zusammenhang zwischen der deutschen national-kulturellen Identität und der aktuellen Lebenszufriedenheit. Die selbst empfundene Zugehörigkeit zur heimatlichen deutschen Gruppe befördert offenbar die Lebenszufriedenheit des einzelnen Afrodeutschen. Wer sich als Afrodeutscher selbst mit der nationalen Gruppe der Deutschen identifiziert, gibt eine höhere Lebenszufriedenheit an, als jene Afrodeutschen, bei denen diese Identifikation geringer ausgeprägt ist. Bei höherer Identifikation scheint das fundamentale Motiv von Menschen nach Anbindung an eine nahe Referenzgruppe befriedigt. Diese Befriedigung wiederum ist offenbar der Lebenszufriedenheit zuträglich. Durch eine erlebte nationale und kulturelle Zugehörigkeit wird das von Bornwasser (1994) postulierte fundamentale Bedürfnis des Menschen nach Zugehörigkeit, Schutz, Sicherheit und Kontakt auch bei Schwarzen Deutschen befriedigt. Wenn mit Schulz (2005) davon ausgegangen wird, dass eine Nation „dem Einzelnen Geborgenheit vermittelt“, so kann dies auch auf die Lebenszufriedenheit auswirken. Wird davon ausgegangen, dass die Akzeptanz durch die weiße Familie (auch hier wieder als Repräsentantin der weißen Umwelt) die Ausbildung der deutschen national-kulturellen Identität befördert, so dient diese sichere Anbindung an die Familie vermutlich auch der Lebenszufriedenheit (vgl. Kap. 3.1.3).

Es zeichnet sich insgesamt ein Bild, wonach sich Afrodeutsche mit einer hohen Akzeptanz durch die weiße Familie in Kindheit und Jugend eher mit jener deutschen Gruppe identifizieren, die die (weiße) Familie repräsentiert. Durch diese klare und selbstverständliche Anbindung und hohe Akzeptanz werden ein geringeres Isolationsempfinden erlebt (vgl. Strukturmodell 1) und höhere Lebenszufriedenheitswerte berichtet als bei jenen Schwarzen Deutschen, die einen ersten verletzenden Ausschluss bereits in der eigenen nahen Familie erleben, sich dort nicht angenommen und akzeptiert fühlen und so auch keine Identifikation mit jener (deutschen) Gruppe ausbilden, die sie ausgrenzt.

Empfindet ein Mensch keine Ausgrenzung durch seine weiße Referenzumgebung und nimmt sich als uneingeschränkt in weißen Bezügen eingebunden wahr, so kann eine deutsche national-kulturelle Identität vermutlich einfach(er) von Vorbildern übernommen werden. So kann es zur (unreflektierten) selbstverständlichen

Anbindung an die nächste soziale Gruppe kommen. Die Übernahme weißer deutscher Identitätsausbildungen ist vermutlich ein einfacher, psychologisch betrachtet `unkomplizierter` Weg für das einzelne Individuum, was sich wiederum auf die Lebenszufriedenheit auswirken könnte. Das Leben wird infolge der Identifikation als Deutscher eher als „barrierefrei“ wahrgenommen, es ergeben sich weniger psychisch anspruchsvolle, herausfordernde und belastende Situationen und Konfliktfelder. Wenn nicht - in Folge von empfundenem Ausschluss - über die besondere und vielfach schwierige Situation der eigenen schwarzen Gruppe und ihrer Mitglieder reflektiert wird, zeichnet sich dies vermutlich in einer höheren Lebenszufriedenheit ab.

Weitere Einflüsse, die die unterschiedlichen Lebenszufriedenheitsausprägungen in Abhängigkeit von der Akzeptanz durch die weiße Familie und der Ausbildung der national-kulturellen deutschen Identität mit bestimmen, werden später erörtert. Auch die Wahrnehmung eines Race-Related Stress gehört sicher dazu, Ergebnisse hierzu werden ebenfalls in einem späteren Abschnitt erläutert. (Kap. 7.1.3.4)

7.1.3.2 Entwicklung, Ausprägung und Effekte eine schwarzen Identität

Die Bildung einer schwarzen Identität ist für Minderheitenangehörige in anderen Staaten vielfach untersucht und nachgewiesen worden, Studien zeigen ihre große Bedeutung (vgl. z.B. Shelton & Sellers, 2000, Marks, Cooke, Morgan & Sellers, 2001, Sanders Thompson, 2001). Die vorliegende Studie untersucht erstmals für Deutschland die mögliche Ausbildung einer auf die Gruppe der Schwarzen bezogenen sozialen Identität. Dabei wird - theoretischen Annahmen folgend - davon ausgegangen, dass der Entwicklungsprozess einen anderen Verlauf nimmt als jener, der für andere schwarze Minderheiten in weißen Mehrheitsgesellschaften, beispielsweise den USA, diskutiert wird (vgl. Kap. 3.3.4). Die folgenden Diskussionen beziehen sowohl deskriptive Ergebnisse als auch Erkenntnisse aus Hypothesen prüfenden Analysen und Strukturgleichungsmodellen ein.

Wahrgenommene Akzeptanz durch die weiße Familie und Isolationsempfinden als Bedingungsfaktoren einer schwarzen Identität

Schwarzen Deutschen wird die Zugehörigkeit zu ihrer national-kulturellen Gruppe häufig von außen zugeschrieben. Sie werden fälschlicherweise der sozialen

Kategorie „Ausländer“ zugeordnet, der sie nicht angehören, die jedoch für die Mehrheitsgesellschaft mit negativen Bewertungen einhergeht. Afrodeutsche nehmen wahr, dass sie sich im Merkmal „Hautfarbe“ von der Mehrheit ihrer Landsleute unterscheiden. Sie erfahren, dass das Merkmal als Wahrnehmungs- und Bewertungskategorie für ihre Außenwelt von höchster Wichtigkeit ist. Hieraus müsste – der Theorie der sozialen Identität zufolge – ein aversiver emotionaler Zustand entstehen, der durch die Ausbildung einer reaktiven Gruppenidentität, die sich auf das Merkmal der Ausgrenzung bezieht, reduziert werden kann (vgl. Hall, 1991; Hutnik, 1992). Das Merkmal Hautfarbe wird als Ausschlusskriterium identifiziert, ihm wird vom Individuum selbst anschließend eine ganz besondere Bedeutung beigemessen (vgl. Mummendey & Simon, 1997). Das Absprechen einer Zugehörigkeit zur nächsten sozialen Gruppe der (weißen) Deutschen befördert demnach die Bildung einer schwarzen sozialen Identität.

Der vermutete Zusammenhang zwischen der wahrgenommenen Akzeptanz durch die nächste weiße Referenzgruppe und der schwarzen Identität kann bestätigt werden. Je geringer die Akzeptanz durch den weißen Elternteil und durch die restliche weiße Familie, desto höher ist die emotional-zentrale Komponente der schwarzen Identität ausgeprägt. Die wahrgenommene Akzeptanz durch den weißen Elternteil und die weiße Familie korreliert positiv mit der Public-Regard-Komponente der schwarzen Identität.

Auch das Isolationsempfinden Schwarzer Deutscher in unterschiedlichsten Bezügen wird in der (afrodeutschen) Literatur vielfach als Konstrukt mit großer Bedeutung für das Leben der Gruppenmitglieder beschrieben (vgl. z.B. Ayim, 1995; Blackshire-Belay, 1996; Kantara, 2000; Ani, 2003; Wright, 2004; Krahnert, 2006). Das Isolationsempfinden steht in engem Zusammenhang mit dem Konstrukt Akzeptanz, bezieht sich jedoch auf die Zahl der eigenen Gruppenmitglieder im sozialen Umfeld, also - in seiner negativen Ausprägung - auf den Aspekt des Aufwachsens in Vereinzelung (vgl. z.B. Ayim, 1995; Blackshire-Belay, 1996; Kantara, 2000; Ani, 2003; Wright, 2004; Adams, 2005). Es zeigt sich in Strukturmodell 2 (vgl. Kap. 6.2.3.2), dass die Isolationsempfindung als Folge der (eingeschränkten) Akzeptanz durch die weiße Familie die Bildung einer schwarzen Identität befördert, weil sich offenbar jener Aspekt im Selbstbild festigt, der Ursache des Isolationsempfindens ist, die Hautfarbe also. Möglicherweise befördert die Vereinzelung diesen Prozess, je weniger Schwarze Menschen in der eigenen Umgebung wahrgenommen werden,

umso bewusster könnte dem einzelnen Individuum seine Hautfarbe werden (vgl. Kap. 6.2.3.2).

Die Stichprobendaten bestätigen die Hypothese, dass das Isolationsempfinden Afrodeutscher in Zusammenhang mit der Ausprägung ihrer schwarzen sozialen Identität steht. Es handelt sich mit dem Isolationserleben um ein Phänomen, das weder Angehörige von Mehrheitsgesellschaften noch Mitglieder von Minoritäten erleben.

Eine zentrale Erkenntnis der Studie ist damit, dass die Bildung einer schwarzen Identität in Deutschland offenbar völlig anderen Gesetzmäßigkeiten folgt, als dies beispielsweise in den USA der Fall ist. Es kann kaum von einer übernommenen Identität ausgegangen werden, ganz im Gegenteil, wer in Kindheit und Jugend *keine* Anbindung an die eigene schwarze Gruppe hatte, sich also mit seiner Hautfarbe *nicht* akzeptiert und daher mit ihr isoliert fühlte, entwickelt eher eine schwarze Identität als jene, die keine/wenig Isolation empfanden. Der entgegengesetzte Argumentationsstrang, dass ein Isolationsempfinden als Folge der Vereinzelung als Schwarzer Mensch der Bildung einer schwarzen Identität entgegensteht, da Rollenvorbilder zur Übernahmen dieses Identitätsaspektes fehlen, bestätigt sich durch die Ergebnisse nicht. Wie von Blackshire-Belay (2001) postuliert, ergänzt die spezielle Lebensrealität Afrodeutscher die unterschiedlichsten, bereits bekannten und vielfach analysierten und beschriebenen Lebensaspekte und -bedingungen Schwarzer Menschen in der Diaspora um eine einzigartige Dimension (vgl. Kap. 3.3.4 und 3.3.5).

Identitätsarbeit und schwarze Identität

Mangelnde Akzeptanz und daran anschließendes Isolationsempfinden lösen bei Afrodeutschen offenbar einen Prozess aus, in dem sich der Einzelne mit seiner Hautfarbe und den daran anschließenden sozialen Konsequenzen der Gruppenmitgliedschaft auseinandersetzt. Um eine schwarze Identität zu erlangen, erfordert es bei vielen Schwarzen Deutschen eine ausgiebige individuelle Reflexion und intensive Erarbeitung des schwarzen Hintergrunds, zumal für das einzelne Individuum in Deutschland keine Vorbilder einen möglichen Entwicklungsweg deutlich machen, der ganz selbstverständlich eingeschlagen werden kann oder der durch eine schwarze Sozialisation angeregt würde. Vor allem existiert keine klar erkennbare Bezugsgruppe.

Die Studie zeigt deutliche positive Zusammenhänge zwischen der Höhe der geleisteten Identitätsarbeit und der emotional-zentralen Anbindung an die eigene schwarze Gruppe sowie der politisch-emanzipatorischen Form der schwarzen Identität. Es gilt auch: Je mehr Identitätsarbeit von einem Afrodeutschen geleistet wurde, umso niedriger ist die wahrgenommene Außenbewertung der eigenen schwarzen Gruppe durch die weiße Umwelt (Public-Regard-Komponente) (vgl. auch Strukturmodell 2, Kap. 6.2.3.2).

Auch hier zeigt sich erneut, dass die Bildung einer schwarzen Identität in Deutschland offenbar anderen Gesetzmäßigkeiten folgt, als dies beispielsweise in den USA der Fall ist. In den USA kann das Individuum eine schwarze Identität aus der eigenen umgebenden sozialen (schwarzen) Gruppe heraus übernehmen. Es ist naheliegend und selbstverständlich, eine auf die Hautfarbe der eigenen Gruppe bezogene Identität auszuprägen, befördert durch Rollenvorbilder und durch klar formulierte Sozialisationsinhalte, die aus der sozialen Heimat der Schwarzen Menschen heraus transportiert werden (vgl. Carter & Helms, 1988; Baldwin et al.; Demo & Hughues, 1990; Rockquemore & Laszloffy, 2005).

Dies zeigt die besondere Relevanz der individuellen Identitätsarbeit für die Ausbildung einer schwarzen Identität für Afrodeutsche. Für Deutschland wird deutlich, dass eine schwarze soziale Identität kaum als leicht übernommene Form der Identität entsteht, schwarze Sozialisation gibt es in nur sehr geringem Maße. Wer in Deutschland eine schwarze soziale Identität entwickelt hat, hat offenbar vorab einen selbst initiierten, herausfordernden Prozess der Identitätsarbeit geleistet. Hierzulande erarbeiten sich viele Mitglieder der afrodeutschen Minderheit jene Identitätsaspekte, die sich auf die Mitgliedschaft in der Gruppe der Schwarzen Deutschen beziehen, selbst, sie leisten Identitätsarbeit, die zu einer ausgeprägten schwarzen (sozialen) Identität führen kann (vgl. Kap. 3.3.4).

Die Identitätsarbeit steht auch in Zusammenhang mit dem Engagement in einer Interessensvertretung Schwarzer Menschen. Je ausgeprägter die vorab geleistete Identitätsarbeit von Schwarzen Deutschen, desto größer die Wahrscheinlichkeit, dass sie sich in einer Interessensvertretung der Gruppe engagieren. Das Engagement setzt vermutlich ein erstes differenziertes Wissen über die eigene besondere Situation voraus, das wiederum zunächst häufig durch Identitätsarbeit erarbeitet werden muss. Zudem bedeutet das Engagement in einer Interessensvertretung immer auch die

kontinuierliche Auseinandersetzung mit dem eigenen Hintergrund, es handelt sich daher um eine Art Wechselwirkungsprozess.

Schwarze Referenzgruppe und schwarze Identität

Die Studie zeigt, dass weder das teilweise Aufwachsen in einem Land mit einem höheren Anteil Schwarzer Menschen als in Deutschland noch der Anteil Schwarzer Menschen im Wohnumfeld in Kindheit und Jugend oder die Häufigkeit des Kontaktes mit anderen schwarzen Gleichaltrigen während des Aufwachsens in Zusammenhang mit der Höhe der schwarzen Identität stehen. Es besteht überraschenderweise ebenfalls kein signifikanter Zusammenhang zwischen dem Aufwachsen mit mindestens einem schwarzen Elternteil und der aktuellen Ausprägung der schwarzen Identität.

Die Ergebnisse zeigen für Deutschland, dass hierzulande offensichtlich nicht jene Bedingungsfaktoren einer schwarzen Identität greifen, die in anderen Staaten mit schwarzer Minorität vielfach empirisch nachgewiesen werden (vgl. Tatum, 1997; Tizard & Phoenix, 2002; Rockquemore & Brunson, 2002). Die internationale schwarze sozialwissenschaftliche Forschung betont die Bedeutung einer schwarzen Referenzgruppe für die Entwicklung einer schwarzen Identität, der Kontakt zu anderen Schwarzen Menschen befördert demnach ihre Bildung (vgl. Sanders Thompson, 1991, b; Tizard & Phoenix, 2002). In der schwarzen US-amerikanischen Literatur wird die Wichtigkeit schwarzer Communities gerade für Kinder und Jugendliche betont, sie befördere bei jungen Menschen die Entwicklung eines starken Selbstkonzepts und einer gesunden Identität als Schwarzer Mensch in weißer Mehrheitsgesellschaft (vgl. Brookins, 2004).

Die Bedeutung der Umgebungsfaktoren (Wohnumfeld, sichtbare Communities) und einer distinkten schwarzen Referenzgruppe scheinen in Deutschland für die Bildung einer auf die Hautfarbe bezogenen Identität offenbar nicht gegeben. Auch die Bedeutung einzelner schwarzer Erwachsener (beispielsweise der Elternteil) für die Bildung einer schwarzen Identität findet durch die Ergebnisse der vorliegenden Studie keine Bestätigung. Vermutlich spielt aber auch eine Rolle, dass die Varianz bei den vorliegenden Variablen eher gering ausgeprägt ist. Gibt es in Deutschland kaum Schwarze Menschen, die in einem distinkten schwarzen Umfeld aufgewachsen sind, so kann diese Variable nur bedingt Unterschiede in der Ausprägung der schwarzen Identität erklären. Wenn mit Wright (2004) davon ausgegangen wird, dass

es keine Community von Afrodeutschen gibt, die mit den Black Communities in amerikanischen Städten vergleichbar ist, kann dies Phänomen auch die Ursache sein, dass die vermuteten Bedingungsvariablen einer schwarzen Identität in Deutschland nicht greifen, weil sie gar nicht in analoger Form existieren (vgl. Kap. 3.3.4 und 3.3.5).

Möglicherweise handelt es sich auch um ein Phänomen, das ausschließlich für die untersuchten Altersgruppen gilt. Die in ihr enthaltenen Kohorten sind vielfach ohne jeglichen Kontakt zu anderen Schwarzen (Deutschen) aufgewachsen, dies ändert sich vermutlich von Generation zu Generation (vgl. Kap. 1.3). Möglicherweise gewinnt die Existenz einer schwarzen Bezugsgruppe in jüngeren Kohorten an Bedeutung für die Entwicklung einer schwarzen Identität. Wie diese dann aussieht, bleibt abzuwarten.

Dass für Afrodeutsche kein Zusammenhang zwischen dem teilweisen Aufwachsen in einem Land mit einem höheren Anteil Schwarzer Menschen als in Deutschland und der Ausprägung der schwarzen Identität besteht, ist möglicherweise darüber zu erklären, dass jene Gruppe, die im stärker schwarz dominierten Ausland gelebt hat, eine auf das Land bezogenen nationale oder regionale Identität ausgeprägt hat. Eine solche Identität bezieht dann vielleicht die Hautfarbe nur als eine Facette des gesamten (national- und/oder regional-) kulturellen Identitätsgebildes mit ein und zeichnet sich nicht explizit als schwarze soziale Identität aus, wie sie in der vorliegenden Studie erfasst wurde.

Akzeptanz durch schwarzen Elternteil und schwarze Identität

Ganz entgegen den theoretischen Vorüberlegungen geht überraschenderweise eine höhere Akzeptanz durch den schwarzen Elternteil und die restliche schwarze Familie, eine Einbindung also in schwarze Familienstrukturen, in Deutschland mit einer geringeren schwarzen emotional-zentralen Identität einher, es besteht also ein negativer Zusammenhang. Je stärker sich Afrodeutsche von ihrem schwarzen Elternteil und der restlichen schwarzen Familie akzeptiert fühlten, umso geringer die Ausbildung der emotional-zentralen schwarzen Identität. Die wahrgenommene Akzeptanz durch den schwarzen Elternteil zeigt keine Korrelation mit der Public-Regard-Komponente der schwarzen Identität, die wahrgenommene Akzeptanz durch die restliche schwarze Familie korreliert tendenziell positiv mit der Variablen Public Regard. Je stärker sich ein Afrodeutscher also von der restlichen schwarzen Familie

in Kindheit und Jugend akzeptiert fühlte, umso positiver die aktuell wahrgenommene Bewertung der eigenen schwarzen Gruppe durch die weiße (!) Gesellschaft.

Die internationale Forschung verdeutlicht die Bedeutung der Qualität der Beziehungen zu schwarzen und weißen (Bezugs-)Personen in Kindheit und Jugend für die spätere Selbstwahrnehmung und -identifizierung als schwarzer Minderheitenangehöriger, so beispielsweise abgebildet im Konzept der Push- und Pull-Faktoren von Rockquemore und Brunson (2002). Es wird davon ausgegangen, dass eine positive Bindungsqualität zu Schwarzen Menschen die spätere Identifizierung mit der Gruppe der Schwarzen erhöht. In der vorliegenden Stichprobe wirken die Push- und Pull-Faktoren zumindest teilweise entgegengesetzt der vermuteten Richtung, die Akzeptanz durch den schwarzen Teil der Familie befördert offenbar und erstaunlicherweise keineswegs die Ausbildung der emotional-zentralen Komponente der schwarzen Identität, sondern wirkt dieser eher entgegen. Auch die wahrgenommene Außensicht auf die eigene Gruppe der Schwarzen ist nicht negativer ausgeprägt, wenn die Akzeptanz durch die restliche schwarze Familie höher ist. Analogien zur Entwicklung einer schwarzen Identität von Briten oder US-Amerikanern finden sich hier anscheinend nicht.

Die Ergebnisse deuten somit darauf, dass schwarze Elternteile und schwarze Familienmitglieder, die den eigenen afrodeutschen Nachwuchs stark akzeptieren, ein Bild einer eher positiven weißen Außensicht auf die eigene schwarze Gruppe fördern. Hier können verschiedene Erklärungen reflektiert werden, warum dies sich so abbildet. Es könnte Ausdruck einer eher geringeren eigenen schwarzen Identität des Elternteils sein. Möglicherweise haben viele Afrodeutsche ein schwarzes Elternteil, das positiv auf die deutsche Gesellschaft blickt. Vielleicht entscheiden sich gerade jene Schwarze Menschen, in Deutschland zu residieren und Verbindungen mit weißen Deutschen einzugehen, die eher ein positives Bild der hiesigen Gesellschaft haben. Vielleicht bilden sich in den Daten auch akzeptierende weiße deutsche Familienstrukturen ab, auf die der schwarze Elternteil getroffen ist und die das Bild der deutschen Gesellschaft für den immigrierten schwarzen Elternteil prägen. Vielleicht steckt auch eine Form von gesellschaftlicher Erfolgsaspiration dahinter. Schwarze Elternteile und schwarze Familien halten möglicherweise eher auf die eigene Gruppe bezogene Identitätsaspekte für „kontraproduktiv“ und befördern diese nicht, da sie als weniger dienlich für das Reüssieren in der deutschen Gesellschaft wahrgenommen werden. Dies trüge

vermutlich dem besonderen Zahlenverhältnis zwischen weißen und Schwarzen Menschen in Deutschland Rechnung. Die Ausbildung einer schwarzen Identität könnte von Seiten der schwarzen erwachsenen Familienmitglieder hierzulande als eher hinderlich erachtet werden. Die besondere Auseinandersetzung mit der eigenen Situation könnte als zusätzliche Belastungsquelle während des Aufwachsens der eigenen Kinder erahnt werden. Vielleicht ist auch die Gruppe schwarzer Elternteile in der vorliegenden Studie - zumeist schwarze Akademiker mit eigenen kulturellen Wurzeln in afrikanischen Staaten, häufig während der Kolonialzeit aufgewachsen -, eine besondere Gruppe, die die Relevanz einer schwarzen Identität weniger transportiert, als es beispielsweise African Americans tun, mit der speziellen Tradition, Minderheitenangehöriger in einer weiß dominierten Mehrheitsgesellschaft zu sein.

Schwarze Sozialisation und schwarze Identität

Den Ergebnissen der Studie folgend, besteht in Deutschland überraschenderweise kein Zusammenhang zwischen der Förderung der Beschäftigung mit schwarzen Themen durch den schwarzen oder den weißen Elternteil in Kindheit und Jugend und der aktuellen Ausprägung der emotional-zentralen Komponente und der Public-Regard-Komponente der schwarzen Identität. Es zeigt sich hier eine völlig andere Datenlage, als die theoretischen Vorüberlegungen und amerikanische Forschungsergebnisse vermuten lassen, gilt doch die schwarze Sozialisation von schwarzen US-Amerikanern als wichtige Einflussgröße für die Entwicklung einer schwarzen Identität (Stevenson & Davis, 2004) (vgl. Kap. 1.5.5 und 3.3.5).

Es besteht lediglich ein geringer positiver Zusammenhang zwischen der Förderung schwarzer Themen durch den schwarzen Elternteil und der Ausprägung der politisch-emanzipatorischen Form der Identität.

Hierbei ist die Anzahl derjenigen zu beachten, die überhaupt in Bezug auf ihre Hautfarbe sozialisiert wurden (vgl. Kap. 6.1.4).

Alter und schwarze Identität

Frauen und Männer der vorliegenden Stichprobe unterscheiden sich nicht bezüglich ihrer Ausprägung der schwarzen Identität.

Ein höheres Lebensalter geht mit einer höheren Ausprägung der emotional-zentralen Komponente der schwarzen Identität einher. Es besteht auch zwischen Identitätsarbeit und Lebensalter und zwischen der Ausprägung der politisch gesellschaftlichen Komponente der schwarzen Identität und dem Lebensalter ein geringer positiver Zusammenhang.

Hier können sich unterschiedliche Prozesse abbilden, zum einen ist es vermutlich ein Alterseffekt, dass mit einem höheren Lebensalter die Wahrscheinlichkeit steigt, sich mit identitätsrelevanten Aspekten der eigenen Person auseinandergesetzt zu haben. Zum anderen können die Ergebnisse einen Kohorteneffekt abbilden. Ältere Afrodeutsche haben möglicherweise stärker als jüngere Schwarze Deutsche Ausgrenzung und Isolation erlebt und – den beschriebenen Prozessen folgend – so eine stärkere schwarze Identität ausgebildet als jüngere Generationen von Schwarzen Deutschen.

Damit können gesellschaftliche Faktoren eine Rolle spielen, die sich von Generation zu Generation verändern und sich in der Bildung der Gruppenidentität widerspiegeln. Wäre der wahrgenommene Ausschluss aus der Kerngesellschaft früher noch sehr viel stärker ausgeprägt gewesen als heute, würde dies eine stärkere Ausprägung der schwarzen Identität in älteren Kohorten mit erklären können. Auch die in Deutschland dominierenden biographischen Aufzeichnungen Afrodeutscher aus älteren Kohorten deuten darauf hin. Auch die Schwarze Bewegung entstand in den 1980er Jahren und wurde somit von in den 1950ern und 1960er Jahren geborenen Afrodeutschen gegründet. Diese Fakten stützen die Argumentation.

Schwarze Identität und Effektivvariablen

Anders als vermutet, stehen weder die Ausprägung der emotional-zentralen Komponente der schwarzen Identität noch die der politisch-emanzipatorischen Komponente der schwarzen Identität mit dem Selbstwert in Zusammenhang. Offenbar gilt für Afrodeutsche nicht, anders als beispielsweise für US-Amerikaner, dass diese Formen der sozialen Identität förderlich auf den Selbstwert wirken. Für den US-amerikanischen Kontext wird die förderliche Wirkung einer schwarzen

Identität für den Selbstwert vielfach beschrieben (vgl. z.B. Hare, 1988; Hughes & Demo, 1989) (vgl. Kap. 3.3.6).

Die Daten zeigen - hypothesenkonform – lediglich einen geringen positiven Zusammenhang zwischen der Public-Regard-Komponente der schwarzen Identität und dem Selbstwert: Je positiver die Bewertung der eigenen Gruppe durch die weiße Außenwelt wahrgenommen wird, umso höher ist der eigene Selbstwert. Das Erleben einer positiven Sicht der eigenen Gruppe durch die Außenwelt (Blick aufs Kollektiv) wirkt somit direkt förderlich auf den individuellen Selbstwert.

Entgegen der theoretischen Annahme zeigt sich auch kein positiver Zusammenhang zwischen der emotional-zentralen Komponente der schwarzen Identität und der Lebenszufriedenheit, sondern im Gegenteil ein geringer negativer Zusammenhang zwischen diesen Konstrukten. Auch die Ausprägung der politisch-emanzipatorischen Komponente der schwarzen Identität steht in einem geringen negativen Korrelationszusammenhang mit der Lebenszufriedenheit. Je stärker die emotional-zentrale und die politisch-emanzipatorische Komponente der schwarzen Identität bei Afrodeutschen also ausgeprägt sind, umso geringer die von ihnen angegebene allgemeine Lebenszufriedenheit. Die Ausbildung dieser beiden Aspekte der schwarzen Identität wirkt der aktuellen Lebenszufriedenheit somit offenbar eher entgegen. Je stärker Schwarze Deutsche allerdings wahrnehmen, dass die weiße Umgebung ihre Gruppe der Schwarzen positiv wahrnimmt, umso höher ist die Lebenszufriedenheit. Eine positiv wahrgenommene Sicht auf die eigene schwarze Gesamtgruppe dient somit offenbar auch der individuellen Lebenszufriedenheit.

Die Ergebnisse widersprechen damit erstaunlicherweise der Annahme, dass die Ausprägung einer schwarzen emotional-zentralen Identität, die für das Individuum die Anbindung an eine distinkte soziale Gruppe bedeutet, die Erfüllung des Anschlussmotivs also, die Lebenszufriedenheit und den Selbstwert befördert.

Afrodeutsche, die eine schwarze soziale Identität ausgebildet haben, sind sich der besonderen Rolle ihrer Gruppe in der hiesigen Gesellschaft deutlich bewusst. Sie nehmen Rassismus und Diskriminierung stärker wahr, als es Gruppenangehörige tun, die sich weniger oder kaum mit ihrer Minoritätsposition auseinander gesetzt haben. Schwarze Identität bedeutet somit auch, einer höheren Belastung durch Rassismus bedingten Stress ausgesetzt zu sein. Vermutlich geht auch ein erhöhtes Distanzempfinden gegenüber der deutschen Mehrheitsgesellschaft damit einher. Wie bei Migrant*innen dürfte auch hier (zumindest zeitweise) ein Bedürfnis nach Rückzug

aus der Mehrheitsgesellschaft hin in eine Community entstehen. Anders als für schwarze Briten oder Amerikaner ist diese für Afrodeutsche jedoch nicht jederzeit und jeden Ortes verfügbar. Afrodeutsche mit schwarzer Identität können ihr Bedürfnis nach Rückhalt durch eine schwarze Gruppe vermutlich nicht ausreichend befriedigen und sind so mit einer weiteren psychologischen Herausforderung konfrontiert, die sich möglicherweise auch in einem negativen Zusammenhang zwischen schwarzer Identität und Lebenszufriedenheit abbilden könnte.

Die Ausbildung einer schwarzen Identität reduziert in Deutschland möglicherweise gar nicht die Gefahr der Entwurzelung, Isolation und Einsamkeit der Mitglieder der Minderheitengruppe, wie es für die USA von Crocker und Major (1989) nachgewiesen wurde. Vielleicht sind gerade Afrodeutschen mit einer höher ausgeprägten schwarzen Identität durch ihre hohe emotionale Anbindung an die Gruppe die spezifischen Dilemmata in Deutschland wie Isolation oder Einsamkeit besonders bewusst. Die klare Wahrnehmung dieser besonderen deutschen Situation könnte sich mindernd auf die Lebenszufriedenheit auswirken.

Erstaunlicherweise kann die schwarze Identität offenbar von Afrodeutschen kaum Selbstwert dienlich genutzt werden, es besteht kein Zusammenhang zwischen den Variablen. Auch hier kann nur über Ursachen spekuliert werden. Für die USA zeigen neuere Studien, die den Selbstwert direkt erfassen, dass der Selbstwert eines Individuums von der Bewertung der Außenwelt mitbestimmt wird (reflective appraisal). Für den US-amerikanischen Kontext wird vermutet, dass bei einem vorhandenen schwarzen Umfeld als Referenzgruppe eine negative Sicht der weißen Außenwelt, die den Selbstwert reduzieren kann, offenbar nicht internalisiert wird. Dieses Umfeld haben schwarze Deutsche nicht (vgl. Kap. 3.3.2).

Möglicherweise spielt auch die geringe Präsenz der Gruppe im öffentlichen Leben hier eine Rolle. So wird das selbstwertdienliche Abrufen positiver Distinktheit der eigenen Gruppe gegenüber anderen Gruppen (hier der weißen Mehrheitsgesellschaft) erschwert und kann daher nicht erlebt werden.

Rassismuskognition und Rassismus bedingter Stress von Afrodeutschen

Die Daten zeigen deutliche Zusammenhänge zwischen allen drei in der Studie erfassten Formen der schwarzen Identität und dem Konstrukt des Race-Related

Stress. Auch das Engagement in einer schwarzen Interessensvertretung und die Höhe des Race-Related Stress stehen in einem positiven Zusammenhang.

Es wurde bei der Entwicklung der hier bestätigten Hypothesen davon ausgegangen, dass eine Einordnung von Vorkommnissen als rassistisch erfordert, dass sich das Individuum seiner Gruppenzugehörigkeit deutlich bewusst ist, eine schwarze Identität also Voraussetzung für das Erkennen rassistischer Inhalte ist oder zumindest die Sensitivität für solche Inhalte stark erhöht.

Ist die Wahrnehmung der eigenen Gruppe durch die weiße Umgebung eher positiv, so fällt die Rassismuswahrnehmung geringer aus. Hier zeigt sich die Bedeutung der Außensicht auf die Gruppe für die Wahrnehmung von Rassismus und den daran gebundenen Stress.

Vielfach aufgewachsen in weiß dominierten Bezügen, empfangen Afrodeutsche vermutlich zunächst vor allem oder ausschließlich Botschaften weißer Menschen zu Themen wie Rassismus und Diskriminierung. Dabei wird davon ausgegangen, dass diese Phänomene aus Mangel an eigener Erfahrung von weißen Menschen nicht in ihrer (psychologischen) Bedeutung für Schwarze Menschen eingeordnet werden können (vgl. Kabis-Alamba, 200; Sow, 2008). Bestenfalls unterschätzen weiße Bezugspersonen die Rolle der Hautfarbe mit allen daran anschließenden Konsequenzen (Helms, 1999; Wright, 2004; Rockquemore & Laszloffy, 2005). Viele teilen vermutlich die von einigen Autoren postulierte Vorstellung vieler weißer Deutscher, dass es hierzulande keinen Rassismus gäbe (vgl. Wiedenroth-Coulibaly & Zinflou, 2004) und zeichnen so möglicherweise häufig das Bild einer heilen Welt. Vermutlich spiegeln sich diese Annahmen auch in Botschaften an die schwarzen Kinder wider. Das afrodeutsche Kind lernt somit nicht, Situationen als rassistisch zu kategorisieren, da dieses Interpretationsmuster von der weißen Bezugsperson nicht angeboten wird. Hat ein Afrodeutscher keine schwarze Identität entwickelt, werden manche Situationen möglicherweise im Sinne weißer Bezugspersonen als nicht rassistisch interpretiert.

Auch die wahrgenommene Akzeptanz durch den weißen Elternteil und die weitere weiße Familie steht in negativem Zusammenhang mit dem Race-Related Stress. Es zeigt sich zudem ein positiver Zusammenhang zwischen dem Isolationsempfinden in Kindheit und Jugend und der Höhe des aktuell wahrgenommenen Race-Related Stress. Hier wurde davon ausgegangen, dass die Akzeptanz durch die nächste Umwelt eine frühe Form der Bewertung der eigenen Hautfarbe darstellt. Wird der

Hautfarbe von der Außenwelt eine besondere (negative) Bedeutung beigemessen, lernt das Individuum, der Hautfarbe auch selbst Bedeutung beizumessen (vgl. Mummendey & Simon, 1997) und Situationen eher als rassistisch – also auf die Hautfarbe bezogen – zu erkennen.

Die Akzeptanz durch die restliche schwarze Familie korreliert negativ mit dem aktuellen Race-Related Stress. Je höher die Akzeptanz, desto geringer der Stress. Vermutet wird hier ein Prozess des Supports (Reichle, 2000); fühlt sich das Individuum von der restlichen schwarzen Familie akzeptiert und eingebunden, können rassistische Situationen vermutlich wegen des vorhandenen Supports besser verkraftet werden. Hier greift vermutlich das in der schwarzen Psychologie nachgewiesene Konstrukt des „Social Support in Racial Situations“ (vgl. Demo & Hughes, 1990).

Das Engagement in einer schwarzen Interessensvertretung und die Höhe des Race-Related Stress stehen in einem positiven Zusammenhang. Hier gilt vermutlich, je stärker ein Individuum sich mit seiner besonderen Lage befasst, umso stärker ist es wahrscheinlich in der Lage, Rassismus als solchen wahrzunehmen. Vermutet werden kann auch, dass politisches Engagement in Interessensvertretungen schwarzer Menschen mit einer stärkeren Wahrnehmung von Race-Related Stress einhergeht. Die Wahrnehmung von Rassismus und der daran gebundene Race-Related Stress fördern das Engagement in einer Interessensvertretung. Hier handelt es sich möglicherweise um eine Wechselbeziehung (vgl. Kap. 1.5.6 und 3.3.5.5).

Schwarze Identität und Eigenlabels

Die Daten zeigen einen geringen Zusammenhang zwischen der Ausprägung der emotional-zentralen Komponente der schwarzen Identität und den Eigenlabels „Afrodeutsche/r“, „Afrikanische Deutsche/r“ und „Afro“. Zwischen der emotional-zentralen Komponente der schwarzen Identität und den Labels „Schwarze/r Deutsche/r“ und „Schwarze/r“ bestehen moderate korrelative Zusammenhänge. Es besteht nach Datenlage ein geringer positiver Zusammenhang zwischen der Ausprägung der politisch-emanzipatorischen Komponente der schwarzen Identität und der Verwendung des Eigenlabels „Schwarze/r Deutsche/r“.

Die unterschiedlichen Korrelationen deuten daraufhin, dass Mitglieder der Gruppe sehr wohl zwischen den verschiedenen Bezeichnungen unterscheiden.

Möglicherweise sind vielen Afrodeutschen die von Wiedenroth-Coulibaly (2005) beschriebenen Unterschiede im politischen Gehalt durchaus bewusst.

Diese Daten spiegeln den postulierten Zusammenhang zwischen einer auf die Hautfarbe bezogenen Identität und der Verwendung emanzipatorisch geprägter Begrifflichkeiten, die aus der Gruppe selbst heraus entwickelt wurden, wider. Hier zeigen sich offenbar die von Boatswain und Lalonde (2000) gedachten Prozesse, wonach Gruppenbezeichnung als Formen sozialer Kreativität im Sinne der Theorie der sozialen Identität die Möglichkeit bieten, positive soziale Identität herzustellen. Es bestätigen sich damit die Annahmen von Wiedenroth-Coulibaly (2005, b) wonach es sich bei der neu entwickelten Bezeichnung „Schwarze Deutsche“ um eine Selbstdefinition handelt. Auch Adams (2005) Annahme, wonach die Begriffe Afrodeutsche, Schwarze Deutsche und Schwarze Zeichen einer vorhandenen Gruppenidentität seien, wird bestätigt. Die Selbstbezeichnungen spiegeln in Teilen auch die schwarze Identität wider (vgl. Kap. 1.1).

Es zeigen sich geringe positive Korrelationen zwischen der Verwendung der Eigenlabels „Afrodeutsch“, „Schwarze/r Deutsche/r“ und „Schwarzer“ und der Ausprägung der Identitätsarbeit. Hier bildet sich das nahe liegende Phänomen ab, dass eine Auseinandersetzung mit der eigenen Gruppensituation der Verwendung emanzipatorisch geprägter Eigenlabels zuträglich ist. Möglicherweise zeichnen sich hier Annahmen von Osei (1998, S. 61) ab, die die politische Bedeutung der Selbstbezeichnung als Schwarze Deutsche betonen und die „Selbstdefinition als emanzipatorischen Akt einer Bewusstwerdung und Auseinandersetzung“ einordnen. Auch El-Tayeb (2005) Vermutung, dass der Begriff Afrodeutsche als Selbstreferenz von Schwarzen Deutschen verwendet wird, die an politischen und kulturellen Diskursen teilhaben, könnte hierdurch bestärkt werden.

7.1.3.3 Wechselwirkung zwischen der Ausprägung einer national-kulturellen deutschen Identität und der Ausprägung einer schwarzen Identität

Die Korrelationsanalysen und das Strukturmodell 3 (vgl. Kap. 6.2.3.2) zeigen, dass die Ausprägung der deutschen national-kulturellen Anbindung und Identität und die Entwicklung einer (reaktiven) schwarzen Gruppenidentität erwartungsgemäß nicht unabhängig voneinander sind. Je weniger ausgeprägt die individuelle Wahrnehmung von Afrodeutschen ist, dass die weiße Außenwelt (inklusive der eigenen weißen

Familienangehörigen) positiv auf die Gruppe der Schwarzen blickt, umso geringer ist die Identifikation mit der (ausschließenden) deutschen Gruppe und somit die deutsche national-kulturelle Identität ausgeprägt (positive Korrelation Public-Regard-Komponente der schwarzen Identität und deutsche national-kulturelle Identität). Die anderen Facetten der schwarzen Identität korrelieren mit der deutschen national-kulturellen Identität erwartungsgemäß negativ.

Die Verhinderung des Anschlusses an die deutsche Heimatgruppe fördert offenbar das verstärkte Bedürfnis der Entwicklung einer Gruppenidentität, die sich auf das Merkmal bezieht, welches zum Anlass für den Ausschluss genommen wird, die Hautfarbe also (vgl. Hall, 1991).

Eine solche negative Wechselwirkung spiegelt sich auch in den vorliegenden Daten deutlich wider: Je stärker sich afrodeutsche Studienteilnehmer von ihrem weißen Elternteil und ihrer weißen Familie in ihrer Kindheit und Jugend mit ihrer Hautfarbe akzeptiert fühlten, umso geringer die Ausprägung der emotional-zentralen Form der schwarzen Identität und umso positiver die wahrgenommene Außensicht auf die eigene schwarze Gruppe durch die weiße Außenwelt (Public-Regard Komponente).

Die Basis der hier bestätigten Hypothese ist die aus dem Push- und Pull-Konzept von Rockquemore und Brunson (2002) abgeleitete Annahme, wonach die Bindungsqualität an den weißen und schwarzen Elternteil Einfluss auf die Identifizierung mit der jeweiligen Hautfarbengruppe nimmt, der der Elternteil angehört. Ist die Bindung an den weißen Elternteil hoch (hier vermittelt über die Akzeptanz), kommt es eher zu einer Identifizierung mit diesem und einer Reduzierung der schwarzen Identität (vgl. Kap. 3.3.4).

7.1.3.4 Ergebnisse zu weiteren relevanten Aspekten der Lebensrealität von Afrodeutschen

Die folgenden Ergebnisdiskussionen beziehen sich auf den direkten Zusammenhang zwischen Akzeptanz erleben und Isolationsempfindungen in Kindheit und Jugend und aktuellen Ausprägungen von Selbstwert und Lebenszufriedenheit.

Es zeigen sich erstaunlicherweise keine direkten Zusammenhänge zwischen der früher wahrgenommenen Akzeptanz durch den weißen Elternteil, die restliche weiße Familie oder durch den schwarzen Elternteil zur momentanen Selbstwertausprägung. Die Verhinderung des Anschlussmotivs durch die eigenen weißen

Familienmitglieder, aber auch durch den schwarzen Elternteil wirkt sich demnach nicht direkt mindernd auf die Ausprägung des allgemeinen Selbstwertes als Erwachsener aus. Möglicherweise gilt es hier als Erklärung zu beachten, dass zwischen den erinnerten Erfahrungen in Kindheit und Jugend und dem aktuellen Selbstwert eine lange Zeitspanne liegt.

Es zeigt sich lediglich eine geringe Korrelation zwischen der wahrgenommenen Akzeptanz durch die restliche schwarze Familie in Kindheit und Jugend und dem aktuellen Selbstwert. Je stärker sich ein Afrodeutscher also in Kindheit und Jugend durch die weitere schwarze Familie in seiner Hautfarbe akzeptiert fühlte, umso höher ist der aktuell ausgeprägte Selbstwert als Erwachsener. Die emotionale Einbindung in die schwarze Familie scheint dem Selbstwert zuträglich zu sein. Fraglich ist hier, ob der Gruppenbezug einen Zusammenhang bedingt, den eine einzelne Person nicht herbeiführen kann.

Die Verhinderung des selbstverständlichen Anschlusses an die eigene Familie wirkt sich nach Datenlage deutlicher (als auf den Selbstwert) auf die Lebenszufriedenheit aus, mit Ausnahme der wahrgenommenen Akzeptanz durch den schwarzen Elternteil korrelieren alle anderen Formen der Akzeptanz (weißer Elternteil, weiße Familie, schwarzer Elternteil) mit der Lebenszufriedenheit. Je stärker sich afrodeutsche Studienteilnehmer in Kindheit und Jugend mit ihrer Hautfarbe isoliert fühlten, desto geringer sind somit aktuell Selbstwert und - noch stärker - Lebenszufriedenheit ausgeprägt.

Damit bestätigt sich die Annahme, dass die Anbindung an eine Referenzgruppe die persönliche Zufriedenheit fördert. Die lässt sich sicher über die Befriedigung eines Anschlussmotivs erklären, die der Zufriedenheit zuträglich ist.

Nachdem alle Ergebnisse der Studie dargestellt und eingeordnet wurden, gilt es, auch Limitationen der Erhebung zu beleuchten. Im folgenden Abschnitt werden diese detailliert diskutiert.

7.2 Limitationen der Studie

Bei der Diskussion von Studienergebnissen gilt es, auch Schwächen der Studie zu berichten und auf Einschränkungen der Aussagekraft der Befunde hinzuweisen. Im folgenden Abschnitt werden die Stichprobe und das Design in das Zentrum der kritischen Auseinandersetzung gestellt.

7.2.1 Die Stichprobe

Die vorliegende Studie leistet durch die erstmalige Befragung von fast 200 Afrodeutschen zu unterschiedlichsten Aspekten ihrer aktuellen Lebensrealität und den Sozialisationsbedingungen in Kindheit und Jugend hierzulande einen Beitrag dazu, Aufschluss über relevante Lebensbedingungen in der Gruppe zu erhalten. Überprüft werden verschiedene in der (afrodeutschen) Literatur diskutierte Annahmen, biographische Schilderungen werden in einen theoretischen psychologischen Rahmen eingeordnet und in Hinsicht auf eine mögliche Allgemeingültigkeit beschriebener Prozesse betrachtet. Dabei können kaum Aussagen darüber gemacht werden, ob die vorliegende Stichprobe repräsentativ für die Gesamtpopulation der Afrodeutschen ist; allein die Tatsache, dass bisher keinerlei empirische Daten über Größe und soziodemographische Zusammensetzung der Gruppe vorliegen (vgl. Zöllner, 1999; Ayim, 1995; Kantara, 2000), verhindert eine sichere Bewertung der Repräsentativität. Diskutiert werden im Folgenden verschiedene mögliche Verzerrungen der Stichprobe und ihre potenziellen Ursachen. Diese beziehen sich auf den Anteil politisierter Studienteilnehmer, Alter, Geschlecht, Anteil der Großstädter und den Bildungsstand von Teilnehmern und ihren Eltern.

Die verschiedenen Rekrutierungswege und -formen (schwarze Organisationen, private Kontakte, vorwiegend Online-Befragung) und der Inhalt der Studie lassen eine systematische Verzerrung der Stichprobe vermuten (vgl. Rost, 2005). So wurden beispielsweise Afrodeutsche bei der jährlich stattfindenden bundesweiten Veranstaltung der Initiative Schwarze Menschen in Deutschland e.V., einer politischen Organisation der afrodeutschen Minderheit, für die Studie rekrutiert. Das Erhebungsinstrument wurde zudem über weitere schwarze Organisationen mit politischer und/oder kultureller Zielsetzung beworben. Studienteilnehmer, die über diesen Weg von der Studie erfahren und an ihr teilnehmen, bewegen sich damit offenbar in einem politisch geprägten Umfeld. Daher ist der Anteil der politisierten Schwarzen Deutschen in dieser Untergruppe möglicherweise höher als in der Gesamtpopulation der Afrodeutschen. Eine Abweichung von der Repräsentativität ist dann von Bedeutung, wenn sich diese auf die untersuchten Variablen auswirkt. Für die vorliegende Studie muss bedacht werden, dass Personen, die sich in politischen Interessensvertretungen engagieren, häufig eine andere Identitätsentwicklung durchlaufen haben als Gruppenmitglieder, die sich nicht engagieren. Dies kann sich beispielsweise auf die Ausprägung der Facetten der schwarzen Identität auswirken.

Auch die Dominanz der Online-Befragung kann sich auf die Zusammensetzung der Stichprobe ausgewirkt haben. Es wird davon ausgegangen, dass bestimmte Bevölkerungsgruppen stärker als andere repräsentiert sind. Vor dem Hintergrund der Daten des Datenreports 2006 für die gesamtdeutsche Bevölkerung kann auch davon ausgegangen werden, dass es sich bei der vorliegenden Stichprobe um eine zumindest hinsichtlich Alter und Geschlecht verzerrte Auswahl aus der Grundgesamtheit der Gruppe der Afrodeutschen handelt. So ist der Frauenanteil erhöht, die jüngeren Altersgruppen sind vermutlich überrepräsentiert. Auch wenn davon ausgegangen werden kann, dass sich der Anteil Schwarzer Deutscher seit den 1940er Jahren stetig deutlich erhöhte, scheint die Altersverteilung in der vorliegenden Stichprobe dennoch ältere Jahrgänge, auf die sich viele Berichte und Analysen zur Gruppe beziehen, zu wenig zu berücksichtigen. Die Studie bildet die Altersverteilung offenbar nicht repräsentativ ab.

Es zeigt sich auch ein im Vergleich zur gesamtdeutschen Bevölkerung erhöhter Teil von Befragten, die aktuell in einer Großstadt leben, aber auch ein erhöhter Anteil derjenigen, die bereits in einer Großstadt aufgewachsen sind. Hier stellt sich die Frage, ob es sich um eine Verzerrung der Stichprobe handelt, oder ob der Anteil Afrodeutscher, die in Großstädten aufgewachsen sind und aktuell dort leben, höher ist als in der gesamtdeutschen Bevölkerung der entsprechenden Jahrgänge.

Auffallend ist auch der hohe Bildungsstand der Studienteilnehmer im Vergleich zur Gesamtbevölkerung. Bei Bildungsstand und Wohnort bleibt unklar, ob die in der Studie vorliegende Verteilung der „wahren“ Verteilung in der Gesamtpopulation der Schwarzen Deutschen entspricht oder ob es sich um eine Verzerrung, möglicherweise bedingt durch die Erhebungsart und -form, handelt. Wenn mit Ayim (1997, S. 149) davon ausgegangen wird, dass sich der Anteil der schwarzen Bevölkerungsgruppe in den 1960er und 1970er Jahren durch die Zunahme der Zahl der Studierenden aus vielen afrikanischen Staaten, die zur Unabhängigkeit gelangen, vergrößert und aus der Verbindung dieser Migranten mit weißen Deutschen eine neue, zahlenmäßig große Gruppe von Afrodeutschen entsteht (vgl. Asante, 1996), dann kann auch vermutet werden, dass sich der hohe Bildungsstand der immigrierten Elternteile in den Bildungsabschlüssen der befragten Nachfolgegeneration widerspiegelt und es sich um keine Verzerrung der Stichprobe handelt. Dieser Argumentation folgend, wäre davon auszugehen, dass die Gesamtpopulation der Afrodeutschen ein höheres Bildungsniveau aufweist als der gesamtdeutsche

Durchschnitt. Erfasst wurde auch das Bildungsniveau der Eltern, dieses ist deutlich höher als das der gesamtdeutschen Vergleichsgruppe. Verglichen mit dem Mikrozensus 2004 (vgl. Datenreport 2006) weisen sowohl die Väter als auch die Mütter der befragten Afrodeutschen gegenüber der gesamtdeutschen Bevölkerung höhere Bildungsabschlüsse auf. Auch die Berufsabschlüsse der Eltern der befragten Studienteilnehmer spiegelt das hohe Bildungsniveau wider. Auffallend sind auch die gleichermaßen hohen Bildungsabschlüsse bei Müttern und Vätern, handelt es sich doch um eine Generation, in der typischerweise ein „Bildungsgefälle“ zwischen den Elternteilen besteht. Der Vater besitzt häufig noch einen höheren Bildungsabschluss als die Mutter. Dies ist in der Elterngeneration dieser befragten deutschen Untergruppe häufig nicht der Fall. Der hohe Bildungsgrad in der Elterngeneration könnte zudem miterklären, warum der Anteil von Großstadtbewohnern erhöht ist. So leben Studenten, spätere Akademiker, eher in Städten mit höherer Einwohnerzahl.

Bei der Diskussion der Ergebnisse der Studie ist die möglicherweise eingeschränkte Repräsentativität der Stichprobe zu bedenken. Hierdurch könnte die Generalisierbarkeit der Ergebnisse auf die Gesamtgruppe der Afrodeutschen eingeschränkt sein. Dies betrifft vor allem Aussagen zur Ausprägung und Verteilung der untersuchten Variablen. Die berichteten Ergebnisse zu Zusammenhängen zwischen den Variablen sind hierdurch weniger betroffen.

7.2.2 Das Design

Bei der vorliegenden Studie handelt es sich um eine Querschnittsstudie. Ein solches Design ermöglicht keine Kausalaussagen. Auch die Verwendung von Strukturgleichungsmodellen erlaubt bei Querschnittsstudien keine Kausalitätsprüfung (vgl. Nachtigall, Kroehne, Funke & Steyer, 2003). Aussagen zu vermuteten Wirkrichtungen lassen sich nur auf Basis theoretischer Überlegungen begründen. Allein Längsschnittstudien eröffnen die Möglichkeit, Wirkbeziehungen zu prüfen. Um Aussagen zu Wirkbeziehungen treffen zu können, sollten daher Längsschnittstudien zur Entwicklung der sozialen Identitäten von Afrodeutschen durchgeführt werden.

Die Erforschung der Lebenswirklichkeit Schwarzer Deutscher befindet sich in einem Anfangsstadium. Relevante Aspekte der besonderen Lebenswirklichkeit können auch durch qualitativ ausgerichtete Studien untersucht werden. Die besondere Bedeutung

sozialer Erfahrungen wird so aus der Perspektive der Betroffenen beschrieben und interpretiert (vgl. Manstead, 2007). Die hohe Komplexität der Entwicklungsprozesse in Kindheit und Jugend Afrodeutscher könnte so weiter beleuchtet und beschrieben werden. Welche besonderen Themenfelder mit Bedeutung für das eigene Schwarze-Deutsche-Dasein zeigen die Befragten selber auf? Welche Erklärungen geben die Individuen selbst für unterschiedlichste Phänomene? Hieraus leiten sich dann vermutlich unterschiedlichste weitere Forschungsfelder ab.

7.2.3 Messinstrumente

Leider ist eine Messung der schwarzen sozialen Identität und der national-kulturellen deutschen Identität durch ein konstruktionsgleiches Messinstrument wie die Orth-Skala oder die Mael-Ashforth-Skala in der vorliegenden Studie nicht gelungen (vgl. Kap. 5.3.2.4 und 5.3.2.5). Hierdurch ist die Vergleichbarkeit der beiden zentralen Konstrukte der Arbeit eingeschränkt, die Operationalisierung unterscheidet sich.

Die Limitationen der vorliegenden Untersuchung wurden ausführlich beschrieben. An eine Erhebung schließen sich neben kritischen Reflexionen zumeist auch praktische Folgen an, die im kommenden Abschnitt erörtert werden.

7.3 Praktische Implikationen

Aus den Befunden der vorliegenden Studie lassen sich praktische Schlussfolgerungen ziehen. Diese werden in den folgenden Abschnitten vorgestellt.

Die Studie macht deutlich, dass die in der afrodeutschen (biographischen) Literatur beschriebenen Phänomene wie Ausgrenzung, Isolationserfahrung, Sonderrolle und Rassismus von einer großen Zahl befragter Schwarzer Deutscher tatsächlich erlebt werden. Diesen Daten folgend wird (auch) die schwarze Minderheit in Deutschland von den eigenen Landsleuten offenbar in vielen Bezügen ausgegrenzt und in unterschiedlichsten Lebensbereichen mit den verschiedenen Formen von Rassismus konfrontiert. Die nach Wiedenroth-Coulibaly und Zinflou (2004) von Angehörigen der weißen Mehrheitsgesellschaft häufig vertretene These, in Deutschland gäbe es keinen Rassismus, spiegelt sich in den vorliegenden Daten keineswegs wider und kann eindeutig widerlegt werden. Es zeichnet sich für Afrodeutsche insgesamt das Bild einer äußerst komplexen Lebenswirklichkeit, die vielfältige Herausforderungen

an das Individuum stellt. Implikationen ergeben sich sowohl für die ausgrenzende dominierende Mehrheitsgesellschaft als auch für die Mitglieder der Schwarzen Deutschen Community. Diese werden im Folgenden beschrieben.

7.3.1 (Weiße) gesellschaftliche und familiäre Veränderungen

Afrodeutsche sehen sich von klein auf mit der Situation konfrontiert, in einer von Weißen dominierten heimatlichen Mehrheitsgesellschaft zu leben und - anders als andere schwarze Minderheitenangehörige - auch in privaten Bezügen vielfach überwiegend mit weißen Menschen in Kontakt zu stehen. Ausgangsposition und Grundthematik der besonderen, herausfordernden Situation der Minoritätsangehörigen ist ein sozialer Kategorisierungsprozess der weißen Mehrheitsgesellschaft. Die Kategorie „Schwarz“ wird dabei mit Ausländer gleichgesetzt und mit allen daran gebundenen mehrheitsgesellschaftlich geteilten negativen Wertkonnotationen versehen. Soziale Diskriminierung und Rassismus - teilweise selbst in der eigenen weißen Familie - gehen damit einher.

Beginn von Fehlkategorisierungs- und Ausgrenzungsprozessen Schwarzer Deutscher ist eine breite Wissenslücke bei den meisten Mitgliedern der weißen deutschen Mehrheitsgesellschaft. Ihnen ist offenbar nicht bekannt, dass deutsch zu sein nicht automatisch bedeutet, weiß zu sein. Hier mangelt es bei vielen weißen Deutschen offenbar an elementarem Grundwissen über die Bevölkerungszusammensetzung im eigenen Heimatland. Somit kommt dem deutschen Bildungssystem die Aufgabe zu, eine solche Lücke in der Wissensvermittlung durch die Aufnahme von Grundinformationen zur Bevölkerungsstruktur zu schließen, die selbstverständlich zur Allgemeinbildung gehören müssten.

Eine weitere Schlussfolgerung der Studienergebnisse bezieht sich vor allem auf die vielfach berichtete eingeschränkte Akzeptanz Schwarzer Deutscher im nächsten Umfeld aufgrund der Hautfarbe und auf rassistische Erlebnissen in unterschiedlichsten gesellschaftlichen Bereichen, die sich negativ auf die Lebenszufriedenheit der Betroffenen auswirken. Sie betrifft damit die ausgrenzenden Angehörigen der weißen Mehrheitsgesellschaft, die häufig mangelnde Akzeptanz und rassistisches Verhalten gegenüber Schwarzen Deutschen zeigen. Diese Prozesse nehmen sie teilweise nicht bewusst wahr, ignorieren sie, negieren diese oder üben sie bewusst aus.

Eine offene, klare Thematisierung von Ausgrenzungsprozessen in der deutschen Gesellschaft und das immer wiederkehrende deutliche Aufzeigen von permanent vorhandenen Rassismen in allen Lebensbereichen sollte die Problematik in der breiten Öffentlichkeit offenkundig machen und ist erste Voraussetzung zur bewussten Veränderung von Denken und Verhalten der Mitglieder der weißen Mehrheitsgesellschaft. Ein gesellschaftlicher Diskurs zum eigenen Weißsein mit alle daran gebundenen Privilegien, wie sie unter anderem Vertreter der Kritischen Weißseinsforschung fordern, sollte damit einhergehen. Dabei sind nach Tatum (1997) für weiße Mehrheitsangehörige auch eigene weiße Vorbilder hilfreich, die konkret aufzeigen, wie eine positive Veränderung der eigenen Gruppe hin zu einem antirassistischen Miteinander erfolgen könnte.

Klar ist, dass es eine „farbenblinde“, rassismusfreie Gesellschaft vermutlich nie geben wird, ein kritischer Diskurs zu Weiß- und Schwarzsein in der Gesellschaft könnte aber zumindest bewirken, dass Schwarzen Menschen nicht weiterhin übertriebene Sensibilität beim Thema Rassismus vorgeworfen wird. Diese Fehleinschätzung und Ignoranz durch die Außenwelt wird von verschiedenen Autoren als große Belastung im Lebensalltag Schwarzer Menschen beschrieben (vgl. z.B. Ayim, 1996; Wiedenroth-Coulibaly, 2005, b; Golly, 2006; Ritz, 2009). Die Studienergebnisse zeigen, dass beispielsweise rassistische Botschaften in Witzform Afrodeutsche sehr verstimmen. Rassistische und klischeehafte Äußerungen verärgern Afrodeutsche vielfach (vgl. Kap. 6.1.6.6).

Neben dem deutlichen Aufzeigen von Rassismus auf allen Ebenen der deutschen Gesellschaft sollte seine Reduzierung im Fokus der Öffentlichkeit stehen. Die permanente unreflektierte und mehrheitsgesellschaftlich nicht sanktionierte Kommunikation von Stereotypen verhindert den Abbau sozialer Diskriminierung. Nach Sassenberg, Fehr, Hansen, Matschke und Woltin (2007, S. 241) ist die wiederholte Kommunikation von Stereotypen entscheidend dafür, dass diese Eingang in die kollektive Wahrnehmung der Mehrheitsgesellschaft finden. Die psychologischen Gesetzmäßigkeiten der Weitergabe von Stereotypen sollten in der Gesellschaft bewusst sein. So trägt auch die Verbreitung rassistischer Inhalte durch Printmedien, Film, Fernsehen, Theater und Zirkus, wie Sow (2008) sie aufzeigt, zu einer immer weiteren gesellschaftlichen Verbreitung und Verfestigung dieser Inhalte bei. Weder die Glaubwürdigkeit des Inhalts oder der Quelle noch die Darstellungsart (z.B. Ironie) stehen damit in Zusammenhang. Allein die wiederholte Nennung von

Stereotypen hält diese aufrecht (Sassenberg, Fehr, Hansen, Matschke & Woltin, 2007). Die Forderung der Autoren richtet sich daher vor allem an weiße Vertreter aus Medien, Politik und Judikative. Diese sollten auf die Äußerung von Stereotypen verzichten. Sie betonen, dass Aussagen und Verhalten von prototypischen Repräsentanten der deutschen Majoritätsgesellschaft Normen im Umgang mit anderen Gruppen vorgeben. Besonders wünschenswert scheint hier eine Veränderung von Inhalten in Schulbüchern, die auch heute noch eindeutige Klischees und Stereotypen Schwarzer Menschen an Kinder und Jugendliche weitergeben (vgl. z.B. Oguntoye, Opitz und Schultz, 1986; Poenike, 2003).

Dem Abbau rassistischer Strukturen zuträglich wäre die Umsetzung antirassistischer Standards in öffentlichen und privaten Bezügen. Den Daten entsprechend ist vor allem die Phase der Kindheit und Jugend von großer Bedeutung. Demnach wäre die reguläre und flächendeckende antirassistische Beratung und Schulung des weißen pädagogischen Personals - Erzieher, Lehrer, Vereinsmitarbeiter und andere - ein erster Schritt, um auch im Umfeld schwarzer Kinder und Jugendlicher die Anzahl rassistischer Begegnungen mit Betreuungspersonal und Peers zu reduzieren. Zudem würden Multiplikatoren geschaffen, die erst einmal die Reduzierung, im Idealfall den Stopp der transgenerationalen Weitergabe rassistischer Inhalte und diskriminierender Klischees (an schwarze wie weiße Kinder und Jugendliche) in Kindergarten, Schule, Vereinen, Ausbildungssystem und Universität erreichen. Eggers (2006, S. 383) spricht von vorherrschender Rassifizierung, wenn „Konstruktionen von Weiß- und Schwarzsein mit wertenden Attributen versehen und an Kinder vermittelt werden“, diese gilt es abzuschaffen.

Sassenberg, Fehr, Hansen, Matschke und Woltin (2007, S. 243) betonen, dass auch Gesetze zur Verringerung der sozialen Diskriminierung durchaus sinnvoll sein können, Voraussetzung sei dabei jedoch eine gewisse intrinsische Motivation auf Seiten der Majorität, die Umsetzung zu fördern. Dies geschehe nicht, wenn die Bevölkerung einen solchen Gesetzgebungsprozess nicht als notwendig, transparent, demokratisch und konsensual erlebe. Werde, wie im Fall des allgemeinen Gleichbehandlungsgesetzes, vom Gesetzgeber darauf hingewiesen, dass es nur um die Umsetzung einer EU Richtlinie gehe, so zeigten sich eher negative Effekte.

Neben dem Abbau rassistischer Strukturen sollten in einer pluralistischen Gesellschaft nicht nur die Geschichte einzelner dominierender Gruppen vermittelt werden. Das Ignorieren gesellschaftlicher Beiträge von Minderheiten ist eine

Fehlinformation der Gesamtgesellschaft und führt zur Fehleinschätzung der Leistung der Minoritätsangehörigen durch die Mehrheitsgesellschaft (vgl. z.B. Tatum, 1997). Auch die Geschichte und aktuelle kulturelle, wissenschaftliche und politische Beiträge von Gruppen wie der der Schwarzen Deutschen sollte Eingang finden. Die Vermittlung der Geschichte einer solch großen Minderheitengruppe, die weit zurückreicht, sollte für alle Mitglieder der hiesigen Gesellschaft - weiß wie schwarz - selbstverständlich sein, in Bildungsplänen verankert werden und zum festen Bestandteil der Allgemeinbildung gehören.

Die Studie zeigt, dass Afrodeutsche vielfach Rassismus erleben und Ausschluss aus der Mitte der Gesellschaft empfinden. Dies birgt das Risiko einer Distanzierung von der eigenen deutschen Mehrheitsgesellschaft. Ähnlich wie bei Migranten dürfte auch hier (zumindest zeitweise) ein Bedürfnis nach Rückzug aus der Mehrheitsgesellschaft entstehen. Hier besteht die Gefahr, dass Afrodeutsche – der Studie entsprechend hoch gebildet und gut ausgebildet – sich einen Wirkungskreis außerhalb der Kerngesellschaft suchen und ihre Potentiale möglicherweise anderweitig (z.B. im Ausland) ausspielen.

Eine in Deutschland spezifische Situation, die sich von der anderer schwarzer Minderheiten unterscheidet, ist die, dass viele Schwarze Deutsche von einer weißen Mutter geboren und primär von diesem Elternteil (häufig auch ausschließlich) sozialisiert werden, einer Person also, die nicht der afrodeutschen Gruppe, sondern der weißen Mehrheitsgesellschaft mit allen daran anschließenden, in vorherigen Kapitel erläuterten Konsequenzen angehört.

Implikationen lassen sich auch für die (weißen) Mütter Afrodeutscher ableiten. Für viele dieser Mütter scheint eine Sensibilisierung in Hinblick auf die besondere Bedeutung der Hautfarbe für ihre Kinder und alle daran gebundenen sozialen Konstruktionen und komplexen Konsequenzen im gesellschaftlichen Miteinander wünschenswert. Die Studie zeigt, dass viele Afrodeutsche sich in ihrer Kindheit und Jugend durch ihre Hautfarbe isoliert fühlten und die Sozialisation vielfach keinerlei schwarze Themen enthielt. Phänomene wie Ausgrenzung, Isolationsempfinden und Rassismus sind den Müttern nicht aus eigenem Empfinden bekannt.

Auch die Reflexion eigener bedachter oder unbedachter Vorurteile und Ressentiments scheint durchaus sinnvoll. Weiße Mütter haben aus eigener Erfahrung keine Bewältigungsmechanismen für das herausfordernde Leben als Minderheitenangehöriger aufgrund der Hautfarbe erlernen können und müssen,

welche sie als Modell an ihre Kinder weitergeben könnten. Hier gilt es, Aufklärungsarbeit zu leisten, antirassistische Konzepte umzusetzen und spezifische pädagogische Kompetenzen zur Sozialisation schwarzer Kinder zu vermitteln.

Die Akzeptanz des afrodeutschen Kindes durch die Mutter ist häufig höher als durch die restliche weiße Familie. Viele Mütter erleben mit Geburt des eigenen schwarzen Kindes vermutlich erstmals bewusst und deutlich Rassismus im nächsten Umfeld und müssen Familienmitglieder und andere Angehörige ihres näheren sozialen Umfelds erstmals auch im Lichte eines möglichen rassistischen Gedankenguts wahrnehmen (vgl. z.B. Tatum, 1997). Diese Wahrnehmung der Angehörigen wird sicher manches Mal bisherigen positiv ausgeprägten Gefühlen zu diesen entgegenstehen und kann möglicherweise auch Einfluss auf die Mutter-Kind-Beziehung nehmen.

7.3.2 Stärkung der Afrodeutschen - Empowerment

In der vorliegenden Studie zeigen sich empirisch bestimmte besondere Aspekte der Lebensrealität Schwarzer Deutscher. Auffällig ist dabei der hohe Anteil von Studienteilnehmern, der – der biographischen Literatur entsprechend – Gefühle der Isolation als Schwarzer Mensch in einer weißen Umgebung während Kindheit und Jugend, aber auch im Erwachsenenalter angibt. Offenbar handelt es sich hier um eine psychologisch relevante Gefühlslage, die vielen Mitgliedern der Gruppe in der Vergangenheit vertraut war und auch aktuell ist. Es gibt also hierzulande eine größere Gruppe Mitbürger, die sich aufgrund ihrer Hautfarbe vereinzelt und isoliert fühl(t)en. Bedingt ist eine solche negative Gefühlslage offenbar häufig auch durch eine mangelnde Akzeptanz in der eigenen Ursprungsfamilie und/oder näheren privaten Bezügen. Es ergeben sich hieraus praktische Implikationen für die Schwarze Community.

Die Isolation von Schwarzen Deutsche betrifft - den Studienergebnissen folgend - vor allem Kinder und Jugendliche. Befragt wurden erwachsene Afrodeutsche, daher kann keine gesicherte Aussage dazu gemacht werden, ob aktuell lebende Kinder und Jugendliche in gleichem Maße über Isolationsempfindungen und mangelnde Akzeptanz berichten würden. Dennoch kann davon ausgegangen werden, dass die Lebensrealität sich bezüglich Isolationsempfinden und Akzeptanz nicht gänzlich verändert hat. Demnach muss eine Konsequenz sein, afrodeutschen Kindern und

Jugendlichen Räume zu geben, in denen der Isolationsstatus aufgehoben ist, wo sie also auf andere schwarze Gleichaltrige treffen. So besteht (zumindest zeit- und teilweise) die Möglichkeit, das Isolationsgefühl zu reduzieren und die besonderen Herausforderungen, die die an ihre Hautfarbe gebundenen sozialen Konstruktionen mit sich bringen, in Gemeinschaft mit gleichermaßen davon berührten Peers zu erleben und möglicherweise auch thematisieren zu können. In solchen Lebensbezügen bestünde auch die Möglichkeit, eine Gegenrealität zu bieten, eine Gemeinschaft, in der die möglicherweise erlebten verletzenden Abweisungen durch eigene Familienmitglieder und weitere Personen der näheren Umgebung wenigstens in Teilen kompensiert werden können.

Aber auch bei den befragten erwachsenen Schwarzen Menschen zeigen sich noch Gefühle der Isolation, so dass auch hier eine Anbindung an eine Community hilfreich sein könnte. In vielen Bereichen wäre demnach der Aufbau schwarzer Netzwerke und Zirkel zu bedenken. Tatum (1997, S. 72) schlägt dies beispielsweise für den schulischen und akademischen Kontext vor, um so in der „psychologischen Sicherheit der eigenen Gruppe über Themen zu sprechen, die dem eigenen Erfolg möglicherweise entgegenwirken“. Als Beispiel nennt sie Isolationsgefühle.

Es wird davon ausgegangen, dass Individuen ein Bedürfnis haben, ihre persönliche Familiengeschichte zu kennen. Für die Mehrzahl der Afrodeutschen wird in den Daten deutlich, dass ihnen der kulturelle Hintergrund ihres schwarzen Elternteils nicht vertraut ist. Eine Anbindung an diesen Teil des sozialen und kulturellen Hintergrundes könnte ebenfalls dazu beitragen, das vielfach berichtete Isolationsempfinden zu reduzieren. Wünschenswert ist daher, dass der schwarze Elternteil, der - den Studienergebnissen zufolge - vielfach nicht in der Familie lebt, trotz Trennungssituation das afrodeutsche Kind mit dem eigenen schwarzen Hintergrund vertraut macht. Hier kommt dem schwarzen Elternteil offenbar eine besondere Verantwortung zu. Ist dies nicht möglich, so kann die Auseinandersetzung mit der Kultur des schwarzen Elternteils auch von anderen kompetenten Personen gefördert und übernommen werden.

Die Ergebnisse der Studie machen deutlich, dass viele Mitglieder sich infolge von Isolation Aspekte ihres Schwarzseins selbst haben erarbeiten müssen. Sie haben „Identitätsarbeit“ geleistet. Eine „einfache“ Übernahme durch erwachsene Rollenvorbilder war vielfach nicht möglich. Die Daten der Studie zeigen auch, dass eine große Zahl der Befragten angibt, auch vom schwarzen Elternteil nur in geringer

oder mittelmäßiger Weise schwarz sozialisiert worden zu sein. Die geringe Anzahl von Personen, die eine schwarze Sozialisation durchlaufen haben, trägt sicher auch den besonderen Familienkonstellationen Rechnung, wonach das afrodeutsche Kind bei Trennung der Eltern häufig beim weißen Elternteil - der Mutter - verbleibt. Dennoch ist zu vermuten, dass der schwarze Elternteil ebenfalls teilweise wenig Gewicht auf die Vermittlung spezieller Themeninhalte legt (oder legen konnte), die dem afrodeutschen Kind eine Anbindung an eine schwarze Kultur ermöglichen. Diese Identitätsarbeit sollte zukünftig erleichtert werden, nicht jeder einzelne Afrodeutsche sollte die Identitätsarbeit allein leisten und sich eigene Wege des Vorgehens erschließen müssen. Sinnvoll schient hier eine professionelle Anleitung durch kompetente Erwachsene der eigenen Gruppe, die Teile jener Bildungsarbeit und Sozialisation übernehmen, die von weißen Müttern und weiteren Familienmitgliedern nicht geleistet wird (werden kann).

Teil der Identitätsarbeit ist unter anderem die Erarbeitung eigener schwarzer (deutscher) geschichtlicher, kultureller, wissenschaftlicher und politischer Perspektiven. Ein leichter Zugang zu den bereits vorhandenen Informationen über die Errungenschaften verschiedener schwarzer Gruppen und Einzelpersonen in diesen Bereichen in Vergangenheit und Gegenwart wäre somit wünschenswert. Das Anliegen verschiedener politischer und/oder kultureller Zusammenschlüsse Schwarzer Menschen, Kenntnisse zur schwarzen (deutschen) Geschichte zu vermitteln, ist psychologisch sinnvoll und dienlich. Veranstaltungsreihen wie die des Black History Month sind damit unterstützenswert. Auch der weitere Ausbau der Diskurse und Arbeiten in den oben genannten gesellschaftlichen Bereichen aus der Community heraus dient der Erleichterung der individuellen Identitätsarbeit.

Die Daten spiegeln deutlich, dass die Mehrheit der Befragten Erfahrung mit Rassismus hat und diese in irgendeiner Form psychologisch verarbeiten muss. Dem Konzept des „Social Support in Racial Situations“ der schwarzen Psychologie entsprechend ist eine soziale Unterstützung in rassistischen Situationen für Schwarze Menschen von hohem Wert für das psychologische Befinden des Betroffenen. Diesen Kenntnissen folgend ist es für Deutschland wichtig, Kindern und Jugendlichen, aber auch Erwachsenen diesen Support an die Seite zu stellen, da er in vielen Fällen in der Familie oder dem nahen Umfeld, das oft vorwiegend weiß ist, nicht besteht. Anlaufstellen von und für Schwarze Menschen könnten hier Abhilfe schaffen. Hilfreich wäre sicher eine sichtbare, aufnehmende Schwarze Community,

die Unterstützung bietet. Es wird davon ausgegangen, dass es sich bei rassistischen Erfahrungen um höchst belastende Lebensereignisse handelt, die zudem permanent auf das einzelne Individuum einwirken. Vermutlich bedeuten diese Lebensereignisse - wie in internationalen Studien für andere schwarze Minderheiten vielfach nachgewiesen - eine anhaltende Herausforderung für Körper und Psyche der Betroffenen. Eine professionelle psychotherapeutische Unterstützung zur besseren individuellen Bewältigung der Herausforderungen scheint ohne differenzierte Berücksichtigung der schwarzen Lebensrealität kaum zielführend. Schwarze Spezialisten wären hier sicher hilfreich.

Die Ergebnisse der Arbeit zeigen deutlich, dass es sich um eine herausfordernde Lebenswirklichkeit handelt. Viele Bereiche des Daseins von Afrodeutschen sind bisher gänzlich unerforscht, verlässliche Aussagen können zu den meisten Teilaspekten bisher nicht gemacht werden. Ziel einer schwarzen Community sollte daher weiterhin sein, verschiedenste psychologisch relevante Aspekte des Daseins Schwarzer Menschen hierzulande in den Fokus der angewandten sozialwissenschaftlichen Forschung zu stellen.

7.3.3 Politische Arbeit

Die Studienergebnisse besitzen sicher auch Relevanz für die politische und kulturelle Arbeit der verschiedenen Organe der schwarzen Community hierzulande.

Die Ergebnisse zu Rassismus und Rassismus bedingtem Stress untermauern die große Bedeutung, die ein politisches Wirken für die Gruppe haben muss. In ihnen spiegelt sich deutlich wider, dass Rassismus gegenüber Schwarzen Menschen auf verschiedenen Ebenen der Gesellschaft permanent vorhanden ist. Eine anhaltende politische Stellungnahme aus der Gruppe ist damit auch durch empirische Forschungsergebnisse zu rechtfertigen.

Die schwarze politische Bewegung in Deutschland arbeitet kontinuierlich unter anderem an dem Erreichen einer gleichberechtigten Teilhabe in der Gesellschaft. Dabei gilt es, alle schwarzen Gruppen in Deutschland und international zusammenzuführen, um die politische Bewegung zu stärken und einer schwächenden Separierung entgegenzustehen. Ziel ist dabei auch, eine möglichst große Gruppe von Schwarzen Deutschen für die eigene Arbeit zu gewinnen.

Die Ergebnisse, die die Besonderheit der Lebensrealität der afrodeutschen Minderheit im Vergleich zu den meisten anderen schwarzen Gruppen zeigen, sind für die Rekrutierung Schwarzer Deutscher für die politische Arbeit von hoher Relevanz. Die Studienergebnisse können helfen, Strategien zu entwickeln, wie auch Mitglieder der afrodeutschen Minorität in die gruppenübergreifende breite schwarze politische Arbeit eingebunden werden können. In der Studie geben 37% der Befragten an, sich für die Ziele der Gruppe zu engagieren. Wird davon ausgegangen, dass die Stichprobe hinsichtlich der Politisierung verzerrt ist, so ist der Anteil in der Gesamtpopulation Schwarzer Deutscher vermutlich sehr viel geringer.

Die große politische Bedeutung der Selbstbezeichnung der Gruppe durch selbst gewählte Termini wird vielfach von ihren aktiven Mitgliedern betont (vgl. z.B. Ayim, 1995; Osei, 1998; Lemke Muniz de Faria, 2002; Wiedenroth-Coulibaly & Zinflou, 2004; El-Tayeb, 2005; Okuesa, 2005; Wiedenroth-Coulibaly, 2005, a; Eggers, 2006; Sow, 2008). Die Ergebnisse der Studie zeigen jedoch, dass auch innerhalb der Gruppe teilweise noch Begriffe der Selbstbeschreibung gewählt werden, die offenbar von der weißen Mehrheitsgesellschaft unreflektiert übernommen werden und rassistische Konnotationen enthalten.

Dies deutet für politische Aktivisten darauf hin, dass auch in die Gruppe hinein noch aufgeklärt und für die Ziele geworben werden muss.

Ist die Vergrößerung der Gruppe Ziel politischer Arbeit, so dürfen die in der Studie offenkundig gewordenen neuen und relevanten Aspekte der Entwicklungsbedingungen und Lebensrealitäten Afrodeutscher nicht unbeachtet bleiben und müssen in Strategien berücksichtigt werden. In anderen schwarzen Minderheiten angewandte Rekrutierungsformen greifen möglicherweise nicht in der Gruppe der Schwarzen Deutschen.

Denn anders als bei anderen schwarzen Minderheiten hierzulande oder in anderen Regionen greift der Minderheitenstatus während der Kindheit und Adoleszenz bis in die Familie. Die weiß dominierte Sozialisation geht ebenfalls bis in den privaten Bereich, die emotional am nächsten stehende Bezugsperson ist bei der Mehrzahl der Befragten (57,5%) während der prägenden Phase des Aufwachsens eine Weiße, hinzu kommen 34,2% Afrodeutsche, die sich neben einer schwarzen Bezugsperson auch einer weißen verbunden fühlen. Und auch im Erwachsenenalter bewegt sich über die Hälfte der Befragten (53,6%) privat in einem weißen Freundes- und Bekanntenkreis. Demnach gibt es für Afrodeutsche offenbar weniger separate

schwarze Bezüge, nahe stehende weiße Bezugspersonen spielen allein durch ihre Anwesenheit immer eine Rolle auch im Prozess der schwarzen politischen Emanzipation. Die psychologisch relevante Gegebenheit gilt es bei der Mobilisierung dieser speziellen Gruppe immer zu beachten.

7.4 Fazit

In der vorliegenden Studie werden erstmals die besonderen Erfahrungs- und Erlebniswelten Afrodeutscher, wie sie teilweise in der (auto-)biographischen Literatur benannt sind, wissenschaftlich analysiert, systematisch geordnet und detailliert beschrieben, in klar definierte Konstrukte mit theoretischem Bezugsrahmen - die Theorie der sozialen Identität – übersetzt, in überprüfbare Hypothesen transformiert und empirisch untersucht. Im Fokus der Untersuchung standen die Konstrukte der deutschen national-kulturellen sozialen Identität und der schwarzen sozialen Identität, erhoben wurden jeweils ihre möglichen Bedingungsfaktoren und relevante Effekte. Auch der Zusammenhang der beiden zentralen Identitäten wurde untersucht.

Für viele der relevanten Konstrukte lagen im deutschen Kulturraum bisher keine Messverfahren vor, einige der verwendeten Instrumente wurden zunächst neu entwickelt oder aber an den hiesigen Kulturraum angepasst. Einige Skalen wurden aus dem US-amerikanischen Raum übernommen, andere Skalen mussten nach inhaltlichen Überlegungen in ihrer Itemzusammensetzung verändert werden. Auch neu entwickelte Items wurden verwendet, diese wurden aus eigenen theoretischen Überlegungen zum Forschungsbereich abgeleitet. Damit wurden neue bzw. neu zusammengesetzte Skalen zur Erfassung der oben genannten Konstrukte entwickelt. Die Fragebogenbatterie wurde durch bewährte Standard-Skalen ergänzt.

Über 200 Schwarze Deutsche bearbeiteten für die Querschnittsstudie den umfassenden Fragebogen zur Erhebung relevanter Konstrukte ihrer Lebensrealität. Unklar bleibt in Ermangelung von Daten zur Grundgesamtheit der Afrodeutschen, inwieweit die Stichprobe hinsichtlich der Verteilung verschiedener Variablen verzerrt ist.

Die äußerst umfangreichen deskriptiven Statistiken illustrieren ein sehr detailliertes Bild der Zusammensetzung der Gruppe und ihrer Lebensrealität in Kindheit, Jugend und heute und machen daran gebundene psychische Wahrnehmungen offenkundig.

Eingeschränkte Akzeptanz durch die weiße Umgebung, Isolationsempfindungen als Schwarzer Mensch, Unkenntnis der Kultur des schwarzen Elternteils und herausfordernde Familienkonstellationen in Kindheit und Jugend, wie sie von Gruppenmitgliedern in Aufzeichnungen beschrieben werden, sind keine Einzelphänomene innerhalb der Gruppe. Auch Rassismus in vielfältiger Form kennen die meisten Befragten aus ihrem Alltag.

Es finden sich hypothesenkonforme Ergebnisse zur Entwicklung der deutschen national-kulturellen Identität und ihrem Zusammenspiel mit einer schwarzen Gruppenidentität. Sehr interessante und den theoretischen Annahmen widersprechende Ergebnisse zeigen sich hingegen bei den Bedingungsvariablen der schwarzen Identität und ihren Effekten. Anders als für andere Länder mit schwarzer Minderheit beschrieben, spielen bei der vorliegenden Stichprobe Bedingungsfaktoren wie schwarze Referenzumgebung während der Adoleszenz oder das Aufwachsen mit einem schwarzen Elternteil offenbar keine Rolle für die Entwicklung eines schwarzen Gruppenzugehörigkeitsgefühls.

Insgesamt zeigt sich ein sehr komplexes Bild der Lebensrealität, das dem anderer schwarzer Minoritäten in weißen Mehrheitsgesellschaften in vielen Bereichen nicht vergleichbar ist. Es zeigen sich für Afrodeutsche viele an die Lebenssituation gebundene große psychologische Herausforderungen.

Aus den Studienergebnissen lassen sich vielfältige Implikationen für die weiße deutsche Mehrheitsgesellschaft ebenso wie für die Mitglieder der schwarzen Community hierzulande ableiten. Mehrheitsgesellschaftliche Veränderungen würden das Leben dieser Minderheit verändern, aber auch die Schwarze Gruppe selbst scheint gefragt, ihren Mitgliedern die Möglichkeit einer stärkeren Anbindung zu bieten.

Die Studie ist ein Beitrag dazu, systematisch und unvoreingenommen Aspekte des Erlebens und Verhaltens einer bedeutenden Minderheit und deren mögliche Ursachen zu prüfen. Sie liefert damit auch eine Basis für eine Präzisierung und Weiterentwicklung theoretischer Modelle und weiterführende empirische Studien. Die gewonnenen Ergebnissen werfen verschiedenste neue Fragestellungen auf, ausschnitthaft werden einige im Folgenden kurz skizziert.

Bei der vorliegenden Studie handelt es sich um eine Querschnittsstudie, viele Fragen beziehen sich jedoch auf die Kindheit und Jugend der befragten Erwachsenen, so

dass retrospektiv erhoben wurde. Wünschenswert wären daher zukünftig Längsschnittstudien, da nur mit ihnen Kausalitäten sicher überprüft werden können.

Es erscheint überlegenswert, über qualitative Forschungsansätze einen breiteren Überblick über mögliche weitere relevante Aspekte der Lebensrealität von Schwarzen Deutschen zu gewinnen. Sind diese identifiziert, gilt es, sie in einen theoretischen Bezugsrahmen zu übertragen und überprüfbar zu machen, um so neue Ergebnisse zu erhalten.

Inhaltlich überraschend waren in der vorliegenden Arbeit vor allem die Ergebnisse, die zeigen, dass eine schwarze Referenzgruppe für die Entwicklung und Ausprägung einer schwarzen Identität von Afrodeutschen keine Rolle spielt. Hier gilt es weiter zu überprüfen, wie diese Ergebnisse zu erklären sind.

Erhoben wurde in der Gruppe der Afrodeutschen erstmals auch das Vorhandensein von Rassismus und der daran gebundene Stress. Hier handelt es sich um einen Kernaspekt der Lebenswirklichkeit aller Schwarzen Menschen. Eine einmalige Erhebung über ein einzelnes Messinstrument kann nur der Beginn der Erforschung der psychologischen Bedeutung von Rassismus hierzulande sein. Weitere Forschung erscheint unerlässlich.

Die Ergebnisse der Studie zeigen deutlich, dass nur wenige Afrodeutsche eine schwarze Sozialisation durchlaufen haben. Hier bleibt zu erforschen, mit welchen Botschaften genau Schwarze Deutsche hierzulande aufwachsen und konfrontiert werden. Welche Inhalte genau werden ihnen von weißen und schwarzen Bezugspersonen vermittelt und welche Effekte sind an diese gebunden?

Als „abhängige Variablen“ gingen in die vorliegende Studie Selbstwert und Lebenszufriedenheit ein. Interessant ist zukünftig die Herleitung weiterer Effektvariablen der deutschen und schwarzen Identität und Überprüfung ihrer Relevanz.

Vielfach sind Zusammenhänge zwischen Konstrukten deutlich geworden, wichtig erscheint aber eine genaue Betrachtung der Struktur der Konstrukte im deutschen Kontext. Im Detail untersucht werden sollten zum Beispiel Struktur und Prozesse der Identitätsarbeit, die Afrodeutsche offenbar leisten, um sich eine schwarze Identität anzueigenen.

Die bisher vorgestellten offenen Fragestellungen zeigen nur erste einzelne weitere Forschungsbereiche auf, die sich aus den Studienergebnissen ergeben. Selbstverständlich gibt es viele weitere anschließende Forschungsfelder.

Literaturverzeichnis

- Adam, K.-U. (2007). *Die Psyche der Deutschen. Wie wir denken, fühlen, handeln*. Düsseldorf: Patmos.
- Adams, A. (2005). The Souls of Black Folk: Contradiction? Oxymoron? In P. Mazón & R. Steingröver (Hrsg.), *Not so plain as Black and White: Afro-German culture and history, 1890-2000*. Rochester: University of Rochester Press.
- Ahmed, A. (2005). "Na ja, irgendwie hat man das ja gesehen". Passing in Deutschland - Überlegungen zu Repräsentation und Differenz. In M. M. Eggers, G. Kilomba, P. Piesche & S. Arndt (Hrsg.), *Mythen, Masken und Subjekte. Kritische Weißseinsforschung in Deutschland*. Münster: Unrast.
- Allen, R. L. & Bagozzi, R. P. (2001). Consequences of the Black Sense of Self. *Journal of Black Psychology*, 27, No. 1, 3 - 28.
- Allport, G.W. (1954). *The Nature of Prejudice*. Cambridge, MA: Addison Wesley.
- Amesberger, H. & Halbmayr, B. (2008). *Das Privileg der Unsichtbarkeit. Rassismus unter dem Blickwinkel von Weißsein und Dominanzkultur*. Wien: Braumüller.
- Amoateng, J. (1990). *Die Schwarze deutsche Erfahrung*. Unveröffentlichte Diplomarbeit. Freie Universität Berlin.
- Anderson, B. (1983). *Imagined Communities*. London: Verso.
- Anderson, L. P. (1991). Acculturative Stress: A Theory of Relevance to Black Americans. *Clinical Psychology Review*, 11, 685-702.
- Ani, E. (2003). Die Frau, die Mut zeigt - der Verein ADEFRA. Schwarze deutsche Frauen/Schwarze Frauen in Deutschland e.V. In „Grenzenlos und unverschämt“. *20 Jahre Schwarze Bewegung in Deutschland. Eine Dokumentation der Initiative Schwarze Menschen in Deutschland e.V.* Frankfurt a.M.: ISD-Bund e.V.
- Arbuckle, J.L. (1994-2003). *Software AMOS 5.0*. Chicago: Small Waters Cop.
- Arbuckle, J.L. & Wothke (1999). *AMOS 4.0 User's Guide*. Chicago: Small Waters Corp.
- Aries, E. & Moorhead, K. (1989). The Importance of Ethnicity in the Development of Identity of Black Adolescents. *Psychological Reports*, 65, 75-82.

- Arndt, S. (2004). Kolonialistische Mythen und Weiß-Sein. Rassismus in der deutschen Afrikaterminologie. In AntiDiskriminierungsBüro (ADB) Köln von Öffentlichkeit gegen Gewalt & cyberNomads (cbN) (Hrsg.), *TheBlackBook*. Frankfurt a. M.: IKO.
- Arndt, S. & Hornscheidt, A. (2004). "Worte können sein wie winzige Arsendosen". Rassismus in Gesellschaft und Sprache. In S. Arndt & A. Hornscheidt (Hrsg.), *Afrika und die deutsche Sprache. Ein kritisches Nachschlagewerk*. Münster: Unrast.
- Aronson, E., Wilson, T.D. & Akert, R.M. (2004). *Sozialpsychologie* (4. Auflage). München: Pearson.
- Asante, M. K. (1980). *Afrocentricity: The theory of social change*. Buffalo, N.Y.: Amulefi.
- Asante, M. K. (1993). Racing to Leave the Race: Black Postmodernists Off-Track. *Black Scholar*, 23, 50-51.
- Asante, M. K. (1996). African Germans and the Problems of Cultural Location. In C. A. Blackshire-Belay (Hrsg.), *The African-German Experience. Critical Essays*. Westport, London: Praeger.
- Ashmore, R., Jussim, L., & Wilder, D. (2001). *Social Identity, Intergroup Conflict, and Conflict Reduction*. Oxford: University Press.
- Ayim, M. & Amoateng-Kantara (1987). Wir wollen aus der Isolation heraus. Gespräch mit der Zeitschrift AWA-FINNABE. In M. Ayim (1997). *Grenzenlos und unverschämt*. Berlin: Orlanda.
- Ayim, M. (1995). Die afro-deutsche Minderheit. In G. Schmalz-Jacobsen (Hrsg.), *Ethnische Minderheiten in der Bundesrepublik Deutschland. Ein Lexikon*. München: Beck.
- Ayim, M. (1995). Weißer Streß und Schwarze Nerven. Stressfaktor Rassismus. In M. Schäffgen (Hrsg.), *Streß beiseite. Ein Ratgeber*. Berlin: Orlanda.
- Ayim, M. (1997). *Grenzenlos und unverschämt*. Berlin: Orlanda.
- Baldwin, J. A., Brown, R. & Rackley, R. (1990). Some socio-behavioral correlates of African self-consciousness in African-American college students. *Journal of Black Psychology*, 17, 1-17.

- Bandalos, D.L. (2002). The Effects of Item Parceling on Goodness-of-Fit and Parameter Estimate Bias in Structural Equation Modeling. *Structural Equation Modeling*, 9, 78-102.
- Bandura, A. (1997). *Self-efficacy: The exercise of control*. New York: Freeman.
- Bauer, M. & Petrow, K. (2004). Begriffe. "Farbige/Farbiger". In S. Arndt & A. Hornscheidt (Hrsg.), *Afrika und die deutsche Sprache*. (128-131). Münster: Unrast.
- Bechhaus-Gerst, M. & Klein-Arendt, R. (Hrsg.), *AfrikanerInnen in Deutschland und schwarze Deutsche - Geschichte und Gegenwart*. Münster: LIT.
- Beck-Gernsheim, E. (2004). *Wir und die anderen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Benndorf, R. (2008). *Lebensperspektive Deutschland. Afrikanerinnen und Afrikaner in Deutschland und ihre gesellschaftliche Integration*. Marburg: Tectum.
- Bergmann, W. (2001). Rassistische Vorurteile. *Informationen zur politischen Bildung, Heft 271*, 24-30.
- Berrington, B. (1995). Marriage patterns and inter-ethnic unions. In D. S. Coleman & J. Salt (Hrsg.), *Ethnicity in the 1991 Census*. London: OPCS.
- Bentler, P.M. (1990). Comparative fit indexes in structural models. *Psychological Bulletin*, 107, 238-246.
- Bentler, P.M. & Bonnet, D.G. (1980). Significance tests and goodness-of-fit- in the analysis of covariance structures. *Psychological Bulletin*, 88, 588-606.
- Bierhoff, H.-W. (2000). *Sozialpsychologie: Ein Lehrbuch* (5. Aufl. ed.). Stuttgart, Berlin, Köln: Kohlhammer.
- Bierhoff, H.-W. & Rohmann, E. (2008). Sozialisation. In L.-E. Petersen & B. Six (Hrsg.), *Stereotype, Vorurteile und soziale Diskriminierung*. Weinheim: Beltz PVU.
- Billig, M. (1995). *Banal Nationalism*. Sage Publications.
- Billig, M. (2002). Henri Tajfel's "Cognitive aspects of prejudice" and the psychology of bigotry. *British Journal of Social Psychology*, 41, 171-188.

- Blackshire-Belay, C. A. (1996). Historical Revelations: The International scope of African Germans Today and Beyond. In C. A. Blackshire-Belay (Hrsg.), *The African-German Experience. Critical Essays*. Westport, London: Praeger.
- Blackshire-Belay, C. A. (2001). The African Diaspora in Europe. African German Speak Out. *Journal of Black Studies*, 31 No. 3, 264-287.
- Blank, T. & Schmidt, P. (1993). Verletzte oder verletzende Nation? Empirische Befunde zum Stolz auf Deutschland. *Journal für Sozialforschung*, 33, No. 4.
- Blank, T. & Schmidt, P. (1997): Konstruktiver Patriotismus im vereinigten Deutschland? Ergebnisse einer repräsentativen Studie. In: A. Mummendey & B. Simon (Hrsg.): *Identität und Verschiedenheit. Zur Sozialpsychologie der Identität in komplexen Gesellschaften*. Bern: Huber.
- Blanz, M. (1999). *Wahrnehmung von Personen als Gruppenmitglieder: Untersuchungen zur Salienz sozialer Kategorien*. Münster: Waxmann.
- Blanz, M., Mummendey, A., Mielke, R. & Klink, A. (1998). Responding to negative social identity: a taxonomy of identity management strategies. *European Journal of Social Psychology*, 28, 697-729.
- Boatswain, S. J. & Lalonde, R. N. (2000). Social Identity and Preferred Ethnic/Racial Labels for Blacks in Canada. *Journal of Black Psychology*, 26 No. 2, 216 - 234.
- Bodenmann, G. (2000). Soziale Unterstützung im Rahmen der Partnerschaft. In E. H. B. Witte & C. Bleich (Hrsg.), *Sozialpsychologie des Stresses und der sozialen Unterstützung*. Lengerich: Pabst.
- Boesch, E. E. (1996). Das Fremde und das Eigene. In A. Thomas (Hrsg.), *Psychologie interkulturellen Handelns* (pp. 87-105). Göttingen: Hogrefe.
- Bohnet, T. (1993). "Schwarz" verstehen wir politisch. Die afrodeutsche Hip-Hop-Gruppe Advanced Chemistry über ihre Erfahrungen mit alltäglichem Rassismus. *taz*, Ausgabe vom 25.6.1993.
- Boomsma, A. (2000). Reporting analysis of covariance structures. *Structural Equation Modeling*, 7, 461-483.

- Bornewasser, M. (1994). Nationale Identität, Zugehörigkeit und Fremdenfeindlichkeit. In R. Wakenhut (Hrsg., 1995), *Ethnisches und nationales Bewußtsein*. Bern: Peter Lang.
- Bornewasser, M. & Wakenhut, R. (1999). Nationale und regionale Identität: Zur Konstruktion und Entwicklung von Nationalbewusstsein und sozialer Identität. In M. Bornewasser & R. Wakenhut (Hrsg.), *Ethnisches und nationales Bewusstsein - zwischen Globalisierung und Regionalisierung*. Bern: Peter Lang.
- Bornewasser, M. & Bober, J. (1994). Social identity as a relation between persons and groups. *Révue Internationale de Psychologie Sociale*, 7, 81-100.
- Boushel, M. (1996). Vulnerable multiracial families and early years services: concerns, challenges, and opportunities. *Child and Society*, 10, 305-316.
- Boyce, C. (1996). Social Support Questionnaire for Racial Situations. In R.L. Jones (Ed.), *Handbook of Tests and Measurements for Black People*. Hampton, V.A.: Cobb & Henry.
- Boykin, A.W. & Toms, F. D. (1985). Black child socialization. In H. P. McAdoo & I. L. Mc Adoo (Eds.), *Black children*. Beverly Hills: Sage.
- Bradshaw, C. K. (1992). Beauty and the Beast: On Racial Ambiguity. In M. P. P. Root (Hrsg.), *Racially Mixed People in America*. Newbury Park: Saga.
- Branscombe, N. R., Schmitt, M.T. & Harvey, R.D. (1999). Perceiving pervasive discrimination among African Americans: Implications for group identification and well-being. *Journal of Personality and Social Psychology*(77), 135-149.
- Brookins, C. C. (2004). Promoting Ethnic Identity Development in African American Youth: The Role of Rites-of-Passage. In R. L. Jones (Hrsg.), *Black Psychology*. Hampton: Cobb & Henry.
- Brothers Keepers e. V. (2006). Brothers Keepers über den Film (Text: Angela Kamara) Am I my Brothers's Keeper? Yes I Am! In Brothers Keepers e.V. (Hrsg.), *DVD-Booklet zum Film "Yes I Am" von Sven Halfar. Dokumentarfilm, 2006*.
- Brown, R.J. (1988). Group Process. Dynamics within and between groups. Oxford: Basil Blackwell.

- Brown, R. (1992). *Group processes: Dynamics within and between groups*. Oxford: Blackwell.
- Brown, R., Hinkle, S., Ely, P., Fox-Cardamone, L., Maras, P. & Taylor, L. A. (1992). Recognizing group diversity: Individualist-collectivist and autonomous-relational social orientations and their implications for intergroup processes. *British Journal of Social Psychology*, 31, 327-342.
- Brown, R., Tajfel, H. & Turner, J.C. (1980). Minimal group situations and intergroup discrimination: comments on the paper by Aschenbrenner and Schaefer. *European Journal of Social Psychology*, 10 (4), 399-414.
- Byrne, B.M. (1989). *A primer of LISREL: Basic applications and programming for confirmatory factor analytic models*. New York Springer.
- Byrne, B.M. (2001). *Structural equation modelling with AMOS. Basic concepts, applications, and programming*. Mahwah: Lawrence Erlbaum Associates.
- Caldwell, C. H., Kohn-Wood, L. P., Schmeelk-Cone, K. H., Chavous, T. M. & Zimmermann, M. A. (2004). Racial Discrimination and Racial Identity as Risk or Protective Factors for Violent Behaviors in African American Young Adults. *American Journal of Community Psychology*, 33, 91-105.
- Canino, I.A. (1995). Coping with Stress through Art: A Program for Urban Minority Children. In E.E.H. Griffith, H.C. Blue & H.W. Harris (Eds.), *Racial and ethnic identity: psychological development and creative expression*. New York: Routledge.
- Carmines, E.G. & McIver, S.P. (1981). Analyzing models with unobserved variables: Analysis of covariance structures. In G.W. Bohrnstedt & E.F. Borgatta (Hrsg.), *Social measurement: Current issues*. Beverly Hills: Sage.
- Carter, T. & Helms, J.E. (1988). The relationship between racial identity attitudes and social class. *Journal of Negro Education*, 57, 22-30.
- Clark, K. & Clark, M. (1947). Racial identification and preference in Negro children. In T.M. Newcomb & E.L. Hartley (Eds.), *Readings in Social Psychology*. New York: Holt.
- Coard, S. I. & Breland, A. M. (2001). Perceptions of and Preferences for Skin Color, Black Racial Identity, and Self-Esteem Among African Americans. *Journal of Applied Social Psychology*, 31, 2256-2274.

- Cohen, J. (1988). *Statistical power analysis for the behavioral sciences* (2. Aufl.). (Vol. 2). New York: Mahwah.
- Cohrs, J. C. (2005). Patriotismus - Sozialpsychologische Aspekte. *Zeitschrift für Sozialpsychologie*, 36 (1), 3-11.
- Cokley, K. O. & Helm, K. (2001). Testing the Construct Validity of Scores on the Multidimensional Inventory of Black Identity. *Measurement and Evaluation in Counselling and Development*, 34, 80 - 95.
- Collani, G. & Herzberg, P. Y. (2003). Eine revidierte Fassung der deutschsprachigen Skala zum Selbstwertgefühl von Rosenberg. *Zeitschrift für Differentielle und Diagnostische Psychologie*, 24 (1), 3-7.
- Collani, G. & Herzberg, P. Y. (2003). Zur internen Struktur des globalen Selbstwertgefühls nach Rosenberg. *Zeitschrift für Differentielle und Diagnostische Psychologie*, 24 (1), 9-22.
- Collins, K. W. & Lightsey, O. R. Jr. (2001). Racial Identity, Generalized Self-Efficacy, and Self-Esteem: A Pilot Study of a Mediation Model for African American Women. *Journal of Black Psychology*, 27, No. 3, 272 - 287.
- Couper, M. P. & Coutts, E. (2006). Probleme und Chancen verschiedener Arten von Online-Erhebungen. In A. Diekmann (Hrsg.), *Methoden der Sozialforschung*. Wiesbaden: VS.
- Crocker, J. & Major, B. (1989). Social Stigma and Self-Esteem: The Self-Protective Properties of Stigma. *Psychological Review*, 96, 608-630.
- Dann, O. (1993). *Nation und Nationalismus in Deutschland von 1770-1990*. München: Beck.
- Datenreport. (2006). *Datenreport 2006, Zahlen und Fakten über die Bundesrepublik Deutschland*: Bundeszentrale für Politische Bildung.
- Demo, D. & Hughes, M. (1990). Socialization and Racial Identity among Black Americans. *Social Psychology Quarterly*, 53, 364-374.
- Der-braune-mob (2006). <http://www.der-braune-mob.de>. Stand 09/2007.
- Diener, E. (1984). Subjective well-being. *Psychological Bulletin*, 95, 542-575.

- Diener, E. (2000). Subjective well-being: The science of happiness and proposal for a national index. *American Psychologist*, 55, 34-43.
- Diener, E., Emmons, R. A., Larsen, R. J. & Griffin, S. (1985). The Satisfaction with Life Scale. *Journal of Personality Assessment*, 49, 71 - 75.
- Dorsch, H. (2000). *Afrikanische Diaspora und Black Atlantic. Einführung in die Geschichte und aktuelle Diskussion*. Münster: LIT.
- Eggers, M.M. (2004). Schwarze Identität, Transkulturalität und die Aufgabe politischer Bildungsarbeit auf europäischer und nationaler Ebene. In AntiDiskriminierungsBüro (ADB) Köln von Öffentlichkeit gegen Gewalt & cyberNomads (cbN) (Hrsg.), *TheBlackBook*. Frankfurt a. M.: IKO.
- Eggers, M. M. (2006). Positive Eigenbilder, die Diaspora als zentrale Referenz, Identitätsspektren und Zusammenschlüsse. Zitation von Internet-Quelle. http://www.migration-boell.de/diversity/48_594.asp (Hrsg.), *Dossier Schwarze Community in Deutschland [Stand April 2009]*.
- Eggers, M. M. (2006). Die Auswirkung rassifizierter (post-)kolonialer Figurationen auf die sozialen Identitäten von weißen und schwarzen Kindern in Deutschland. In M. Bechhaus-Gerst & S. Gieseke (Hrsg.), *Koloniale und postkoloniale Konstruktionen von Afrika und Menschen afrikanischer Herkunft in der deutschen Alltagskultur*. (pp. 383-394). Frankfurt a. M.: Peter Lang.
- Elfron, B. & Tibshirani, R. (1993). *An introduction to the bootstrap*. New York: Chapman & Hall.
- El-Tayeb, F. (1999). "Blood Is a Very Special Juice": Racialized Bodies and Citizenship in Twentieth-Century Germany. *International Review of Social History, Supplement*, 44, 149-169.
- El-Tayeb, F. (2001). *Schwarze Deutsche. Der Diskurs um Rasse und nationale Identität 1890 – 1933*. Frankfurt: Campus.
- El-Tayeb, F. (2002). Identitätsmodelle in der zweiten Generation. In A. Eder (Hrsg.), *"Wir sind auch da". Über das Leben von und mit Migranten in europäischen Großstädten*. München: Dölling & Galitz.

- El-Tayeb (2003). Begrenzte Horizonte. Queer Identity in der Festung Europa. In H. Steyerl & E. G. Rodríguez (Hrsg.), *Spricht die Subalterne deutsch? Migration und postkoloniale Kritik*. Münster: Unrast.
- El-Tayeb, F. (2004). Blut, Nation und multikulturelle Gesellschaft. In M. Bechhaus-Gerst & R. Klein-Arendt (Hrsg.), *AfrikanerInnen in Deutschland und schwarze Deutsche - Geschichte und Gegenwart*. Münster: LIT.
- El-Tayeb, F. (2005). Dangerous Liaisons: Race, Nation, and German Identity. In P. Mazón & R. Steingröver (Hrsg.), *Not so Plain as Black and White: Afro-German culture and history, 1890-2000*. Rochester: University of Rochester.
- El-Tayeb, F. (2005). Vorwort. In M. M. Eggers, G. Kilomba, P. Piesche & S. Arndt (Hrsg.), *Mythen, Masken und Subjekte. Kritische Weißseinsforschung in Deutschland*. Münster: Unrast.
- Emde, H. (1986). Als Besatzungskind im Nachkriegsdeutschland. In K. Ogunoye, Opitz, M. & Schultz, D. (Hrsg.), *Farbe bekennen. Afro-deutsche Frauen auf den Spuren ihrer Geschichte*. Berlin: Orlanda.
- Emerson, R. (1960). *From Empire to Nation*. Cambridge MA: Harvard University Press.
- Endrias, Y. (2006). In Reisewarnung. Vorsicht in Ostdeutschland.
http://www.focus.de/reisen/diverses/reisewarnung_aid_110103.html.
Stand 04/2009
- Erickson, E. (1968). *Identity. Youth in Crisis*. New York: W.W. Norton
- Fatimilehin, I. A. (1999). Of Jewel Heritage: racial socialization and racial identity attitudes among adolescents of mixed African-Caribbean/White parentage. *Journal of Adolescence*, 22, 303-318.
- Ferguson, C.K. & Kelley, E.E. (1964). Significant factors in over-evaluation of own group's products. *Journal of Abnormal and Social Psychology*, 69, 223-228.
- Ferring, D. & Filipp, S.-H. (1996). Kurzbericht. Messung des Selbstwertgefühls: Befunde zu Reliabilität, Validität und Stabilität der Rosenberg-Skala. *Diagnostica*, 42, 284-292.

- Fischer, L. & Wiswede, G. (2002). *Grundlagen der Sozialpsychologie*. Oldenbourg: Wissenschaftsverlag.
- Fodham, S. & Ogbu, J.U. (1986). Black students' school success: Coping with the "burden of acting white". *The Urban Review*, 18, 176-206.
- Fodham, S. (1988). Racelessness as a strategy in Black Students' school success: Pragmatic strategy or pyrrhic victory? *Harvard Educational Review*, 58(1), 54-84.
- Fremgen, G. (1984). *...und wenn du dazu noch schwarz bist. Berichte schwarzer Frauen in der Bundesrepublik*. Bremen: CON.
- Geller, A. (1997). Wo sind meine Wurzeln? *Stern*, 38/1997, 66F-66H.
- Gerunde, H. (2000). *Eine von uns. Als Schwarze in Deutschland geboren*. Wuppertal: Hammer.
- Goldstein, B. P. (1999). Black, with a White Parent, a Positive and Achievable Identity. *British Journal of Social Work*, 29, 285-301.
- Golly, N. (2006). Postkoloniale Schwarze deutsche Erfahrungswelten im akademischen Kontext. In M. Bechhaus-Gerst & S. Gieseke (Hrsg.), *Koloniale und postkoloniale Konstruktionen von Afrika und Menschen afrikanischer Herkunft in der deutschen Alltagskultur*. Frankfurt a.M.: Peter Lang.
- Gordon, M. (1964). *Assimilation in American life*. Oxford: Oxford University Press.
- Graham, S. (1994). Motivation in African Americans. *Review of Educational Research*, 54, 55-117.
- Grantham, T. G. & Ford, D. Y. (2003). Beyond Self-Concept and Self-Esteem: Racial Identity and Gifted African American Students. *High School Journal*, 87, 18-20.
- Gronemeyer, R. (1991). *Der faule Neger*. Reinbek: Rowohlt.
- Hair, J.F., Jr., Black, W.C., Babin, .J., Anderson, R.E. & Tatham, R.L. (2006). *Multivariate data analysis* (6th ed.). New Jersey: Upper Saddle River.
- Hall, S. (1991). Old and New Identities, Old and New Ethnicities. In A. King (Hrsg.), *Culture, globalization and the World-System*. Basingstoke: Macmillan.

- Hall, S. (1999): „Zwei Paradigmen“. In R. Bromley, U. Göttlich & C. Winter (Hrsg.), *Cultural Studies. Grundlagentexte zur Einführung*. Lüneburg: Kampen.
- Hall, S. (1993). The Question of Cultural Identity. In S. Hall, D. Held & T. McGrew (Hrsg.), *Modernity and its Futures*. Cambridge: Polity Press.
- Hall, S. P. & Carter, R.T. (2006). The Relationship Between Racial Identity, Ethnic Identity, and Perceptions of Racial Discrimination in an Afro-Caribbean Sample. *Journal of Black Psychology*, 32, No. 2, 155-175.
- Hansen, N. & Sassenberg, K. (2008). Reaktionen auf soziale Diskriminierung. In L.-E. Petersen & Six, B. (Hrsg.), *Stereotype, Vorurteile und soziale Diskriminierung*. Weinheim: Beltz PVU.
- Hare, B.R. (1988). Black Youth at Risk. In B.R. Hare (Ed.), *The State of Black America*. Washington D.C.: National Urban League.
- Hargow, A. M. (2001). Racial Identity Development: The Case of Mr. X, an African American. *Journal of Mental Health Counseling*, 23, 222-237.
- Harris, H.W. (1995). Introduction: A Conceptual Overview of Race, Ethnicity and Identity. In E.E.H. Griffith, H.C. Blue & H.W. Harris (Eds.), *Racial and ethnic identity: psychological development and creative expression*. New York: Routledge.
- Heckmann, F. (1992). *Ethnische Minderheiten, Volk und Nation. Soziologie interethnischer Beziehungen*. Stuttgart: Enke.
- Helms, J.E. (1990). *Black and White racial identity theory, research, and practice*. Westport: Praeger.
- Helms, J. & Parham, T. (1996). The Racial Identity Attitude Scale. In R. L. Jones (Hrsg.), *Handbook of Tests and Measurements for Black Populations* (Vol. 2). Hampton, VA: Cobb & Henry Publishers.
- Herkner, W. (2001). *Lehrbuch Sozialpsychologie* (Verlag Hans Huber, Bern ed.).
- Hilliard, A. (1985). *Parameters affecting the African American child*. Paper presented at the Black Psychology Seminar, Durnham.
- Knowles, L. L., & Prewitt, K. (1969). *Institutional Racism in America*. Englewood Cliffs: Prentice-Hall.

- Hodges, C. (1992). The Private/Plural Selves of Afro-German Women and the Search for a Public Voice. *Journal of Black Studies*, 23, No.2, 219-234.
- Hogg, M.A. & Abrams, D. (1988). Social identifications. A social psychology of intergroup relations and group process. London: Routledge.
- Hogg, M. (2005). All Animals are equal but some animals are more equal than others. Social identity and marginal membership. In K. D. Williams, J. Forgas & W. von Hippel (Hrsg.), *The Social Outcast: ostracism, social exclusion, rejection, and bullying*. New York: Psychological Press.
- Hogg, M. & Abrams, D. (1995). *Social Identifications*. London and New York: Routledge.
- Holt, J.K. (2004). Item Parceling in Structural Equation Models for Optimum Solutions. Paper presented at the 2004 Annual Meeting of the Mid-Western educational Research Association. October 13-16, Columbus, OH.
- Hooks, B. (1994). *Black Looks. Popkultur-Medien-Rassismus*. Berlin: Orlanda.
- Hu, L.T. & Bentler, P.M. (1999). Cut-off criteria for fit indexes in covariance structure analysis: Conventional criteria versus new alternatives. *Structural Equation Modeling*, 6, 1-55.
- Hudson (1991). Black male adolescent development deviating from the past: Challenges for the future. In B. Browser (Ed.), *Black male adolescents: Parenting and education I community context*. New York: University Press.
- Hügel, I. (1993). Wir brauchen uns – und unsere Unterschiede. In I. Hügel, C. Lange, M. Ayim, I. Bubeck, G. Aktas & D. Schultz (Hrsg.). *Entfernte Verbindungen. Rassismus, Antisemitismus und Klassenunterdrückung*. Berlin: Orlanda-Frauenverlag.
- Hügel, I., Lange, C., Ayim, M., Bubeck, I., Aktas, G. & Schultz, D. (1993). An unsere LeserInnen. In I. Hügel, C. Lange, M. Ayim, I. Bubeck, G. Aktas & D. Schultz (Hrsg.). *Entfernte Verbindungen. Rassismus, Antisemitismus und Klassenunterdrückung*. Berlin: Orlanda-Frauenverlag.
- Hügel-Marshall, I. (1998). *Daheim unterwegs. Ein deutsches Leben*. Berlin: Orlanda-Frauenverlag.

- Hughes, D. (2003). Correlates of African American and Latino Parents' Messages to Children About Ethnicity and Race: A Comparative Study of Racial Socialisation. *American Journal of Community Psychology*, 31, 15-33.
- Hughes, D. & Chen, L. (1997). When and what parents tell children about race: An examination of race-related socialization among African American families. *Applied Developmental Science*, 1(4), 198-212.
- Hughes, D. & Chen, L. (1999). The nature of parents' race-related communications to children: A developmental perspective . In L. Balter & C.S. Tamis-LeMonda (Eds.), *Child psychology: A handbook of contemporary issues*. Philadelphia: Taylor & Francis.
- Hughes, M. & Demo, D.H. (1989). Self-perceptions of Black Americans: Self-esteem and personal efficacy. *American Journal of Sociology*, 95(1), 132-159.
- Humboldt, C. (2006). *Afrikanische Diaspora in Deutschland. Eine explorative Studie zur Entstehung und Gegenwart transnationaler afrikanischer Communities in Köln und Umgebung*. Berlin: Logos.
- Hutnik, N. (1991). *Ethnic Minority Identity. A Social Psychological Perspective*. Oxford: Clarendon Press.
- Isaacs, H.R. (1975). Basic group identity: The idols of the tribe. In N.Glazer & D.P. Moynihan (Eds.), *Ethnicity: Theory and experience*. Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Jäger, M. & Jäger, S. (1992). Rassistische Alltagsdiskurse. Zum Stellenwert empirischer Untersuchungen. *Das Argument. Zeitschrift für Philosophie und Sozialwissenschaften.*, 195, 685-694.
- Jefferson, S. & Caldwell, R. (2002). An Exploration of the Relationship Between Racial Identity Attitudes and the Perception of Racial Bias. *Journal of Black Psychology*, 28 No. 2, 174 - 192.
- Jerusalem, M. (1990). *Persönliche Ressourcen, Vulnerabilität und Streßerleben*. Göttingen: Hogrefe.
- Johnson, C. Y. (2001). *Heimat Deutschland: An Examination of Afro-German Marginalization*. Athens: Doktorarbeit. University of Georgia.

- Johnson, D. J. (1992). Developmental Pathways: Towards an Ecological Theoretical Formulation of Race Identity in Black-White Biracial Children. In M. P. P. Root (Hrsg.), *Racially Mixed People in America* (pp. 37-49). London: Sage.
- Jones, J.M. (1972). Prejudice and racism. Menlo Park, CA: Addison Wesley.
- Jones, R.L. (2004). Black Psychology. 4th Edition. Hampton, VA: Cobb & Henry.
- Jones Thomas, A. & Speight, S. L. (1999). Racial Identity and Racial Socialization Attitudes of African American Parents. *Journal of Black Psychology*, 25 No. 2, 152-170.
- Kabis-Alamba, V. (2000). Du steckst nicht in meiner Haut. *taz*, Ausgabe vom 13.3.2000.
- Kambon, K.K.K. (1996). An Introduction to the African Self-Consciousness Scale. In R. Jones (Hrsg.), *Handbook of Tests and Measurements for Black Populations*. Vol. 2. Hampton: Cobb & Henry.
- Kampmann, B. (1994). Schwarze Deutsche. Lebensrealität und Probleme einer wenig beachteten Minderheit. In P. Mecheril & T. Teo (Hrsg.), *Andere Deutsche. Zur Lebenssituation von Menschen multiethnischer und multikultureller Herkunft*. Berlin: Dietz.
- Kanning, U. (2000). *Selbstwertmanagement. Die Psychologie des selbstwertdienlichen Verhaltens*. Göttingen: Hogrefe.
- Kantara, J. (1998). Schwarz sein und deutsch sein dazu. *Die Zeit*, 18/1998.
- Kantara, J. (2000). Schwarz. Und Deutsch. *Die Zeit*, 37/2000..
- Kantara, J. (2006). No Go Deutschland - John Kantara, ein Afrodeutscher in Berlin, schreibt über sein Land. Zitation aus Internet-Quelle. *Zeit Online*, 19.5.2006. <http://www.zeit.de/online/2006/21/no-go-brandenburg-kommentar> [Stand April 2009]
- Kantara, J. (2008, a), Das Aussehen zählt. Zitation aus Internet-Quelle. *Zeit Online*, 22.1.2008. <http://www.zeit.de/online/2008/04/migrationshintergrund> [Stand April 2009]
- Kantara, J. (2008, b), Wir sind Präsident. Zitation aus Internet-Quelle. *Zeit Online*, 8.11.2008. <http://www.zeit.de/online/2008/46/schwarze-deutsche-obama> [Stand April 2009]

- Kettlitz, E. (2005). *Afrikanische Soldaten aus deutscher Sicht seit 1871*. Frankfurt a.M.: Peter Lang.
- Kich, G. K. (1992). The Developmental Process of Asserting a Biracial, Bicultural Identity. In M. P.P. Root (Eds.), *Racially Mixed People in America*. Newsbury Park: Sage.
- Kilomba, G. (2006). "Wo kommst Du her?" Zitation aus Internet Quelle. http://www.migration-boell.de/diversity/48_608.asp, *Dossier Schwarze Community in Deutschland* [Stand April 2009].
- Klauer, K. C. (2008). Soziale Kategorisierung und Stereotypisierung. In L.-E. Petersen & Six, B. (Hrsg.), *Stereotype, Vorurteile und soziale Diskriminierung*. Weinheim: Beltz PVU.
- Klein, S. (2001). "Es müßte eine Insel geben, wo Unsereiner reingehört". Selbstverortungen einer schwarzen Deutschen. In I. Götz (Hrsg.), *Bilder vom Eigenen und Fremden. Biographische Interviews zu deutschen Identitäten. Berliner Blätter. Ethnographische und ethnologische Beiträge. Sonderheft 12/2001*. Münster: LIT.
- Kline, R.B. (1998). *Principles and practice of structural equation modelling*. New York: The Guilford Press.
- Kline, R.B. (2004). *Principles and Practice of Structural Equation Modelling*. New York: Guilford Press.
- Knippenber, A.v. (1989). Strategies of identity management. In J.P. van Oudenhoven & T. Willemsen (Eds.), *Ethnic minorities: Social psychological perspectives*. Amsterdam: Swets & Zeitlinger.
- Klonoff, E. A. & Landrine, H. (2000). Is Skin Color a Marker for Racial Discrimination? Explaining the Skin Color - Hypertension Relationship. *Journal of Behavioral Medicine*, 23, 329-338.
- Korgen, K.O. (1998). From Black to Biracial. Transforming Racial Identity Among Americans. Westport: Praeger.
- Krahnert, U. (2006). Nicht alle Deutschen sind weiß. Zitation aus Internet-Quelle. *Spiegel online*. <http://www.spiegel.de>, 22. Februar 2006.
- Kramer, U. (2008). *Neger heißt nicht (bloß) "schwarz"*. Wien: Praesens.

- Kretschmer alias D-Flame, D. (2006). Brothers Keepers über den Film (Text: Angela Kamara) in Am I My Brother's Keeper? Yes I Am! DVD-Booklet zum Film., *Yes I am: Bist Du stolz, deutsch zu sein? Dokumentarfilm 2006: Brothers Keepers* e.V.
- Küppers, M. (2004). professional kultur^R evolution inna germany. In AntiDiskriminierungsBüro (ADB) Köln von Öffentlichkeit gegen Gewalt & cyberNomads (cbN) (Hrsg.), *TheBlackBook*. Frankfurt a. M.: IKO.
- Lauré al-Samarai, N. (2004). Unwegsame Erinnerungen: Auto/biographische Zeugnisse von Schwarzen Deutschen aus der BRD und der DDR. In M. Bechhaus-Gerst & R. Klein-Arendt (Hrsg.), *AfrikanerInnen in Deutschland und schwarze Deutsche - Geschichte und Gegenwart*. Münster: LIT.
- Lemke Muniz der Faria, Y.-C. (2002). *Zwischen Fürsorge und Ausgrenzung. Afrodeutsche "Besatzungskinder" im Nachkriegsdeutschland*. Berlin: Metropol.
- Lepsius, M.R. (1990). Nation und Nationalismus in Deutschland. In M.R. Lepsius (Hrsg.), *Interessen, Ideen und Institutionen*. Münster: Opladen.
- Lester, R. K. (1986). Blacks in German and German Blacks: A Little-Known Aspect of Black History. In R. Grimm & G. Hermand (Hrsg.), *Blacks and German Culture*. Madison: University of Wisconsin Press.
- Levin, S., Sinclair, S., Veniegas, R. C. & Taylor, P. L. (2002). Perceived Discrimination in the Context of Multiple Group Memberships. *Psychological Science*, 13, 557-560.
- Lewis-Trotter, P. B. & Jones, J. M. (2004). Racism: Psychological Perspectives. In R. L. Jones (Hrsg.), *Black Psychology* (4 ed.). Hampton: Cobb & Henry.
- Lienert, G.A. & Raatz, U. (1994). *Testaufbau und Testanalyse*. Weinheim: Beltz.
- Lorde, A. (1986). „Gefährtinnen, ich grüße euch“. In K. Oguntoye, m. Opitz & D. Schulz (Hrsg.), *Farbe bekennen. Afro-deutsche Frauen auf den Spuren ihrer Geschichte*. Berlin: Orlanda.
- Lücken, M. & Simon, B. (2005). Cognitive and affective experiences of minority and majority members: The role of group size, status, and power. *Journal of Experimental Social Psychology*, 41, 396-413.

- Luhtanen, R. & Crocker, J. (1992). A Collective Self-Esteem Scale: Self-Evaluation of One's Social Identity. *Personality and Social Psychology Bulletin*, 18, No. 3, 302-318.
- Mael, F. & Ashforth, B. (1992). Alumni and their alma mater: A partial test of the reformulated model of organizational identification. *Journal of Organizational Behaviour*, 13, 103 - 123.
- Major, B., Quinton, W. & McCoy, S. (2002). Antecedents and consequences of attributions to discrimination: Theoretical and empirical advances. In M. P. Zanna (Hrsg.), *Advances in experimental social psychology* (Vol. 34, pp. 251-330). San Diego: Academic Press.
- Manstead, A. S. R. (2007). Forschungsmethoden in der Sozialpsychologie. In W. Stroebe, M. Hewstone & K. Jonas (Hrsg.), *Sozialpsychologie*. Heidelberg: Springer.
- Marcia, J. (1980). Identity in Adolescence. In J. Adelson (Ed.), *Handbook of Adolescent Psychology*. New York: Wiley.
- Marks, B., Settles, I. H., Cooke, D. Y., Morgan, L. & Sellers, R. M. (2004). African American Racial Identity: A Review of Contemporary Models and Measures. In R. L. Jones (Hrsg.), *Black Psychology* (4 ed., pp. 383-404). Hampton: Cobb & Henry.
- Markus, H. R. & Kitayama, S. (1991). Culture and the Self: Implications for Cognition, Emotion, and Motivation. *Psychological Review*, 98, 224-253.
- Massaquoi, H. J. (1999). *Neger, Neger, Schornsteinfeger! Meine Kindheit in Deutschland*. Bern: Fretz & Wasmuth.
- Mazón, P. & Steingröver, R. (2005). Introduction. In P. Mazón & R. Steingröver (Hrsg.), *Not so plain as Black and White: Afro-German culture and history, 1890-2000*. Rochester: University of Rochester Press.
- McCreary, M., Slavin, L. & Berry, E. (1996). Predicting problem behavior and self-esteem among African-American adolescents. *Journal of Adolescent Research*, 11, 194-215.
- McDonald, R.P. (1985). *Factor analysis and related methods*. Hillsdale, N.J.: Erlbaum

- McGarty, C. (2001). Social Identity Theory does not maintain that identification produces bias, and Self-categorization Theory does not maintain that salience is identification: Two comments on Mummendey, Klink and Brown. *British Journal of Social Psychology*, 40, 173 - 176.
- Mecheril, P. (1994). Die Lebenssituation Anderer Deutscher. Eine Annäherung in dreizehn thematischen Schritten. In P. Mecheril & T. Teo (Hrsg.), *Andere Deutsche. Zur Lebenssituation von Menschen multiethnischer und multikultureller Herkunft*. Berlin: Dietz.
- Mecheril, P. (2003). *Prekäre Verhältnisse. Über natio-ethno-kulturelle Mehrfach-Zugehörigkeit*. Münster: Waxmann.
- Mecheril, P. (2004). Andere Deutsche gibt es nicht. Zusammenhänge zwischen subalterner Erfahrung und diskursiver Praxis. In AntiDiskriminierungsbüro (ADB) Köln von Öffentlichkeit gegen Gewalt & cyberNomads (cbN) (Hrsg.), *TheBlackBook*. Frankfurt a. M.: IKO.
- Mecheril, P. & Teo, T. (1994). Zur Einführung: Andere Deutsche. In P. Mecheril & T. Teo (Hrsg.), *Andere Deutsche. Zur Lebenssituation von Menschen multiethnischer und multikultureller Herkunft*. Berlin: Dietz.
- Mecheril, P. & Teo, T. (1997). *Psychologie und Rassismus*. Hamburg.
- Meulemann, H. (2001). Identität, Werte und Kollektivorientierung. In K.-R. Korte & W. Weidenfeld (Hrsg.), *Deutschland-Trendbuch*. Bonn: Leske + Budrich.
- Mielke, R. (2000). Soziale Kategorisierung und Vorurteil. In J. Gallenmüller-Roschmann, M. Martini & R. Wakenhut (Hrsg.), *Ethnisches und nationales Bewusstsein - Zwischen Vorurteil und Zugehörigkeitsgefühl*. Frankfurt: Lang.
- Miles, R. (1991). Rassismus. Einführung in die Geschichte und Theorie eines Begriffs. Hamburg: Argument.
- Milliones, J. (1980). Construction of a Black consciousness measure: Psychotherapeutic implications. *Psychotherapy: Theory, Research & Practice*, 17 (2), 175-182.
- Mitulla, C. (1996). *Die Barriere im Kopf. Stereotype und Vorurteile bei Kindern gegenüber Ausländern*. Opladen: Leske+Budrich.

- Mukuna, D. K. & Broich, M. (2004). Afrikaner/innen in Deutschland - Erfahrungsbericht. In AntiDiskriminierungsbüro (ADB) Köln von Öffentlichkeit gegen Gewalt & cyberNomads (cbN) (Hrsg.), *TheBlackBook*. Frankfurt a. M.: IKO.
- Mummendey, A. (1985). Verhalten zwischen sozialen Gruppen: Die Theorie der sozialen Identität. In D. Frey & M. Irlé (Hrsg.), *Theorien der Sozialpsychologie*. Band II: Gruppen- und Lerntheorien. Bern: Hans Huber.
- Mummendey, A., Kessler, T., Klink, A. & Mielke, R. (1999). Strategies to Cope With Negative Social Identity: Predictions by Social Identity Theory and Relative Deprivation Theory. *Journal of Personality and Social Psychology*, 76, 229-245.
- Mummendey, A., Klink, A., Mielke, R., Wenzel, M. & Blanz, M. (1999). Socio-structural characteristics of intergroup relations and identity management strategies: Results from a field study in East Germany. *European Journal of Social Psychology*, 29, 259-285.
- Mummendey, A. & Otten, S. (2002). Theorien intergruppalen Verhaltens. In D. I. Frey, M. (Hrsg.), *Theorien der Sozialpsychologie*. Bern: Verlag Hans Huber.
- Mummendey, A. & Schreiber, H. (1983). Better or just different? Positive social identity by discrimination against or by differentiation from outgroups. *British Journal of Social Psychology*, 13, 389-397.
- Mummendey, A. & Simon, B. (1997). Nationale Identifikation und die Abwertung von Fremdgruppen. In A. Mummendey & B. Simon (Hrsg.), *Identität und Verschiedenheit: zur Sozialpsychologie der Identität in komplexen Gesellschaften*. Bern: Hans Huber.
- Mummendey, H. D. (2006). *Psychologie des "Selbst". Theorien, Methoden und Ergebnisse der Selbstkonzeptforschung*. Göttingen: Hogrefe.
- Muthén, L.K. & Muthén, B.O. (2002). How to use a Monte Carlo study to decide on sample size and determine power. *Structural Equation Modeling*, 9, 599-620.

- Nachtigall, C., Kroehne, U., Funke, F. & Steyer, R. (2003). (Why) should we use SEM? Pros and cons of structural equation modeling. *Methods of Psychological Research Online*, 8, 1-22. Verfügbar unter <http://www.mpr-online.de>, Stand 12/2006.
- Nejar, M. (2007). *Mach nicht so traurige Augen, weil du ein Negerlein bist. Meine Jugend im dritten Reich*. Reinbek: Rowohlt.
- Nesdale, D. & Flessner, D. (2001). Social Identity and the Development of Children's Group Attitudes. *Child Development*, 72, 506-517.
- Nick, P. (2002). *Ohne Angst verschieden sein*. Frankfurt, New York: Campus Verlag.
- O'Brien Caughy, M., O'Campo, P. J., Randolph, S. M. & Nickerson, K. (2002). The Influence of Racial Socialization Practices on the Cognitive and Behavioral Competence of African American Preschoolers. *Child Development*, 73, 1611-1625.
- Ogbu, J. U. (1981). Origins of Human competence: A Cultural-Ecological Perspective. *Child Development*, 52, 413-429.
- Oguntoye, K. (1997). *Eine afro-deutsche Geschichte: zur Lebenssituation von Afrikanern und Afro-Deutschen in Deutschland von 1884 bis 1950*. Berlin: Hoho.
- Oguntoye, K. (2004). Afrikanische Zuwanderung nach Deutschland zwischen 1884 und 1945. In AntiDiskriminierungsbüro (ADB) Köln von Öffentlichkeit gegen Gewalt & cyberNomads (cbN) (Hrsg.), *TheBlackBook*. Frankfurt a. M.: IKO.
- Oguntoye, K., Opitz, M. & Schultz, D. (1986). *Farbe bekennen. Afro-deutsche Frauen auf den Spuren ihrer Geschichte*. Berlin: Orlanda.
- Okuesa, J. U. (2005). Wo (ge)höre ich hin? Wo (ge)höre ich weg? In E. Massingue (Hrsg.), *Sichtbar anders - aus dem Leben afrodeutscher Kinder und Jugendlicher*. Frankfurt a.M.: Brandes & Apsel.
- Orth, B., Broszkiewicz, A. & Schütte, A. (1996). Skalen zur sozialen Identität, Eigengruppen-Favorisierung und Ego-Stereotypisierung. *Zeitschrift für Differentielle und Diagnostische Psychologie*, 17, 262 - 267.
- Ortlieb, S. (1995). *Palästinensische Identität und Ethnizität: Genese und Entwicklung des Selbstverständnisses der Palästinenser*. Köln: Neuer ISP.

- Osei, S. (1998). Von der unerträglichen Last des ersten Anscheins oder: Ich wollte immer schon Nonne werden oder: Weil Du "anders" bist, darf ich Dich alles fragen. In M. Varela, S. Schulze, S. Vogelmann & A. Weiß (Hrsg.), *Suchbewegungen. Interkulturelle Beratung und Therapie*. Tübingen: DGTV.
- Oyserman, D., Ager, J. & Gant, L. (1995). A Socially Contextualized Model of African American Identity: Possible Selves and School Persistence. *Journal of Personality and Social Psychology*, 69, 1216-1232.
- Oyserman, D., Harrison, K. & Bybee, D. (2001). Can racial identity be promotive of academic efficacy? *International Journal of Behavioral Development*, 25 (4), 379-385.
- Parham, T. A. & Helms, J.E. (1981). The influence of Black students' racial identity attitudes on preferences for counselors' race. *Journal of Counseling Psychology*, 28 (3), 250-257.
- Pelinka, A. (2008). Vorwort. In H. Amesberger & B. Halbmayr, *Das Privileg der Unsichtbarkeit. Rassismus unter dem Blickwinkel von Weißsein und Dominanzkultur*. Wien: Braumüller.
- Peters, M. F. (1985). Racial socialization of young Black children. In H. P. McAdoo & J.L. McAdoo (Hrsg.), *Black children: Social, educational, and parental environments*. (pp. 159-173). Newbury Park: Sage.
- Petersen, L.-E. (2008). Die Theorie der sozialen Identität. In L.-E. Petersen & B. Six (Hrsg.), *Stereotype, Vorurteile und soziale Diskriminierung*. Weinheim: Beltz PVU.
- Pettigrew, T.F. & Meertens, R. (1995). Subtile and blatant prejudice in Western Europe. *European Journal of Social Psychology*, 25, 57-75.
- Petzel, T. (2009). *Die Autoritäre Persönlichkeit. Eine Integration traditioneller und moderner Sichtweisen*. Göttingen: Cuvillier.
- Phelps, R. E., Taylor, J. D. & Gerard, P. A. (2001). Cultural Mistrust, Ethnic Identity, Racial Identity, and Self-Esteem Among Ethnically Diverse Black University Students. *Journal of Counseling and Development*, 79, 209-216.

- Phinney, J. S. (1990). Ethnic Identity in Adolescents and Adults: Review of Research. *Psychological Bulletin*, 108, 499-514.
- Phinney, J. S. (1992). The Multigroup Ethnic Identity Measure. A New Scale for Use With Diverse Groups. *Journal of Adolescence Research*, 7 (2), 156-176.
- Phinney, J. S. & Chavira, V. (1995). Parental Ethnic Socialization and Adolescent Coping With Problems Related to Ethnicity. *Journal of Research in Adolescence*, 5 (1), 31-53.
- Piesche, P. (2006). Schwarz und deutsch? Eine ostdeutsche Jugend vor 1989 - Retrospektive auf ein "nichtexistentes" Thema in der DDR. Zitation aus Internet-Quelle. http://www.migration-boell.de/web/diversity/48_596.asp. [Stand April 2009]
- Pillay, Y. (2005). Racial Identity as a Predictor of the Psychological Health of African American Students at a Predominantly White University. *Journal of Black Psychology*, 31, No. 1, 46-66.
- Pinderhughes, E. (1995). Biracial Identity-Asset or Handicap? In E.E.H. Griffith, H.C. Blue & H.W. Harris (Eds.), *Racial and ethnic identity: psychological development and creative expression*. New York: Routledge.
- Poenicke, A. (2003). *Afrika realistisch darstellen: Diskussionen und Alternativen zur gängigen Praxis - Schwerpunkt Schulbücher* (Vol. Zukunftsforum Politik, Nr. 55). Sankt Augustin: Konrad-Adenauer-Stiftung e.V.
- Polat, Ü. (1997). *Soziale und kulturelle Identität türkischer Migranten der zweiten Generation in Deutschland*. Hamburg: Dr. Kovac.
- Pope-Davis, D. B., Liu, W. M., Ledesma-Jones, S. & Nevitt, J. (2000). African American Acculturation and Black Racial Identity: A Preliminary Investigation. *Journal of Multicultural Counseling and Development*, 28, 98-115.
- Porst, R. (2000). Question Wording - Zur Formulierung von Fragebogen-Fragen. *ZUMA, How-To-Reihe*, 2.

- Prelow, H. M., Mosher, C.E. & Bowman, M.A. (2006). Perceived Racial Discrimination, Social Support, and Psychological Adjustment Among African American College Students. *Journal of Black Psychology*, 32, No 4, 442-454.
- Raburu, M. (1999). *Antirassistische Mädchenarbeit. Sensibilisierungsarbeit bezogen auf Rassismus mit Mädchen und jungen Frauen*. Kiel: Eigenverlag Lotta e.V.
- Rammstedt, B. (2006). Fragebogen. In F. Petermann & M. Eid (Hrsg.), *Handbuch der Psychologischen Diagnostik*. Göttingen: Hogrefe.
- Ramseur, H. R. (2004). Psychologically Healthy African American Adults. In R. L. Jones (Hrsg.), *Black Psychology* (4 ed.). Hampton: Cobb & Henry.
- Reicher, S. & Hopkins, N. (2001). *Self and Nation: Categorization, Contestation and Mobilization*. London: Sage Publications.
- Reichle, B. (2000). Nonsupport in Partnerschaften: Die negative Seite sozialer Unterstützung. In E. H. B. Witte & C. Bleich (Hrsg.), *Sozialpsychologie des Stresses und der sozialen Unterstützung*. Lengerich: Pabst.
- Riketta, M. & Wakenhut, R. (2002). *Europabild und Europabewusstsein. Bestandsaufnahme der empirischen und sozialpsychologischen Forschung*. Frankfurt a. M., London: IKO.
- Ritz, M. (2009). *Die Farbe meiner Haut*. Freiburg: Herder
- Rockquemore, K. A. & Brunsma, D. L. (2002). *Beyond Black. Biracial Identity in America*. Thousand Oaks: Sage.
- Rockquemore, K. A. & Laszloffy, T. (2005). *Raising Biracial Children*. Lanham: Altamira Press.
- Roggenkamp, V. (1998). Zuhause unerwünscht. Ika Hügel-Marshall, eine Deutsche mit schwarzer Haut. *taz Magazin*.
- Root, M.P.P. (1992). Within, Between, and Beyond Race. In M. P.P. Root (Eds.), *Racially Mixed People in America*. Newsbury Park: Sage.
- Rost, D. H. (2005). *Interpretation und Bewertung pädagogisch-psychologischer Studien*. Weinheim: Beltz.

- Ruggiero, K. M. & Taylor, D. M. (1995). Coping With Discrimination: How Disadvantaged Group Members Perceive the Discrimination That Confronts Them. *Journal of Personality and Social Psychology*, 68, 826-838.
- Salazar, J. M. (1998). Social Identity and National Identity. In S. Worchel, J. F. Morales, D. Paez & J.-C. Deschamps (Hrsg.), *Social Identity. International Perspectives*. London: Sage.
- Samples, S. (1996). African Germans in the Third Reich. In C. A. Blackshire-Belay (Hrsg.), *The African-German Experience. Critical Essays*. Westport, London: Praeger.
- Sanders Thompson, V.L. (1991). African American race consciousness and racial identification. *The Western Journal of Black Studies*, 15(3), 154-158.
- Sanders Thompson, V. L. (1992). A Multifaced Approach to the Conceptualization of African American Identification. *Journal of Black Studies*, 23 No. 1, 75-85.
- Sanders Thompson, V. L. (1994). Socialization to race and race relations in African American families. *Journal of Black Psychology*, 20 (2), 175-188.
- Sanders Thompson, V. L. (1995). The Multidimensional Structure of Racial Identification. *Journal of Research in Psychology*, 29, 208-222.
- Sanders Thompson, V. L. (1995). Sociocultural Influences on African-American Racial Identification. *Journal of Applied Social Psychology*, 25, 1411-1429.
- Sanders Thompson, V. L. (1996). Perceived Experiences of Racism as Stressful Life Event. *Community Mental Health Journal*, 32, 223-233.
- Sanders Thompson, V. L. (1999). Variables Affecting Racial-Identity Salience Among African Americans. *Journal of Social Psychology*, 139 (6), 748-761.
- Sanders Thompson, V. L. (2001). The Complexity of African American Racial Identification. *Journal of Black Studies*, 32, 155-165.
- Sarason, I. G., Levine, H. M., Basham, R. B. & Sarason, B. R. (1983). Assessing social support: The Social support Questionnaire. *Journal of Personality and Social Psychology*, 44, 127-139.

- Sassenberg, K., Fehr, J., Hansen, N., Matschke, C. & Woltin, K.-A. (2007). Eine sozialpsychologische Analyse zur Reduzierung sozialer Diskriminierung von Menschen mit Migrationshintergrund. *Zeitschrift für Sozialpsychologie*, 38 (4), 239-249.
- Sassenberg, K. & Hansen, N. (2007). The impact of regulatory focus on affective responses to social discrimination. *European Journal of Social Psychology*, 37, 421-444.
- Schachinger, H. E. (2005). *Das Selbst, die Selbsterkenntnis und das Gefühl für den eigenen Wert*. Bern: Hans Huber.
- Schäfer, B. & Schlöder, B. (1990). Nationalbewusstsein als Aspekt sozialer Identität. In P. Leidinger & D. Metzler (Hrsg.), *Geschichte und Geschichtsbewusstsein. Festschrift Karl-Ernst Jeismann zum 65. Geburtstag*. Münster: Institut für Didaktik und Geschichte.
- Schäfer, B. & Schlöder, B. (1994). Identität und Fremdheit. Sozialpsychologische Aspekte der Eingliederung und Ausgliederung des Fremden. In F. Furger (Hrsg.), *Jahrbuch für Christliche Sozialwissenschaften* (pp. 69-87): Verlag Regensberg Münster.
- Schafer, J. L. & Graham, J. W. (2002). Missing Data: our View of the State of the Art. In: *Psychological Methods* 7, 147-177.
- Schermelleh-Engel, K., Moosbrugger, H. & Müller, H. (2003). Evaluating the fit of structural equation models: Test of significance and descriptive goodness-of-fit measures. *Methods of Psychological Research Online* [On-line], 8, 23-74. Verfügbar unter <http://www.mpr-online.de>, Stand 12/2006.
- Schulz, H. (2005). Die Identitätssuche ist zu Ende. Spiegel-Gespräch. *Der Spiegel*, 37, 7, 2005, 198-202.
- Schumacker, R.E. & Lomax, R.G. (1996). *A beginner's guide to structural equation modeling*. Mahwah, NJ: Lawrence Erlbaum Associates.
- Schwarzer, R. (1994). Optimistische Kompetenzerwartung: Zur Erfassung einer personalen Bewältigungsressource. *Diagnostica*, 40 (2), 105-123.

- Schwarzer, R. & Jerusalem, M. (Hrsg.). (1999). *Skalen zur Erfassung von Lehrer- und Schülermerkmalen. Dokumentation der psychometrischen Verfahren im Rahmen der wissenschaftlichen Begleitung des Modellversuchs Selbstwirksame Schulen*. Berlin: Freie Universität Berlin.
- Seaton, E.K. (2006). Examination of a Measure of Racial Discrimination Among African American Adolescents. *Journal of Applied Social Psychology*, 36,6, 1414-1429.
- Sellers, R., Chavous, T. & Cooke, D. (1998). Racial Ideology and Racial Centrality as Predictors of African American College Students' Academic Performance. *Journal of Black Psychology*, 24 No. 1, 8 - 27.
- Sellers, R., Rowley, S., Chavous, T., Shelton, M. & Smith, M. (1997). Multidimensional Inventory of Black Identity: A Preliminary Investigation of Reliability and Construct Validity. *Personality and Social Psychology Review*, 4, 805 - 815.
- Sellers, R. & Shelton, N. (2003). The Role of Racial Identity in Perceived Racial Discrimination. *Journal of Personality and Social Psychology*, 84, 1079-1092.
- Sellers, R., Smith, M., Shelton, N., Rowley, S. & Chavous, T. (1998). Multidimensional Model of Racial Identity: A Reconceptualization of African American Racial Identity. *Personality and Social Psychology Review*, 2 No. 1, 18 - 39.
- Sephocle, M. (1996). Black Germans and Their Compatriots. In C. A. Blackshire-Belay (Hrsg.), *The African-German Experience. Critical Essays*. Westport, London: Praeger.
- Shelton, J. N. & Sellers, R. M. (2000). Situational Stability and Variability in African American Racial Identity. *Journal of Black Psychology*, 26 No. 1, 27 - 50.
- Sherif, M., & Sherif, C. W. (1953): *Groups in harmony and tension*. New York: Harper & Row.
- Shibtani, T. & Kwan, K. M. (1965). *Ethnic stratification: A comparative approach*. New York: Macmillan.

- Shrout, P.E. & Bolger, N. (2002). Mediation in experimental and nonexperimental studies: new procedures and recommendations. *Psychological Methods*, 7, 422-445.
- Simon, B. (2004). *Identity in Modern Society. A Social Psychological Perspective*: Blackwell Publishing Ltd.
- Simon, B. & Trötschel, R. (2007). Das Selbst und die Soziale Identität. In W. Stroebe, M. Hewstone & K. Jonas (Hrsg.), *Sozialpsychologie*. Heidelberg: Springer.
- Simpson, G. E. & Yinger, J.M. (1965). *Racial and cultural minorities*. New York: Harper and Row.
- Smith, E. M. J. (1989). Black Racial Identity Development: Issues and Concerns. *The Counseling Psychologist*, 17 (2), 277-288.
- Sonntag, S. (2006). *Abschlussarbeiten und Dissertationen in der angewandten psychologischen Forschung*. Göttingen: Hogrefe.
- Sow, N. (2008). *Deutschland Schwarz Weiss. Der alltägliche Rassismus*. München: Bertelsmann.
- Spencer, M. B., Noll, E., Stoltzfus, J. & Harpalani, V. (2001). Identity and School Adjustment: Revisiting the "Acting White" Assumption. *Educational Psychologist*, 36, 21-30.
- Spohn, C. (2004). Diskriminierung binationaler/bikultureller Paare und Familien in Deutschland. In AntiDiskriminierungsBüro (ADB) Köln von Öffentlichkeit gegen Gewalt & cyberNomads (cbN) (Hrsg.), *TheBlackBook*. Frankfurt a. M.: IKO.
- SPSS Inc. (2005). Software SPSS 11.5. Chicago: SPSS Inc. Headquarters.
- Stange, B. (1991). *Die Theorie der sozialen Identität. Analyse eines Reformversuchs in der Sozialpsychologie*. Hamburg: Hochschulschrift Universität der Bundeswehr.
- Steele, C. M. & Aronson, J. (1995). Stereotype Threat and the Intellectual Test Performance of African Americans. *Journal of Personality and Social Psychology*, 69, 797-811.
- Stevenson, H. C. J. & Davis, G. (2004). Racial Socialization. In R. L. Jones (Hrsg.), *Black Psychology* (4 ed., pp. 353-381). Hampton: Cobb & Henry.

- Stute, D. (2001). Statt Negerkuss ein Schokokuss. Interview mit Jeannine Kantara und Oliver George Seifert. *taz, Ausgabe 18.10.2001*.
- Tajfel, H. (1959) Quantitative judgment in social perception. *British Journal of Psychology*, 1959, 50, 16-29.
- Tajfel, H. (1969). Social and cultural factors in perception. In G. Lindzey & E. Aronson (Eds.), *The Handbook of Social Psychology*. Addison-Wesley: Reading, Mass.
- Tajfel, H. (1970). Experiments in intergroup discrimination. *Scientific American*, 1970, 223, 5, 96-102.
- Tajfel, H. (1978). The Social Psychology of Minorities. *Minority Rights Group, No 2*, 3-20.
- Tajfel, H. (1981). *Human groups and social categories*. Cambridge: University Press.
- Tajfel, H. (1982). *Gruppenkonflikt und Vorurteil: Entstehung und Funktion sozialer Stereotypen*. Bern: Hans Huber.
- Tajfel, H. & Turner, J. C. (1979). An integrative theory of intergroup conflict. In W. W. Austin, S. (Hrsg.), *The social psychology of intergroup relations*. Monterey: Brooks/Cole.
- Tajfel, H. & Turner, J. C. (1986). The social identity theory of intergroup behavior. In S. Worchel, W. Austin (Hrsg.), *Psychology of intergroup relations*. Chicago: Nelson-Hall.
- Tashiro, C. J. (2002). Considering the Significance of Ancestry through the Prism of Mixed-Race Identity. *Advances in Nursing Sciences*, 25, 1-21.
- Tatum, B.D. (1997). *Why Are All the Black Kids Sitting Together in the Cafeteria And Other Conversations about Race*. New York: Basic Books.
- Taylor, D. M. & Simard, L.M. (1979). Ethnic identity and intergroup relations. In D. J. Lee (Hrsg.), *Emerging ethnic boundaries*. Ottawa: University of Ottawa Press.
- Taylor, J., Brown, A. & Denton, S. (1996). Millions' Developmental Inventory of Black Consciousness. In R. Jones (Hrsg.), *Handbook of Tests and Measurements for Black Populations*. Vol. 2. Hampton: Cobb & Henry.

- Taylor, S.E. & Brown, J.D. (1988). Illusion and well-being: A social psychological perspective on mental health. *Psychological Bulletin*, 103, 193-210.
- Taz-Dossier (2002). Diesseits von Afrika. Die Medienpräsenz schwarzer Menschen in der taz 1986 bis 2001. *Black History Month. Artikelsammlung*.
- Teo, T. (1994). Zur Identität von sogenannten Mischlingen. In P. Mecheril & t. Teo (Hrsg.), *Andere Deutsche. Zur Lebenssituation von Menschen multiethnischer und multikultureller Herkunft*. Berlin: Dietz.
- Terkessidis, M. (2004). *Die Banalität des Rassismus*. Bielefeld: transcript Verlag.
- Thomas, D. E., Townsend, T. G. & Belgrave, F. Z. (2003). The Influence of Cultural and Racial Identification on the Psychosocial Adjustment of Inner-City African American Children in School. *American Journal of Community Psychology*, 32, 217-228.
- Thompson Sanders, V. L. (1991 b). Perceptions of race and relations that affect African American identification. *Journal of Applied Social Psychology*, 21, 1502-1516.
- Thornton, M. C., Chatters, L. M., Taylor, R. J. & Allen, W. R. (1990). Sociodemographic and Environmental Correlates of Racial Socialization by Black Parents. *Child Development*, 61, 401-409.
- Tizard, B. & Phoenix, A. (2002). *Black, White or Mixed Race? Race and racism in the lives of young people of mixed parentage*. London: Routledge.
- Turner, J. C. (1982). Towards a cognitive redefinition of the social group. In H. Tajfel (Hrsg.), *Social identity and intergroup relations*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Usleber, T. (2002). *Die Farben unter meiner Haut. Autobiographische Aufzeichnungen*. Frankfurt a. M.: Brandes & Apsel.
- Utsey, S. O. (1999). Development and Validation of a Short Form of the Index of Race-Related Stress (IRRS) - Brief Version. *Measurement and Evaluation in Counselling and Development*, 32, 149 - 167.
- Utsey, S.O. & Ponterotto, J.G. (1996). Development and Validation of the Index of Race-Related Stress (IRRS). *Journal of Counseling Psychology*, 43, 490-502.

- Utsey, S. O., Chae, M. H., Brown, K. F. & Kelly, D. (2002). Effect of Ethnic Group Membership on Ethnic Identity, Race-Related Stress, and Quality of Life. *Cultural Diversity and Ethnic Minority Psychology, 8 No. 4*, 366 - 377.
- Vandiver, B. (2001). Psychological Nigrescence Revisited: Introduction and Overview. *Journal of Multicultural Counseling and Development, 29*, 165-173.
- Vandiver, B. J., Cross, W. E. Jun., Worrell, F. & Fhagen-Smith, P.E. (2002). Validating the Cross Racial Identity Scale. *Journal of Counseling Psychology, 49*, 71-85.
- Verkuyten, M. (2005). *The Social Psychology of Ethnic Identity*. New York: Psychology Press.
- Wachendorfer, U. (2001). Weiß-Sein in Deutschland. Zur Unsichtbarkeit einer herrschenden Normalität. In S. Arndt (Hrsg.), *AfrikaBilder. Studien zu Rassismus in Deutschland*. Münster: Unrast.
- Wachendorfer, U. (2004). Weiß-Sein in Deutschland. In AntiDiskriminierungsbüro (ADB) Köln von Öffentlichkeit gegen Gewalt & cyberNomads (cbN) (Hrsg.), *TheBlackBook*. Frankfurt a. M.: IKO.
- Wade, J. C. & Okesola, O. (2002). Racial Peer Group Selection in African American High School Students. *Journal of Multicultural Counseling and Development, 30*, 96-109.
- Waechter, C. (2008). Das extremste Deutschsein ist Afro-Deutsch-Sein. Interview mit Adé Bantu. *Jetzt.de, Süddeutsche Zeitung, 20.04.2008*.
- Wagley, C. & Harris, M. (1958). *Minorities in the New World*. New York: Columbia University Press.
- Wagner, R. (2001). *Soziale Unterstützung und psychosomatische Stressreaktionen. Dissertation*. Marburg: Görlich & Weiershäuser.
- Wagner, U. & Zick, A. (1993). Selbstdefinitionen und Intergruppenbeziehungen: Der Social Identity Approach. In B. Pörzgen & E. Witte (Hrsg.), *Selbstkonzept und Identität* (pp. 109-129).

- Wakenhut, R. (1994). Die deutsche Nation im Bewußtsein junger Bundesbürger. Begriffliche Klärungen und empirische Befunde zum Bewußtsein nationaler Zugehörigkeit in Deutschland. In R. Wakenhut (Hrsg., 1995), *Ethnisches und nationales Bewusstsein*. Frankfurt a.M.: Peter Lang.
- Wandert, T. & Ochsmann, R. (2005). "Even the rat was white". Whiteness, Rassismus und `Race` in der Psychologie. In M. M. Eggers, G. Kilomba, P. Piesche & S. Arndt (Hrsg.), *Mythen, Masken und Subjekte. Kritische Weißseinsforschung in Deutschland*. Münster: Unrast.
- Weber, K. (2003). *Blinde Flecken. Psychologische Blicke auf Faschismus und Rassismus*. Hamburg: Argument.
- Weheliye, A. G. (2005). Fremd im eigenen Land. Zitation aus Internet-Quelle. http://www.migration-boell.de/diversity/48_394.asp (Hrsg.), *Dossier Schwarze Community in Deutschland*. [Stand April 2009].
- Weidenfeld, W. (2001). Geschichte und Identität In K.-R. Korte & W. Weidenfeld (Hrsg.), *Deutschland-Trendbuch*. Bonn: Leske + Budrich.
- Weidenfeld, W. & K.-R. Korte (1991). *Die Deutschen: Profil einer Nation*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Whatley, P. R., Allen, J. & Dana, R. H. (2003). Racial Identity and the MMPI in African American Male College Students. *Cultural Diversity and Ethnic Minority Psychology*, 9 No. 4(345 - 353).
- Wheaton, B. Muthén, B., Alwin, F. & Summers, G.F. (1977). Assessing reliability and stability in panel models. In D.R. Heise (Ed.), *Sociological Methodology*. San Francisco, CA: Jossey-Bass.
- Wiechmann, J. C. (1997). Wir sind schwer im Kommen. Schwarze Deutsche zwischen Erfolg und Rassismus. *Stern*, 38, 61-66.
- Wiedenroth, E. (1986). Was macht mich so anders in den Augen der anderen? In K. Oguntoye, M. Opitz & D. Schulz (Hrsg.), *Farbe bekennen. Afro-deutsche Frauen auf den Spuren ihrer Geschichte*. Berlin: Orlanda.
- Wiedenroth-Coulibaly, E. (2005(a)). Initiative Schwarze Menschen in Deutschland. In E. Massingue (Hrsg.), *Sichtbar anders - aus dem Leben afrodeutscher Kinder und Jugendlicher*. Frankfurt a.M.: Brandes & Apsel.

- Wiedenroth-Coulibaly, E. (2005 (b)). Es war einmal...vor 20 Jahren. In Grenzenlos und unverschämt. *20 Jahre Schwarze Bewegung in Deutschland. Eine Dokumentation der Initiative Schwarze Menschen in Deutschland e.V.* Frankfurt a.M.: ISD-Bund e.V.
- Wiedenroth-Coulibaly, E. & Zinflou, S. (2004). 20 Jahre Schwarze Organisation in Deutschland - Ein Abriss. In AntiDiskriminierungsBüro (ADB) Köln von Öffentlichkeit gegen Gewalt & cyberNomads (cbN) (Hrsg.), *TheBlackBook*. Frankfurt a. M.: IKO.
- Williams, T. K. & Thornton, M. C. (2003). Social Construction of Ethnicity Versus Personal Experience: The Case of Afro-Americans. *Journal of comparative Family Studies*, 255-267.
- Worchel, S., Morales, J.F., Paez, D. & Deschamps, J.-C. (1998). *Social Identity. International Perspectives*. London: Sage Publications.
- Wright, M. (2004). *Becoming Black. Creating Identity in the African Diaspora*. Durham and London: Duke University Press.
- Wright, M. A. (1998). *I'm Chocolate, You're Vanilla. Raising Healthy Black and Biracial Children in a Race-Conscious World*. San Francisco: Jossey-Bass.
- Zick, A. (1997). *Vorurteile und Rassismus – eine sozialpsychologische Analyse*. Münster: Waxmann.
- Zick, A. & Küpper, B. (2008). Rassismus. In L.-E. Petersen & B. Six (Hrsg.), *Stereotype, Vorurteile und soziale Diskriminierung*. Weinheim: Beltz PVU.
- Zinflou, S. (2004). Schwarze Organisation in Deutschland. Geschichte und Politik der Initiative Schwarze Deutsche. In M. Bechhaus-Gerst & R. Klein-Arendt (Hrsg.), *AfrikanerInnen in Deutschland und schwarze Deutsche - Geschichte und Gegenwart*. Münster: LIT.
- Zöllner, A. (1999). Wer hat Angst vorm weißen Mann? *Berliner Zeitung*, 29.01.1999.
- Zwink, A. (2001). Vom alltäglichen Umgang mit Rassismus. Erfahrungen der Gruppe Eltern Schwarzer Kinder. In S. Arndt (Hrsg.), *AfrikaBilder. Studien zu Rassismus in Deutschland*. (Vol. Unrast). Münster.

Abbildungs- und Tabellenverzeichnis

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1- <i>hypothetisches Gesamt-Wirkmodell</i>	193 -
Abbildung 2 - <i>Ergebnis der konfirmatorischen Faktorenanalyse für die Subskala „Deutsche Identität“ von Orth et al.</i>	217 -
Abbildung 3 - <i>Ergebnis der konfirmatorischen Faktorenanalyse für die Subskala „Identification“ (Gruppe der Deutschen) von Mael und Ashforth</i>	220 -
Abbildung 4 - <i>Ergebnis der konfirmatorischen Faktorenanalyse für die Skala „Politisch-emanzipatorische Identität“ - Neubildung</i>	228 -
Abbildung 5 - <i>Ergebnis der konfirmatorischen Faktorenanalyse für die Subskala "Centrality" des MIBI von Sellers et al.</i>	233 -
Abbildung 6 - <i>Ergebnis der konfirmatorischen Faktorenanalyse für die Subskala "Public Regard" des MIBI von Sellers et al.</i>	238 -
Abbildung 7 - <i>Ergebnis der konfirmatorischen Faktorenanalyse für die Skala „Emotional-zentrale Identität“ - Neubildung</i>	239 -
Abbildung 8 - <i>Ergebnis der konfirmatorischen Faktorenanalyse für die Subskala „Deutsche Identität“, (adaptiert für Gruppe der Schwarzen) von Orth et al.</i> -	243
-	
Abbildung 9 - <i>Ergebnis der konfirmatorischen Faktorenanalyse für die Subskala „Identification“ (Gruppe der Schwarzen) von Mael und Ashforth</i>	246 -
Abbildung 10 - <i>Ergebnis der konfirmatorischen Faktorenanalyse für die Subskala "Schwarze Identitätsarbeit" - Neubildung</i>	250 -
Abbildung 11 - <i>Item zur Verbundenheit in Kindheit und Jugend</i>	253 -
Abbildung 12 - <i>Item zur Hautfarbenwahrnehmung der Bezugspersonen</i>	253 -
Abbildung 13 - <i>Ergebnis der konfirmatorischen Faktorenanalyse für die Subskala "Racial Socialization durch die Eltern" nach Sanders Thompson</i>	259 -
Abbildung 14 - <i>Ergebnis der konfirmatorischen Faktorenanalyse für die zusammengeführten Subskalen „institutionell“ und „individuell“ des Index of Race-Related Stress von Utsey und Ponterotto</i>	269 -
Abbildung 15 - <i>Ergebnis der konfirmatorischen Faktorenanalyse für die Skala "Satisfaction with life" von Diener et al.</i>	271 -

Abbildung 16 - Ergebnis der konfirmatorischen Faktorenanalyse für die Skala zur Erfassung des allgemeinen Selbstwertgefühls von Rosenberg.....	- 274 -
Abbildung 17 - Ergebnis der konfirmatorischen Faktorenanalyse für die Skala zur Erfassung der allgemeinen Selbstwirksamkeitserwartung von Schwarzer und Jerusalem	- 277 -
Abbildung 18 – Deskriptive Auswertung der Befragung mit der Skala zur „Racial Socialization“ in der Familie	- 306 -
Abbildung 19 - Wortlaut der Items der zusammengefassten Unterskalen „institutionell“ und „individuell“ des Index of Race-Related Stress	- 318 -
Abbildung 20 - Deskriptive Auswertung der Befragung mit dem Index of Race-Related Stress	- 319 -
Abbildung 21 - Strukturmodell 1	- 380 -
Abbildung 22 - Strukturmodell 2	- 382 -
Abbildung 23- Strukturmodell 3	- 385 -
Abbildung 24- Strukturmodell 4	- 388 -
Abbildung 25 - Strukturmodell 5	- 391 -
Abbildung 26 - Strukturmodell 6	- 394 -

Tabellenverzeichnis

Tabelle 1 - <i>Identity-Management-Strategien</i>	- 98 -
Tabelle 2 - <i>Form der Datenerhebung in der Stichprobe</i>	- 200 -
Tabelle 3 - <i>Gruppenzugehörigkeit der leiblichen Eltern der Probanden</i>	- 200 -
Tabelle 4 - <i>Geschlechterverteilung in der Stichprobe</i>	- 200 -
Tabelle 5 - <i>Altersverteilung in der Stichprobe</i>	- 201 -
Tabelle 6 - <i>Altersverteilung getrennt nach Geschlecht</i>	- 201 -
Tabelle 7 - <i>Familienstand getrennt nach Geschlecht</i>	- 202 -
Tabelle 8 - <i>Partnerschaft getrennt nach Geschlecht</i>	- 202 -
Tabelle 9 - <i>Eigene Kinder getrennt nach Geschlecht</i>	- 203 -
Tabelle 10 - <i>Anzahl der Kinder getrennt nach Geschlecht</i>	- 203 -
Tabelle 11 - <i>Größe des aktuellen Wohnorts getrennt nach Geschlecht</i>	- 204 -
Tabelle 12 - <i>Aufgewachsen in den Neuen Bundesländern/DDR oder Alten Bundesländern/BRD</i>	- 204 -
Tabelle 13 - <i>Verteilung der höchsten Schulabschlüsse in der Stichprobe, detailliert</i>	- 205 -
Tabelle 14 - <i>Verteilung der höchsten Schulabschlüsse in der Stichprobe, zusammengefasst</i>	- 206 -
Tabelle 15 - <i>Verteilung des aktuellen Ausbildungsstandes in der Stichprobe</i>	- 206 -
Tabelle 16 - <i>Anteil von Probanden in Ausbildung oder Studium</i>	- 207 -
Tabelle 17 - <i>Verteilung der höchsten Berufsabschlüsse in der Stichprobe</i>	- 208 -
Tabelle 18 - <i>Itemkennwerte der Subskala „Deutsche Identität“ von Orth et al.</i>	- 216 -
Tabelle 19 - <i>Skalenkennwerte der Subskala „Deutsche Identität“ von Orth et al.</i>	- 216 -
Tabelle 20 - <i>Itemkennwerte der Subskala „Identification“ (mit der Gruppe der Deutschen) von Mael und Ashforth</i>	- 218 -
Tabelle 21 - <i>Skalenkennwerte der Subskala „Identification“ (Gruppe der Deutschen) von Mael und Ashforth</i>	- 219 -
Tabelle 22 - <i>Explorative Faktorenanalyse für die Items der Unterskala "Psychological" des MRIS von Sanders Thompson</i>	- 224 -

Tabelle 23 - <i>Itemkennwerte der Subskala „Politisch-emanzipatorische Identität“ - Neubildung</i>	- 226 -
Tabelle 24 - <i>Skalenkennwerte der Subskala „Politisch-emanzipatorische Identität“ - Neubildung</i>	- 227 -
Tabelle 25 - <i>Explorative Faktorenanalyse für die Unterskala „Physical“ des MRIS von Sanders Thompson</i>	- 230 -
Tabelle 26 - <i>Itemkennwerte der Subskala "Centrality" des MIBI von Sellers et al.</i> -	232
-	
Tabelle 27 - <i>Skalenkennwerte der Subskala "Centrality" des MIBI von Sellers et al.</i> -	232 -
Tabelle 28 - <i>Explorative Faktorenanalyse für die Items 11 bis 14 der Subskala „Private Regard“ des MIBI von Sellers et al.</i>	- 235 -
Tabelle 29 - <i>Explorative Faktorenanalyse für die Items 10 bis 14 der Subskala „Private Regard“ des MIBI von Sellers et al.</i>	- 235 -
Tabelle 30 - <i>Itemkennwerte der Subskala "Public Regard" des MIBI von Sellers et al.</i> -	237 -
Tabelle 31 - <i>Skalenkennwerte der Subskala "Public Regard" des MIBI von Sellers et al.</i>	- 237 -
Tabelle 32 - <i>Itemkennwerte der Skala „Emotional-zentrale Identität“ - Neubildung</i>-	240 -
Tabelle 33 - <i>Skalenkennwerte der Skala „Emotional-zentrale Identität“ - Neubildung</i> .-	241 -
Tabelle 34 - <i>Itemkennwerte der Subskala „Deutsche Identität“ (Gruppe der Schwarzen) von Orth et al.</i>	- 242 -
Tabelle 35 - <i>Skalenkennwerte der Subskala „Deutsche Identität“ (Gruppe der Schwarzen) von Orth et al.</i>	- 242 -
Tabelle 36 - <i>Itemkennwerte der Subskala „Identification“ (Gruppe der Schwarzen) von Mael und Ashforth</i>	- 244 -
Tabelle 37 - <i>Skalenkennwerte der Subskala „Identification“ (Gruppe der Schwarzen) von Mael und Ashforth</i>	- 245 -
Tabelle 38 - <i>Itemkennwerte der Subskala "Ethnic Identity Achievement“ des MEIM von Phinney</i>	- 248 -

Tabelle 39 - <i>Skalenkennwerte der Subskala "Ethnic Identity Achievement" des MEIM von Phinney</i>	- 249 -
Tabelle 40 - <i>Itemkennwerte der Subskala "Schwarze Identitätsarbeit" – Neubildung</i>	250 -
Tabelle 41 - <i>Skalenkennwerte der Subskala "Schwarze Identitätsarbeit" - Neubildung</i> .-	251 -
Tabelle 42 - <i>Mittelwerte und Standardabweichungen – Items zur Akzeptanz durch die schwarze und weiße Familie</i>	- 252 -
Tabelle 43 - <i>Mittelwerte und Standardabweichungen – Items zum Kontakt mit anderen Schwarzen in Kindheit und Jugend</i>	- 254 -
Tabelle 44 - <i>Mittelwerte und Standardabweichungen - Items zur Erhebung des Kontakts mit anderen Schwarzen heute</i>	- 255 -
Tabelle 45 - <i>Mittelwert und Standardabweichung - Item zum Isolationsempfinden in Kindheit und Jugend</i>	- 255 -
Tabelle 46 - <i>Mittelwert und Standardabweichung - Item zum Isolationsempfinden heute</i>	- 256 -
Tabelle 47 - <i>explorative Faktorenanalyse für die Skala "Racial Socialization durch die Eltern" nach Sanders Thompson</i>	- 257 -
Tabelle 48 - <i>Itemkennwerte der Subskala "Racial Socialization durch die Eltern" nach Sanders Thompson</i>	- 258 -
Tabelle 49 - <i>Skalenkennwerte der Subskala "Racial Socialization durch die Eltern" nach Sanders Thompson</i>	- 258 -
Tabelle 50 - <i>Explorative Faktorenanalyse für die Skala „Racial Socialization durch weitere Familienmitglieder“ nach Sanders Thompson</i>	- 260 -
Tabelle 51 - <i>Itemkennwerte der Subskala „Racial Socialization durch weitere Familienmitglieder“ nach Sanders Thompson</i>	- 260 -
Tabelle 52 - <i>Skalenkennwerte der Subskala „Racial Socialization durch weitere Familienmitglieder“ nach Sanders Thompson</i>	- 261 -
Tabelle 53 - <i>Mittelwert und Standardabweichung - Item zur kulturellen Vertrautheit mit dem Heimatland des schwarzen Elternteils</i>	- 262 -
Tabelle 54 - <i>Mittelwerte und Standardabweichungen - Items zur Förderung Schwarzer Themen durch die weißen und schwarzen Elternteile/Bezugspersonen</i>	- 262 -

Tabelle 55 - <i>Explorative Faktorenanalyse für die Items der Subskalen „institutionell“ und „individuell“ des Index of Race-Related Stress von Utsey und Ponterotto.</i>	266 -
Tabelle 56 - <i>Itemkennwerte für die zusammengeführten Subskalen „institutionell“ und „individuell“ des Index of Race-Related Stress von Utsey und Ponterotto.</i>	266 -
Tabelle 57 - <i>Skalenkennwerte für die zusammengeführten Subskalen „institutionell“ und „individuell“ des Index of Race-Related Stress von Utsey und Ponterotto.</i>	268 -
Tabelle 58 - <i>Itemkennwerte der Skala "Satisfaction with life" von Diener et al.</i>	270 -
Tabelle 59 - <i>Skalenkennwerte der Skala "Satisfaction with life" von Diener et al.</i>	270 -
Tabelle 60 - <i>Itemkennwerte der Skala „Allgemeines Selbstwertgefühl“ von Rosenberg.</i>	273 -
Tabelle 61 - <i>Skalenkennwerte der Skala „Allgemeines Selbstwertgefühl“ von Rosenberg.</i>	273 -
Tabelle 62 - <i>Itemkennwerte der Skala „Allgemeine Selbstwirksamkeitserwartung“ von Schwarzer und Jerusalem.</i>	276 -
Tabelle 63 - <i>Skalenkennwerte der Skala „Allgemeine Selbstwirksamkeitserwartung“ von Schwarzer und Jerusalem.</i>	276 -
Tabelle 64 - <i>Gruppenzugehörigkeit der leiblichen Eltern – detailliert.</i>	282 -
Tabelle 65 - <i>Sorgeberechtigte während Kindheit und Jugend.</i>	284 -
Tabelle 66 - <i>Anwesenheit eines schwarzen Elternteils in Kindheit und Jugend.</i>	286 -
Tabelle 67 - <i>Vorhandensein von Geschwistern.</i>	287 -
Tabelle 68 - <i>Gemeinsames Aufwachsen mit Geschwistern.</i>	287 -
Tabelle 69 - <i>Gruppenzugehörigkeit (Hautfarbe) der Geschwister.</i>	288 -
Tabelle 70 - <i>Anwesenheit von Geschwistern und deren Gruppenzugehörigkeit.</i>	289 -
Tabelle 71 - <i>„Herkunfts“-Klang des eigenen Vor- und Nachnamens.</i>	290 -
Tabelle 72 - <i>„Herkunfts“-Klangs des eigenen Vor- und Nachnamens - Kreuztabelle.</i>	290 -
Tabelle 73 - <i>Schulabschlüsse von Mutter und Vater - detailliert.</i>	291 -
Tabelle 74 - <i>Schulabschlüsse von Mutter und Vater - Zusammenfassung der Abschlüsse.</i>	291 -

Tabelle 75 - <i>Berufsabschlüsse von Mutter und Vater</i>	293 -
Tabelle 76 - <i>Größe des Heimatortes</i>	294 -
Tabelle 77 - <i>Zeitweises Aufgewachsen im Ausland</i>	295 -
Tabelle 78 - <i>Wahrnehmung anderer Schwarzer in Kindheit und Jugend</i>	296 -
Tabelle 79 - <i>Kontakt zu anderen Schwarzen in Kindheit und Jugend</i>	297 -
Tabelle 80 - <i>Wahrnehmung von und Kontakt zu anderen Schwarzen in Kindheit und Jugend</i>	297 -
Tabelle 81 - <i>Isolationsempfinden als Schwarzer in Kindheit und Jugend</i>	298 -
Tabelle 82 - <i>Sicht der Gruppenzugehörigkeit durch schwarzen Elternteil/ schwarze Bezugsperson</i>	299 -
Tabelle 83 - <i>Sicht der Gruppenzugehörigkeit durch weißen Elternteil/ weiße Bezugsperson</i>	299 -
Tabelle 84 - <i>Sicht der Gruppenzugehörigkeit durch schwarzen und weißen Elternteil/schwarze und weiße Bezugsperson</i>	300 -
Tabelle 85 - <i>Akzeptanz durch schwarzen Elternteil und schwarze Familie</i>	301 -
Tabelle 86 - <i>Akzeptanz durch weißen Elternteil und weiße Familie</i>	301 -
Tabelle 87 - <i>Akzeptanz durch schwarzen Elternteil und Familie und weißen Elternteil und Familie – zusammenfassende Übersicht</i>	303 -
Tabelle 88 - <i>Verbundenheit mit schwarzem und weißem Elternteil in Kindheit und Jugend</i>	303 -
Tabelle 89 - <i>Förderung der Beschäftigung mit schwarzen Themen</i>	304 -
Tabelle 90 - <i>Häufigkeit der Verwendung vorgegebener Eigenlabels</i>	307 -
Tabelle 91 - <i>Verwendung anderer, nicht vorgegebener Eigenlabels</i>	308 -
Tabelle 92 - <i>Häufigkeit der Sicht anderer Schwarzer heute</i>	310 -
Tabelle 93 - <i>Häufigkeit des Kontakts zu anderen Schwarzen heute</i>	311 -
Tabelle 94 - <i>Deskriptive Statistik zur Abfrage der Sicht von und des Kontakts zu anderen Schwarzen heute – zusammenfassende Übersichtstabelle</i>	311 -
Tabelle 95 - <i>Hautfarbe der Freunde und Bekannten</i>	312 -
Tabelle 96 - <i>Deskriptive Statistik zur Abfrage des aktuellen Isolationsempfindens</i> -	312

-

Tabelle 97: <i>Gruppenzugehörigkeit der Partnerin/des Partners - drei Gruppenkategorien</i>	- 313 -
Tabelle 98 - <i>Gruppenzugehörigkeit des Partners/der Partnerin - sechs Gruppenkategorien</i>	- 314 -
Tabelle 99 - <i>Gruppenzugehörigkeit des Partners/der Partnerin - vier Gruppenkategorien</i>	- 315 -
Tabelle 100 - <i>Gruppenzugehörigkeit des Partners und aktueller Wohnort</i>	- 315 -
Tabelle 101 - <i>Ausmaß der Vertrautheit mit der Heimatkultur des schwarzen Elternteils</i>	- 316 -
Tabelle 102 - <i>Ausmaß der Sprachkenntnisse des Heimatlandes des schwarzen Elternteils</i>	- 316 -
Tabelle 103 - <i>deskriptive Statistik zur Abfrage des Engagements in Interessensvertretungen</i>	- 317 -
Tabelle 104 - <i>Skaleninterkorrelationen, Pearson-Korrelationskoeffizient und Spearman-Rangkorrelation</i>	- 323 -
Tabelle 105 - <i>Übersicht über Zusammenhänge zwischen deutscher Identität und Akzeptanz durch weiße Familie, Selbstwert und Lebenszufriedenheit</i>	- 329 -
Tabelle 106 - <i>Übersicht über den Zusammenhang zwischen der deutschen Identität und dem Geschlecht</i>	- 329 -
Tabelle 107 - <i>Übersicht über den Zusammenhang zwischen der Akzeptanz durch die weiße Familie und der schwarzen Identität</i>	- 331 -
Tabelle 108 - <i>Übersicht über den Zusammenhang zwischen Isolationsempfinden und schwarzer Identität</i>	- 333 -
Tabelle 109 - <i>Übersicht über den Zusammenhang zwischen Identitätsarbeit und schwarzer Identität</i>	- 335 -
Tabelle 110 - <i>Übersicht über den Zusammenhang zwischen Identitätsarbeit und dem Engagement in einer Interessensvertretung</i>	- 335 -
Tabelle 111 - <i>Übersicht über den Zusammenhang zwischen dem Aufwachsen mit schwarzer Referenzumgebung und schwarzer Identität</i>	- 339 -
Tabelle 112 - <i>Zusammenhang zwischen schwarzem Umfeld in Kindheit und Jugend und schwarzer Identität</i>	- 339 -
Tabelle 113 - <i>Zusammenhang zwischen Zugehörigkeitsgefühl und schwarzer Identität</i>	- 342 -

Tabelle 114 - <i>Zusammenhang zwischen Akzeptanz durch die schwarze Familie und schwarzer Identität</i>	342 -
Tabelle 115 - <i>Übersicht über den Zusammenhang zwischen einer Racial Socialization und schwarzer Identität</i>	344 -
Tabelle 116 - <i>Zusammenhang zwischen schwarzer Identität und Identitätsarbeit und dem Alter</i>	346 -
Tabelle 117 - <i>Übersicht über den Zusammenhang zwischen schwarzer Identität und Selbstwert und Lebenszufriedenheit</i>	348 -
Tabelle 118 - <i>Zusammenhang zwischen Race-Related Stress und schwarzer Identität</i> ..	350 -
Tabelle 119 - <i>Zusammenhang zwischen Race-Related Stress und Engagement in einer Interessensvertretung</i>	350 -
Tabelle 120 - <i>Übersicht über den Zusammenhang zwischen Race-Related Stress, Akzeptanz und Isolationsempfinden</i>	351 -
Tabelle 121 - <i>Zusammenhang deutsche Identität und schwarze Identität</i>	356 -
Tabelle 122 - <i>Zusammenhang Selbstwert, Lebenszufriedenheit, Akzeptanz und Isolationsempfinden</i>	359 -
Tabelle 123 - <i>Zusammenhang Race-Related Stress, Akzeptanz und Isolationsempfinden</i>	360 -
Tabelle 124 - <i>Modellwerte für Strukturmodell 1</i>	380 -
Tabelle 125 - <i>Modellwerte für Strukturmodell 2</i>	383 -
Tabelle 126 - <i>Modellwerte für Strukturmodell 3</i>	386 -
Tabelle 127 - <i>Modellwerte für Strukturmodell 4</i>	389 -
Tabelle 128 - <i>Modellwerte für Strukturmodell 5</i>	392 -
Tabelle 129 - <i>Modellwerte für Strukturmodell 6</i>	395 -

Anhang A – Der Fragebogen



Fachbereich Erziehungswissenschaften
Institut für Psychologie

Annette Leya Mbombi

Zur Lebenssituation und Identität von Schwarzen Deutschen

Liebe Teilnehmerin, lieber Teilnehmer,

vielen Dank, dass Sie bereit sind, den vorliegenden Fragebogen auszufüllen!

Bisher gibt es kaum empirische Daten zur spezifischen Lebenssituation schwarzer Menschen in Deutschland. Was macht unser Leben so besonders? Wo liegen die speziellen psychologischen Herausforderungen und Spannungsmomente, die jede/r von uns in der kindlichen und jugendlichen Entwicklungsphase ebenso wie im Erwachsenenleben täglich zu bewältigen hat? Und welche Folgen haben diese Erfahrungen für Selbstverständnis, Identität und schwarzes Bewusstsein?

Auf diese und andere Fragen soll mit Hilfe der Daten des Fragebogens eine erste Antwort gefunden werden und so auch einen Beitrag zur Erweiterung der schwarzen sozialwissenschaftlichen Forschung in Deutschland geleistet werden.

Gefördert wird das Projekt „Soziale Identität von Schwarzen Deutschen“ in Form eines Stipendiums des Studienwerks Villigst e.V. Angesiedelt ist es im Fachbereich Erziehungswissenschaften der Universität Lüneburg. Bei der inhaltlichen Ausgestaltung ist mir freie Hand gegeben.

Jede/r von Ihnen hat nach Abschluss der Erhebung natürlich die Möglichkeit, Ergebnisse und Schlussfolgerungen einzusehen. Sie werden auf der Homepage des ISD und/oder der Universität Lüneburg berichtet und auf Bundestreffen detailliert vorgestellt.

Alle Angaben, die Sie machen, werden selbstverständlich vertraulich behandelt. Um **absolute Anonymität** zu gewährleisten, bitte ich Sie, nicht Ihren Namen anzugeben.

Mir ist bewusst, dass der Fragebogen umfangreich ist und Fragen enthält, die sich ähneln. Dies ist für Sie anstrengend, jedoch für eine differenzierte Erfassung notwendig. Ich bitte um Ihr Verständnis.

Ich bitte Sie, diesen Fragebogen vollständig zu bearbeiten.

Bei den Fragen kommt es auf Ihre ganz subjektiven Einschätzungen an, d.h. es gibt keine richtigen oder falschen Antworten. Es interessieren Ihre persönlichen Meinungen und Erfahrungen. Bitte antworten Sie auf die Fragen zügig und vertrauen Sie dabei auf Ihr spontanes Urteil.

Über Anregungen und Anmerkungen zum Projekt freue ich mich, bitte mailen Sie an AnnetteMbombi@web.de oder machen Sie Notizen auf der letzten Seite des Fragebogens.

Vielen herzlichen Dank,

Annette Leya Mbombi

August 2005

Zur Person			
Geschlecht	weiblich	<input type="checkbox"/> ₁	männlich <input type="checkbox"/> ₂
Alter in Jahren _____			
Familienstand			
verheiratet und zusammen lebend	<input type="checkbox"/> ₁	verheiratet und getrennt lebend	<input type="checkbox"/> ₂
ledig	<input type="checkbox"/> ₄	geschieden	<input type="checkbox"/> ₅
		verwitwet	<input type="checkbox"/> ₃
Feste Partnerschaft		ja	<input type="checkbox"/> ₁
		nein	<input type="checkbox"/> ₂

Falls Partnerschaft vorhanden, sonst weiter mit der übernächsten Frage(Ich habe Kinder):

Mein/e Partner/in ist			
Afrodeutsche/r	<input type="checkbox"/> ₁	Afrikaner/in	<input type="checkbox"/> ₂
Weißer/r	<input type="checkbox"/> ₄	Afroamerikaner/in	<input type="checkbox"/> ₃
		andere Gruppe	_____

Ich habe Kinder			
ja		<input type="checkbox"/> ₁	
nein		<input type="checkbox"/> ₂	wenn ja, wie viele _____

Ich lebe in einer / einem			
Großstadt	<input type="checkbox"/> ₁	mittelgroßer Stadt	<input type="checkbox"/> ₂
		Kleinstadt	<input type="checkbox"/> ₃
			Dorf <input type="checkbox"/> ₄

Schule und Ausbildung

Welchen höchsten allgemeinbildenden Schulabschluss haben Sie?			
ich bin z. Z. noch Schüler/in einer allgemein bildenden Vollzeitschule	<input type="checkbox"/> ₁	ich bin z. Z. noch Schüler/in einer berufsorientierenden Aufbau / Fachschule	<input type="checkbox"/> ₂
ohne Schulabschluss	<input type="checkbox"/> ₃	Hauptschulabschluss (Volksschulabschluss)	<input type="checkbox"/> ₄
Realschulabschluss (Mittlere Reife)	<input type="checkbox"/> ₅	Abschluss der Polytechnischen Oberschule	<input type="checkbox"/> ₆
Fachhochschulreife	<input type="checkbox"/> ₇	Allgemeine oder fachgebundene Hochschulreife/ Abitur	<input type="checkbox"/> ₈
anderer Schulabschluss:		_____	

Welchen beruflichen Ausbildungsabschluss haben Sie? (Mehrfachnennungen sind möglich)			
ich bin in einer beruflichen Ausbildung	<input type="checkbox"/> ₁	ich bin Student/in	<input type="checkbox"/> ₂
keinen beruflichen Abschluss und bin nicht in Ausbildung	<input type="checkbox"/> ₃	Beruflich-betriebliche Berufsausbildung (Lehre)	<input type="checkbox"/> ₄
Beruflich-schulische Ausbildung (Berufsfachschule, Handelsschule)	<input type="checkbox"/> ₅	Ausbildung an einer Fach-, Meister-, Technikerschule, Berufs- oder Fachakademie	<input type="checkbox"/> ₆
Fachhochschulabschluss	<input type="checkbox"/> ₇	Hochschulabschluss	<input type="checkbox"/> ₈
sonstiger beruflicher Abschluss:		_____	

Ursprungs- / Herkunftsfamilie

Meine leibliche Mutter ist / war			
Afrodeutsche	<input type="checkbox"/> ₁	Afrikanerin	<input type="checkbox"/> ₂
weiße Deutsche	<input type="checkbox"/> ₄	Afroamerikanerin	<input type="checkbox"/> ₃
		andere Gruppe	_____

Mein leiblicher Vater ist / war			
Afrodeutscher	<input type="checkbox"/> ₁	Afrikaner	<input type="checkbox"/> ₂
weißer Deutscher	<input type="checkbox"/> ₄	Afroamerikaner	<input type="checkbox"/> ₃
		andere Gruppe	_____

Welchen höchsten allgemeinbildenden Schulabschluss hat Ihre Mutter?			
ohne Schulabschluss	<input type="checkbox"/>	Hauptschulabschluss (Volksschulabschluss)	<input type="checkbox"/>
Realschulabschluss (Mittlere Reife)	<input type="checkbox"/>	Abschluss der Polytechnischen Oberschule	<input type="checkbox"/>
Fachhochschulreife	<input type="checkbox"/>	Allgemeine oder fachgebundene Hochschulreife/ Abitur	<input type="checkbox"/>
anderer Schulabschluss: _____			
Welchen beruflichen Ausbildungsabschluss hat Ihre Mutter? (Mehrfachnennungen sind möglich)			
keine berufliche Ausbildung	<input type="checkbox"/>	Beruflich-betriebliche Berufsausbildung (Lehre)	<input type="checkbox"/>
Beruflich-schulische Ausbildung (Berufsfachschule, Handelsschule)	<input type="checkbox"/>	Ausbildung an einer Fach-, Meister-, Technikerschule, Berufs- oder Fachakademie	<input type="checkbox"/>
Fachhochschulabschluss	<input type="checkbox"/>	Hochschulabschluss	<input type="checkbox"/>
sonstiger beruflicher Abschluss: _____			
Welchen höchsten allgemeinbildenden Schulabschluss hat Ihr Vater?			
Ohne Schulabschluss	<input type="checkbox"/>	Hauptschulabschluss (Volksschulabschluss)	<input type="checkbox"/>
Realschulabschluss (Mittlere Reife)	<input type="checkbox"/>	Abschluss der Polytechnischen Oberschule	<input type="checkbox"/>
Fachhochschulreife	<input type="checkbox"/>	Allgemeine oder fachgebundene Hochschulreife/ Abitur	<input type="checkbox"/>
anderer Schulabschluss: _____			
Welchen beruflichen Ausbildungsabschluss hat Ihr Vater? (Mehrfachnennungen sind möglich)			
keine berufliche Ausbildung	<input type="checkbox"/>	Beruflich-betriebliche Berufsausbildung (Lehre)	<input type="checkbox"/>
Beruflich-schulische Ausbildung (Berufsfachschule, Handelsschule)	<input type="checkbox"/>	Ausbildung an einer Fach-, Meister-, Technikerschule, Berufs- oder Fachakademie	<input type="checkbox"/>
Fachhochschulabschluss	<input type="checkbox"/>	Hochschulabschluss	<input type="checkbox"/>
sonstiger beruflicher Abschluss: _____			
Ich habe Geschwister			
nein		<input type="checkbox"/>	
ja		<input type="checkbox"/>	wenn ja, wie viele _____
Meine Geschwister sind (Mehrfachnennungen sind möglich)			
schwarz	<input type="checkbox"/>	weiß	<input type="checkbox"/>
Ich bin mit meinen Geschwistern aufgewachsen			
ja	<input type="checkbox"/>	nein	<input type="checkbox"/>
Ich bin vorwiegend aufgewachsen bei (Mehrfachnennungen sind möglich)			
meiner Mutter	<input type="checkbox"/>	meinem Vater	<input type="checkbox"/>
schwarzen Großeltern	<input type="checkbox"/>	weißen Großeltern	<input type="checkbox"/>
Adoptivmutter	<input type="checkbox"/>	Adoptivvater	<input type="checkbox"/>
		Kinderheim	<input type="checkbox"/>
		sonstige _____	
Ich bin vorwiegend aufgewachsen in			
BRD/alte Bundesländer	<input type="checkbox"/>	DDR/neue Bundesländer	<input type="checkbox"/>
anderes Land	<input type="checkbox"/>	welches? _____	
Ich bin auch in einem Land aufgewachsen, in dem der Anteil schwarzer Menschen größer als in Deutschland ist			
ja	<input type="checkbox"/>	nein	<input type="checkbox"/>
Ich bin vorwiegend aufgewachsen in			
Großstadt	<input type="checkbox"/>	mittelgroßer Stadt	<input type="checkbox"/>
		Kleinstadt	<input type="checkbox"/>
			Dorf
<input type="checkbox"/>			

Als Kind/Jugendliche/er trug ich einen Nachnamen der für die weiße Außenwelt typisch...			
deutsch ist	<input type="checkbox"/> ₁	afrikanisch ist	<input type="checkbox"/> ₂
amerikanisch ist	<input type="checkbox"/> ₃	welchen Ursprungs? _____	
anderen Ursprungs ist	<input type="checkbox"/> ₄		
Ich trage einen Vornamen der für die weiße Außenwelt typisch...			
deutsch ist	<input type="checkbox"/> ₁	afrikanisch ist	<input type="checkbox"/> ₂
amerikanisch ist	<input type="checkbox"/> ₃	welchen Ursprungs? _____	
anderen Ursprungs ist	<input type="checkbox"/> ₄		
Die Kultur des Heimatlandes meines schwarzen Elternteils (falls nicht Deutschland) ist mir			
sehr vertraut	<input type="checkbox"/> ₁	ziemlich vertraut	<input type="checkbox"/> ₂
wenig vertraut	<input type="checkbox"/> ₃	gar nicht vertraut	<input type="checkbox"/> ₄
Ich spreche die/eine Sprache des Heimatlandes meines schwarzen Elternteils (falls nicht deutsch)			
ja	<input type="checkbox"/> ₁	nein	<input type="checkbox"/> ₂
Während meiner Kindheit / Jugend fühlte ich mich stärker verbunden mit meinem			
schwarzen Elternteil/ Bezugsperson	<input type="checkbox"/> ₁	weißen Elternteil/ Bezugsperson	<input type="checkbox"/> ₂
		schwarzen und weißen Elternteil/Bezugsperson gleichermaßen	<input type="checkbox"/> ₃

Falls der **schwarze** Elternteil / die **schwarze** Familie bekannt ist bitte hier weiter, sonst weiter im nächsten Absatz (F19a):

Von meinem schwarzen Elternteil fühlte ich mich mit meiner Hautfarbe...			
völlig akzeptiert	<input type="checkbox"/> ₁	ziemlich akzeptiert	<input type="checkbox"/> ₂
kaum akzeptiert	<input type="checkbox"/> ₃	gar nicht akzeptiert	<input type="checkbox"/> ₄
Von meiner restlichen schwarzen Familie fühlte ich mich mit meiner Hautfarbe...			
völlig akzeptiert	<input type="checkbox"/> ₁	ziemlich akzeptiert	<input type="checkbox"/> ₂
kaum akzeptiert	<input type="checkbox"/> ₃	gar nicht akzeptiert	<input type="checkbox"/> ₄
Mein schwarzer Elternteil / schwarze Bezugsperson hat mich			
„als Schwarze/n gesehen“	<input type="checkbox"/> ₁	„als Weiße/n gesehen“	<input type="checkbox"/> ₂
		„als Schwarze/n und Weiße/n gesehen“	<input type="checkbox"/> ₃
Wie hat Ihr schwarzes Elternteil / schwarze Bezugsperson Ihre Beschäftigung mit „schwarzen Themen“ gefördert?			
gar nicht	<input type="checkbox"/> ₁	kaum	<input type="checkbox"/> ₂
mittelmäßig	<input type="checkbox"/> ₃	ziemlich	<input type="checkbox"/> ₄
		sehr	<input type="checkbox"/> ₅

Falls der **weiße** Elternteil / die **weiße** Familie bekannt ist bitte hier weiter, sonst weiter auf der nächsten Seite:

Von meinem weißen Elternteil fühlte ich mich mit meiner Hautfarbe...			
völlig akzeptiert	<input type="checkbox"/> ₁	ziemlich akzeptiert	<input type="checkbox"/> ₂
kaum akzeptiert	<input type="checkbox"/> ₃	gar nicht akzeptiert	<input type="checkbox"/> ₄
Von meiner restlichen weißen Familie fühlte ich mich mit meiner Hautfarbe...			
völlig akzeptiert	<input type="checkbox"/> ₁	ziemlich akzeptiert	<input type="checkbox"/> ₂
kaum akzeptiert	<input type="checkbox"/> ₃	gar nicht akzeptiert	<input type="checkbox"/> ₄
Mein weißer Elternteil / weiße Bezugsperson hat mich			
„als Schwarze/n gesehen“	<input type="checkbox"/> ₁	„als Weiße/n gesehen“	<input type="checkbox"/> ₂
		„als Schwarze/n und Weiße/n gesehen“	<input type="checkbox"/> ₃
Wie hat Ihr weißer Elternteil / weiße Bezugsperson Ihre Beschäftigung mit „schwarzen Themen“ gefördert?			
gar nicht	<input type="checkbox"/> ₁	kaum	<input type="checkbox"/> ₂
mittelmäßig	<input type="checkbox"/> ₃	ziemlich	<input type="checkbox"/> ₄
		sehr	<input type="checkbox"/> ₅

Umfeld in Kindheit und Jugend									
Wie häufig hatten Sie während Ihrer Kindheit/Jugend Kontakt zu afrodeutschen/schwarzen Gleichaltrigen?									
nie	<input type="checkbox"/> ₁	selten	<input type="checkbox"/> ₂	gelegentlich	<input type="checkbox"/> ₃	oft	<input type="checkbox"/> ₄	immer	<input type="checkbox"/> ₅
Wie häufig haben Sie in Ihrer Umgebung (Wohnumfeld, Kindergarten, Schule etc.) andere afrodeutsche/schwarze Menschen gesehen?									
nie	<input type="checkbox"/> ₁	selten	<input type="checkbox"/> ₂	gelegentlich	<input type="checkbox"/> ₃	oft	<input type="checkbox"/> ₄	immer	<input type="checkbox"/> ₅
Wie häufig hatten Sie während Ihrer Kindheit/Jugend das Gefühl der Isolation als Schwarze/r?									
nie	<input type="checkbox"/> ₁	selten	<input type="checkbox"/> ₂	gelegentlich	<input type="checkbox"/> ₃	oft	<input type="checkbox"/> ₄	immer	<input type="checkbox"/> ₅

Aktuelle Situation									
Ich selber bezeichne mich als (Mehrfachnennungen sind möglich)									
Afrodeutsche/r	<input type="checkbox"/> ₁	Schwarze/r Deutsche/r	<input type="checkbox"/> ₂	Afrikanische/r Deutsche	<input type="checkbox"/> ₃				
Afro	<input type="checkbox"/> ₄	Schwarze/r	<input type="checkbox"/> ₅	Afrikaner/in	<input type="checkbox"/> ₆				
Deutsche/r	<input type="checkbox"/> ₇	Sonstiges	_____						
Wie häufig haben Sie heute Kontakt zu anderen Afrodeutschen / Schwarzen?									
nie	<input type="checkbox"/> ₁	selten	<input type="checkbox"/> ₂	gelegentlich	<input type="checkbox"/> ₃	oft	<input type="checkbox"/> ₄	immer	<input type="checkbox"/> ₅
Wie häufig sehen Sie in Ihrer Umgebung (Wohnumfeld, Arbeit etc.) andere Afrodeutsche / Schwarze?									
nie	<input type="checkbox"/> ₁	selten	<input type="checkbox"/> ₂	gelegentlich	<input type="checkbox"/> ₃	oft	<input type="checkbox"/> ₄	immer	<input type="checkbox"/> ₅
Wie häufig haben Sie heutzutage das Gefühl der Isolation als Schwarze/r?									
nie	<input type="checkbox"/> ₁	selten	<input type="checkbox"/> ₂	gelegentlich	<input type="checkbox"/> ₃	oft	<input type="checkbox"/> ₄	immer	<input type="checkbox"/> ₅
Meine Freunde / Bekannten sind...									
überwiegend schwarz	<input type="checkbox"/> ₁	schwarz und weiß	<input type="checkbox"/> ₃	überwiegend weiß	<input type="checkbox"/> ₂				
Ich engagiere mich in Gruppen, die die Interessen von Afrodeutschen / Schwarzen vertreten									
ja	<input type="checkbox"/> ₁	nein	<input type="checkbox"/> ₂						

Im folgenden Fragenkatalog geht es um Ihr Selbstverständnis und Leben als Afrodeutsche/r .

Bitte kreuzen Sie für jede der folgenden Aussage an, inwieweit Sie dieser zustimmen.

	Stimmt überhaupt nicht	Stimmt eher nicht	Stimmt teils-teils	Stimmt überwiegend	Stimmt vollkommen
Ich bin berührt von den Problemen, die schwarze Menschen haben.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄	<input type="checkbox"/> ₅
Stärke und Zusammenhalt in der Gemeinschaft der Afrodeutschen sind mir persönlich sehr wichtig.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄	<input type="checkbox"/> ₅
Schwarze Deutsche brauchen eine breitere politische Vertretung.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄	<input type="checkbox"/> ₅
Ich fühle eine emotionale Verpflichtung gegenüber der Gemeinschaft der Afrodeutschen.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄	<input type="checkbox"/> ₅
Ich finde es sehr wichtig, dass Schwarze Deutsche in allen Berufsgruppen vertreten sind.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄	<input type="checkbox"/> ₅
Die Beiträge und die gesellschaftliche Bedeutung von Schwarzen Deutschen sollten dokumentiert und allen nahe gebracht werden.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄	<input type="checkbox"/> ₅
Schwarze Schauspielerinnen und Schauspieler und Models sind genauso attraktiv wie „Nicht-Schwarze“ in Film und Fernsehen.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄	<input type="checkbox"/> ₅
Ich bin stolz, Schwarze/r Deutsche/r zu sein.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄	<input type="checkbox"/> ₅
Ich empfinde eine starke Verbundenheit mit anderen schwarzen Menschen.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄	<input type="checkbox"/> ₅
Es ist wichtig, Themen im öffentlichen Bewusstsein zu halten, die für Schwarze wichtig sind.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄	<input type="checkbox"/> ₅
Ich setze mich dafür ein, die Diskriminierung, die Schwarze Deutsche erleben, zu reduzieren.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄	<input type="checkbox"/> ₅
Ich empfinde es als unpassend, typische Afro-Frisuren bei formellen und von Weißen dominierten Anlässen zu tragen.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄	<input type="checkbox"/> ₅
Ich empfinde es als unpassend, bei der Arbeit typische Afro-Frisuren zu tragen.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄	<input type="checkbox"/> ₅
Schwarze sind weniger attraktiv, wenn sie ihre Haare natürlich (afro) tragen.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄	<input type="checkbox"/> ₅
Ich finde einen afrikanischen Kleidungs-Stil unattraktiv.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄	<input type="checkbox"/> ₅
Schwarze mit hellerer Haut sehen im Allgemeinen besser aus als solche mit dunklerer Haut.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄	<input type="checkbox"/> ₅
Schwarze mit einer schmalen Nase sind im Allgemeinen attraktiver als die mit einer breiten Nase.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄	<input type="checkbox"/> ₅
Wenn jemand Schwarze kritisiert, fühle ich mich persönlich beleidigt.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄	<input type="checkbox"/> ₅
Ich interessiere mich sehr dafür, wie weiße Personen schwarze Menschen beurteilen.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄	<input type="checkbox"/> ₅
Wenn ich von schwarzen Menschen spreche, sage ich meistens eher „wir“ als „sie“.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄	<input type="checkbox"/> ₅
Die Erfolge schwarzer Menschen sind auch meine Erfolge.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄	<input type="checkbox"/> ₅
Wenn jemand schwarze Menschen lobt, fühle ich mich geschmeichelt.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄	<input type="checkbox"/> ₅
Wenn die Medien etwas Kritisches über schwarze Menschen berichten, ist mir das peinlich.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄	<input type="checkbox"/> ₅

Der folgende Fragenblock befasst sich ebenfalls mit Ihrem Selbstverständnis und Leben als Schwarze/r.

Bitte kreuzen Sie für jede der folgenden Aussage an, inwieweit Sie zustimmen.

	Stimmt über- haupt nicht	Stimmt überwie- gend nicht	Stimmt eher nicht	Stimmt teils-teils	Stimmt eher	Stimmt überwie- gend	Stimmt vollkom- men
Im Großen und Ganzen hat schwarz zu sein wenig damit zu tun, wie ich mich fühle.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄	<input type="checkbox"/> ₅	<input type="checkbox"/> ₆	<input type="checkbox"/> ₇
Im Allgemeinen ist schwarz zu sein ein wichtiger Teil meines Selbstbildes.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄	<input type="checkbox"/> ₅	<input type="checkbox"/> ₆	<input type="checkbox"/> ₇
Mein Schicksal ist mit dem Schicksal anderer schwarzer Menschen verbunden.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄	<input type="checkbox"/> ₅	<input type="checkbox"/> ₆	<input type="checkbox"/> ₇
Schwarz zu sein ist unwichtig für mein Gefühl, was für ein Mensch ich bin.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄	<input type="checkbox"/> ₅	<input type="checkbox"/> ₆	<input type="checkbox"/> ₇
Ich fühle mich stark zugehörig zur Gruppe der Schwarzen.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄	<input type="checkbox"/> ₅	<input type="checkbox"/> ₆	<input type="checkbox"/> ₇
Ich empfinde eine starke Bindung an andere schwarze Menschen.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄	<input type="checkbox"/> ₅	<input type="checkbox"/> ₆	<input type="checkbox"/> ₇
Schwarz zu sein ist ein wichtiger Teil dessen, was ich bin.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄	<input type="checkbox"/> ₅	<input type="checkbox"/> ₆	<input type="checkbox"/> ₇
Schwarz zu sein spielt keine bedeutende Rolle in meinen sozialen Beziehungen.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄	<input type="checkbox"/> ₅	<input type="checkbox"/> ₆	<input type="checkbox"/> ₇
Ich habe positive Gefühle gegenüber schwarzen Menschen.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄	<input type="checkbox"/> ₅	<input type="checkbox"/> ₆	<input type="checkbox"/> ₇
Ich bin froh, schwarz zu sein.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄	<input type="checkbox"/> ₅	<input type="checkbox"/> ₆	<input type="checkbox"/> ₇
Ich finde, dass Schwarze Bedeutendes erreicht und große Fortschritte erzielt haben.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄	<input type="checkbox"/> ₅	<input type="checkbox"/> ₆	<input type="checkbox"/> ₇
Ich bedaure oft, schwarz zu sein.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄	<input type="checkbox"/> ₅	<input type="checkbox"/> ₆	<input type="checkbox"/> ₇
Ich bin stolz, schwarz zu sein.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄	<input type="checkbox"/> ₅	<input type="checkbox"/> ₆	<input type="checkbox"/> ₇
Ich finde, dass Schwarzen wertvolle Beiträge zur deutschen Gesellschaft geleistet haben.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄	<input type="checkbox"/> ₅	<input type="checkbox"/> ₆	<input type="checkbox"/> ₇
Generell sind schwarze Menschen bei anderen gut angesehen.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄	<input type="checkbox"/> ₅	<input type="checkbox"/> ₆	<input type="checkbox"/> ₇
Andere Menschen respektieren Schwarze.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄	<input type="checkbox"/> ₅	<input type="checkbox"/> ₆	<input type="checkbox"/> ₇
Die meisten Menschen sind der Meinung, dass Schwarze im Durchschnitt weniger leistungs-stark als andere Gruppen sind.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄	<input type="checkbox"/> ₅	<input type="checkbox"/> ₆	<input type="checkbox"/> ₇
Schwarze werden von einer breiten Gesellschaftsschicht <i>nicht</i> respektiert.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄	<input type="checkbox"/> ₅	<input type="checkbox"/> ₆	<input type="checkbox"/> ₇
Im Allgemeinen sehen andere Gruppen schwarze Menschen positiv.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄	<input type="checkbox"/> ₅	<input type="checkbox"/> ₆	<input type="checkbox"/> ₇
Die Gesellschaft sieht schwarze Menschen als Zugewinn.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄	<input type="checkbox"/> ₅	<input type="checkbox"/> ₆	<input type="checkbox"/> ₇
Ich wäre froh, wenn ich nicht schwarz wäre.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄	<input type="checkbox"/> ₅	<input type="checkbox"/> ₆	<input type="checkbox"/> ₇
Ich fühle mich als Schwarze/r.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄	<input type="checkbox"/> ₅	<input type="checkbox"/> ₆	<input type="checkbox"/> ₇
Es ist mir wichtig, dass ich ein/e Schwarze/r bin.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄	<input type="checkbox"/> ₅	<input type="checkbox"/> ₆	<input type="checkbox"/> ₇

Bitte kreuzen Sie für jede der folgenden Aussagen an, inwieweit Sie dieser zustimmen.

	Stimme gar nicht zu	Stimme wenig zu	Stimme etwas zu	Stimme voll zu
Ich habe Zeit damit verbracht, mehr über meine eigene ethnische (schwarze) Gruppe herauszufinden, wie Geschichte und Traditionen.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄
Ich habe ein klares Gefühl für meinen schwarzen Hintergrund und seine Bedeutung für mich.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄
Ich denke viel darüber nach, wie mein Leben durch die Zugehörigkeit zur Gruppe der Schwarzen beeinflusst wird.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄
Ich bin mir <i>nicht</i> sehr klar über die Rolle meiner Hautfarbe in meinem Leben.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄
Ich habe <i>nicht</i> viel Zeit darauf verwendet, mehr über die Kultur und Geschichte meiner ethnischen (schwarzen) Gruppe herauszufinden.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄
Ich verstehe sehr gut, was mein Schwarzsein für das Verhältnis zu meiner eigenen schwarzen Gruppe und zu anderen Gruppen bedeutet.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄
Um mehr über meinen ethnischen (schwarzen) Background zu lernen habe ich viel mit anderen Menschen darüber gesprochen.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄

Bitte geben Sie in den folgenden Fragebögen an, wie Sie sich selbst und Ihr Leben insgesamt einschätzen und erleben.

Bitte kreuzen Sie für jede der folgenden Aussagen an, inwieweit sie dieser zustimmen.

	Stimme überhaupt nicht zu	Stimme nicht zu	Stimme eher nicht zu	Weder/ noch	Stimme eher zu	Stimme zu	Stimme völlig zu
In den meisten Bereichen entspricht mein Leben meinen Idealvorstellungen.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄	<input type="checkbox"/> ₅	<input type="checkbox"/> ₆	<input type="checkbox"/> ₇
Meine Lebensbedingungen sind ausgezeichnet.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄	<input type="checkbox"/> ₅	<input type="checkbox"/> ₆	<input type="checkbox"/> ₇
Ich bin mit meinem Leben zufrieden.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄	<input type="checkbox"/> ₅	<input type="checkbox"/> ₆	<input type="checkbox"/> ₇
Bisher habe ich die wesentlichen Dinge erreicht, die ich mir für mein Leben wünsche.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄	<input type="checkbox"/> ₅	<input type="checkbox"/> ₆	<input type="checkbox"/> ₇
Wenn ich mein Leben noch einmal leben könnte, würde ich kaum etwas ändern.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄	<input type="checkbox"/> ₅	<input type="checkbox"/> ₆	<input type="checkbox"/> ₇

Bitte kreuzen Sie für jede der folgenden Aussagen an, inwieweit Sie dieser zustimmen.

	trifft gar nicht zu	trifft wenig zu	trifft eher zu	trifft voll und ganz zu
Alles in allem bin ich mit mir selbst zufrieden.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄
Hin und wieder denke ich, dass ich gar nichts tauge.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄
Ich besitze eine Reihe guter Eigenschaften.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄
Ich kann vieles genauso gut wie die meisten anderen Menschen auch.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄
Ich fürchte, es gibt nicht viel, worauf ich stolz sein kann.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄
Ich fühle mich von Zeit zu Zeit richtig nutzlos.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄
Ich halte mich für einen wertvollen Menschen, jedenfalls bin ich nicht weniger wertvoll als andere auch.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄
Ich wünschte, ich könnte vor mir selbst mehr Achtung haben.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄
Alles in allem neige ich dazu, mich für einen Versager zu halten.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄
Ich habe eine positive Einstellung zu mir selbst gefunden.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄

Bitte kreuzen Sie für jede der folgenden Aussagen an, inwieweit Sie dieser zustimmen.

	Stimmt nicht	Stimmt kaum	Stimmt eher	Stimmt genau
Wenn sich Widerstände auftun, finde ich Mittel und Wege, mich durchzusetzen.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄
Die Lösung schwieriger Probleme gelingt mir immer, wenn ich mich darum bemühe.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄
Es bereitet mir keine Schwierigkeiten, meine Absichten und Ziele zu verwirklichen.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄
In unerwarteten Situationen weiß ich immer, wie ich mich verhalten soll.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄
Auch bei überraschenden Ereignissen glaube ich, dass ich gut mit ihnen zurechtkommen kann.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄
Schwierigkeiten sehe ich gelassen entgegen, weil ich meinen Fähigkeiten immer vertrauen kann.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄
Was auch immer passiert, ich werde schon klarkommen.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄
Für jedes Problem kann ich eine Lösung finden.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄
Wenn eine neue Sache auf mich zukommt, weiß ich, wie ich damit umgehen kann.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄
Wenn ein Problem auftaucht, kann ich es aus eigener Kraft meistern.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄

Die folgenden Fragen beziehen sich auf Ihr Selbstverständnis und Leben als Deutsche/r.

Bitte kreuzen Sie für jede der folgenden Aussage an, inwieweit Sie zustimmen.

	Stimmt überhaupt nicht	Stimmt eher nicht	Stimmt teils-teils	Stimmt überwiegend	Stimmt vollkommen
Wenn jemand die Deutschen kritisiert, fühle ich mich persönlich beleidigt.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄	<input type="checkbox"/> ₅
Ich interessiere mich sehr dafür, wie Andere (Nicht-Deutsche) die Deutschen beurteilen.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄	<input type="checkbox"/> ₅
Wenn ich von Deutschen spreche, sage ich meistens eher „wir“ als „sie“.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄	<input type="checkbox"/> ₅
Die Erfolge von Deutschen sind auch meine Erfolge.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄	<input type="checkbox"/> ₅
Wenn jemand die Deutschen lobt, fühle ich mich geschmeichelt.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄	<input type="checkbox"/> ₅
Wenn die Medien etwas Kritisches über Deutsche berichten, ist mir das peinlich.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄	<input type="checkbox"/> ₅

Bitte kreuzen Sie für jede der folgenden Aussagen an, inwieweit Sie dieser zustimmen.

	Stimmt überhaupt nicht	Stimmt überwiegend nicht	Stimmt eher nicht	Stimmt teils-teils	Stimmt eher	Stimmt überwiegend	Stimmt vollkommen
Ich fühle mich als Deutsche/r	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄	<input type="checkbox"/> ₅	<input type="checkbox"/> ₆	<input type="checkbox"/> ₇
Es ist mir wichtig, dass ich ein/e Deutsche/r bin.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄	<input type="checkbox"/> ₅	<input type="checkbox"/> ₆	<input type="checkbox"/> ₇
Im Großen und Ganzen hat deutsch zu sein wenig damit zu tun, wie ich mich fühle.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄	<input type="checkbox"/> ₅	<input type="checkbox"/> ₆	<input type="checkbox"/> ₇
Im Allgemeinen ist deutsch zu sein ein wichtiger Teil meines Selbstbildes.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄	<input type="checkbox"/> ₅	<input type="checkbox"/> ₆	<input type="checkbox"/> ₇
Deutsche/r zu sein ist unwichtig für mein Gefühl, was für ein Mensch ich bin.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄	<input type="checkbox"/> ₅	<input type="checkbox"/> ₆	<input type="checkbox"/> ₇
Ich bedaure oft, Deutsche/r zu sein.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄	<input type="checkbox"/> ₅	<input type="checkbox"/> ₆	<input type="checkbox"/> ₇
Ich bin froh, Deutsche/r zu sein	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄	<input type="checkbox"/> ₅	<input type="checkbox"/> ₆	<input type="checkbox"/> ₇
Ich bin stolz, Deutsche/r zu sein	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄	<input type="checkbox"/> ₅	<input type="checkbox"/> ₆	<input type="checkbox"/> ₇
Ich wäre froh, wenn ich kein/e deutsche/r wäre.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄	<input type="checkbox"/> ₅	<input type="checkbox"/> ₆	<input type="checkbox"/> ₇

Im folgenden geht es darum, zu erfahren, ob und wie bestimmte Themen, die Hautfarbe und Rassismus betreffen, in Ihrer Ursprungs-/Herkunftsfamilie besprochen / diskutiert wurden.

a) Bitte geben Sie an, wie häufig Sie in Ihrer Kindheit und Jugend **mit Ihren Eltern** über verschiedene Themen gesprochen haben.

	Keine Diskussion	Seltene Diskussion	Regelmäßige Diskussion	Häufige Diskussion
.. über Hautfarben bedingte Schranken / Barrieren und Strategien, damit umzugehen.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄
.. darüber, dass sich Schwarze nur selbst entwickeln können, wenn sie besonders hart arbeiten.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄
..über den Stolz auf die Hautfarbe und die Verbundenheit mit anderen schwarzen Menschen.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄
.. darüber, dass alle Menschen gleich seien und eine Bewertung von Menschen nicht nach ihrer Hautfarbe erfolgen sollte.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄

b) Bitte geben Sie an, wie häufig Sie in Ihrer Kindheit und Ju **mit anderen Erwachsenen aus ihrer Familie** über verschiedene Themen gesprochen haben.

	Keine Diskussion	Seltene Diskussion	Regelmäßige Diskussion	Häufige Diskussion
.. über Hautfarben bedingte Schranken / Barrieren und Strategien, damit umzugehen.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄
.. darüber, dass sich Schwarze nur selbst entwickeln können, wenn sie besonders hart arbeiten.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄
..über den Stolz auf die Hautfarbe und die Verbundenheit mit anderen schwarzen Menschen.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄
.. darüber, dass alle Menschen gleich seien und eine Bewertung von Menschen nicht nach ihrer Hautfarbe erfolgen sollte.	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄

c) Welchen Einfluss haben die oben angegebenen Diskussiellungen in Ihrer Familie gehabt?

	Kein Einfluss	Geringer Einfluss	Einfluss	Mittlerer Einfluss	Starker Einfluss
Welchen Einfluss hat die Einstellung Ihrer Familie zu den o. g. Themen auf Ihre <i>Überzeugungen</i> .	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄	<input type="checkbox"/> ₅
Welchen Einfluss hat die Einstellung Ihrer Familie zu den o. g. Themen auf Ihr <i>Verhalten</i> .	<input type="checkbox"/> ₁	<input type="checkbox"/> ₂	<input type="checkbox"/> ₃	<input type="checkbox"/> ₄	<input type="checkbox"/> ₅

Dieser Übersichtsfragebogen dient dazu, rassistische Erfahrungen, die Schwarze Menschen in Deutschland aufgrund Ihrer Hautfarbe machen, zu erfassen.

Es gibt viele Erfahrungen, die ein schwarzer Mensch in diesem Land aufgrund seiner Hautfarbe machen kann. Einige Ereignisse geschehen nur einmal, andere öfter, während wieder andere häufig vorkommen können. Unten finden Sie eine Liste einiger dieser Erfahrungen.

Bitte geben Sie die Vorkommnisse an, die Sie selbst erlebt haben oder jemand, der Ihnen sehr nahe steht (d.h. ein Familienmitglied oder eine geliebte Person). Da ein Mensch von Ereignissen, die ihm nahe stehenden Personen widerfahren, betroffen sein kann, werden Sie gebeten, auch solche Ereignisse als eigene Erfahrungen zu berücksichtigen, wenn Sie diesen Fragebogen bearbeiten.

Bitte kreuzen Sie das Antwortkästchen an, welches Ihre Reaktion auf das Ereignis zum Zeitpunkt, als es geschah, beschreibt. Wenn ein Ereignis mehr als einmal vorkam, beziehen Sie sich auf das erste Mal, als es geschah. Wenn ein Ereignis gar nicht vorkam, markieren Sie die 0 und gehen weiter zur nächsten Frage.

Verkäufer/innen / Angestellte bedankten sich nicht bei Ihnen oder zeigten keine anderen Formen von Höflichkeit und Respekt, als Sie in einem Geschäft von Weißen / Nichtschwarzen einkauften.	<input type="checkbox"/> ₀	Das ist mir nie passiert.
	<input type="checkbox"/> ₁	Dieses Ereignis hat es gegeben, aber es hat mich nicht gekümmert.
	<input type="checkbox"/> ₂	Dieses Ereignis hat es gegeben, und ich war leicht verstimmt (gekränkt, verärgert).
	<input type="checkbox"/> ₃	Dieses Ereignis hat es gegeben, und ich war verstimmt (gekränkt, verärgert).
	<input type="checkbox"/> ₄	Dieses Ereignis hat es gegeben, und ich war äußerst verstimmt (gekränkt, verärgert).
Ihnen ist körperliche Gewalt angedroht worden durch eine Einzelperson oder eine Gruppe von Weißen / Nichtschwarzen.	<input type="checkbox"/> ₀	Das ist mir nie passiert.
	<input type="checkbox"/> ₁	Dieses Ereignis hat es gegeben, aber es hat mich nicht gekümmert.
	<input type="checkbox"/> ₂	Dieses Ereignis hat es gegeben, und ich war leicht verstimmt (gekränkt, verärgert).
	<input type="checkbox"/> ₃	Dieses Ereignis hat es gegeben, und ich war verstimmt (gekränkt, verärgert).
	<input type="checkbox"/> ₄	Dieses Ereignis hat es gegeben, und ich war äußerst verstimmt (gekränkt, verärgert).
Beim Einkaufen in einem Geschäft nahm der/die Angestellte an, dass Sie sich bestimmte Dinge nicht leisten können (z. B. wurden Sie zu den Angeboten geführt).	<input type="checkbox"/> ₀	Das ist mir nie passiert.
	<input type="checkbox"/> ₁	Dieses Ereignis hat es gegeben, aber es hat mich nicht gekümmert.
	<input type="checkbox"/> ₂	Dieses Ereignis hat es gegeben, und ich war leicht verstimmt (gekränkt, verärgert).
	<input type="checkbox"/> ₃	Dieses Ereignis hat es gegeben, und ich war verstimmt (gekränkt, verärgert).
	<input type="checkbox"/> ₄	Dieses Ereignis hat es gegeben, und ich war äußerst verstimmt (gekränkt, verärgert).
Sie waren Opfer eines Verbrechens, und die Polizei hat Sie so behandelt, als wenn Sie dies als Teil Ihres Schwarzseins hinnehmen müssten	<input type="checkbox"/> ₀	Das ist mir nie passiert.
	<input type="checkbox"/> ₁	Dieses Ereignis hat es gegeben, aber es hat mich nicht gekümmert.
	<input type="checkbox"/> ₂	Dieses Ereignis hat es gegeben, und ich war leicht verstimmt (gekränkt, verärgert).
	<input type="checkbox"/> ₃	Dieses Ereignis hat es gegeben, und ich war verstimmt (gekränkt, verärgert).
	<input type="checkbox"/> ₄	Dieses Ereignis hat es gegeben, und ich war äußerst verstimmt (gekränkt, verärgert).

<p>Sie wurden in einem Laden, Restaurant oder Geschäft mit weniger Respekt und Höflichkeit behandelt als Weiße und andere Nichtschwarze.</p>	<input type="checkbox"/> ₀	Das ist mir nie passiert.
	<input type="checkbox"/> ₁	Dieses Ereignis hat es gegeben, aber es hat mich nicht gekümmert.
	<input type="checkbox"/> ₂	Dieses Ereignis hat es gegeben, und ich war leicht verstimmt (gekränkt, verärgert).
	<input type="checkbox"/> ₃	Dieses Ereignis hat es gegeben, und ich war verstimmt (gekränkt, verärgert).
	<input type="checkbox"/> ₄	Dieses Ereignis hat es gegeben, und ich war äußerst verstimmt (gekränkt, verärgert).
<p>Sie wurden bei einem wichtigen Arbeits-Projekt übergangen, obwohl Sie qualifizierter und kompetenter waren als der/die Weiße/Nichtschwarze, dem/der das Projekt übertragen wurde.</p>	<input type="checkbox"/> ₀	Das ist mir nie passiert.
	<input type="checkbox"/> ₁	Dieses Ereignis hat es gegeben, aber es hat mich nicht gekümmert.
	<input type="checkbox"/> ₂	Dieses Ereignis hat es gegeben, und ich war leicht verstimmt (gekränkt, verärgert).
	<input type="checkbox"/> ₃	Dieses Ereignis hat es gegeben, und ich war verstimmt (gekränkt, verärgert).
	<input type="checkbox"/> ₄	Dieses Ereignis hat es gegeben, und ich war äußerst verstimmt (gekränkt, verärgert).
<p>Weiße/Nichtschwarze haben Sie in einem Restaurant, Theater oder Geschäft angestarrt, als wenn Sie dort nichts zu suchen hätten.</p>	<input type="checkbox"/> ₀	Das ist mir nie passiert.
	<input type="checkbox"/> ₁	Dieses Ereignis hat es gegeben, aber es hat mich nicht gekümmert.
	<input type="checkbox"/> ₂	Dieses Ereignis hat es gegeben, und ich war leicht verstimmt (gekränkt, verärgert).
	<input type="checkbox"/> ₃	Dieses Ereignis hat es gegeben, und ich war verstimmt (gekränkt, verärgert).
	<input type="checkbox"/> ₄	Dieses Ereignis hat es gegeben, und ich war äußerst verstimmt (gekränkt, verärgert).
<p>Sie wurden das Opfer rassistischer Witze von weißen/nichtschwarzen Autoritätspersonen und haben nicht protestiert aus Angst, das könnte diese gegen Sie aufbringen.</p>	<input type="checkbox"/> ₀	Das ist mir nie passiert.
	<input type="checkbox"/> ₁	Dieses Ereignis hat es gegeben, aber es hat mich nicht gekümmert.
	<input type="checkbox"/> ₂	Dieses Ereignis hat es gegeben, und ich war leicht verstimmt (gekränkt, verärgert).
	<input type="checkbox"/> ₃	Dieses Ereignis hat es gegeben, und ich war verstimmt (gekränkt, verärgert).
	<input type="checkbox"/> ₄	Dieses Ereignis hat es gegeben, und ich war äußerst verstimmt (gekränkt, verärgert).
<p>Während Sie in einem Geschäft einkauften oder versuchten, etwas zu kaufen, wurden Sie ignoriert, als wären Sie kein seriöser Kunde oder als hätten Sie kein Geld.</p>	<input type="checkbox"/> ₀	Das ist mir nie passiert.
	<input type="checkbox"/> ₁	Dieses Ereignis hat es gegeben, aber es hat mich nicht gekümmert.
	<input type="checkbox"/> ₂	Dieses Ereignis hat es gegeben, und ich war leicht verstimmt (gekränkt, verärgert).
	<input type="checkbox"/> ₃	Dieses Ereignis hat es gegeben, und ich war verstimmt (gekränkt, verärgert).
	<input type="checkbox"/> ₄	Dieses Ereignis hat es gegeben, und ich war äußerst verstimmt (gekränkt, verärgert).
<p>Sie haben rassistische Bemerkungen oder Kommentare über Schwarze gehört, die offen von Weißen in öffentlichen Ämtern oder anderen einflussreichen Weißen geäußert wurden.</p>	<input type="checkbox"/> ₀	Das ist mir nie passiert.
	<input type="checkbox"/> ₁	Dieses Ereignis hat es gegeben, aber es hat mich nicht gekümmert.
	<input type="checkbox"/> ₂	Dieses Ereignis hat es gegeben, und ich war leicht verstimmt (gekränkt, verärgert).
	<input type="checkbox"/> ₃	Dieses Ereignis hat es gegeben, und ich war verstimmt (gekränkt, verärgert).
	<input type="checkbox"/> ₄	Dieses Ereignis hat es gegeben, und ich war äußerst verstimmt (gekränkt, verärgert).

Weiße oder andere Nichtschwarze haben Sie behandelt, als wären Sie dumm und als müsste man Ihnen Dinge langsam oder mehrfach erklären.	<input type="checkbox"/> ₀	Das ist mir nie passiert.
	<input type="checkbox"/> ₁	Dieses Ereignis hat es gegeben, aber es hat mich nicht gekümmert.
	<input type="checkbox"/> ₂	Dieses Ereignis hat es gegeben, und ich war leicht verstimmt (gekränkt, verärgert).
	<input type="checkbox"/> ₃	Dieses Ereignis hat es gegeben, und ich war verstimmt (gekränkt, verärgert).
	<input type="checkbox"/> ₄	Dieses Ereignis hat es gegeben, und ich war äußerst verstimmt (gekränkt, verärgert).
Ein Apartment oder eine Wohnung/ein Haus wurde Ihnen verweigert, und Sie haben den Verdacht, dies geschah, weil Sie schwarz sind.	<input type="checkbox"/> ₀	Das ist mir nie passiert.
	<input type="checkbox"/> ₁	Dieses Ereignis hat es gegeben, aber es hat mich nicht gekümmert.
	<input type="checkbox"/> ₂	Dieses Ereignis hat es gegeben, und ich war leicht verstimmt (gekränkt, verärgert).
	<input type="checkbox"/> ₃	Dieses Ereignis hat es gegeben, und ich war verstimmt (gekränkt, verärgert).
	<input type="checkbox"/> ₄	Dieses Ereignis hat es gegeben, und ich war äußerst verstimmt (gekränkt, verärgert).

Anhang B - Test auf Normalverteilung

Kolmogorov-Smirnov-Anpassungstest	N	Parameter der Normalverteilung(a,b)		Extremste Differenzen			Kolmogorov-Smirnov-Z	Asymptotische Signifikanz (2-seitig)
		Mittelwert	Standardabweichung	Absolut	Positiv	Negativ		
Normalverteilte Skalen:								
Deutsche soziale Identität (Orth)	187	3,528	1,336	0,074	0,074	-0,055	1,016	0,253
Identifikation mit der Gruppe der Deutschen (Mael/Ashforth)	197	2,488	0,815	0,075	0,075	-0,050	1,059	0,212
Schwarze Identität, Public Regard	196	3,106	0,996	0,069	0,045	-0,069	0,970	0,304
Globale Lebenszufriedenheit	197	4,820	1,336	0,087	0,051	-0,087	1,225	0,099
Race-Related Stress	197	2,747	0,995	0,090	0,090	-0,042	1,269	0,080
Schwarze Identität, emotional-zentral	196	4,455	0,976	0,059	0,037	-0,059	0,826	0,502
Nicht normalverteilte Skalen:								
Schwarze Identität, politisch-emanzipatorisch	198	4,230	0,657	0,168	0,120	-0,168	2,364	0,000
Identitätsarbeit	195	3,047	0,738	0,157	0,098	-0,157	2,197	0,000
Racial Socialization durch Eltern	197	2,291	0,839	0,113	0,113	-0,066	1,586	0,013
Globales Selbstwertgefühl	196	3,428	0,509	0,142	0,131	-0,142	1,991	0,001

